

BORNISTIK

Sprach- und kulturwissenschaftliche
Perspektiven auf die Romania und die Welt



*Herausgeber*innen*
Anna Ladilova
Dinah Leschzyk
Katharina Müller
Nicolas Schweitzer
Falk Seiler

Giessen University Library Publications
2021

Ladilova, Leschzyk, Müller, Schweitzer, Seiler (Hrsg.) – Bornistik

Bornistik

Sprach- und kulturwissenschaftliche
Perspektiven auf die Romania und die Welt

Anna Ladilova, Dinah Leschzyk, Katharina Müller,
Nicolas Schweitzer, Falk Seiler (Hrsg.)

Giessen University Library Publications

2021

Giessen University Library Publications

Schlagwörter: Kritische Diskursanalyse, Kulturwissenschaft, Sportsprache, Sprachgeschichte, Sprachkontakt, Sprachpolitik



<http://creativecommons.org/licenses/BY-NC-ND/3.0/de>

Diese Veröffentlichung wird unter der Creative Commons Lizenz BY-NC-ND 3.0 (Namensnennung, nur nicht-kommerzielle Nutzung, keine Bearbeitung) publiziert.

URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2021/15678/>

URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hebis:26-opus-156782>

Umschlaggestaltung: Edith Lang

Inhaltsverzeichnis

Einleitung & Persönliches

LADILOVA, ANNA / LESCHZYK, DINAH / MÜLLER, KATHARINA / SCHWEITZER, NICOLAS / SEILER, FALK (Gießen): Einleitung.....	8
BECKER, LIDIA (Hannover): Glückwünsche.....	17
SARTINGEN, KATHRIN (Wien): Eine kleine Randnotiz.....	18
DEL PERCIO, ENRIQUE (Buenos Aires): Joachim Born: La justicia lingüís- tica.....	20
BERNHARD, GERALD (Bochum): Gebirge und andere Kontakträume: Erinnerungen und Erlebnisse.....	22
MEIRELES, SELMA MARTINS (São Paulo): O “Bornismo” como paradigma de busca do conhecimento.....	32

Sprache & Sport

BURKHARDT, ARMIN (Magdeburg): Fußballsprache(n). Ein Beitrag zur Kontrastiven Onomasiologie.....	41
KIEGEL-KEICHER, YVONNE (Gießen): Interlanguage und Interferenz im Fußball: Sprachkontaktphänomene bei Transferspielern.....	59
LANGENBACHER-LIEBGOTT, JUTTA (Mannheim): „Comme des garçons“: Linguistische Untersuchung französischer Medienberichte zur FIFA Frauen-Weltmeisterschaft Frankreich 2019.....	74
LAVRIC, EVA (Innsbruck): Ich und du, wir, ihr und sie: Liebe und Hass in spanischen Fußball-Fangesängen.....	90
MONJOUR, ALF (Duisburg-Essen): <i>Mago Messi. Líder Ramos. Patrimonio Iniesta. Terremoto Griezmann</i> . Aposiciones enfáticas en titulares perio- dísticos deportivos.....	109
WÖRSDÖRFER, ANNA ISABELL (Münster): Superstars und Kindheits- träume. Zur identitätsstiftenden Funktion des Fußballs in den hispano- amerikanischen Kulturen.....	123

Sprache & Politik

KREMnitz, GEORG (Wien): „Polyzentrische Sprachen“ und „interner Kolonialismus“, mögliche Beziehungen. Einige sprachenpolitische Über- legungen.....	140

LESCHZYK, DINAH (Gießen): Lexikalische Nachschlagewerke ‚Politischer Korrektheit‘ in der Romania. Verbale Diskriminierung unter dem Deckmantel satirischer Sprachkritik.....	152
MONJANE HENRIKSEN, SARITA (Maputo): Políticas Linguísticas e Educação – O Caso de Moçambique.....	166
MONTERO CURIEL, MARIA PILAR (Cáceres): Variación lingüística al servicio de la propaganda política: las viñetas de humor antirrepublicano durante la guerra civil española.....	174
PEREZ, RAPHAEL DOS SANTOS MIGUELEZ (Gießen): A construção discursiva do etos do G4: uma análise das modalidades em declarações do grupo em prol da reforma na ONU.....	189
PÖLL, BERNHARD (Salzburg): Asturiano y mirandés: un caso extraordinario de doble normalización/normativización.....	202
RADÜNZ, WILLIAN / SCHWEITZER, NICOLAS (Gießen): Hunsrückisch als Schriftsprache in Brasilien.....	217
TANZMEISTER, ROBERT (Wien): Zum politischen Diskurs der Linken: Pedro Sánchez und Matteo Renzi im Vergleich.....	230
ZIMMERMANN, KLAUS (Bremen): El análisis crítico del discurso: ¿cómo saber lo que entiende el receptor?.....	249

Sprachkontakte

BEIN, ROBERTO (Buenos Aires): Mehrsprachige Identität.....	263
CICHON, PETER (Wien): Herausforderung Mehrsprachigkeitsdidaktik.....	280
DAHMEN, WOLFGANG / JOHANNES KRAMER (Jena / Trier): Rumänische „Dialekte“ auf dem Balkan?.....	293
DOPPELBAUER, MAX (Wien): Das Portugiesische in Äquatorialguinea.....	306
GUGENBERGER, EVA (Flensburg): Die Dynamik im lusophonen Varietätengefüge aus der Perspektive des Sprachkontakts am Beispiel von Brasilien und Angola.....	316
HIPPERDINGER, YOLANDA (Bahía Blanca): Juegos interlingüísticos en el español de la Argentina.....	343
KUHN, JULIA / MATOS, RAFAEL EDUARDO (Jena): Contacto lingüístico entre el español y la lengua indígena pemón, en el sureste de Venezuela: el caso de la comunidad de San Ignacio de Yuruaní.....	354
LADILOVA, ANNA / MÜLLER, KATHARINA (Gießen / Frankfurt): Sprachkontakte in der Bornistik: Aktuelle Sprachdynamiken bei deutschen und italienischen Migrant*innen in Brasilien und Argentinien im Vergleich.....	365

Sprache & Geschichte

GROSSEGESSE, ORLANDO (Braga): Was das ‚Deutsche‘ in Portugal hinterlässt. Von Schillerseife zu Segelflug und Schadenfreude.....	384
JAHN, SUSANNE (Halle / Saale): Orientierung in Raum und Zeit – Straßennamen als Zeitzeugen und historisches Erbe in Maputo.....	405
LIEBER MARIA / KLINGEBEIL, JOSEPHINE (Dresden): Hispanophonie und Lusophonie an europäischen Höfen des 18. Jahrhunderts: Der Fall Sachsen. Ein Blick auf die spanischen und portugiesischen Manuskripte der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden.....	429
NOLL, VOLKER (Münster): Phonetische Entwicklungen mit Bedeutung für das Spanische.....	447

Sprache & Kultur

PÖCKL, WOLFGANG (Innsbruck): Sie können zusammen nicht kommen? Über einige Untiefen zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft.....	458
GLONING, THOMAS (Gießen): Das Vokabular des Jazz im „Jazzbuch“ (1953) von Joachim Ernst Berendt.....	471
HÄSE, BIRGIT (Dresden): Von naiven Scholaren und schönen Geistern – eine Erzählung aus Pu Songlings <i>Liaozhai zhiyi</i> und deren Verfilmung....	490
LAFERL, CHRISTOPHER (Salzburg): Eine eigenwillige Kanonautorin als Normspenderin: Clarice Lispector.....	505
MONTEAGUDO, HENRIQUE (Santiago de Compostela): Lengua e identidad de los inmigrantes gallegos en el sainete porteño: <i>Farruco</i> (1921).....	520
SEILER, FALK (Gießen): Spiel und Sport: Soziolinguistische Überlegungen zum Sprachspielkonzept Wittgensteins.....	534
STUBBE, CHIRLY DOS SANTOS (Mannheim): Über das Essen der Götter und der Menschen bei den Afrobrasilianern.....	548
STUBBE, HANNES (Köln): Die psychische Einheit der Menschheit – Ein theoretisches Fundament der Transkulturellen Psychologie.....	561

Einleitung & Persönliches

Einleitung

Anna Ladilova, Dinah Leschzyk, Katharina Müller,
Nicolas Schweitzer und Falk Seiler¹

Wir möchten den 65. Geburtstag von Joachim Born zum Anlass nehmen, ihm diesen Band mit Beiträgen von Kolleg*innen, Freund*innen und Schüler*innen aus nah und fern zu überreichen, die die Freude hatten und haben, mit ihm ein Stück des Weges zurückzulegen. Der Titel „Bornistik“ ist dabei zunächst als eine Hommage an den Jubilar zu verstehen – auch an seinen Humor –, soll aber darüber hinaus auch offen sein für andere Interpretationen. Mit ihm sprechen wir die Bündelung von wissenschaftlichen Interessen und Orientierungen, von Methoden und Tätigkeitsfeldern an, wie sie für Joachim einzigartig ist. Für die Beitragenden geht es damit eher um ein Forschungsfeld und um die Einladung, Anregungen aufzunehmen und Perspektiven zu entwickeln, die sich für sie aus der wissenschaftlichen Begegnung mit Joachim ergeben. „Bornistik“ ist dabei aber auch eine Klammer, die das Wissenschaftliche und das Persönliche umschließt und eine Verbundenheit ausdrücken soll, derer Joachim sich hoffentlich auch über die Schwelle des anstehenden Lebensabschnittswechsels hinaus gewiss sein möge.

Die hier entfalteten sprach- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven auf die Romania und die Welt sind von der Vielfalt inspiriert, die Joachims wissenschaftliches Werk ausmacht. Das betrifft unter anderem die Vielfalt der romanischen Sprachen, zu denen er gearbeitet hat: Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Katalanisch, Französisch, Galicisch, Asturisch und Leonesisch; aber auch das Deutsche, Russische und Kroatische spielen eine Rolle. Dieser breite sprachliche Horizont erlaubt es ihm, dem vergleichenden Grundanliegen der Romanistik gerecht zu wer-

¹ Ludmila Kostić Arandjelović Porto und Maureen Ziehm sei ganz herzlich für ihre Mitarbeit an der Erstellung des Manuskripts gedankt.

den, freilich um moderne kontaktlinguistische, soziolinguistische und sprachpolitische sowie kritisch-diskursanalytische Ansätze ergänzt. Darüber hinaus zeigt seine Begeisterung z.B. für onomastische Fragestellungen, für Wortbildung und nicht zuletzt für Sportsprache, wie wenig wichtig, ja durchaus auch wie hinderlich, solche Unterscheidungen wie „interne“ und „externe“ oder „theoretische“ und „angewandte“ Sprachwissenschaft sind, wenn es darum geht, Joachims Platz in der Romanistik zu bestimmen. Dabei ist es seine in den letzten Jahren mit zunehmender Vehemenz vorgetragene Überzeugung, dass Sprache eine kulturelle Größe ist, die Sprachwissenschaft entsprechend auch kulturwissenschaftlich arbeitet und eine auch durch die Sprachwissenschaft mitgetragene kulturwissenschaftliche Öffnung der Romanistik *ein* Weg sein kann, unserem Fach eine moderne Perspektive zu geben.

Seine profunde Kenntnis der Kulturen und Regionen, in denen er sich bewegt und unter denen Lateinamerika eine besonders herausgehobene Rolle spielt, macht ihn zu einem sehr glaubwürdigen Fürsprecher dieses Anliegens. Mehrmals im Jahr – jedenfalls wenn ihn keine pandemiebedingten Umstände daran hindern – reist er in die Gebiete, zu denen er arbeitet, getrieben von beständiger Neugier und immer wieder erneuertem Interesse, nicht an einem abstrakten Objekt „Sprache“, sondern an den Sprecher*innen, ihren Lebensverhältnissen und ihren Vorstellungen. So lebt er eine auch politisch sensible Linguistik – Bornistik eben –, die von dem forschungsethisch reflektierten Bewusstsein der Bedingungen getragen ist, unter denen sich seine Wege der Produktion wissenschaftlicher Kenntnisse mit denen der Sprecher*innen in ihren (sprach-)biographischen Verläufen und oft auch sprachpolitischen Kämpfen kreuzen. Als profunder Kenner des internationalen Fußballs verbindet er seine Reisen ins Ausland unter anderem auch mit den Besuchen von Sportstadien mit ihrer Anwesenheit unterschiedlichster Sprachen. So einen ethnographisch-leidenschaftlich motivierten Besuch eines Fußballspiels durfte eine der Herausgeberinnen auf einer Reise nach Kazan miterleben, was sie diesen Sport, der ihr bis dahin eher langweilig erschienen war, aus einer völlig anderen Perspektive sehen ließ.

Wie wichtig für Joachim die Beziehungen zu anderen Menschen sind, zeigt sich unter anderem daran, dass die meisten seiner Kolleg*innen auch gute Freund*innen sind. Dies lässt sich auch aus einigen Beiträgen im vorliegenden Band herauslesen. Menschlichkeit ist für ihn auch das A und O bei der alltäglichen Zusammenarbeit im Team, die von Zuhören, Wertschätzung und einer angenehmen Arbeitsatmosphäre geprägt ist. So wird in den meisten (Arbeits-)Treffen mit Joachim nicht

nur über Inhaltliches gesprochen, sondern auch über Persönliches. Sein Einfühlungsvermögen ermöglicht es ihm dabei immer genau zu erspüren, wie es der anderen Person geht. Darüber hinaus ist er ein charismatischer, schlagfertiger und überzeugender Redner. Auf diese Weise überzeugt er nicht nur in Gremien mit seinen Vorschlägen, sondern tritt auch in seinen Kursen eindrucksvoll auf. Das Thema, vom dem er spricht, erscheint dabei spannend und höchst bedeutend, was die Zuhörer*innen motiviert, sich damit auseinanderzusetzen und seine Lehrveranstaltungen aufmerksam zu verfolgen. Dabei mag er mitunter auch respekt einflößend wirken, denn Joachim kann sehr anspruchsvoll, direkt und zuweilen auch ungeduldig sein.

Dies hat sicherlich nicht zuletzt mit den hohen Erwartungen zu tun, die er an sich und auch an seine Schüler*innen stellt. Joachim lässt viele Freiheiten in Wissenschaft und Lehre, erwartet aber Qualität, Klarheit und formale Korrektheit, ohne den Sinn für das Mögliche zu verlieren. Dabei bleibt er stets offen für andere Meinungen und sogar völlig neue, für ihn zuweilen wenig nachvollziehbare methodische und theoretische Herangehensweisen und vermittelt stets das Gefühl, dass das, was man gerade vorhat, zu schaffen ist. Dies führt zu einer noch größeren Vielfalt von Forschungsthemen der Bornistik, die auch die Beitragenden dieser Festschrift zum Ausdruck bringen. Bei Ihnen – und Euch – bedanken wir uns ganz herzlich!

Die Beiträge sind – dem bornistischen Profil folgend – in die fünf Bereiche ‚Sprache und Sport‘, ‚Sprache und Politik‘, ‚Sprachkontakte‘, ‚Sprache und Geschichte‘ und ‚Sprache und Kultur‘ unterteilt, die im Folgenden unter Verweis auf Joachims eigene Beiträge dazu genauer vorgestellt werden.

Sprache und Sport

Die Verbindung von Sprache und Sport, die Sportsprache, ist einer der Schwerpunkte von Joachims Forschungs- und Lehrtätigkeit, dem er sich in den letzten Jahren verstärkt zugewandt hat. Dabei interessiert er sich vor allem für Fußball, nicht nur aus sportlicher Perspektive, sondern auch aus onomastischer Sicht. Mehrfach hat sich Joachim wissenschaftlich mit den Spitz- und Übernamen von Fußballspielern aus verschiedenen Teilen der Romania auseinandergesetzt (Born 2008 & 2015). Auch der deutschen Sportsprache hat er mehrere Arbeiten gewidmet (Born 2009a & 2014). Gemeinsam mit Maria Lieber (Born/Lieber 2008) ist er der Herausgeber eines Sammelbandes zur *Sportsprache in der Romania*, zusammen

mit Thomas Gloning hat er den Sammelband *Sport, Sprache, Kommunikation, Medien. Interdisziplinäre Perspektiven* herausgegeben (Born/Gloning 2015). Seine interdisziplinäre Sichtweise wird auch in diesem Feld deutlich. So verband er etwa die Sportsprache mit der Sprachpolitik, indem er sprachpolitische Aspekte bei der Gestaltung von Homepages von Fußballclubs untersuchte (Born 2016).

Sprache und Politik

Sprache und Politik, Sprachpolitik und Sprachenpolitik waren immer schon zentrale Themen in Joachims Forschungs- und Lehrtätigkeit. In den 1990er Jahren verfasste er zahlreiche Einträge für die renommierte Brockhaus-Enzyklopädie, u. a. zu „Sprachpolitik“, „Sprachplanung“ und „Verhandlungssprache“. Von erschreckender Aktualität ist der faschistische Diskurs, den Joachim in dem zusammen mit Marion Steinbach herausgegebenen Sammelband *Geistige Brandstifter und Kollaborateure. Schriftkultur und Faschismus in der Romania* bereits 1998 untersucht hat. Das 2012 erschienene *Handbuch Spanisch* machte Joachim als Mit Herausgeber weit über die Grenzen der Universitätsstadt Gießen bekannt. In diesem hat er unter anderem den Beitrag „Sprachen und Politik: Kastilien – Spanien – Hispanoamerika“ verfasst, der seither für zahlreiche studentische Arbeiten zur Sprachpolitik die Grundlage bildet.

Joachim pflegt stets eine kritische Perspektive auf die Dinge und hat das große Ganze im Blick, sodass die Kritische Diskursanalyse seinen bevorzugten Ansatz für die Analyse politischer Diskurse bildet. Diese kritische Perspektive, die heute vielleicht relevanter ist denn je, gab er an seine Schüler*innen weiter.

Sprachkontakte

Mehrsprachigkeit, Multikulturalismus und Identität zählen neben Sprachkontakt und Sprachkonflikt sowie auch Minderheitensprachen zu den Forschungsschwerpunkten des Jubilars. Diese Themen begleiten die Forschungskarriere von Joachim von Anfang an. Bereits seine erste Publikation aus dem Jahre 1983 beschäftigt sich mit Sprachkontaktphänomenen am Beispiel von „Domänen und Attitüde in den ladinischen Dolomitentälern“. Es folgten die Magisterarbeit und Dissertation über dieses Gebiet zum Thema Mehrsprachigkeit in den ladinischen Dolomitentälern. Zudem forschte Joachim auch zu Sprachkontakten in den Ländern des Mercosur (vor allem in Brasilien, Argentinien sowie an den Grenzen dieser Länder) und in

Mosambik (Born 2004a), zum Italienischen in Istrien (Born 2007), zum Einfluss der portugiesischen Sprache auf die nichtromanische Welt, zu slawischen Entlehnungen im Portugiesischen (Born 2011) und zu Anglizismen im Spanischen (Born 2004b). Darüber hinaus standen auch deutschsprachige Minderheiten und Minderheitensprachen in Spanien (Aragonesisch, Asturisch, Aranesisch, Leonesisch, Galicisch) im Fokus seiner Forschungstätigkeit, ebenso wie die Sprachenvielfalt in der Europäischen Union. Wie diese Zusammenfassung zeigt, verknüpft Joachim die vorwiegend romanistische Perspektive mit einer germanistischen und sogar einer slawistischen, um ein vollständigeres Bild der erforschten Phänomene zu zeichnen. Zudem greifen in der Forschung von Joachim die verschiedenen Forschungsschwerpunkte ineinander, was sich auch in dem Titel seiner Habilitationsschrift aus dem Jahr 2002 zeigt: Sprachkontakt und Kulturkontakt vor allem in der Romania. Intra- und extralinguistische Aspekte von Sprachpolitik, Sprachvariation, Sprachwandel und sprachlicher Kohabitation.

Sprache und Geschichte

Bei allen in dieser Festschrift vertretenen Themen berücksichtigt Joachim immer auch die sprachhistorische Dimension. Dies zeigt sich nicht nur in seinen Beiträgen im Handbuch *Romanische Sprachgeschichte* zur „Geschichte der Sprache des Sports in der Romania“ (Born/Lieber 2006), zu den „Lusismen in nichtromanischen Sprachen“ (Born 2006), zur „Externen Sprachgeschichte des Portugiesischen in Brasilien“ (Born 2003) und zur „Stellung des Deutschen in den europäischen Institutionen“ im *Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache* (Born/Schütte 2000), sondern auch an weiteren Publikationen beispielsweise zur „deutsche[n] Sportsprache im historischen Wandel“ (Born 2009a), zur Geschichte der Lusophonie (Born 2009b), zur Entwicklung des Italienischen in Istrien nach dem Zerfall Jugoslawiens (Born 2007) und zu aktuellen sprachpolitischen Veränderungen in Lateinamerika (Born 2018).

Sprache und Kultur

In einem von Wolfgang Pöckl (i. d. Band) als „ebenso denkwürdig wie unterhaltsam“ bezeichneten Vortrag im Rahmen der VIII. Internationalen Arbeitstagung zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich fordert Joachim

2016 explizit eine „stärker kulturwissenschaftlich orientierte [...] Sprachwissenschaft“ (Born 2019, 13), die er selbst jedoch schon lange vertritt und 2017-2018 im Aufsatz „Quo vadis, Romania? – Ist Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft?“ diskutiert. Bereits 2002 veröffentlicht er zusammen mit Birgit Häse und Walter Schmitz in der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Technischen Universität Dresden einen Aufsatz zum Thema „Sprache als Schlüssel – Zugang zu Identität und Kulturräumen“.

Einer seiner Forschungsschwerpunkte liegt dabei auf den deutsch-brasilianischen Kulturbeziehungen, die er schon 1995 im Rahmen einer DAAD-Kurzzeitdozentur an der Universität Porto Alegre in Form der interkulturellen Kommunikation zwischen Deutschen und Brasilianer*innen untersucht (vgl. auch Meireles i. d. Band). Dabei verbindet er die interkulturelle Landeskunde unter anderem mit der lexikalischen Untersuchung von Lehnwörtern, so beschreibt er beispielsweise 1999 die „portugiesische und brasilianische Lexik im Deutschen“ als „diasystematische Aspekte eines Sprach- und Kulturkontakts“.

Die Verknüpfung verschiedener Forschungsgegenstände ist bis heute nicht selbstverständlich, obgleich das immer wieder gefordert wird. Joachims Arbeit zeigt überzeugend, wie produktiv es sein kann, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und disziplinäre Ansätze miteinander zu kombinieren. Diese interdisziplinäre Perspektive auf den Gegenstand Sprache macht die Bornistik aus und spiegelt sich auch in den verschiedenen Sektionen dieses Bandes zum 65. Geburtstag von Joachim Born wider: Sprache & Sport, Sprache & Politik, Sprachkontakte, Sprache & Geschichte und Sprache & Kultur.

Herzlichen Glückwunsch, lieber Joachim!

Literaturverzeichnis

- Born, Joachim (1983), „Domänen und Attitüde in den ladinischen Dolomiten-tälern“. In: Nelde, Peter Hans (Hrsg.), *Theorie, Methoden und Modelle der Kontaktlinguistik* (= Plurilingua, 2). Bonn: Dümmler, 259-272.
- Born, Joachim (1988), *Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit in den ladinischen Dolomitentälern. Ergebnisse einer soziolinguistischen Befragung. Fallstudie zu den sprachlichen Minderheiten in der Romania*. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Mannheim.

- Born, Joachim (1997), „Portugiesische Wörter im Deutschen – die Etymologie als ‚Hilfswissenschaft‘ in Interkultureller Landeskunde“. In: Gärtner, Angelika (Hrsg.), *Sprache, Wortschatz, Kommunikation und Landeskunde. Beiträge zu einem Fortbildungsseminar für Deutschdozenten an brasilianischen Universitäten vom 12. bis 15. Oktober 1995 in Porto Alegre, RS*. São Paulo: Humanitas, 133-152.
- Born, Joachim (1999), „Portugiesische und brasilianische Lexik im Deutschen - Diasystematische Aspekte eines Sprach- und Kulturkontakts“. In: Schmidt-Radefeldt, Jürgen / Windisch, Rudolf (Hrsg.), *Sprachgebrauch und diasystematische Beschreibung romanischer Sprachen* (= Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft, 8). Rostock: Philosophische Fakultät der Universität Rostock, 97-113.
- Born, Joachim (2002), *Sprachkontakt und Kulturkontakt vor allem in der Romania. Intra- und extralinguistische Aspekte von Sprachpolitik, Sprachvariation, Sprachwandel und sprachlicher Kohabitation*. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Wien: Universität Wien.
- Born, Joachim (2003), „Externe Sprachgeschichte des Portugiesischen in Brasilien“ (= Artikel 94). In: Ernst, Gerhard (Hrsg.), *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen und ihrer Erforschung*. 1. Teilband. Berlin / New York: de Gruyter, 1069-1083.
- Born, Joachim (2004a), „Sprachkontakt von Portugiesisch und autochthonen Sprachen in Mosambik. Reale und virtuelle Präsenz im Internet“. In: *Mosambik* (= DASP – Reihe, 113–114). Bonn: Deutsche Gesellschaft für die afrikanischen Staaten portugiesischer Sprache, 52-78.
- Born, Joachim (2004b), „‘No hace sentido’ – ein Sprachkonflikt neuer Art: Opake Anglizismen und español neutro erobern das Internet“. In: Döring, Martin / Osthus, Dietmar / Polzin-Haumann, Claudia (Hrsg.), *Medienwandel und romanistische Linguistik. Akten der gleichnamigen Sektion des XXVIII. Deutschen Romanistentages* (Kiel, 28.9. – 3.10.2003) (= Romanistische Kongressberichte, 12). Bonn: Romanistischer Verlag, 75-89.
- Born, Joachim (2006), „Romanismen in nichtromanischen Sprachen: Lusismen“ (= Artikel 160). In: Ernst, Gerhard et al. (Hrsg.), *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen und ihrer Erforschung*. 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 1827-1833.
- Born, Joachim (2007), „Italienisch in Istrien. Die Entwicklung nach dem Zerfall Jugoslawiens“. In: Dahmen, Wolfgang / Schlösser, Rainer (Hrsg.), *Sexaginta*.

- Festschrift Johannes Kramer zum 60. Geburtstag* (= Romanistik in Geschichte und Gegenwart, Beiheft 16). Hamburg: Buske, 79-95.
- Born, Joachim (2009a), „Vom Stufenbarren in die Halfpfeife. Die deutsche Sportsprache im historischen Wandel“. In: Burkhardt, Armin / Schlobinski, Peter (Hrsg.), *Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache* (= Thema Deutsch, 10). Mannheim et al.: Duden / Wiesbaden: Gesellschaft für deutsche Sprache, 11-33.
- Born, Joachim (2009b), „Lusophonie. Geschichte, Gegenwart und Zukunft einer Weltsprache“. In: *Grenzgänge* 31/32 (= Lusophonie), 8-24.
- Born, Joachim (2011), „Alte und neue slawische Entlehnungen im Portugiesischen“. In: Pöckl, Wolfgang / Ohnheiser, Ingeborg / Sandrini, Peter (Hrsg.), *Translation. Sprachvariation. Mehrsprachigkeit. Festschrift für Lew Zybatow zum 60. Geburtstag*. Frankfurt a.M. / Berlin / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Wien: Lang, 403-427.
- Born, Joachim (2014), „Von Doppelsechs und Falscher Neun bis zum Bayern-Gen. MINT und Gentechnologie erobern die Sportsprache“. In: *Muttersprache* 124, 342-371.
- Born, Joachim (2015), „Piticul – Maradona din Carpați – Șepcile roșii: Anmerkungen zu Spitz- und Übernamen im rumänischen Fußball“. In: Kahl, Thede / Kramer, Johannes / Prifti, Elton (Hrsg.), *Romanica et Balcanica. Wolfgang Dahmen zum 65. Geburtstag* (= Jenaer Beiträge zur Romanistik, 7). München: AVM – Akademische Verlagsgemeinschaft München, 139-150.
- Born, Joachim (2016), „Marketing vs. Abschottung – zur weltweiten Sprachpolitik bei der Gestaltung von Homepages von Fußballspitzenklubs“. In: Brunetti, Simona et al. (Hrsg.), *Versprachlichung von Welt. Il mondo in parole. Festschrift zum 60. Geburtstag von Maria Lieber* (= Stauffenburg Festschriften). Tübingen: Stauffenburg, 139-156.
- Born, Joachim (2017-2018), „Quo vadis, Romania? – Ist Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft? Was wird dann aus ‚Vollromanistik‘?“. In: *Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft* (= Quo vadis Romania?, 50). Wien: Universität Wien – Institut für Romanistik, 78-84.
- Born, Joachim (2018), „Chávez, Morales, Lula und Co. Paradigmenwechsel in der lateinamerikanischen Sprachenpolitik“. In: Franke, Anna-Susan / Álvarez Vives, Vicente (Hrsg.), *Romaniae Pontes. Beiträge zur Sprache in der Gallo- und Iberoromania*. Frankfurt a.M. et al.: Lang, 373-385.

- Born, Joachim (2019), „Was hat denn Sportsprache mit Onomastik zu tun? Sprach- und kulturwissenschaftliche Impressionen aus Iberoromania und Germanophonie“. In: Lavric, Eva, et al. (Hrsg.), *Comparatio delectat III. Akten der VIII. Internationalen Arbeitstagung zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich. Innsbruck, 29.08.-01.09. 2016*. Erster Band. Berlin: Lang, 13-32.
- Born, Joachim et al. (Hrsg.) (2012), *Handbuch Spanisch. Sprache, Literatur, Kultur in Spanien und Amerika. Für Studium, Lehre, Praxis*. Berlin: Erich Schmidt.
- Born, Joachim / Gloning, Thomas (Hrsg.) (2015), *Sport, Sprache, Kommunikation, Medien. Interdisziplinäre Perspektiven* (= Linguistische Untersuchungen, 8). Gießen: GEB. [= <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2015/11823>]
- Born, Joachim / Häse, Birgit / Schmitz, Walter (2002), „Die Sprache als Schlüssel – Zugang zu Identität und Kulturräumen“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden* 51, 4-5, 161-167.
- Born, Joachim / Lieber, Maria (2006), „Geschichte der Sprache des Sports in der Romania“ (= Artikel 188). In: Ernst, Gerhard (Hrsg.), *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen und ihrer Erforschung*. 2. Teilband. Berlin / New York: de Gruyter, 2176-2186.
- Born, Joachim / Lieber, Maria (Hrsg.) (2008), *Sportsprache in der Romania. Beiträge der Sektion 9 anlässlich des XXIX. Deutschen Romanistentages „Europa und die Romanische Welt“* (= Beihefte zu Quo vadis, Romania?, 25). Wien: Praesens.
- Born, Joachim / Schütte, Wilfried (2000), „Die Stellung des Deutschen in den europäischen Institutionen“ (= Artikel 154). In: Besch, Werner et al. (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 2. Teilband (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 5). Berlin / New York: de Gruyter, 2175-2185.
- Born, Joachim / Steinbach, Marion (Hrsg.) (1998), *Geistige Brandstifter und Kollaborateure: Schriftkultur und Faschismus in der Romania* (= Dresden: Romania. Literaturen – Sprache – Länder, 3). Dresden: University Press.

Glückwünsche von Lidia Becker

Lieber Joachim, от всей души поздравляю с юбилеем!

Parabéns pelo teu aniversário!

*Ich erinnere mich immer wieder an Deinen programmatischen Vortrag über die Vollromanistik auf dem Romanistischen Kolloquium XXII in Hannover im Juni 2017. So provokant der Untertitel „Allroundfußballer, Vollidioten und Generalisten“ zunächst klingen mag, Deine Gedanken über die Gegenwart und die Zukunft der Romanistik und der Wissenschaft allgemein waren tiefgreifend und zum Teil fast prophetisch, ich denke z. B. an Deine Kritik der „jederzeitigen Verfügbarkeit“ der Universitätsprofessor*innen durch die elektronischen Kommunikationsmittel. Nach dem ersten und leider nicht dem letzten Online-Semester können wir nun davon ein Lied singen... Ich teile auch Deine Sorge um die Rolle der deutschen Romanist*innen: Die Kolleg*innen in den romanischen Ländern würden meinen, dass wir zwar viel „mitmischten“, aber eigentlich wenig zum Fach beizutragen hätten. In Deutschland sind wir Außenseiter*innen, da keine Nationalphilologie, im Ausland wird uns ebenfalls eine randständige Position zugewiesen, da wir die Erfahrung der in der „Romania“ tagtäglich gelebten Realität nicht teilen können. Die beiden Zitate lateinamerikanischer Freunde und Kollegen, die Du damals mitgebracht hast, sind diesbezüglich aufschlussreich: „sos el típico romanista alemán: ni tenés que decir nada, pero podés hacerlo en todas las lenguas“ und „saludo a los amigos de Buenos Aires, Montevideo, Porto Alegre [...] y a los romanistas alemanes que siempre están en todos los lugares“. Nun ja, es bleibt nichts anderes übrig als Deinem schönen Appell zu folgen, „Utopien zu formulieren“, überall mitzumischen, mitzukämpfen und die Zukunftsfähigkeit der Romanistik nicht aufzugeben! Ich kann nicht einschätzen, wie gut Du Fußball spielst, aber für mich bist Du der absolute Rockstar der Romanistik! Ich freue mich schon sehr auf ein Wiedersehen auf einer „echten“ Tagung, die hoffentlich in übersehbarer Zukunft stattfinden wird.*

Eine kleine Randnotiz

Kathrin Saringen

*A amizade é como o vinho, quanto mais velho melhor.
(Portugiesisches Sprichwort)*

Je älter, desto besser? – Ist das so?

Je älter der Wein, desto besser – Sofort einverstanden.

Je reifer der Käse, desto schmackhafter – Ebenfalls sofort d'accord.

Je älter das Gehirn, desto effizienter? – Na ja...., das ist bei manchen die Preisfrage. Doch entgegen aller Erwartungen lehrt uns das sogar die neuere Hirnforschung: „Das Alter hält positive Überraschungen bereit, besonders was die Entwicklung des Gehirns betrifft. Es arbeitet mit zunehmendem Alter immer besser. Man muss es nur richtig verstehen und bedienen.“ (Pöppel/Wagner, 2010). Na, da sind wir ja auf einem guten Weg....

Je älter die Beziehungen, desto besser? – Unbedingt, sagt das Sprichwort: Beziehungen sind schließlich wie gute Weine – je älter, desto besser.

Außerhalb des Aphoristischen gilt: diese Erfahrung muss jeder selbst machen. Beziehungen reifen, Freundschaften wachsen, manche schlafen ein, andere vertiefen sich, manche sind schwierig, andere ermunternd. Eines gehört aber immer dazu: Kontakt, Austausch, Treffen, (Wieder-)Sehen/Hören.

Wenige Menschen habe ich so selten getroffen, so selten gesprochen, so selten kontaktiert wie Joachim Born. Und dennoch war immer eine besondere Beziehung da, eine tiefere Verbindung, ein unausgesprochenes Sich-sehr-gut-Kennen. Unvergesslich die Zeiten, als wir uns im Sonnenschein des Deutschen Akademischen Austauschdienstes – sei es im Auftrag desselben, sei es eher dazu geladen.... – in Brasilien die akademische Zeit vertreiben durften, mal in Campinas, mal in Porto Alegre... Immer entstanden kreative Ideen und Projekte aus unseren Treffen.

Das hat der DAAD ja wirklich meisterlich hingekriegt: Uns allen einzugeben, dass „nach der Ausreise vor der Ausreise“ ist; und wir als im Ausland (mehr oder weniger) Tätige unsere Beziehungen und Verbindungen zu „alten“ Kontakten kontinuierlich pflegen und aufrechterhalten mögen. Nur, Joachim Born und ich haben keinen Kontakt gehalten, nicht in dem Sinne. Das war nicht nötig. Der Kontakt

bestand von selbst weiter – so, wie es nur bei guten alten Freunden möglich ist: die, die man nur alle 2 Jahre mal sieht und dennoch so kennt, als würde man sich täglich einen Spruch liefern.

Mal ein gemeinsames Publikationsprojekt oder eine gemeinsame Tagungsdurchführung, hier und da gemeinsame Kongressbesuche mit anschließendem Nachklingen – all das war immer unkompliziert möglich, unausgesprochen machbar, informell realisierbar, und zwar ohne Rückversicherungen oder Stellungnahmen, basierend einzig auf dem durch die Jahre gewachsenen Vertrauen auf die Beziehung und geprägt durch die langjährigen Erfahrungen in Brasilien und anderswo, eben durch das Alter der Freundschaft: Quem bem tece nunca se esquece (brasilianisches Sprichwort).

Ja, auf Joachim trifft es sicherlich zu: A amizade é como o vinho, quanto mais velho melhor.

Kathrin Saringen

Lauterbourg, 1. April 2020

Referenz:

Pöppel, Ernst/Wagner, Beatrice, Je älter, desto besser. Überraschende Erkenntnisse aus der Hirnforschung. München: Gräfe und Unzer, 2010.

Joachim Born: La justicia lingüística

Enrique del Percio

Este artículo también podría haberse titulado: Joachim Born: un alemán que entiende a América. Y ambos títulos aluden a un mismo punto: Joachim es un apasionado por la justicia, asume que el lenguaje es un elemento central en la construcción de una cultura y de una subjetividad. Entender el habla es comenzar a entender a quienes habitan esa lengua. Pero esta pasión por entender no nace, en el caso del profesor Born, de un mero afán erudito o por simple curiosidad; brota de una preocupación por aquellos pueblos que han quedado del lado de los vencidos por la Historia. En la mejor tradición benjaminiana, de aquel Benjamin preocupado por la lengua adánica y, a la vez, por rescatar del olvido la memoria y la razón de los vencidos, Born busca rescatar del olvido los saberes que se alojan en cada lengua. Al hacer eso, al tomar esa decisión ética, Joachim consigue también una ventaja epistémica: no se conoce realmente la realidad si sólo se la conoce desde el lado del vencedor, si no se escucha el clamor de las víctimas. Otro alemán ilustre como fue Max Weber, de quien estamos conmemorando este mismo año el centenario de su fallecimiento, no fue capaz de entender esto. Eso lo llevó a suponer que es posible explicar nada menos que el origen y desarrollo del capitalismo occidental, sin tener en cuenta a América Latina. Difícil poder entender algo de todo eso sin el oro, la plata y los productos que salían desde estas tierras. Asimismo, intentó explicarlo sin referirse a la situación de la mujer e, incluso, llegó a definir al capitalismo moderno como la administración racional del trabajo formalmente libre... sin tener en cuenta la esclavitud que estaba en la base de la ganancia obtenida por Europa en América en la forja de ese capitalismo.

Por cierto, la postura de Joachim no obedece a la comodidad de quien se ubica del lado políticamente correcto. Baste una anécdota para ilustrar esto: en un congreso en el que se debatía si en Cataluña debía enseñarse el castellano en paridad con el catalán o si la lengua local debía tener preeminencia sobre el castellano, la tendencia era favorable a esta última posición, por considerarse que el castellano era la lengua impuesta por el centro imperial y que el catalán había sido relegado a un segundo plano, sobre todo durante la dictadura franquista. No era fácil en ese ambiente argumentar que eso dejaba a los estratos rurales y menos educados

a merced de las clases dominantes catalanas, pues al no hablar ni escribir correctamente el castellano, no podían salir de su territorio en busca de mejores condiciones de vida, debiendo aceptar lo que los estratos más altos les impusieran. No era fácil, pero Born lo hizo, generando un saludable revuelo.

Así se entiende mejor por qué planteamos que este texto se podría titular también como un alemán que entiende a América, pues América es mucho más que una geografía localizada en un mapa: es el lugar desde el que desde 1492 y hasta hoy se enuncia y denuncia la explotación de la naturaleza, la esclavitud, el racismo. Y Born es un alemán que no sólo entiende a América, sino que hace de América su lugardeenunciación.

Ahora bien, nunca hemos visto en Joachim los aires presumidos del que se asume como un heroico justiciero, ni el rostro adusto de quien vive amargado por la pesada carga de llevar sobre sus espaldas las injusticias de este mundo. Por el contrario, siempre hay en su expresión el gesto simpático e irónico de quien no cree que lo que hace tenga mayor relevancia. Justamente esto, ese constante buen humor, es la señal clara de quien se preocupa en serio por los demás, pues está de buen humor aquel que sabe que los demás no tienen por qué hacerse cargo de sus sufrimientos, angustias y dolores. No es este el lugar ni soy yo la persona indicada para realizar un estudio erudito de su obra, pero sí para dar fe, despues de veinte años de amistad, que, con ese aire de rockstar dispuesto a firmar autógrafos en cada esquina, Joachim Born es una persona necesaria. No se puede decir esto de cualquiera.

Gebirge und andere Kontakträume: Erinnerungen und Erlebnisse

Gerald Bernhard

Lieber Festeggiando,

Seit bald vier Jahrzehnten pflegen wir nun nicht nur linguistische Diskussionen (durchaus auch aktive sprachpraktische ‚lecciones‘) und interuniversitäre Kontakte, sondern auch eine Freundschaft, welche einerseits auf regionalspezifischen kulturellen Wurzeln fußt, andererseits auf gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen, die sich in der Romanistik in großer Zahl finden lassen. Dass innerhalb der genannten Aktivitäten, die vielleicht eher zu selten als häufig genug stattfinden, nicht nur die Sprache „en elle même, pour elle même“, sondern v.a. die Menschen, die diese Sprachen praktizieren, im Mittelpunkt unserer Interessen stehen, hat vielleicht dazu geführt, dass in qualitativer Hinsicht diese Freundschaft bis heute lebendig, abwechslungsreich und launig ist. Seien es, auch über die Romanistik hinausgehende sprachvergleichende, Sprachkontakte vertikaler und horizontaler Ausprägung (z.B. Italianismen im Deutschen¹, die sprachliche Situation Europas² oder die Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung von sprachlichen Minderheiten³: ‚Bornistik‘ und ‚Bernhardistik‘ lassen sich an fast alle Situationen des alltäglichen Lebens und Erlebens anknüpfen.

Auch wenn seit vielen Monaten Ausbrüche eines neuen Virus immer wieder zu Einbrüchen in privaten und generell kontaktfreudige Begegnungen führen, so gebe ich die Hoffnung auf Echt-Kontakte nicht auf, sondern sehe mit Freuden dem Moment entgegen, zu dem ich dir persönlich, ‚face-to-face‘, meine allerbesten Wünsche für die kommenden Zeiten aussprechen und mit ‚Pélza Wói‘ (für Nicht-Rheinfranken: Pfälzer Wein) begießen kann!

¹ Vgl. Born 2017

² Vgl. Born/Schütte 1995

³ Born/Dickgießer 1990

Vorerst jedoch möchte ich mit Dir eine Art ‚conversazione telematica‘ führen und einige gemeinsame Etappen und Erlebnisse der zurückliegenden Jahre in Erinnerung rufen und in einigen Zeilen über jüngere Kontakterfahrungen meinerseits ‚andiskutieren‘.

1.

Als wir im kühlen Juni 1981 in einem Zugabteil, zusammen mit Otto Winkelmann und Wolfgang Bergerfurth, saßen, bahnte sich nicht nur die Rhätische Bahn ihren Weg durch die Ruinaulta, sondern auch [Vorsicht Zeugma] die Aussicht auf unterhaltsame und lehrreiche gemeinsame Folgetage an. Als privilegierter Romanistikstudent mit Schweizer Pass hattest du natürlich zu der Sprachsituation der Schweiz im Allgemeinen und der Rätoromania im Besonderen von einigen persönlichen Erfahrungen zu berichten, und wir fanden auf dieser etwas andersartigen Rheinreise im Vorderrheintal auch zu einem lockeren, mit Ironie gewürzten Umgang mit wissenschaftlichen Themen. Bereits zwischen Reichenau und dem Eingang in die Vorderrheinschlucht ‚outest‘ Du Dich als Junggrammatiker. Dieses Statement, nicht ohne das Dir eigene subliminale Lächeln vorgebracht, verdutzte mich zunächst etwas, war ich doch damals als Schüler von Johannes Hubschmid etymologisch interessierter Jungromanist und vor allem an der Vielfalt und nicht an den Gesetzmäßigkeiten der Wortgeschichten interessiert. Die Lautgesetze haben mich aber, wenngleich ich sie beim Etymologisieren stets beachtete, seither nicht wieder losgelassen. Die Abende in unserem Hotel in Disentis/Mustér, einem gediegen bis luxuriös ausgestatteten Beherbungsbetrieb, verliefen, fast möchte ich sagen, in pfälzisch heiterer Atmosphäre, auch wenn der Schreiber dieser Zeilen aber gebürtiger Südhesse ist, der jedoch aus mehreren Gründen einige Sympathien für die Pfalz (durchaus in den Grenzen vor 1803) hegt. In der oben genannten Abteilkonstellation begaben wir uns dann auch zur Lia Rumantscha/Ligia Romontscha nach Chur, um in die damaligen Fortschritte, aber auch in die Probleme bei der Erstellung des *Dicziunari Rumantsch-Grischun* Einblick zu erhalten und redaktionelle Wege der Umschiffung von ‚Dialektriffen‘ kennenzulernen. Dabei wurde mir zum ersten Mal der Themenbereich der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit und ihrer Auswirkungen im individuellen Sprachverhalten und im interindividuellen Umgang miteinander bewusst: also ein Bereich, der uns bis heute, wenn auch in zum Teil sehr unterschiedlichen Sprachdomänen, zusammenhält. Der Soziolinguist Joachim Born offenbarte bereits damals die Relevanz interdisziplinärer wie intra-

disziplinärer Öffnung der historisch-vergleichenden zur synchronisch-soziologischen Wissenschaftsarbeit. Ein lebendiger, bunter, aber auch bisweilen schwieriger Aspekt menschlichen Zusammenlebens, in unterschiedlichen staatlichen Systemen und mit unterschiedlichen Prestigeverhältnissen innerhalb der Gemeinschaften selbst, egal ob in den Dolomiten, den Pyrenäen oder im fernen Riogrande do Sul. Apropos Mehrsprachigkeit: Besonders beeindruckt hat mich während dieser Bündner Exkursion, die uns in der Folge ins mittlere und obere Engadin führte, auch Deine Fähigkeit Alemannisch zu sprechen (worauf indirekt in Abschnitt 2 zurückzukommen sein wird). Nach der Rückkehr und einer herzlichen Verabschiedung, begleitet von einem lockeren ‚Salü‘ am Mannheimer Bahnhof, war uns beiden, glaube ich, klar, dass dies nicht die einzige gemeinsam erlebte Exkursion gewesen sein würde.



Abb. 1. Dorfplatz von Zuoz (Oberengadin)

Bei den folgenden Sprachreisen standen wiederum Bergregionen im Zentrum des Interesses, dieses Mal die Zentralpyrenäen. Dort, im Val D’Aran, konnten wir uns als Sprachdatenerheber im Felde echter empirischer Forschung betätigen, indem wir Otto Winkelmann assistierten, der damals seine Habilschrift zur sprachlichen Variation im Val D’Aran vorbereitete. Einmal, im Sommer 1984, verbrachten wir einige Tage zusammen in Arros im Val d’Aran. Die kleine Pension von Isabel und ‚Quiquín‘, am Sonnenhang, dem *Suláng*, gelegen, war wie gewohnt unsere Herberge. Als Wecker fungierte dort das Eisentörchen zum Hühnerhof, welches beim Füttern des Federviehs allmorgendlich von der Hausherrin betätigt wurde. Durch ein eigentümliches Geräusch, in etwa „quietsch (2 sek.) ... [Ruhe 1 sek.] Peng!“, wurden die Hoffnungen auf einen schönen Tag und frische Eier geweckt. Dies übrigens auch noch 20 Jahre später, als ich auf der Durchreise in Arros einen Stopp einlegte. Im Laufe dieser Reisen in die spanischen Berge (mit gaskognischem

„Sprachrelief“) wurden, so denke ich, uns beiden die Zusammenhänge zwischen diatopischer und diastratischer Variation vor Augen geführt, was sich letztendlich in Deiner 1992 bei Gottfried Egert erschienenen Dissertation zu Mehrsprachigkeiten in ladinischen Dolomitentälern widerspiegelte, und mich vorübergehend der Hispanistik annäherte. Dieser Umstand führte uns dann auch einmal im kastilischsprachigen Spanien zusammen, nämlich in Monreal del Campo, im Hotel *El Boto*, an einer großen Straßenkreuzung (Abzweig der N211 von der N234) auf der aragonesischen Hochebene gelegen und ca. einen Kilometer vom Ortskern entfernt. Im ortsansässigen *Museo del Azafrán* lernten wir durch Julio Alvar sprachgeografische Aspekte der ethnologischen Forschung kennen, die uns bald darauf aus der Theorie auch in die Praxis führten: Eines Abends hieß es nämlich, dass in einem Nachbarort namens *Ojos negros*, ebenfalls einem dörflichen Zentrum mit nicht gerade stark ausgeprägter *movida*, ein Dorffest stattfinde. Geschart um ein Lagerfeuer konnten wir dort gegrillte Schweineohren als Spezialität bei aragonesischen Grillabenden kennenlernen. Dieses Erlebnis der ‚dritten‘ Art, an welchem ich heute noch ‚kaue‘, brachte uns auch den aragonesischen Volkswitz näher, der uns vor allem in Gestalt eines nach Deutschland, nach „Bélber“ (Velbert), emigrierten Mannes mittleren Alters (der aus heutiger Sicht, für uns jedenfalls, ein eher junger Mann war) durch die Verwechslung von *abajo* und *arriba* zum Lachen brachte, trotz Schweineohr im Mund.



Abb. 2. Paellazubereitung im Kiefernwald nahe Monreal del Campo

Eine weitere prägende, und spanisch geprägte, Reise führte uns im unterkühlten Frühjahr 1986 – das sich in den letzten April- und ersten Maitagen als durchaus heißes Eisen erweisen sollte – nach Barcelona. Wir waren nämlich beide auf Empfehlung des damaligen Heidelberger Katalanischlektors Artur Quintana zum *Segón Congrés de la Normalització de la Llengua Catalana* nach Barcelona eingeladen worden. Unser beider Interesse für sprachliche Minderheiten und deren Bestrebungen nach mehr Selbstbestimmung hatte uns nicht nur im Val d'Aran, als administrativem Teil Kataloniens, ins Gebirge geführt, sondern es sollte jetzt im Zentrum des Geschehens in der Hauptstadt des Principat und ihrer Umgebung eine neue ‚sfumatura‘ bekommen. Nicht nur, dass wir in dem etwas abseits gelegenen Ort Vilanova i la Geltrú ein Quartier beziehen mussten, sondern ebenso die Tatsache, im katalanischen Radio in Barcelona an einer Sitzung mit Katalanisten aus Italien, Frankreich und der Sowjetunion – alle wesentlich fester im Sattel der Katalanistik als wir beide – in katalanischer Sprache zu der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Katalanischen in der BRD Rede und Antwort zu stehen. Nach dieser durchaus anstrengenden Rundfunk­tätigkeit begaben wir uns in die sprachliche Vielfalt Barcelonas, was uns trotz des Genusses eines guten Glases Wein aus dem Penedés die Augen öffnete, aber mehr noch die Ohren, denn für zwei Ausländer,

die in einem zweisprachigen Umfeld zwischen Code E (spanisch) und Code C (katalanisch) switchen sollten, war dies eine recht anstrengende und auch ermüdende Tätigkeit: „Gelebte Mehrsprachigkeit ist bewundernswert“ war unser Resümee. Darüber konnten wir uns weiterhin austauschen, auch im Hinblick auf solche Minderheitensprachen, die keine Kodifizierung erfahren oder diese wieder verloren haben, z.B. bei einem sehr gepflegten Abendessen in der Drassana, der mittelalterlichen Werft Barcelonas. Dort konnten wir uns Klarheit darüber verschaffen, dass es notwendig sei, auch in nichtkodifizierten Minderheitengesellschaften sprachwissenschaftliche, soziolinguistische, ethnolinguistische Forschungen zu betreiben. Wenn ich mich recht erinnere, so war es am folgenden Tag, bei viel Sonne aber rauer Luft, dass uns die Nachricht vom Nuklearunfall in Tschernobyl (dem erwähnten heißen Eisen) ereilte. Freilich waren wir in Spanien weit weg von Weißrussland und der Ukraine, dennoch beschlich uns hier ein ungutes Gefühl beim Gedanken an unsere Rückkehr nach Westdeutschland. Radioaktive Strahlung ist ein unsichtbarer Gegner und die damals bereits ins Gespräch kommende ‚German Angst‘ veranlasste uns zu einigen Diskussionen über eben diese, obwohl das gesamte katastrophale Ausmaß der sowjetischen „Havarie“ noch gar nicht bekannt war. Gott sei Dank konnten wir uns weiterhin unseren Minderheiten in Gebirgsregionen widmen, du den ladinischen in den Dolomiten und ich derjenigen im Val d’Aran. Dein soziolinguistischer, ebenso wie mein variationslinguistischer Ansatz, führten schließlich zu unseren Dissertationen ⁴.

2.

In den Zeiten von Assistenz, Habilitation und Vertretungs- und Lehrstuhlsuche, welche ich vorrangig der Italianistik und der sprachlichen Variation widmete, ließ Dich die Minderheiten- und Sprachkontaktforschung nicht los, und bei unseren gemeinsamen Abenden mit Spargel, Wein, netten Freunden und Kollegen, schafftest Du es tatsächlich, oft mit Hilfe der Dir wie mir eigenen Liebe zu dialektaler Vielfalt, mein Interesse für sprachliche Minoritäten wieder zu entfachen. Während unserer Arbeiten am Handbuch zu den romanischen Sprachgrenzen⁵ übermannten

⁴ Born 1992; Bernhard 1988

⁵ Ossenkop/Winkelmann 2018

mich schließlich die Neugier und der Wille, wieder einmal in den Alpen „rumzustöbern“ und Minderheiten zu besuchen, die Du in deiner Dissertation erwähnst, und zwar als unterprivilegierte Minderheiten (Born 1992, 27), und die Du selber, soweit ich weiß, noch nicht aufgesucht hattest: die Walser südlich und östlich des Monte Rosa und im Formazzatal (beide in der Region Piemont) mit ihren archaischen alemannischen Dialekten, geprägt von Sprachkontakten mit den umgebenen bzw. administrativ überdachenden romanischen Varietäten.



Abb. 3. Macugnaga/Makanaa: Monte-Rosa-Ostwand

Die Walsergemeinden im Monte-Rosa-Gebiet und im Formazzatal/Pomatt (Ortspunkt 1 im ALI)⁶, letzteres mit einem Ableger im Bosco Gurin (Tessin), haben seit der Verabschiedung des italienischen Gesetzes zum Schutz der nationalen historischen Sprachminderheiten (legge 482 vom 15.12.1999) verschiedene, auch originelle Wege zur Umsetzung der Gesetzesgrundlagen, auch der materiellen, beschritten. Zunächst kann freudig festgestellt werden, dass die „Akteure“ dieser Umsetzungen meist Walser bzw. Titsch-/Tütschsprecher sind, die über eine realistische Einschätzung der Lage vor Ort verfügen; nicht zuletzt deshalb, weil sie erkannt haben, dass ein Erhalt der lokalen alemannischen Mundarten vor allem über eine historische Erinnerungskultur zu erreichen sein kann. Sie stellen also keine

⁶ Anna Maria Bacher und Roberto Marone sei an dieser Stelle ein ganz herzliches „mille grazie“ (Metasprache war stets das Italienische) für ihre Offenheit und Gastfreundschaft ausgesprochen.

überhöhten Forderungen hinsichtlich einer ‚Rettung‘ der Walsermundarten als Bestandteil der Alltags- und v.a. der überregionalen Kommunikation innerhalb der Regionen Piemont und Aostatal; und dies, obwohl der Wunsch nach Erhaltung der Dialekte durchaus ausgeprägt ist. Dieser Wunsch entspringt oft nicht einmal reinem Lokalpatriotismus, sondern durchaus (laien)linguistischen Perspektiven, die auch auf einer ‚Neugier‘ hinsichtlich anderer ‚deutscher‘ Sprechweisen beruhen. So erzählte mir die Pomatter Lehrerin und Dichterin Anna Maria Bacher, dass sie ihren Schülern im Unterricht auch die Poesie der alten Mundart näherbringe, z.B. mit – für Kinder ein durchaus anregendes Vorgehen – schönen Wörtern wie *Flickholderna* ‚Schmetterling‘ oder *Wúrmeta/Múrmeta* ‚Murmeltier‘.

Ebenfalls stark ausgeprägt zeigt sich das metasprachliche Interesse für deutsche Dialektologie beim Leiter der Sprachkurse in Macugnaga/Makanaa, Roberto Marone. Neben seiner Berufstätigkeit als Elektriker bringt auch er großen Enthusiasmus auf, um ca. 30 Personen aus Macugnaga in seiner Freizeit dem historischen alemannischen Dialekt näher zu bringen. Wie auch in Pomatt und anderswo bietet ein *sportello linguistico*, wie er überall nach Inkrafttreten des Sprachminderheitsgesetzes 482 vom 15.12.1999 eingerichtet wurde, das finanzielle Fundament für derartige Aktivitäten. Das Makanäru-Tütsch wird, wie fast überall in Laienzirkeln zur Dialektpflege, gerne anhand lexikalischer Besonderheiten attraktiv gemacht, z.B. *zälle* ‚sprechen, zählen‘, *hüsu* (hausen), wohnen‘, *hejna* ‚heute Abend‘. Neben historischen und toponomastischen Besonderheiten werden sie zum Motivieren eines metasprachlichen Bewusstseins von den Besonderheiten der Walserkultur nutzbar gemacht. In zwei Interviews im April 2017 konnte ich das Interesse auch für andere deutsche Dialekte in launiger Weise bestärken, und, so hoffe ich, auch erweitern. Roberto Marone erzählte/zählte sogar von seinen überraschenden Interkomprehensionserfahrungen in den Niederlanden, wo er entdeckte, dass das Holländische „tante affinità col nostro Walser“ habe. Oft sind ihm die Dialekte des Berner Oberlandes und v.a. des Saastales, zu denen seit Jahrhunderten andauernde Kontakte bestehen, ein wichtiger grenzüberschreitender Zugang zum eigenen Dialekt. Dies gilt auch, mutatis mutandis, für die Pomatter, welche Verbindungen ins benachbarte Oberwallis, das Goms, v.a. nach Ulrichen, pflegen. Auch hier haben sich überraschenderweise Kontakte mit dem Niederländischen ergeben: Bei einem Abendessen im Wirtshaus fragten plötzlich Tischnachbarn, als sie das Pomatter-Tütsch hörten „ma cosa parlate?“ Hierzu Anna Maria Bacher: „erano olandesi“.. Solche positiven Erfahrungen helfen sicher, das Dialektbewusstsein, das Kulturbewusstsein außerhalb der behördlich möglichen Aktionen zu stärken. Im Übrigen herrscht bei A.M. Bacher wie bei Ihrem Ehemann Luigi Bucchi, die Maxime, dass,

sobald ein Fremder als Tischnachbar zugegen ist, das ihnen offenbar unverständliche Walserdeutsch durch Code-switching zu verlassen und ins Italienische zu wechseln. Freilich kann sich in Situationen, in welchen Dialekte zum Gesprächsgegenstand werden, auch wieder der einheimische Dialekt einschleichen, über dessen Einbettung in das kontinental-westgermanische Kontinuum durchaus konkretere Vorstellungen herrschen, z.B. bei Luigi: „Am Reno versteht ma noch, aber je höher das geht, Berlino ..., nit.“ Auch sind interindividuell variierende Ausprägungen des Dialektverständnisses durchaus bewusst. So sagte ein deutscher Gast zu Luigi, welcher selbstverständlich in Pomatter-Titsch zitiert: „Dich verstan ich güert, d’Anna Maria nit.“ Überraschung und Heiterkeit stellte sich schließlich ein, als ich auf Pfälzisch (eigentlich Südhessisch) sagte: „Do hoschde awwer n gute Woi auf de Disch gstellt, Anna Maria, versteschde moin Dialekt aa?“, worauf sie lachend entgegnete „ja, verstan ich scho“.

Roberto Marone (Macugnaga) war ebenso überrascht wie erfreut, als ich ihm sagte, dass das Wort *henggart* ‚gemütliches Beisammensein‘, auch eine direkte etymologische Entsprechung in bairisch *hoagart* (wörtl. ‚Haingarten‘) mit identischer Bedeutung hat. Sogar eine innere ‚intermontane‘ Entsprechung, die hier die Zentralpyrenäen betrifft, erregte Aufmerksamkeit: Die Kartoffel heißt in Macugnaga *Treffja*, im unteren Anzascatal *Triful* und weist etymologisch (< lat. *tuber/tuber*) auf *tartufo/trufo*, ähnlich wie im Val d’Aran *trü(h)a/trüfa* ‚Kartoffel‘. Kompositionen des Typs *Grund + Birne*, wie etwa pfälzisch *Grumbeer*, finden sich hier leider nicht, aber vielleicht hat ja interindividueller Sprachkontakt zwischen Anna Maria Bacher, Roberto Marone und meiner Person dazu geführt, dass ein urpfälzisches Wort nun vielleicht auch im Piemont in Erinnerung bleibt. Darüber gelacht haben wir jedenfalls. Darüber diskutieren werden Du und ich sicherlich auch bald einmal.

3.

Die Vielzahl Deiner Interessen, lieber Joachim, die sich von der ‚Conditio Europaea‘ über Wortbildungsverfahren bis hin zu Sprachkontakten außerhalb Europas, wie z.B. in deutschen Varietäten in Brasilien, erstrecken, lassen mich wünschen, dass Dir Dein Engagement für diese Fragen erhalten bleibt, und sie lässt mich hoffen, dass wir beim eingangs erwähnten Pfälzerwein in launigen Kontaktsituationen darüber sprechen, diskutieren und lachen können, hoffentlich auch einmal bei ei-

nem gemeinsamen Ausflug in den Hunsrück, wo ein Großteil deiner südbrasilianischen Informanten und ihrer ‚hundsbugglischen‘ Varietäten einst hergekommen war.

Ad multos annos!

4. Kleine Bibliografie

- Bernhard, Gerald (1988), *Die volkstümlichen Pflanzennamen im Val d'Aran (Zentralpyrenäen)*. Herausgegeben von Otto Winkelmann, Band 1., Wilhelmsfeld: Egert.
- Born, Joachim (1992), *Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit in den ladinischen Dolomitentälern. Ergebnisse einer soziolinguistischen Befragung* (= pro lingua, 14). X + 292 S. Wilhelmsfeld: Egert. [= Dissertation, Katholische Universität Eichstätt, Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät].
- Born, Joachim (2017), *Italianismen in der italienischen Sportsprache*. In: *Romance loqui. Festschrift für Gerald Bernhard zu seinem 60. Geburtstag*. Herausgegeben von Annette Gerstenberg, Judith Kittler, Luca Lorenzetti und Giancarlo Scirru. Tübingen: Stauffenberg, 205-212.
- Born, Joachim/Schütte, Wilfried (1995), *Eurotexte. Textarbeit in einer Institution der EG* (= Studien zur deutschen Sprache. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache, 1). Tübingen: Narr.
- Born, Joachim/Dickgießer, Sylvia (1990), *Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick über den Stand der Forschung für 27 Länder*. Mannheim: Institut für deutsche Sprache im Auftrag des Auswärtigen Amtes.
- Ossenkop, Christina/Winkelmann, Otto (2018), *Manuel des frontières linguistique dans la Romania*. Berlin/Boston: De Gruyter.

O “Bornismo”¹ como paradigma de busca do conhecimento

Selma Martins Meireles

Introdução

É com grande honra e alegria que venho prestar minha homenagem a Joachim Born por ocasião deste seu jubileu, ressaltando brevemente aspectos que me são pessoalmente particularmente interessantes e ao mesmo tempo característicos de sua trajetória acadêmica.

Meu primeiro contato com Joachim Born deu-se em 1993 em Mannheim, na biblioteca do *Institut für Deutsche Sprache*, durante uma estada de pesquisa de seis meses no Instituto como bolsista DAAD/Capes para meu doutoramento. Conversamos algumas vezes sobre temas gerais da linguística, ele me indicou fontes bibliográficas referentes ao estudo do português em comparação com o alemão, e foi provavelmente a primeira vez que tive contato com um Romanista alemão e além disso pesquisador de línguas minoritárias, um conceito que me era desconhecido na época.

Após essa ocasião, encontramos-nos novamente alguns anos depois nos corredores da Faculdade de Filosofia, Letras e Ciências Humanas da Universidade de São Paulo (USP), onde trabalhei até minha aposentadoria junto à Área de Alemão do Departamento de Letras Modernas. Embora não me recorde precisamente da data, imagino que tenha sido em 1995, durante o seu período de atuação como docente do DAAD (*Kurzzeitdozentur*) junto à Universidade Federal do Rio Grande do Sul (UFRGS), em Porto Alegre. Desde então, apesar de nossos contatos serem bastante

¹ Utilizo aqui o termo “Bornismo” e não “Bornística”, porque o vejo não como uma “disciplina” (tal como “Linguística” ou “Romanística”), mas sim como um “método” ou “filosofia” (na linha de “modernismo”, “marxismo”, “budismo”). Embora por vezes nomes com o sufixo *-ismo* apresentem uma conotação negativa, aqui não é o caso, absolutamente.

espaçados, fui feliz em poder partilhar de sua companhia em diversos eventos acadêmicos, bem como agradáveis conversas informais nos bastidores dos mesmos e também por cartas e e-mails.

Como ilustração do produtivo relacionamento de Joachim Born com a comunidade acadêmica brasileira, apresento a seguir rapidamente uma pequena seleção (extremamente resumida) de sua atividade referente à língua portuguesa em sua relação com o alemão no Brasil, visto que, como Germanista brasileira, esta foi a principal razão de nossa conexão acadêmica e também pessoal.

Joachim Born e o Brasil

Já na década de 1990, Joachim Born era atuante como especialista em questões referentes à Brazilianística na Alemanha e à Germanística no Brasil, compartilhando seus conhecimentos com os colegas brasileiros em viagens ao país como professor visitante. Após a estada de 1995 em Porto Alegre, já mencionada, voltou àquela universidade em 1996, agora como professor convidado (*Gastprofessur*). Seguiu-se outro período de docência curta pelo DAAD em 2002, desta vez junto à Universidade Federal de Santa Catarina (UFSC), em Florianópolis. Em 2010, tivemos o prazer de tê-lo em São Paulo como professor convidado junto ao Programa de Pós-Graduação em Língua e Literatura Alemã da USP, e em 2014 e 2017, participou de eventos referentes aos migrantes pomeranos na cidade de Vitória, Espírito Santo.

Estas são apenas algumas de suas visitas ao Brasil, nas quais sempre participa ativamente de eventos e outras atividades acadêmicas promovidos por instituições ligadas à língua alemã, ocupando-se de questões referentes a políticas linguísticas e de difusão do Alemão como Língua Estrangeira, em especial na região Sul do país, onde é grande a concentração de descendentes de migrantes falantes da língua alemã.

Podemos agrupar grande parte de suas inúmeras palestras e publicações referentes ao português e ao alemão no Brasil em torno de alguns grandes eixos:

- Minorias linguísticas no Brasil e no Mercosul:
 - presença de minorias falantes de alemão no Brasil e estudo dos dialetos mais representativos (p.ex. *Hunrückisch*, *Pommerisch*);
 - manutenção de dialetos como herança cultural dos descendentes de migrantes e sua interação com a comunidade falante de português;
 - o interesse diferenciado, a especificidade e o papel desse *background* linguístico e cultural no ensino de alemão como segunda língua ou língua

estrangeira em comunidades com forte presença de falantes com ascendência alemã.

- Línguas em contato e plurilinguismo:
 - contatos linguísticos na região do Mercosul;
 - contatos linguísticos nos estados do Sul do Brasil, entre dialetos alemães e italianos, bem como entre estes e as línguas portuguesa e espanhola;
 - conflitos linguísticos, problemas na comunicação intercultural;
 - bilinguismo; questões de padrão e subpadrão, línguas de prestígio;
 - papel do “portunhol” em regiões de línguas em contato.
- Políticas linguísticas:
 - discussão de políticas linguísticas referentes a minorias linguísticas no Mercosul e no Brasil;
 - o papel de povos e comunidades tradicionais na política cultural brasileira.

Além destes temas, específicos da situação brasileira, Joachim Born tem diversas produções dedicadas à reflexão sobre o papel da língua portuguesa na Alemanha, na Comunidade Europeia e no mundo.

Nota-se aqui um pequeno paradoxo: enquanto o Português conta com mais de 260 milhões de falantes nos cinco continentes, estando entre as cinco línguas mais faladas no planeta (segundo o *Novo Atlas da Língua Portuguesa*, Reto/Machado/Esperança 2016), no Velho Mundo ela pode ser considerada uma língua minoritária, devido ao pequeno número absoluto de falantes e à relativa baixa demanda como língua estrangeira na região.

Acostumada que estava à perspectiva de cidadã de um país com cerca de 210 milhões de falantes nativos da língua portuguesa, preciso dizer que o contato com Joachim Born me trouxe um novo olhar sobre minha língua materna, bem como sobre a questão das minorias linguísticas e do contato entre seus falantes, tanto no caso do português na Alemanha (país de língua alemã com o qual tenho mais contato) como do alemão no Brasil. Embora não tenha enveredado por esse caminho em meus estudos como Germanista brasileira, a sensibilização para tais relações certamente teve efeitos importantes em meu trabalho com temas referentes à interculturalidade.

O trabalho de Joachim Born no Brasil e sobre o país representa apenas uma pequena parcela do conjunto de sua obra. Sua impressionante produção acadêmica engloba publicações, palestras, cursos e disciplinas voltadas não só ao português, espanhol e francês, mas também a línguas que recebem relativamente pouco destaque, como o galego, o reto-românico e o ladino. Gostaria ainda de destacar a sua

importante atuação na área de política linguística, com estudos sobre o papel do português e do espanhol na Comunidade Europeia e no Mercosul, este último uma região na qual há forte contato entre essas línguas e o alemão ainda falado por descendentes de migrantes.

A trajetória acadêmica de Joachim Born mostra-se pautada pelo amplo espectro de atividades: pesquisa científica, docência, orientação de trabalhos, palestras e workshops, atividades editoriais e atuação como professor visitante em diversas instituições pelo mundo. No entanto, o que realmente parece destacar-se é a busca pela diversidade, não só em razão das várias línguas estudadas, mas, principalmente, pela abrangência em termos das disciplinas da linguística e por não se restringir a um eixo temático ou teórico específico, o que se diferencia em relação à prática científica atual. Essa constatação levou ao que o comitê de organização desta publicação designou, carinhosamente, de “Bornismo”, e que vejo pessoalmente como um paradigma específico da busca do conhecimento.

Um novo/velho/novo paradigma?

Para explicar o meu raciocínio, vamos retroceder um pouco no tempo, à época do Renascimento: com a colocação do ser humano como figura central da sociedade, ao invés da religiosidade, os estudiosos buscavam enfim desenvolver a sua capacidade intelectual em todos os campos. Leonardo da Vinci talvez tenha sido o exemplo mais claro desse homem moderno: além de navegar com a mesma destreza tanto o campo das artes como os da anatomia, mecânica e estratégia militar, também deixou considerações filosóficas sobre a interação do homem com o seu mundo e com a natureza.

Mesmo admirando profundamente a figura singular de Leonardo, é preciso ter em conta que, em sua época, era possível a uma só pessoa abarcar praticamente todo o conhecimento do mundo ocidental. Desde então, a ciência e a tecnologia ramificaram-se e expandiram-se exponencialmente, levando a uma especialização forçada pela sua própria diversificação.

Aos poucos, essa especialização tornou-se um novo paradigma na ciência, já que era preciso dedicar-se profundamente a um só assunto para poder dominá-lo. Além disso, na esteira do positivismo do século XIX, as ciências experimentais reivindicaram para si o *status* de ciências verdadeiras, em virtude do desenvolvimento de um método que buscava resultados uniformes e universais e o estabelecimento de leis gerais e fixas a partir de experimentos replicáveis, sem interferência da ‘sub-

jetividade’ do observador. Com isso, isolaram-se completamente das ciências humanas e negaram o reconhecimento a estas últimas, por não seguirem o que consideravam o método científico ‘por excelência’.

A fim de preservar seu lugar no mundo acadêmico, as ciências humanas passaram a pautar-se cada vez mais pelos parâmetros das ciências experimentais, sobretudo as biológicas, situação que perdura até hoje. No Brasil, são frequentes os conflitos entre os cursos de ciências humanas e as agências de avaliação e fomento da pesquisa científica (como a CAPES e a FAPESP²): tal situação é causada principalmente por tais agências não atentarem suficientemente às especificidades das ciências humanas, pois estas resistem à atomização crescente das pesquisas acadêmicas, simplesmente pela dificuldade em isolar fatores específicos e propor leis imutáveis no comportamento dos seres humanos. Quando o observador é ao mesmo tempo um objeto da pesquisa, os pressupostos positivistas de ‘objetividade’ e ‘isenção’ caem por terra, pois é preciso analisar sujeitos e fenômenos que são a soma de um sem-número de fatores, interagindo de diversas formas possíveis.

Mesmo assim, sabemos isso não significa que as ciências humanas não persigam um método científico, mas sim que utilizam outros parâmetros para experimentação e avaliação de dados, bem como um *input* de natureza diferente daquele esperado para as ciências biológicas. Nesse ponto, as ciências humanas têm mais em comum com ciências exatas como a Física, onde cada vez mais fica claro que a relatividade e a interação do observador não são ‘defeitos’ a serem excluídos das análises científicas, e sim componentes importantes do mundo em que vivemos.

Dessa forma, paulatinamente voltamos a perceber que o paradigma de ciência no qual se movimentava Leonardo não é algo ultrapassado e possível apenas pelas circunstâncias de sua época, mas sim um modelo fecundo para a compreensão mais profunda de nosso mundo. Enquanto a tendência na Academia é pautar-se pelo modelo minimalista e especializado, algumas disciplinas e pesquisadores priorizam uma visão múltipla, diversificada e abrangente dos fenômenos dos quais se ocupam. Entre eles, encontram-se aqueles dedicados ao estudo das línguas naturais.

² A CAPES (Coordenação de Aperfeiçoamento de Pessoal de Nível Superior) é uma fundação ligada ao Ministério da Educação do Brasil, responsável pela regulamentação e avaliação dos programas de pós-graduação *stricto sensu* no país. A FAPESP (Fundação de Amparo à Pesquisa do Estado de São Paulo) é a principal agência de fomento à pesquisa científica no Estado de São Paulo - Brasil.

As línguas são como os seres humanos: devido às suas particularidades, muitas vezes não permitem uma compreensão unificada das mesmas. No entanto, há muito em comum entre todas elas: universais semânticos, estruturas, elementos e procedimentos similares. É sabido que quanto mais línguas se aprende, mais fácil se torna entender e adquirir conhecimentos de novas línguas. Através do contato com essa diversidade, a percepção dos elementos comuns é reforçada e seus mecanismos de interação intuídos de modo quase automático. Dessa forma, longe de significar um empobrecimento em razão da “menor profundidade” de pesquisa, disciplinas e estudos que buscam seguir um paradigma de acumulação de *inputs* diversos têm maiores chances de propor hipóteses generalizantes, tão importantes para a ciência e a compreensão dos seres humanos quanto aquelas geradas pelos estudos especializados, num movimento de complementação.

Dentre essas disciplinas, certamente está aquela que, em países de língua alemã, é denominada “Romanística” (*Romanistik*). Uma disciplina acadêmica que por si só pressupõe o conhecimento de cinco línguas diferentes, fora os diversos dialetos e variantes, muitos gerados por uma história colonial, exige uma visão generalista e um olhar dirigido aos pontos comuns entre todas essas expressões linguísticas e culturais. Ao mesmo tempo, o estabelecimento de linhas comuns torna mais claras as diferenças e particularidades de cada uma, promovendo uma visão de compreensão e tolerância em relação às mesmas.

Dessa forma, mesmo que um Romanista eleja um determinado objeto para sua investigação científica, provavelmente seu *background* generalista o levará a selecionar e interpretar os dados de forma diferente daquele do paradigma acadêmico focado na especialização. Por levar em conta mais dados, interações e mesmo orientações teóricas, forçosamente os resultados terão menor profundidade em relação a cada assunto, não sendo, porém, menos válidos ou valiosos para a ciência como um todo.

Aqui temos o ponto central deste ensaio: Joachim Born, como Romanista, abraçou inteiramente essa visão generalista e a colocou em prática através de toda sua vida acadêmica, pautando seus estudos menos pela obrigação de escolher um tema específico e dedicar-se apenas a ele, mas pela direção que lhe era apontada pelo seu interesse em conhecer melhor seu campo de estudo e trilhar caminhos diversos dentro dele.

O “Bornismo”

Um olhar retrospectivo sobre o currículo de Joachim Born permite vislumbrar esse trajeto: além de estudos sobre temas ‘clássicos’ da linguística, como morfologia e formação de palavras, onomástica e análise de discurso, seus campos de pesquisa incluem questões abrangentes como multilinguismo, multiculturalismo e identidade, línguas minoritárias e políticas linguísticas e também outras mais específicas, como variedades latino-americanas do Português e do Espanhol e mesmo linguagem esportiva.

O que a primeira vista pode parecer dispersão para uma visão acadêmica estreita, voltada apenas para a construção de uma carreira calcada na dedicação exclusiva a um tema ou opção teórica, na verdade é um excelente exemplo da especificidade de disciplinas como a Romanística, bem como da resistência das ciências humanas em se deixar dividir em disciplinas estanques, a serem compreendidas e estudadas isoladamente; pois que as línguas naturais não existem a não ser como produto e expressão de grupos socioculturais, formados historicamente e em relação constante não só com suas próprias dinâmicas internas, mas também com as de outros grupos culturais. Em suma: o estudo das línguas naturais, embora possa ser focalizado didaticamente em especificidades sistemáticas, não pode prescindir de uma visão mais abrangente, que incorpora movimentos e desenvolvimentos sócio-políticos e culturais.

Isso se torna ainda mais claro no caso de línguas que foram “transplantadas” de suas regiões e grupos sociais de origem para locais distantes dos mesmos, e impostas a ou adotadas por grupos culturais com dinâmicas sociais completamente diversas daquelas que deram origem a essas línguas. Este é o caso do Português e do Espanhol, atualmente as línguas oficiais de antigas colônias de Portugal e Espanha espalhadas pelas Américas, África e Ásia.

Dessa forma, o conjunto da obra de Born na Romanística reforça o caráter global da disciplina, mostrando-a como uma história multifacetada, desde o surgimento das línguas românicas a partir da mescla entre o Latim e outros substratos linguísticos europeus, passando por processos de consolidação em dialetos mais ou menos significativos no que se refere ao número de falantes no Velho Continente, até chegar a uma expansão vertiginosa para milhões de falantes em todo o mundo. Não é impossível desvincular completamente o estudo de tais línguas de sua trajetória histórica e política, mas até que ponto tal estratégia poderia se sustentar sem trazer questões que não podem ser respondidas apenas a partir das disciplinas centrais da linguística, como a fonologia, morfologia, semântica e sintaxe?

Além disso, um estudioso como Born, dedicado ao intercâmbio ativo com instituições de diversos países com as mais variadas tradições acadêmicas e recortes de pesquisa, vê-se automaticamente compelido a adaptar-se a e/ou propor novos questionamentos, valendo-se da experiência adquirida em vários campos e situações, a fim de responder às múltiplas demandas de estudantes e colegas pesquisadores.

A trajetória de Joachim Born mostra que ele optou por seguir um caminho indicado pelo seu objeto de estudo, e não pelas restrições de uma carreira acadêmica tradicional, buscando respostas amplas a partir de um mosaico de informações, questionamentos e dados colhidos em vários campos aparentemente desconectados, mas que levam a *insights* importantes não só sobre as línguas estudadas, mas também sobre suas relações com as pessoas que as utilizam – daí o “Bornismo”.

Em um mundo onde não só as relações entre os seres humanos como entre estes e os contextos sócio-políticos e culturais que habitam se tornam cada vez mais fragmentadas, o “Bornismo” representa uma opção pela resistência à formatação prévia da busca do conhecimento. Como pesquisadora que simpatiza com essa visão, reitero a minha alegria em poder participar desta homenagem ao amigo e acadêmico Joachim Born, desejando que os frutos do “Bornismo” sejam muitos e duradouros.

Bibliografia

Reto, Luís Antero/Machado, Fernando Luís/Esperança, José Paulo (2016), *Novo Atlas da Língua Portuguesa*. Lisboa: INCM.

Sprache & Sport

Fußballsprache(n). Ein Beitrag zur Kontrastiven Onomasiologie

Armin Burkhardt

0. Aufwärmen (warm-up, échauffement, riscaldamento, calentamiento, разминка, 热身 rè shēn)

Wie so vieles andere wurde auch das Fußballspielen zuerst in China erfunden, wo es bereits im dritten Jahrtausend v.Chr. das Mannschaftsspiel 蹴鞠 (cù jū, ‘treten Ball’) gegeben haben soll, bei dem ein mit Federn gefüllter Ball in etwa 5m hohe, mit einem Netz versehene Tore aus Bambusstangen getreten werden musste (vgl. u.a. Stemmler 1998, 14ff.). Auch in anderen Ländern bzw. Weltgegenden, wie z.B. in Mittelamerika oder Japan, hat es prähistorische Vorläufer des Fußballspiels gegeben. Überliefert ist, dass es im antiken Griechenland und später in Rom das eher rugbyartige Spiel harpaston, lat. harpastum, gab, das bei den Römern bis ins 5. Jh. hinein populär gewesen sein soll, im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa soll seit dem 12. Jh. vor allem im nördlichen Frankreich und in England ein fußballähnliches Spiel betrieben worden sein (vgl. ebd., 28ff.) und in Florenz und anderen norditalienischen Städten war seit dem 15. Jh. das noch recht urwüchsige (*giuoco del calcio* (‘Stoß, Tritt’) sehr beliebt, bei dem je 27 Spieler darum kämpften, den Ball mit Faust oder Fuß über die Begrenzung der gegnerischen Schmalseite des Spielfeldes zu schlagen und so ein „Mal“ zu erzielen (vgl. ebd., 56ff.). Mutterland des modernen Fußballs ist bekanntlich England, wo das damals immer noch mehr dem Rugby ähnelnde Spiel etwa seit der Mitte des 19. Jhs. von fortschrittlichen Pädagogen wie Thomas Arnold an den Public Schools eingeführt wurde, um die Schüler körperlich zu ertüchtigen, von unmoralischem Zeitvertreib fernzuhalten und ihnen Werte wie Disziplin und Teamgeist zu vermitteln (vgl. dazu Hoffmeister 2004, 9). Wie der moderne Fußball selbst geht auch die auf diese Mannschaftssportart bezogene Lexik in ihren Ursprüngen auf England zurück, und dies weltweit. Die Basislexik der deutschen Fußballsprache, auch wenn diese in ihren Anfängen überwiegend aus Lehnübersetzungen und -übertragungen bestand

und der englischen verpflichtet war, verdankt sich dem Braunschweiger Gymnasiallehrer Konrad Koch, der nicht nur 1874 zum ersten Mal in Deutschland Fußball spielen ließ (vgl. dazu Koch 1900), sondern bereits ein Jahr später ein erstes Regelbüchlein vorlegte, in dem auch einige der heute noch üblichen Kernbegriffe des Fußballs wie *abseits*, *Stürmer* oder *Abstoß* definiert wurden (Koch 1875, 6, 9; vgl. dazu Burkhardt 2015; 2015a). Auch wenn Koch nicht der Einzige war, der sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jhs. um die Entwicklung der deutschen Fußballlexik verdient gemacht hat¹, ist doch sein 1903 in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erschienener Aufsatz „Deutsche Kunstausrücke des Fußballspiels“, der auch ein kleines Glossar der wichtigsten englischen Fußballtermini und entsprechender Verdeutschungsvorschläge enthielt (vgl. Koch 1903, Sp. 171f.), als der wohl wichtigste Meilenstein für die Begründung und Festigung des deutschen Fußballbasisvokabulars anzusehen. Ein Jahr später bildete Kochs Verdeutschungsliste die Grundlage für das vom ADSV erarbeitete und im Einvernehmen mit dem DFB kostenlos an die Fußballvereine verteilte Blatt mit dem Titel „Deutsche Ausdrücke für das Fußballspiel“, das auch als Papptafel erhältlich war und in den Umkleidekabinen ausgehängt werden konnte und sollte (vgl. dazu u.a. Magnusson 1967, 25 f., 40 f. sowie Oberschelp 2006, 78).

Doch um die Geschichte der Fußballsprache soll es in den folgenden Abschnitten nicht gehen (vgl. dazu genauer Burkhardt 2010; 2015). Vielmehr sollen die semantisch-konzeptuellen Unterschiede zwischen den Fußballwortschätzen verschiedener Länder herausgearbeitet werden, und dies mit Blick auf in unterschiedlichem Grade verwandte indoeuropäische flektierende Sprachen, nämlich die deutsche, die englische, die italienische, die spanische und die russische, sowie das historisch wie strukturell gänzlich davon verschiedene sinotibetische isolierende Chinesische². Mit fokussierendem Blick auf die Fußballsprache(n) ist der vorliegende Aufsatz also ein Beitrag zu einer, wie es scheint, noch neu zu begründenden Teildisziplin der Linguistik, die Kontrastive Onomasiologie heißen könnte und de-

¹ V.a. Heineken (1898) und Schnell (1900) sind hier zu nennen.

² Die englischen Fußballbegriffe und die dazugehörigen Erläuterungen hat Steve Barr (Lichfield) für mich überprüft. Dafür danke ich ihm herzlich. Ebenso herzlicher Dank gilt Roman Beljutin (Smolensk), Ariel del Rio (Frankfurt) sowie Jocelyne Cuenin und Bowen Sun (beide Magdeburg) für ihre Hilfe bei der Findung und semantischen Interpretation der russischen, spanischen, französischen bzw. chinesischen Entsprechungen.

ren Aufgabe es ist, ausgehend von den gemeinsamen Denotaten die unterschiedlichen Benennungsmotive und damit die partiell unterschiedlichen Sehweisen herauszuarbeiten, die die im Prinzip synonymen Wörter am Ende semantisch doch trennen.

1. Das Spiel (the match, le match, la partita, el partido, матч, 比赛 bǐ sài)

1.1 Erste Halbzeit (first half, première mi-temps/première période, primo tempo, primera parte, первый тайм/первая половина матча, 上半场 shàng bàn chǎng)

Die deutsche Fußballsprache, die hier als Ausgangspunkt genommen wird, ist – wie die der anderen Fußballnationen – vor allem durch Entlehnungen gekennzeichnet, die insbesondere in der Entstehungsphase des Fußballs in den einzelnen Ländern fast ausschließlich aus dem Englischen kamen, das damals als Sprache des Ursprungslandes der neuen Sportart auch in anderen Ländern Vorbild war. Bis in die 1920er Jahre, z.T. aber auch darüber hinaus, wurde auf und an den Fußballplätzen englisches Vokabular benutzt (z.B. *halfback*, *keeper* [volksetymologisch auch als *Kipper*], *offside*). Dank der puristischen Aktivitäten von Konrad Koch und anderen Experten und Förderern des Sports im Kaiserreich haben von diesen Lehnwörtern nur einige wenige wie *fair*, *foul*, *dribbeln*, *passen*, *Tackling* und *Dropkick* die Zeit überdauert, und nur wenige wie *Match*, *Allrounder*, *Goalgetter* oder *Topscorer* sind später hinzugekommen. (Vgl. Burkhardt 2008) Was die Bezeichnung des Spiels selbst betrifft, gab es zwar auch die Möglichkeit, eine komplett neue eigene Bezeichnung zu bilden. Mit Ausnahme des Italienischen, das an der traditionellen Bezeichnung festhielt,³ griffen jedoch die anderen Fußballnationen auf eine der drei weiteren Möglichkeiten zurück:

³ Gleichsam als Spätfolge des schon erwähnten Spiels, das in der Renaissance in den norditalienischen Städten auf der Piazza gespielt wurde. – Die Bezeichnungen der einzelnen Stöße gegen den Ball lassen sich als Lehnübersetzungen (*calcio d'angolo*) oder Lehnübertragungen (*calcio d'inizio*, *calcio di punizione*, *calcio di rinvio*) aus dem Englischen deuten, die letzteren beiden sind aber auf den Spielfeldern und im Jargon auch ohne einleitendes *calcio di* üblich.

- a) Übernahme als Fremdwort in englischer Schreibung: franz. *football* (kurz: *le foot*),
- b) Übernahme als Lehnwort in angeglicherer Aussprache und Schreibung: span. *fútbol*, port. *futebol*, schwed. *fotboll*, russ. *футбол* (futbol), türk. *futbol*, jap. フットボール (futtobōru)⁴,
- c) Lehnübersetzung: dt. *Fußball*, niederl. *voetbal*, griech. ποδόσφαιρο (podós-fairo), poln. *piłka nożna*, estn. *jalgpall*, chin. 足球 (zú qiú).

Ganz ähnlich verlief die Geschichte bei der Übernahme des engl. *goal* zu ital./span./port. *gol*, poln. *gol*, türk. *gol*, griech. γκολ (nkol), russ. гол, jap. ゴール (gōru), der Einführung von franz. *but* ('Ziel'), niederl. *doel* ('Zweck, Ziel') oder schwed. mål⁵ als Lehnübersetzungen sowie der Entstehung der dt. und estn. Metaphernbildungen *Tor* bzw. *värav*. Besonders deskriptiv erscheint die (vermutliche) chin. Lehnübertragung 进球 (jìn qiú) 'hineingehen Ball', in der das wichtigste Merkmal des für den Fußball so zentralen Vorgangs betont wird. Die Verwendung von *goal* für 'Tor' bzw. 'Treffer' im Fußball ist im Englischen durch die ältere Bedeutung 'Zweck, Ziel' motiviert, das Kompositum *football* durch seine lexikalischen Komponenten. Dagegen werden Lehnwörter – zumindest wenn es sich um Simplicia handelt – in der Regel von den Sprechern der Nehmersprache als unmotiviert, d.h. als arbiträr, betrachtet.⁶ Lehnübersetzungen (wie dt. *Fußball*) und -übertragungen (wie chin. jìn qiú) sind dagegen stets motiviert.

Eingespielt ist die Einteilung des Wortschatzes der einzelnen Sportarten in Fachsprache, Jargon und Reportsprache (vgl. Bausinger 1988, 25ff.)⁷. Zudem habe ich selbst an anderer Stelle zwischen der Spielsprache, der Positionssprache und der Tabellensprache des Fußballs unterschieden (vgl. Burkhardt 2006, 64ff.). Zur Bezugnahme auf die einzelnen Spielhandlungen sowie Spiel- und Tabellenpositionen

⁴ Wohl auch zur Unterscheidung vom American Football ist heute in Japan das von engl. *soccer* abgeleitete サッカー (sakkā) gebräuchlicher.

⁵ Das dem von Konrad Koch in die deutsche Fußballsprache eingeführten ersten Wort für das Tor und den Treffer: *Mal* entspricht (vgl. Koch 1875, 5).

⁶ So z.B. auch das zunächst ins Deutsche übernommene „häßliche Fremdwort“ *goal*, über dessen Aussprache als „johl“ sich Koch bereits in seinem Aufsatz von 1903 lustig gemacht hat und stattdessen die offenbar inzwischen auf den Spielfeldern entstandene Metapher *Tor* vorschlug (Koch 1903, 170).

⁷ Als vierte Schicht, auf die hier nicht eingegangen wird, kann die spezielle Lexik der aktiven Fans unterschieden werden, zu der etwa Wörter wie *Choreo*, *Kutte* oder *Away* zu rechnen sind (vgl. Burkhardt 2008, 228).

sind jeweils spezielle lexikalische Einheiten erforderlich, die die Spielwelt des Fußballs konstituieren und in den verschiedenen (Fußball-)Sprachgemeinschaften zwar dasselbe bezeichnen und dieselbe Funktion haben, aber jeweils unterschiedliche Aspekte des Bezeichneten hervorheben und so nicht exakt dieselbe Bedeutung haben.

1.2 Halbzeit(pause) (half-time, mi-temps/pause, intervallo, descanso, перерыв в матче, 中场休息 zhōng chǎng xiū xī)

In einem früheren Aufsatz zur Kontrastiven Semantik (Burkhardt 2010a, 164ff.) wurden mehrere Arten der semantischen Differenz zwischen den Wörtern verschiedener Sprachen unterschieden. Die hier interessierenden Differenz-Typen beziehen sich ausschließlich auf die Intension, d.h. dass in den Bedeutungen der betreffenden Wörter Aspekte des jeweils Bezeichneten sprachspezifisch in je unterschiedlicher Weise hervorgehoben und semantisiert werden. Unter Beschränkung auf Substantive werden im Folgenden die Bezeichnungen einiger wichtiger Spielhandlungen und -positionen sowie die sprachlichen Darstellungen bzw. Inszenierungen von Tabellen in den verschiedenen Sprachen einander gegenübergestellt und gleichsam mikrosemantisch unter die Lupe genommen.⁸ Bei diesem Vergleich der Fußballsprachen der verschiedenen Sprach- bzw. Sportgemeinschaften wird die „Fokussierungsdifferenz“ im Vordergrund der Betrachtung stehen, wobei sowohl Beispiele aus der Tabellen- als auch aus der Positions- und der Spielsprache diskutiert werden. In einer kurzen Nachspielzeit (1.4) wird auch auf Beispiele für die „Gliederungs-“ und die „Polysemiedifferenz“ eingegangen.

1.3 Zweite Halbzeit (second half, deuxième mi-temps/deuxième période, secondo tempo, segunda parte, второй тайм/вторая половина матча, 下半场 xià bàn chǎng)

Die Fokussierungsdifferenz besteht darin, dass Wörter verschiedener Sprachen zwar dieselben Gegenstände bezeichnen und insoweit sowohl extensional als auch intensional übereinstimmen, häufig aber dennoch dadurch semantisch geschieden

⁸ Die die zwei- oder mehrsprachigen Wörterbücher von Taborek (2006, 2014), Yildirim (2006), Seelbach (2008) sowie Langenscheidt (2008) und PONS (2006) bilden hierzu eine nützliche Grundlage.

bleiben, dass sie über die Bezeichnung selbst unterschiedliche Aspekte derselben Sache ins Blickfeld rücken und damit unterschiedliche Assoziationen hervorrufen. Am offensichtlichsten ist dies bei Komposita und Metaphern der Fall. Nur im wörtlich zu verstehenden mittelalterlich-philosophischen Sinne als „Mit-Bezeichnetes“ könnten diese Assoziationen als Konnotationen bezeichnet werden.

Ein besonders gutes Beispiel für dieses Phänomen ist das dt. *Tor*, das metaphorisch auf die Form und die Funktion als durchlässige Öffnung fokussiert, während das engl. Original *goal* – wie auch das franz. *but* – das rechteckige Gehäuse als anvisiertes oder angestrebtes Ziel erscheinen lässt. Aus der Tabellensprache wäre etwa die neben *Tabellenführer*, *-erster* gebräuchliche dt. Metapher *Spitzenreiter* zu nennen, durch die die Tabelle als Pferderennen inszeniert und so gewissermaßen verlebendigt wird, bei dem es auch *Verfolger* gibt, die ggf. *aufholen*, *überholen* oder *zurückfallen* können. Die englische metaphorische Entsprechung *front-runners* evoziert zwar ebenfalls das Bild vom Wettrennen, aber ohne ausdrücklichen Bezug auf den Pferdesport. Ebenfalls auf den britischen Inseln übliches *pacemakers* betont, dass der Führende die Gesamtgeschwindigkeit des Rennens und seiner Teilnehmer bestimmt, während die Synonyme *top of the table* und *league leader* ebenso wie franz. *leader/premier du classement* und ital. *leader della classifica* eher sachlich auf die Tatsache der für die bezeichneten Mannschaften aktuell günstigen Tabellsituation verweisen. Ein häufig in eine höhere Liga auf- und dann bald wieder absteigender Verein ist im Deutschen eine *Fahrstuhlmannschaft*⁹ und im Französischen und Russischen ganz entsprechend *une équipe ascenseur* (oder auch *équipe qui fait l'ascenseur*) bzw. команда-лифт. Ohne Rekurs auf die Gebäude-Metaphorik geben auch das englische *yo-yo-team* und die im Französischen zusätzlich geläufige Entsprechung *équipe yo-yo* (oder *équipe qui fait le yo-yo*) die Idee des ständigen vertikalen Auf und Ab recht gut wieder.¹⁰ Letztere liegt auch der ein ganz anderes Bild evozierenden chinesischen Metapher 过山车球队 (*guò shān chē qiú duì*) (过山车: Achterbahn 球队: Mannschaft) zugrunde.¹¹

⁹ Im Schweizerischen dafür *Liftmannschaft*.

¹⁰ Die Bezeichnung *Jo-Jo* für das bekannte Spielzeug soll aus der philippinischen Sprache Tagalog stammen, wo es ‘komm, komm’ bedeutet, oder ebenfalls durch Reduplikation vom Wortstamm des französischen Verbs *jouer* (‘spielen’) abgeleitet sein (vgl. e.wikipedia.org/wiki/Jo-Jo; letzter Zugriff: 06.04.2020). Beide Erklärungen sind zwar nicht gesichert, erscheinen aber zumindest plausibel.

¹¹ Diese Metapher scheint aber im Chinesischen seltener als eigenständiger Begriff, sondern eher nur in Vergleichen verwendet zu werden.

Aus der Positionssprache wäre zunächst das fachsprachliche *Mittelstürmer* zu nennen, das eine vermutlich von Konrad Koch gebildete Lehnübertragung¹² von engl. *centre-forward* ist, das man wörtlich mit ‘Mitte vorwärts’ oder ‘vorne Mitte’ übersetzen könnte; im deutschen Pendant wird zwar die Komponente *centre* äquivalent wiedergegeben, aber das dt. *Stürmer*, das auch den Gedanken vom ‘nach vorn Laufen’ assoziieren lässt, weckt zugleich die Vorstellung eines militärischen Angriffs (wie seine italienische Entsprechung als Oberbegriff: *attaccante*). Die intendierte Orientierungsrichtung, die mit der Spielposition verbunden ist, wird im Deutschen also – gleichsam indirekt – durch das Grundwort signalisiert. Das ital. *centravanti* und das franz. *avant-centre* geben hingegen die ursprüngliche englische Bedeutung 1:1 wieder. Auch span. *delantero centro*, das man vielleicht wörtlich (wenn auch morphologisch ein bisschen kreativ) mit ‘Mittelvorwärtser’ übersetzen könnte, bleibt sehr eng an der englischen Originalmotivation, während das Russische mit центр форвард einfach das engl. Original entlehnt. Das chinesische Wort für *Mittelstürmer*, 中锋 (zhōng fēng), setzt sich aus ‘Mitte’ und der „Metonapher“¹³ ‘geschärfte Kante der Klinge’ für Stürmer zusammen, fokussiert also ebenfalls auf die in China kultur- und lagebedingt besonders emphatisch aufgeladene Mitte, liefert für den dort positionierten Spieler aber durch die metonymische Nennung des wohl wichtigsten Aspekts einer für ihn typischen Hieb- und/oder Stichwaffe die metaphorische Bezeichnung eines Einzelkämpfers.

Ein weiteres positionssprachliches Wort, das eher der Fachsprache zuzuordnen wäre, ist *Linksaußen*, das dem engl. *left winger* nachempfunden ist und – wie franz. *ailier gauche* oder chin. 左翼 (zuǒ yì) bzw. 左边锋 (zuǒ biān fēng) (eigentl. ‘Linker-Rand-Stürmer’) – wörtlich (wieder ein wenig kreativ) mit ‘Linksflügeler’ wiedergegeben werden könnte. Bei ital. *ala sinistra* handelt es sich um eine Metonymie: *Flügel* für ‘Spieler, der auf dem Flügel positioniert ist’. Span. *volante* (‘fliegender’)/*lateral* (‘seitlich’) *izquierdo* bzw. *extremo izquierdo* fokussieren das Umherziehen, den überwiegenden Aufenthalt des Spielers auf der linken Spielfeldseite oder betonen, dass der betreffende Spieler noch weiter links spielt als der linke Halbstürmer, während das Russische mit левый вингер den engl. Terminus in Form eines Mischkompositums partiell übernimmt. In allen sieben untersuchten

¹² Das Kompositum ist jedenfalls in Kochs Verdeutschungsliste von 1903 aufgeführt.

¹³ In Gesprächen über ihre Dissertation zu den Übersetzungen der „Micky Maus“-Hefte haben Ilaria Meloni und ich die Kombination von Metonymie und Metapher oft als „Metonapher“ bezeichnet.

Sprachen wird in fast gleicher Weise die Außenposition auf der linken Seite betont, nicht aber die Funktion als Angriffsspieler.

Zur Reportsprache oder zum Fußballjargon gehört das dt. *Mittelfeldregisseur*, dem im Englischen der *midfield maestro/midfield playmaker* ‘Mittelfeldmeister’ oder ‘Mittelfeldspielmacher’ entspricht, wobei *maestro* in ähnlicher Weise wie dt. *Regisseur* den künstlerischen Charakter der Spielgestaltung im Mittelfeld betont. Das ital. *regista (di centrocampo)* schließt semantisch an das Deutsche an, während franz. *meneur de jeu* ‘Spiel-Führer’ auf die dirigierend-verantwortungsvolle Funktion des im Deutschen auch *Spieldmacher* genannten oder mittels Technik-Metapher als *Mittelfeldmotor* (entspr. russ. полузащита двигателя) metaphorisierten Spielers abhebt. Die spanischen Pendants *centrocampista* (auch ital.), *mediocampista*, *mediocentro* oder zuweilen auch kurz *medio* lassen sich eher mit dem deutschen *Mittelfeldspieler* vergleichen. Dem dt. *Torjäger*, der Jagd auf die Tore bzw. ihre Anzahl macht, entsprechen engl. *top scorer* (wobei jeder Torschütze ein *scorer* ist), also ‘Spitzentorschütze’, span. *máximo goleador* (‘oberster Tormacher’) oder chin. 最佳射手 (*zuì jiā shè shǒu*) ‘bester Schütze’, der die meisten Tore schießt, und ital. – an frühere Formen der Kriegsführung erinnernd – ein *capocannoniere*, ein ‘Top-Kanonenschütze’, dem die russ. Vorstellung eines лучший бомбардир, ‘bester Bomber’ zumindest annäherungsweise entspricht.

Zur Spielsprache sind Wörter und Wendungen zu rechnen, die einzelne Spielhandlungen bezeichnen. Zur Fachsprache gehören hier zunächst Wörter, die die einzelnen Stöße mit dem Fuß gegen den Ball bezeichnen, die in den Regeln selbst festgeschrieben sind: *An-*, *Ab-*, *Frei-*, *Eck-* und *Strafstoß*. Die englische Entsprechung, der fußballsprachliche *Stoß* im Deutschen nachempfunden ist, heißt *kick*, so dass sich schon zu Anfangszeiten des modernen Fußballs *kick-off*, *goal kick*, *free kick*, *corner kick* und *penalty kick* als naheliegende Bildungen ergaben. Mit *calcio*, *coup*, *saque*, удар, die alle ‘Tritt, Stoß’ (oder auch ‘Schlag’) bedeuten, folgen dem englischen Vorbild die meisten anderen der hier untersuchten Sprachen. So finden sich etwa für die Standardsituationen Frei-, Eck- und Strafstoß (neben den Lehnwörtern aus dem Englischen) die Lehnübersetzungen ital. *calcio di punizione*¹⁴, *corner/calcio d'angolo*, *calcio di rigore*¹⁵, franz. *coup franc*, *corner/coup*

¹⁴ Wörtlich eigentlich ‘Strafstoß’, daher mit dem Elfmeter leicht zu verwechseln und insofern ein zumindest italienisch-deutsch/englisch/spanischer falscher Freund.

¹⁵ Wörtlich: ‘Strenge-Stoß’.

de pied de coin (üblich in Belgien), *penalty/coup (de pied) de réparation*¹⁶, span. *falta* (Metonymie zu *falta* ‘Foul’)/*tiro libre*, *córner/saque/tiro de esquina*, *penalti/tiro penal*¹⁷, russ. свободный удар, угловой удар, пенальти, chin. 任意球 (*rèn yì qiú*) (任意: beliebig, zwanglos 球: Ball), 角球 (*jiǎo qiú*) (角: Ecke 球: Ball), 点球 (*diǎn qiú*) (点: Punkt 球: Ball)¹⁸, wobei zumindest im Italienischen und Französischen z.T. auf die Angabe der Basiskategorie (die dem deutschen Grundwort entspricht) verzichtet werden kann.¹⁹ Die Standards oder Standardsituationen allgemein heißen engl. *dead ball situation* (‘Toter-Ball-Situation’), franz. *coup de pied arrêté/balle arrêtée* (‘angehaltener Fußtritt/Ball’), ital. *gioco fermo* (‘angehaltenes Spiel’). Der hier sichtbaren Fokussierung auf die Ruheposition des Balles folgt mit 定位球 (*dìng wèi qiú*) (定: bestimmen 位: Position 球: Ball) auch die chinesische Fußballsprache. Im russ. стандарт, стандартное положение (‘Standard’, ‘Standard-Lage/Situation’) und im span. *situación estándar* (‘Standardsituation’)²⁰ werden hingegen wie im Deutschen mit Hilfe eines (eher als arbiträr verstandenen) Lehnworts Normalität und gleichsam rituelle Wiederkehr des Ereignisses und seiner Handlungsabläufe betont. Anders ist es bei An- und Abstoß: Hier wird im Italienischen für engl. *kick-off* die Lehnübertragung *calcio d’inizio* verwendet. Für den Abstoß ist dagegen *rimessa/rinvio dal fondo* (‘Einwurf, Rückgabe/Zurückschickung von hinten’) üblich, das dem Französischen *renvoi/dégagement aux six mètres* (also ‘Zurückschickung/Freigabe’ von der Sechsmeter-/Torraumlinie)²¹ vergleichbar ist, wobei aber in beiden Sprachen auf den Spielfeldern nur die Kurzformen *rimessa* bzw. *renvoi* üblich sind (die von der *rimessa laterale*, dem ‘seitlichen Einwurf’, bzw. der *remise en jeu* (‘Wiedereinbringen ins Spiel’) unterschieden werden müssen). Das span. *saque de salida/centro/inicial*, franz. *coup d’envoi*, das russ. начало матча (‘Anfang des Matches’) und das chin. 开球

¹⁶ Wörtlich: ‘Reparaturstoß’.

¹⁷ Wie man sieht, sind in den romanischen Sprachen z.T. auch die Lehnwörter aus dem Englischen *corner* und *penalty* gebräuchlich, im deutschen Sprachraum wohl nur in der Schweiz.

¹⁸ 球, eigentlich ‘Ball’, bedeutet im Chinesischen metonymisch auch ‘Stoß, Schuss’.

¹⁹ Im Deutschen heißt der Strafstoß bekanntlich (nach der Entfernung des Abschusspunktes von der Torlinie) metonymisch auch *Elfmeter* oder kurz *Elfer*. In der französischen Fußballsprache gibt es dazu die Entsprechung *le onze mètres*. In den anderen untersuchten Sprachen sind entsprechende Bildungen m.W. nicht geläufig.

²⁰ Daneben sind auch *jugada a balón parado* bzw. *a pelota quieta* (‘(Spiel-)Zug mit stillstehendem/ruhigem Ball’) üblich.

²¹ *Six mètres* steht hier als Metonymie für die Sechs-Meter-Linie.

(kāi qiú) (开: eröffnen 球: Ball) heben – wie die schon erwähnte italienische Entsprechung – besonders den initialen Charakter des Anstoßes hervor. Für den Abstoß haben die russische, die französische, die spanische und die chinesische Fußballsprache dagegen die Lehnübertragungen удар от ворот (‘Schuss vom Tor’), *coup de pied de but* (‘Fußstoß vom Tor’), span. *saque de puerta/portería/meta* (‘Stoß, Schlag vom Tor’ bzw. ‘vom Ziel’) bzw. 球门球 (qiú mén qiú) (球门: Tor 球: Ball) hervorgebracht und setzen damit den Akzent nicht auf die Richtung, sondern auf den Ort der Handlung.

Eher zum Jargon sind die Wörter zu rechnen, die einzelne Spielhandlungen wie z.B. Ballführungs- und Schusstechniken bezeichnen und im Folgenden in semantischer Hinsicht verglichen werden:

Eine spektakuläre Rettungstat des Torwarts, die früher auch als *Robinsonade* bezeichnet wurde,²² heißt im Englischen einfach nur *save* ‘Rettung’, das als сейв auch ins Russische übernommen bzw. als спасение ‘Rettung’ lehnübersetzt wurde. Entsprechend schmucklos-lapidar ist auch das in der französischen Fußballsprache übliche *arrêt* ‘Anhalten’. Mit *Parade*, *parada* und *parata* wird dagegen im Deutschen, Spanischen und Italienischen eine metaphorische Übernahme aus der französisch dominierten Fachsprache des Fechtsports bevorzugt, die Abwehrreaktionen mit Säbel oder Degen bezeichnet. Im Chinesischen wurde für die Abwehrtat des Torwarts das deutlich bildhaftere Kompositum 扑救 (pū jiù) (扑: anspringen 救: Rettung) gebildet.

Ein unsportliches gesundheitsgefährdendes Abwehrverhalten von Feldspielern (selten auch des Torwarts) ist der Sprung von hinten mit gestrecktem Bein gegen die Beine des ballführenden gegnerischen Spielers, der im Deutschen als *Blutgrätsche* gebrandmarkt ist. Diese Bezeichnung fokussiert darauf, dass bei diesem Tackling häufig Blut fließt, d.h. es zu erheblichen Verletzungen kommen kann. Während das Französische *tacle assassin*²³ den mörderischen Charakter der Aktion hyperbolisch hervorhebt, wird sie im ital. *falciata* als ‘Sensenhieb’ metaphorisiert, wodurch auf die Art der Handlung fokussiert wird und nicht wie im Deutschen oder Französischen auf Aspekte von deren Ergebnis. Die englischen Pendants *dangerous sliding tackle* wie auch das russ. жесткий, грубый подкат сзади (‘harte,

²² Nach dem Keeper des FC Southampton, John Robinson, der den Torwarthechtsprung um 1900 einführte (vgl. dazu Burkhardt 2006, 246).

²³ Wofür im Französischen auch die Lehnübersetzung *tacle glissé* (‘gerutshtes Tackling’) geläufig ist.

grobe Grätsche von hinten’) sind hier rein deskriptiv (wobei im Englischen wie schon im Französischen und Italienischen die aggressive Foultechnik selbst nicht konkret benannt wird). Sehr bildhaft ist hingegen wiederum chin. 铲人 (chǎn rén) (铲: schaufeln 人: Mensch), durch das v.a. die das Hinfallen des Gegenspielers bewirkende Handlung (die Grätsche) nebst dem Sturz selbst als Ergebnis sprachlich gefasst wird.

Dem dt. *Bananenflanke*, das auf die gebogene Flugbahn des von der Spielfeldseite getreten Balles fokussiert, entspricht relativ gut das allerdings rein deskriptive russ. навес с подкруткой (‘Flanke mit gekrümmter Flugbahn’), während bereits das die Bananenmetapher übernehmende engl. *banana kick* das in dt. *Flanke* enthaltene Merkmal ‘von der Seite’ unterschlägt und das ebenfalls gebräuchliche *curling cross* ‘Kräusel-Kreuzpass’ wiederum die Flugbahn nicht genau wiedergibt. Das ital. *cross a giro* ‘Drehkreuzpass’ betont die kreisende Bewegung des Balles selbst, die die konkave Flugbahn ermöglicht, während franz. *centre enroulé/centre haut* hervorheben, dass der Ball – „gerollt“ bzw. hoch – in die Mitte, d.h. vor das Tor gespielt wird (aber so nur implizit mitteilen, dass er von außen gespielt wird). Im Chinesischen sind zwei Varianten in gleicher Weise gebräuchlich: 1. 香蕉球 (xiāng jiāo qiú) (香蕉: Banane 球: Ball) und 2. 弧线球 (hú xiàn qiú) (弧线 Kurve 球: Ball), von denen die erste der deutsch-englischen Metaphorik für die gebogene Flugbahn folgt, während die zweite nur die allgemeine Form dieser Flugbewegung nennt. In keinem der beiden Fälle wird durch die metonymische Verwendung von 球 (qiú: Ball) für den getretenen Ball in seiner Flugbahn dessen Bewegung von der Außenseite zum Zentrum des Spielfeldes mitgenannt.

Für das dt. *Bogenlampe*, das einen *Heber* bezeichnet, der aber nicht unbedingt geschlenzt sein muss, scheint es in anderen Sprachen überhaupt kein passendes Äquivalent zu geben, das die Flugbahn des Balles mit einer charakteristisch geformten Beleuchtung parallelisiert. Außerdem verlangt das deutsche Kompositum nicht, dass der den Ball hebende Stoß in Richtung Tor erfolgen muss. Dennoch kommt das franz. *tir en cloche* (‘Glockenschuss’) der deutschen Idee dieser Spielhandlung noch am nächsten, während ital. *pallonetto* (‘großes Bällchen’) eher bloß verniedlichend ist, ohne über die gebildete Wortform etwas über die Flugbahn mitzuteilen. Auch die englischen Pendants *chop* (‘Schlag’)/*lob* (‘Wurf im hohen Bogen’) bzw. *dipping/looping/sliced shot* (‘sich senkender/schleifender/geschnittener Schuss’) geben die eigentliche Flugbahn des Balles nur recht unvollkommen wieder. Die russ. Entsprechung высокий мяч, мяч по дуге (‘hoher Schuss, Schuss in hohem Bogen’) lässt, wenn auch nur deskriptiv, zumindest das charakteristische Merkmal der vertikal-horizontalen Flugbahn des Balles erkennen. Die chinesische

Entsprechung 挑射 (tiǎo shè) (挑: mit einem langen dünnen Gegenstand etwas halten oder heben 射: ins Tor schießen), verlangt, dass es sich bei dem betreffenden Heber um einen Torschuss handelt. Als Pass zu einem Mitspieler ist die deutsche *Bogenlampe* chin. 挑传 (tiǎo chuán) (挑: wie oben 传: den Ball einem anderen Spieler geben). Die abstraktere Bedeutung des dt. *Bogenlampe* wird hier also in zwei speziellere aufgeteilt.

Die Torschusstechnik des Im-Rückwärtsfallen-über-den-eigenen-Kopf-auf-Tor-Schießens, die im Deutschen das merkwürdige, aber unmetaphorische Kompositum *Fallrückzieher* hat, das wohl erst in den 1970er Jahren entstanden ist,²⁴ wird im Französischen, Italienischen und Englischen gern mit der Vorstellung eines Fahrrades verbunden, weil der Vorgang wahrscheinlich an das Treten der Pedale erinnert: franz. *bicyclette*, ital. *bicicletta*, engl. *bicycle kick*. Daneben existieren auch die eher deskriptiven Bezeichnungen engl. *overhead kick* (‘Über-Kopf-Stoß’), franz. *retourné acrobatique* (‘akrobatische Rückgabe’) und ital. *rovesciata* (‘Umgekehrte, Umgestürzte’). Was die französischen, italienischen und englischen Fußballer und Fans als Fahrrad sehen, erscheint den russischen als удар ножницами (‘Scherenschlag’). Noch bemerkenswerter ist wohl die chin. metaphorische Bildung 倒挂金钩 (dào guà jīn gōu) (倒: umgekehrt 挂: hängen 金钩: goldener Haken²⁵), in der der spektakulären Schusstechnik eine Ähnlichkeit mit dem Erscheinungsbild einer historischen Waffe zuerkannt wird.

Dt. *Übersteiger* (zuweilen auch *Scherentrick*) ist möglicherweise eine Lehnübersetzung von engl. *step-over*, zu dem es in der englischen Fußballsprache aber auch die Synonyme *denílson* (selten gebraucht) und *the scissors* ‘die Schere’ gibt, deren ersteres metonymisch an den brasilianischen Dribbelkönig Denílson (de Oliveira Araújo) erinnert und deren letzteres die blitzartig abwechselnde Bewegung der Beine metaphorisiert, die hingegen anderswo, in Russland, beim Fallrückzieher erkannt wird. Der Übersteiger, der schon Anfang des 20. Jhs. von dem argentinischen Torjäger Pedro Calomino erfunden worden sein soll, ist im Russischen als финт с переступом (‘Finte mit abwechselndem Fuß’) bekannt. Und während das ebenfalls im Russischen geläufige Финт Рональдо auf den wohl perfektsten Anwender der Technik verweist, gibt franz. *pasement de jambe* die Antäuschungstechnik nur höchst unvollkommen wieder. In Italien sagt man dafür *doppio passo*

²⁴ Nach vorläufigen Recherchen wurde es erst 1980 in die 18. Aufl. des Rechtschreib-Dudens aufgenommen.

²⁵ Im alten China war dies auch die Bezeichnung eines gebogenen Schwertes.

‘Doppelschritt’, verwendet aber auch, wie im Spanischen, die wiederum ans Fahrrad erinnernde ursprünglich portugiesische Metapher *pedalada* ‘Pedaltritt’. Eine solche Ähnlichkeit mit den Beinbewegungen beim Fahrradfahren behauptet auch die chinesische Entsprechung 踩单车 (cǎi dān chē) (踩: treten 单车: Fahrrad).

Wenn der Ball per Ferse zum Mitspieler oder in Richtung Tor weitergeleitet wird, nennt man das in der deutschen Fußballsprache einen *Hackentrick* und fokussiert damit sowohl auf den die Ballberührung ausführenden Fußbereich und den künstlerischen Wert der Handlung als auch auf die dieser zugrunde liegende Täuschungsabsicht. Das russ. финт пяткой (‘Finte mit der Hacke’) hebt dagegen neben dem beteiligten Körperteil nur die Täuschungsabsicht hervor, während das engl. *back-heel* und das franz. *talonnade* (zu *talon* ‘Ferse’) den für die Handlung zentralen Teil des Fußes allein in den Vordergrund rücken. Im ital. *colpo di tacco* (‘Absatzstoß’) wird zusätzlich die Handlung erwähnt, aber nicht die Täuschungsabsicht; dem kommt auch das chin. 脚后跟磕球 (jiǎo hòu gēn kē qiú) (脚后跟: Hacke 磕: stoßen 球: Ball) recht nahe.

Die deutsche Metapher *Schwalbe* für ‘durch eleganten Sturz vorgetäushtes Gefoultwerden’ wird in der englischen Fußballsprache als (*deliberate*) *dive*, also als Tauchvorgang gesehen, ebenso, wenn auch indirekt, in span. *piscinazo* (‘Kopfsprung ins Schwimmbecken’). Die italienischen, französischen und russischen Äquivalente *simulazione* und *simulation* stellen dagegen die Täuschungsabsicht als Handlungsziel in den Vordergrund. Auch das chin. 假摔 (jiǎ shuāi) (假: falsch, vorgetäuscht 摔: Sturz, stürzen) schließt sich dieser Sehweise an, fügt jedoch das das Ereignis ebenfalls kennzeichnende Hinfallen des angeblich Gefoulten ausdrücklich hinzu. In der russischen Fußballsprache lassen sich sogar für alle drei aufgezeigten Varianten lexikalische Entsprechungen finden: Schwalbe: ласточка, Abtauchen: нырок und deskriptiv: картинное падение (‘demonstratives Fallen’).

Die Sprachen unterscheiden sich schon dadurch, dass das Treten gegen den Ball von den einen als Tritt oder Stoß (ital. *calcio*, russ. удар) betrachtet, von den anderen aber als Schusswaffengebrauch metaphorisiert wird (engl. *shoot – shot*, dt. *schießen – Schuss*, franz. *tirer – tir*, span. *disparar – disparo* bzw. *tirar – tiro*, ital. *sparare/tirare – tiro*). Mit 踢 (tī) ‘treten, stoßen’ und 射门 (shè mén) (aufs Tor schießen 射: schießen 门: Tor) schließt sich die chinesische Fußballsprache beim Verb beiden Varianten an. Daneben gibt es hier nur substantivisch zu verwendendes 脚 (jiǎo) ‘Schuss’, dessen ursprüngliche Bedeutung ‘Fuß’ lautet, so dass hier von einer metonymischen Übertragung auszugehen ist.

Bälle, besonders solche in Richtung Tor, können auch sehr hart getreten oder geschossen sein; im Deutschen werden sie dann als explosive Sprengkörper:

Bombe, *Granate* oder – mit metonymischem Blick auf die Werkzeugform des Fußes – als *Hammer* metaphorisiert. Der militärischen Metaphorik folgt das Italienische mit *cannonata* ‘Kanonade’, aber hier wie im Französischen ist auch *missile/missile* (‘Rakete’) gebräuchlich. *Bomba* bzw. *bombe* scheinen dagegen zur Bezeichnung harter Schüsse nicht üblich zu sein. Das engl. *rasping shot* (‘krächzender Schuss’) fokussiert vermutlich metonymisch auf das Fluggeräusch einer abgeschossenen Granate. Dagegen ist das russ. точный дальний выстрел (‘gezielter Fernschuss’) wiederum eher deskriptiv (obwohl über die konventionelle Metapher выстрел, ‘Schuss’, der Waffengebrauch immer noch präsent ist). In der chinesischen Fußballsprache scheint es hier überhaupt kein echtes lexikalisches Pendant zu geben, so dass ein Schuss nicht metaphorisch als Granate 炮弹 (pào dàn) bezeichnet werden, aber durchaus explizit mit einer solchen verglichen werden kann: 这个射门像炮弹一样 (zhè ge shè mén xiàng pào dàn yì yàng) (‘dieser Schuss ist wie eine Granate’).

1.4 Nachspielzeit (added/stoppage time, temps additionnel/arrêts de jeu, recupero, descuento/tiempo añadido, добавленное время/компенсированное время, 补时 bǔ shí)

Die Gliederungsdifferenz besteht darin, dass derselbe Gegenstandsbereich in einer Sprache durch nur eines, in einer anderen aber durch mehrere Wörter gefasst und so dadurch verschieden gegliedert wird, dass die Wörter weitere Bedeutungen (mit weniger) oder engere Bedeutungen (mit mehr semantischen Merkmalen) aufweisen. Im Deutschen sind Bälle stereotypisch mit weichem Material oder Luft gefüllt und relativ leicht, im Englischen bedeutet *ball* dagegen auch ‘Kugel’ (z.B. *cannon ball*), was zeigt, dass hier die völlig runde Form, nicht aber Gewicht oder Härte eine Rolle spielen. Metaphorisch ist es aber auch in der deutschen Reportsprache möglich, den Ball als *Kugel* zu bezeichnen, so dass für *Kugel* im Deutschen mindestens zwei Bedeutungen anzusetzen sind: a) ‘fester vollständig runder Körper’ und b) ‘vollständig runder weicher Körper, d.h. Ball’. Ein weiteres Beispiel für die gemeinte Gliederungsdifferenz wurde schon im Zusammenhang mit den beiden chinesischen Entsprechungen zu dt. *Bogenlampe* diskutiert: Während sich der deutsche Begriff sowohl auf Torschüsse als auch auf Pässe beziehen kann, wird in der chinesischen Fußballsprache zwischen 挑射 (tiǎo shè) (‘(den Ball) per Heber aufs Tor schießen’ und 挑传 (tiǎo chuán) (‘(den Ball) per Heber einem Mitspieler zuspielen’) unterschieden.

Die Polysemiedifferenz besteht darin, dass im Kern gleichbedeutende Wörter verschiedener Sprachen unterschiedliche, jedoch partiell übereinstimmende Teilbedeutungen aufweisen. Sie resultiert – meist, aber nicht nur – aus sprachgeschichtlich unterschiedlich verlaufenen metonymischen und metaphorischen Übertragungsprozessen. Ein gutes Beispiel ist das oben schon behandelte Wort *Tor*, das im Deutschen, ausgehend von der Bedeutung ‘Eingangspforte’, im Fußball zunächst als Metapher für das Spielgerät bestehend aus zwei Pfosten und einer Querstange verwendet, dann aber metonymisch auch auf den Treffer übertragen wurde, der dadurch erzielt wird, dass der Ball durch bzw. in diese Vorrichtung gelangt, so dass eine zusätzliche Bedeutung entstand. Im Englischen und vielen anderen Sprachen werden *goal* bzw. die jeweiligen Äquivalente wie franz. *but* ebenfalls für die Vorrichtung und den Treffer verwendet. Im Italienischen und Spanischen dagegen wird zwischen *gol* als ‘Treffer’ und ital. *porta* ‘Tür, Tor bei Ballspielen’ bzw. span. *puerta* (‘Tür, Tor’)/*portería* (‘Pförtnerwohnung, Ziel’) unterschieden. Ebenso ist es im Russischen mit der Unterscheidung zwischen гол/мяч (‘Treffer’) und ворота (‘das Torgehäuse als Gegenstand’) und im Chin. 球门 (qiú mén ‘Fußballtor’) und 进球 (jìn qiú ‘Treffer’). Ein weiteres Beispiel ist *Halbzeit*, das im Dt. nicht nur für die beiden Spielzeithälften, sondern – als Verkürzung von *Halbzeitpause* gebräuchlich ist (vgl. *Der Schiedsrichter piff zur Halbzeit* oder *In der Halbzeit essen wir immer eine Bratwurst*). Drei Halbzeiten findet man in anderen Fußballsprachen nicht.²⁶ Chin. 球 (qiú) bedeutet ‘Ball’, als Teil von Komposita aber auch ‘Ballspiel’. Im Italienischen heißt der Ball *palla/pallone*, die einzelnen Stöße gegen den ruhenden Ball werden aber nicht, wie im Deutschen ebenfalls *Ball* bzw. *palla* genannt, sondern *calcio*, wie z.B. in *calcio d’angolo* (‘Eckball’).

2. Abpfiff (final whistle, coup de sifflet final, fischio finale, pitido final, финальный свисток, 吹口哨 chuī kǒu shào)

Was aus den vergleichenden semantischen Analysen zu lernen ist, geht weit über die Fußballsprache(n) hinaus. An den ausgewählten Beispielen konnte nämlich gezeigt werden, dass sich der fokussierende Blick derjenigen, die die betreffenden

²⁶ In der Fansprache gibt es sogar noch eine vierte Halbzeit, die allerdings die dritte genannt wird: körperliche Auseinandersetzungen von Fangruppen konkurrierender Vereine, insbesondere von Hooligans, nach dem Spiel.

Wörter in den verschiedenen Sprachen geprägt haben, ebenso wie der Blick der diese Wörter Benutzenden teils auf unterschiedliche, teils auf gleiche Merkmale des bezeichneten Phänomens bezieht. V.a. unterschiedliche Arten der Metaphorisierung, Metonymisierung und Kompositabildung spielen dabei die Hauptrolle. Semantische Parallelen zwischen im Kern, d.h. in Bezug auf die Bezeichnungsrelation, ohnehin synonymen Wörtern verschiedener (Fußball-)Sprachen sind oft auf Entlehnungen, v.a. auf Lehnübersetzungen und -übertragungen zurückzuführen, scheinen aber manchmal auch Belege für die gemeinsame Wahrnehmungsweise der Menschen zu sein. Selbst zwischen eng verwandten Sprachen gibt es daneben in sehr vielen Fällen große Unterschiede in den Merkmalsfokussierungen – wie im Vorstehenden gezeigt werden konnte. Unterschiedliche Motivierung schafft semantische Differenz. Neben den Gliederungs- und Polysemiedifferenzen können v.a. die Fokussierungsdifferenzen als Beweis dafür genommen werden, dass es vollständige Synonymie semantisch korrespondierender Wörter verschiedener Sprachen nicht geben kann.

Auch die Weltsportart Nr. 1 Fußball hat es nicht geschafft, eine global einheitliche Lexik zu entwickeln. Ganz im Gegenteil stehen sich weltweit meistens einzelsprachliche Bildungen mit unterschiedlichen Fokussierungen gegenüber. Wie auch in anderen Lebensbereichen ist das wohl zuweilen ein Nachteil für die internationale Kommunikation und führt nicht selten auch zu Fehlern beim Erlernen und der Anwendung von Fremdsprachen. Dem steht jedoch die weltweite Kreativität, die sich in den sehr unterschiedlichen Sehweisen der Handlungen und Phänomene dokumentiert, als unbestreitbarer Vorteil gegenüber.

3. Literatur

- Bausinger, Hermann (1988), „Dreiteilung der Sportsprache“. In: Brandt, Wolfgang (Hrsg.), *Sprache des Sports*. Frankfurt/Main: Diesterweg, 25-27.
- Burkhardt, Armin (2015), „Konrad Koch und Olga Eckardt – zwei Meilensteine in der Geschichte der deutschen Fußballsprache und ihrer Dokumentation“. In: Born, Joachim/Gloning, Thomas (Hrsg.), *Sport, Sprache, Kommunikation, Medien. Interdisziplinäre Perspektiven*. Gießener Elektronische Bibliothek, 93-132 <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2015/11823> [27.09.2020].
- Burkhardt, Armin (2015a), „Konrad Koch und die ostfälischen Anfänge des deutschen Fußballs und seiner Sprache“. In: Föllner, Ursula/Luther, Saskia/Stellmacher, Dieter (Hrsg.), *Der Raum Ostfalen. Geschichte, Sprache und Literatur des Landes zwischen Weser und Elbe an der Mittelgebirgsschwelle*. Frankfurt/Main-

- Bern-Bruxelles-New York-Oxford-Warszawa-Wien: Peter Lang Edition (= Literatur – Sprache – Region 9), 267-277.
- Burkhardt, Armin (2010), „Abseits, Kipper, Tiqui-Taca. Zur Geschichte der Fußballsprache in Deutschland“. In: *Der Deutschunterricht*, Heft 3, 2-16.
- Burkhardt, Armin (2010a), „Über Nebel, Studenten und Telefonbücher. Prolegomena zur Kontrastiven Semantik“. In: Zhu, Jianhua/Hoberg, Rudolf (Hrsg.), *Germanistische Sprachwissenschaft und Deutschunterricht in chinesisches-deutscher Perspektive*. Frankfurt/Main-Berlin-Bern-Bruxelles-New York-Oxford-Wien: Peter Lang, 163-172.
- Burkhardt, Armin (2008), „Anglizismen in der Fußballsprache. Eine historische und kontrastive Betrachtung“. In: *Der Sprachdienst*, Heft 2, 57-69.
- Burkhardt, Armin (2008a), „Der deutsche Fußball und seine Sprache. Nebst Kurzporträt eines Wörterbuchprojekts“. In: Kemper, Dirk/Bäcker, Iris (Hrsg.), *Deutsch-russische Germanistik. Ergebnisse, Perspektiven und Desiderate der Zusammenarbeit*. Moskau: Stimmen der slavischen Kultur (= Thomas Mann-Lehrstuhl an der RGGU Moskau, Institut für deutsch-russische Literatur- und Kulturbeziehungen, Schriftenreihe, Band 1), 223-244.
- Burkhardt, Armin (2006), „Sprache und Fußball. Linguistische Annäherung an ein Massenphänomen“. In: *Muttersprache. Vierteljahrsschrift für deutsche Sprache*, 116, 53-73.
- Heineken, Philipp (1898), *Das Fußballspiel. Association und Rugby*. Stuttgart [Nachdruck Hannover: Th. Schäfer 1993].
- Hoffmeister, Kurt (2004), *Fußball. Der Siegeszug begann in Braunschweig*. Braunschweig.
- Koch, Konrad (1875), *Fußball. Regeln des Fußball-Vereins der mittleren Classen des Martino-Catharineums zu Braunschweig*. Braunschweig.
- Koch, Konrad (1903), „Deutsche Kunstausrücke des Fußballspieles“. In: *Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins*, 18, Nr. 6, 170f.
- Koch, Konrad (1900), „Das Fußballspiel im Jahre 1899“. In: *Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele*, 9. Jg., 219-224.
- Langenscheidt. In Kooperation mit der UEFA (2008), *Praxiswörterbuch Fußball. Deutsch – Englisch – Französisch*. Berlin-München-Wien-Zürich-New York: Langenscheidt.
- Magnusson, Gunnar (1967), *Studien zur Sondersprache des deutschen Fußballsports*. Lizentiatabhandlung. Stockholm.

- Oberschelp, Malte (2006), „Fußball im Geiste des Turnens. Konrad Koch, ein deutscher Fußballpionier“. In: *kicker Sportmagazin. Edition. Kult um den Ball. Auf den Spuren des Fußballs*. Nürnberg, 76-79.
- PONS (2006), *Fußballwörterbuch. Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Spanisch*. Stuttgart: Klett.
- Schnell, Hermann (1900), *Handbuch der Ballspiele*. Zweiter Teil: Das Fußballspiel. Leipzig: R. Voigtländer.
- Seelbach, Dieter (2008), *Lernwörterbuch der Fußballsprache. Deutsch – Französisch / Französisch – Deutsch*. Hamburg: Buske.
- Stemmler, Theo (1998), *Kleine Geschichte des Fußballspiels*. Frankfurt/Main–Leipzig: Insel.
- Taborek, Janusz (2014), *Das Wörterbuch der Fußballsprache. Polnisch – Russisch – Englisch – Deutsch*. Hamburg: Dr. Kovač.
- Taborek, Janusz (2006), *Piłka nożna. Słownik niemiecko-polski polsko-niemiecki / Fußball. Deutsch-polnisches polnisch-deutsches Wörterbuch*. Zielona Góra: Kanion.
- Yildirim, Kaya (2006), *Fußballwörterbuch in 7 Sprachen*. Bielefeld: Reise Know-How Verlag.

Interlanguage und Interferenz im Fußball. Sprachkontaktphänomene bei Transferspielern

Yvonne Kiegel-Keicher

1. Einführung

Sprachliche Äußerungen und Sprachverhalten von Profisportlern stehen aufgrund ihrer Prominenz und ihrer Medienpräsenz unter besonderer Beobachtung der Öffentlichkeit. Kommentiert wird vielfach die Sprachentwicklung anderssprachiger Sportlerinnen und Sportler, die neu – oder auch gar nicht mehr so neu – in einer Mannschaft des Gastlandes sind und entweder erkennbar mit der fremden Sprache zu kämpfen haben oder, im Gegenteil, besonders schnelle Fortschritte machen. Fußballspieler stehen wegen der Popularität ihres Sports und seiner Dominanz in der Sportberichterstattung vieler Länder in einem besonderen Fokus. Zudem sind gerade für den höherklassigen Ligabetrieb der hohe Anteil ausländischer Spieler im Kader und die häufigen Wechsel von Spielern und Trainern – nicht nur zwischen Vereinen, sondern auch von einem Sprachgebiet in ein anderes – charakteristisch. Dies macht Fußballstadien und Mannschaftskabinen zu Orten des Sprachkontaktes. Interviews und Pressekonferenzen werden zur Bühne für die vielfältigen Phänomene, die er hervorbringt, und bisweilen schaffen es besonders prägnante Sprachkontakterscheinungen sogar, als scherzhafte Wendungen in die Mehrheitsprache überzugehen. Man denke nur an Giovanni Trapattonis legendäre, seit 1998 zum deutschen Sprachschatz gehörende Schöpfungen „Ich habe fertig“ und „wie eine Flasche leer“.

Bei diesen, von der Allgemeinheit als sprachliche Fehler wahrgenommenen Phänomenen handelt es sich um Interferenzen, Beeinflussungen also zwischen den Sprachen Mehrsprachiger bzw. zwischen der Erstsprache (L1) und der Zweitsprache (L2) von Lernerinnen und Lernern, die sich auf allen sprachlichen Ebenen manifestieren können. Neben der Übertragung von Merkmalen und Strukturen von einer Sprache in die andere können auch sprachunabhängige Generalisierungen und Simplifizierungen zum Einsatz kommen, die typologisch unmarkierte Formen

hervorbringen. Die Summe all dieser unbewusst genutzten Strategien bildet zusammen mit den bereits erworbenen zielsprachlichen Elementen ein sprachliches System, das jedem Lernenden eigen sowie dynamisch ist, da es sich mit fortschreitendem Erwerb aus immer mehr Elementen der Zielsprache konstituiert. Für dieses System hat sich die Bezeichnung „Interimssprache“ oder „*interlanguage*“ etabliert, die bereits von Selinker (1972) eingeführt wurde. Dazu gehört auch der Begriff der „Fossilisierung“, die dann eintritt, wenn sich hinsichtlich bestimmter sprachlicher Merkmale oder Strukturen keine weitere Annäherung an die Zielsprache mehr vollzieht.

Für diesen Festschriftbeitrag habe ich unter den vielen Transferspielern, die weltweit im Einsatz sind, zwei Sportler mit markanter fußballerischer Laufbahn und unterschiedlicher sprachlicher Biografie ausgewählt und ihre Äußerungen auf *interlanguage*- und Interferenzphänomene untersucht. Hierfür habe ich Interviews und Pressekonferenzen ausgewertet, die als *YouTube*-Videos abrufbar waren.

2. Von einem Verein zum anderen: das sprachliche Gepäck von Transferspielern

Haris Seferović, 1992 in der Schweiz geborener Mittelstürmer, besitzt neben der schweizerischen die bosnische Staatsangehörigkeit. Als seine erste Sprache gibt er das Deutsche an, während er mit seinen Eltern Bosnisch spricht (HS-P1, 2:25). Nach verschiedenen Jugendvereinen in der Schweiz, wo er Teil der Nationalmannschaft ist, ging er 2010 als knapp Achtzehnjähriger zum AC Florenz. In Italien verbrachte er drei Jahre, spielte danach ein Jahr in Spanien bei Real Sociedad San Sebastián und wechselte 2014 für weitere drei Jahre zu Eintracht Frankfurt. Seit 2017 spielt er in Portugal, bei Benfica Lissabon (HS-InfoQ1). 2019 gewann Seferović mit Benfica nicht nur die *Supertaça Cândido de Oliveira* (HS-InfoQ3) und die portugiesische Meisterschaft, sondern er war auch Torschützenkönig der portugiesischen Liga (HS-InfoQ2).

Aus dieser erfolgreichen Saison sind mehrere Interviews des portugiesischen Fernsehens mit Seferović zu finden. Darin spricht er Portugiesisch, nachdem zuvor im Jahr 2017 zwei Interviews anlässlich seines Debüts in Lissabon auf Englisch geführt worden waren (HS-E1 und HS-E2). Während Seferović in seiner Zeit in Italien Interviews in italienischer Sprache gab (siehe HS-I), ist von seinem einjährigen Aufenthalt in Spanien lediglich eine zu Beginn dieser Zeit vom Verein ver-

anstaltete Pressekonferenz abrufbar, in welcher er alle Fragen auf Italienisch beantwortet (HS-SI). Deutschsprachige Interviews – aus der Frankfurter Zeit und danach – finden sich in größerer Zahl (z.B. HS-D).

In diesem Kapitel soll es nicht um verschiedene Entwicklungsphasen im Spracherwerb Seferovićs gehen, sondern um die aktuellen Merkmale und Strategien seiner portugiesischen *interlanguage* nach – zur Zeit der ausgewerteten Interviews – fast zweijährigem Aufenthalt in Lissabon. Als Quelle dienen zwei ausführliche Gespräche: ein elfminütiges Interview vom 10.5.2019 (HS-P1) und ein siebenminütiges vom 21.5.2019 (HS-P2).

Seferović spricht in beiden Interviews flüssig und in einem hohen Sprechtempo. Lautlich fallen mehrere Merkmale auf, die in seiner Aussprache systematisch sind. Hierzu gehört die Vermeidung von Nasaldiphthongen, für die zwei gegenläufige Strategien zum Einsatz kommen: einerseits Denasalierung zum Oraldiphthong („pai e mãe ['maj]“ HS-P1, 2:25, „não ['nɐu]“, HS-P2, 1:12), andererseits Monophthongierung mit Denasalierung des Vollvokals und Einsetzung eines Nasalkonsonanten („bem ['beŋ]“, HS-P2, 6:08, „têm ['ten]“, HS-P2, 4:54). Diese letztgenannte Strategie wendet Seferović auch bei Nasalvokalen an: „descansar [dɨʃkan'sar]“ (HS-P2, 1:30). Zielsprachengerecht artikuliert Seferović jedoch bei Wendungen, denen er in seinem Alltag ständig begegnet: „tem que ser [tẽjk'ser]“ (HS-P1, 3:27, 9:38, 13:20), „muito bem [mũjtu'bẽj]“ (HS-P1, 0:22). Das Gleiche ist auch bei der Behandlung der unbetonten Oralvokale zu beobachten: In häufig verwendeten Phrasen hebt Seferović sie („vam[uɜ] ver“, HS-P1, 10:21, „vou dar sempre tud[u]“, HS-P1, 3:54) oder tilgt sie wie in der Umgangssprache üblich („acho ['aʃ] que“, HS-P1, 3:01, „está aí [ta:'i]“, HS-P1, 3:27). Innerhalb von frei formulierten Sätzen dagegen artikuliert er die unbetonten Vokale ohne Unterschied zu den betonten: „em p[o]rtuguês“ (HS-P1, 2:33), „essa gent[e]“ (HS-P1, 2:54). Die Palatalisierung von silbenfinalelem pg. /s/ praktiziert Seferović ausgiebig – „em portuguê[ʃ] ou inglê[ʃ]“ (HS-P1, 2:33) – und, wie an diesem Beispiel zu sehen ist, oftmals auch dann, wenn /s/ zwar wortfinal, jedoch nicht silbenfinal steht, sondern, aufgrund der wortübergreifenden Syllabierung des Portugiesischen, silbeninitial. Andererseits artikuliert er /s/ trotz silbenfinaler Position auch hin und wieder dental: „jogamo[ʃ] mai[s] - mai[s] livre[s]“ (HS-P2, 1:22).

Im Bereich der Morphosyntax ist festzustellen, dass Seferović die Entscheidung zwischen *ser* und *estar* vielfach – entgegen der Zielsprache – zugunsten von *ser* fällt, wie in „ser prontos“ (HS-P1, 3:40) und „sou contente aqui“ (HS-P1, 11:25). Die Verwendung der Tempora und die Zeitenfolge beherrscht er: „Quando chegou

[...] era jovem [...], mas já se viu que tem muita qualidade“ (HS-P1, 6:23). Dennoch glückt die Bildung einzelner Verbformen nicht immer, z.B. wenn Seferović von sich selbst sagt „como já di[ʃ]“ (HS-P2, 3:34) oder auf die Feststellung des Moderators, „Casaste“, antwortet „Sí, casar, sí“ (HS-P1, 11:23). In dieser Sequenz wird augenfällig, wovon Seferovićs portugiesische Interimssprache stark geprägt ist: Immer wieder mischt er spanische Elemente in seine portugiesischen Sätze. Dazu gehört die Bildung der Possessivpronomina („su si[ʃ]tema como quer jogar“, HS-P2, 4:53), aber auch die Art der Kombination von Präposition und Artikel („de la Liga“ HS-P1, 4:51, „al final“, HS-P2, 0:45). Nach zunächst zielsprachlichem Genus („una [sic!] boa equipa“, HS-P1, 3:33) wiederholt er das portugiesische Substantiv mit spanischem Genus: „o nosso equipo“ (HS-P1, 3:45). Spanische Verbformen fallen mehrfach auf („como quiere jogar“, HS-P1, 10:03), ebenso die syntaktische Einbettung von in beiden Sprachen vorhandenen Verben gemäß dem Spanischen: „Me gusta aqui, me gusta la equipa, me gusta la ciudad [sic!], me gusta jogar aqui“ (HS-P1, 11:14). Das periphrastische Futur bildet er mit Präposition („vamo[ʒ] a [ʃ]perar“, HS-P1, 12:50), also ebenso nach spanischem Muster wie die Verlaufsform, die er durchgängig statt der portugiesischen gebraucht: „estava jogando aí“ (HS-P2, 2:10). Neben dem Spanischen kann Letzteres zum einen auch dem Vorbild der in Lissabon spielenden Brasilianer geschuldet sein; zum anderen kann hier ebenso der Einfluss des Italienischen eine Rolle spielen, wo die Bildung der Verlaufsform wie im Spanischen (it. *stare facendo*, sp. *estar haciendo*) und anders als im europäischen Portugiesisch (*estar a fazer*) erfolgt. Denn Einflüsse des Italienischen finden sich ebenfalls in großer Zahl in der portugiesischen Interimssprache Seferovićs. Neben pg. *mas* gebraucht er einige Male it. *ma*: „Ma por isso, [...]“ (HS-P2, 3:03). Bisweilen ist das nachfolgende Wort auch noch italienisch: „Ma non [...]“ (HS-P1, 4:20), „Ma, il [...]“ (HS-P1, 4:58). Im folgenden Satz hat Seferović die zum entsprechenden Verb gehörende italienische Präposition gewählt: „me concentro su nosso trabalho“ (HS-P1, 4:43), wobei dt. *sich konzentrieren auf* die Aktivierung von it. *concentrarsi su* noch zusätzlich unterstützt haben könnte. Vom Italienischen übernommene oder adaptierte Lexeme, die Seferović verwendet, sind z.B. *fisioterapistas* (HS-P1, 3:24, statt pg. *fisio-terapeutas*), *primo* (statt pg. *primeiro*: „o nosso primo baby“, HS-P1, 12:42) und *cercare* (statt pg. *procurar*: „‘Tamos cercando [ser'kando] um nome special“, HS-P1, 12:53). Mit „messagem [mɛ'sazɐm]“ (HS-P2, 3:28) schöpft Seferović ein Hybridlexem aus pg. *mensagem* und it. *messaggio*. Angesichts der vielen italienischen Elemente in seiner portugiesischen *interlanguage* kann auch die oben dargestellte Tendenz, pg. *ser* anstelle von *estar* zu wählen, auf dem Vorbild des Italienischen

beruhen (und nicht notwendigerweise auf einer Interferenz des Deutschen, wo die Differenzierung nicht getroffen werden muss), denn im Italienischen lässt sich hier stets *essere* setzen (it. *essere pronto* vs. pg. *estar pronto*, it. *essere contento* vs. pg. *estar contento*).

Míster ‚Trainer‘ (HS-P1, 3:25 und HS-P2, 4:24) ist zwar in Brasilien, nicht aber in Portugal etabliert. Wenn Seferović sich des Lexems bedient, kommt Interferenz des Italienischen und des Spanischen in Frage; in beiden Sprachen ist es vorhanden. Und die spanischen Interferenzen betreffen ebenfalls nicht nur den morphosyntaktischen, sondern auch den lexikalischen Bereich: Im portugiesischen Satz tauchen spanische Adverbien („os outros jogadores ‘tán aí cerca.“, HS-P1, 4:36) oder Präpositionen auf („no campo e fuera de campo“, HS-P2, 7:13), mitunter auch beides: „na cama, con las pernas encima“ (HS-P1, 3:58). Auch vollständige spanische Sätze streut Seferović ein („estamos jugando bien“, HS-P1, 2:54). Manchmal komponiert er auch ein regelrechtes Sprachengemisch, bei dem es schwierig ist zu sagen, welche der drei Sprachen, Portugiesisch, Italienisch oder Spanisch, gerade dominiert: „sin sentir música“ (HS-P1, 4:02).

Sowohl die lexikalischen als auch die morphosyntaktischen Merkmale seiner Interimssprache, die von der portugiesischen Zielsprache abweichen, können auf das Spanische und das Italienische zurückgeführt werden. Umgekehrt konnte Seferović auch für den erfolgreichen Erwerb bestimmter Fertigkeiten, wie die Unterscheidung zwischen abgeschlossener und andauernder Handlung und die Wahl der entsprechenden Zeitstufe, auf die Strukturen der beiden anderen romanischen Sprachen zurückgreifen. Die phonologischen Abweichungen von der Zielsprache sind ebenfalls anhand dieser Sprachen erklärbar und müssen keinen Bezug zu seiner L1 Deutsch (oder Bosnisch) haben: Die beiden zuvor erworbenen romanischen Sprachen verfügen nicht über Nasalvokale oder Nasaldiphthonge, und auch die unbetonten Vokale werden – abgesehen von bestimmten italienischen Dialekten – weder modifiziert noch getilgt. Die Palatalisierung von silbenfinalen /s/ im Portugiesischen entspricht ebenfalls nicht Seferovićs bisherigen sprachlichen Erfahrungen; er hat den phonetischen Prozess eigens für das Portugiesische erworben, weicht aber aufgrund des Abgleichs mit den zuvor internalisierten sprachlichen Systemen immer wieder von dieser Norm ab. Auffallend ist dagegen die interferenzfreie Wiedergabe fester Wortverbindungen und formelhafter Wendungen, wie z.B. *tem que ser* und *vamos ver*: Diesen war und ist Seferović tagtäglich ausgesetzt; sie reproduziert er zielsprachengerecht und ohne Abgleich mit seinen Referenzsprachen.

Die Prägung durch das Italienische und das Spanische ist zur Zeit der beiden Interviews, als sich Seferović seit beinahe zwei Jahren in Portugal befindet, noch immer deutlich. Die Dominanz des Spanischen ist umso bemerkenswerter als er lediglich ein Jahr in Spanien verbrachte und danach drei Jahre in Deutschland spielte, bevor er zu Benfica Lissabon wechselte. Dort aktiviert die neuerliche Konfrontation mit einer weiteren romanischen Sprache die in früheren Jahren in den verwandten Sprachen erworbenen Strukturen, Merkmale und lexikalischen Einheiten. Dies erlaubt Seferović, indem er unmittelbar daran anknüpft, flüssig und in hohem Sprechtempo zu kommunizieren, eine umfangreiche Lexik und komplexe Strukturen kreativ zu nutzen und buchstäblich zu reden „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“.

3. Ein Spieler, zwei Vereine, drei Sprachen: zur Diversität von Interferenzmerkmalen

Cristiano Ronaldo dos Santos Aveiro kam 1985 (just am 29. Geburtstag des Jubilars) auf der portugiesischen Insel Madeira zur Welt und ist international schlicht unter dem Namen Ronaldo oder – aufgrund seiner angestammten Rückennummer – als CR7 bekannt. Er ist Rekordtorschütze, Rekordtitelgewinner sowohl in der Champions League als auch in nationalen Ligen, mehrfacher Weltfußballer des Jahres und wurde mit der portugiesischen Nationalmannschaft 2016 Europameister (CR-InfoQ1). Nach der Jugend bei Sporting Lissabon spielte er 2003-2009 bei Manchester United, anschließend 2009-2018 bei Real Madrid, bevor er zum Beginn der Saison 2018/19 nach Italien zu Juventus Turin wechselte (CR-InfoQ2).

Aufgrund seiner Rolle als Weltstar und seiner langen Spielzeit bei Manchester einerseits und bei Real Madrid andererseits sind – neben solchen in seiner L1 Portugiesisch – einige Interviews und Pressekonferenzen online abrufbar, die er auf Spanisch oder auf Englisch führt. Auch in den italienischen Medien verwendet er von seinem Start in Turin bis zum Zeitpunkt dieser Untersuchung stets Englisch. Beide Sprachen spricht Ronaldo in den ausgewerteten Quellen fließend. Es wird daher in diesem Kapitel nicht der Frage nachgegangen, wie sich jede seiner Interimssprachen im Laufe der Zeit entwickelt hat. Vielmehr ist es von Interesse, seine Strategien in beiden Sprachen zu vergleichen: Welche Interferenzen seiner L1 Portugiesisch bzw. welche sprachunabhängigen Generalisierungen und Simplifizierungen zeigt er jeweils? Gibt es Gemeinsamkeiten in seinen Interferenzen, wenn er Spanisch und wenn er Englisch spricht? Und worin bestehen die Unterschiede? Beeinflussen sich beide Zweitsprachen etwa gegenseitig in seiner Rede? Um diese

Fragen zu beantworten, werden im Folgenden Merkmale präsentiert, die für Ronaldos *interlanguages* prägend sind.

Die aufgefundenen Quellen für das Spanische stammen aus den Jahren 2009 bis 2019 (S-CR09, S-CR10, S-CR16, S-CR18, S-CR19) und haben jeweils eine Dauer von knapp zwei bis ca. dreißig Minuten. Die englischsprachigen Quellen umfassen die Jahre 2008 bis 2018 (E-CR08, E-CR09-1, E-CR09-2, E-CR10, E-CR18) und beinhalten Statements von gut einer Minute bis hin zu Interviews mit einer Dauer von zehn Minuten.

In jeder seiner Zweitsprachen ist Ronaldo mit Merkmalen, Kontexten und Strukturen konfrontiert, die nicht denen seiner L1 entsprechen oder in dieser anders behandelt werden. So werden im Portugiesischen unbetonte Vokale je nach Position gehoben oder getilgt. Die Tilgung überträgt er allein auf das Spanische: „muy importan[t]“ (S-CR16, 12:36), „psicológico [psi'klɔxiko]“ (S-CR19, 2:25). Eine Hebung von unbetonten Vokalen ist bei ihm im Englischen nur sporadisch festzustellen („if you are m[u]tivated“, E-CR18, 1:30); im Spanischen zeigt er dagegen auch diesen Prozess weitaus häufiger: „m[u]ntaje“ (S-CR09, 0:50), „para seis añ[u], cinc[u] añ[u]“ (S-CR16, 3:20). Im letztgenannten Beispiel offenbart Ronaldo eine weitere Interferenz des Portugiesischen: die Palatalisierung von silbenfinalelem /s/. Diese praktiziert er mit auffällender Häufigkeit, wenn er Spanisch spricht und auch wiederum nur in dieser Sprache, obgleich im Englischen /s/ ebenfalls vielfach silbenfinal steht. Hier ist davon auszugehen, dass es die in den beiden iberoromanischen Sprachen parallelen Strukturen sowie bestimmte Morpheme und Lexeme von (fast) identischer Form sind, die den Prozess in Gang setzen, und dass dieser soweit automatisiert ist, dass Ronaldo ihn auch auf vom Portugiesischen abweichende Lexeme anwendet („lune[j]“, S-CR10, 0:02). Auch die genannten Prozesse der unbetonten Vokale überträgt er aufgrund der strukturellen und lexikalischen Gemeinsamkeiten aus der L1 auf die L2 Spanisch, während Hebung sich im Englischen allenfalls bei Lexemen bemerkbar macht, die im Portugiesischen in ähnlicher Form vorhanden sind („m[u]tivated“). Im Englischen sind es – im Gegensatz zum Spanischen – die Tonvokale, die zum Teil nicht zielsprachengerecht artikuliert werden. Dies betrifft beispielsweise den Vokal /ʌ/, den er zu [ɔ] rundet („young ([ˈjɔŋk]“, E-CR08, 4:17), sowie /ɛ/ und /æ/, die er zu [a] senkt: „Ch[a]mpions League“ (E-CR09-1, 2:16). Gemeinsam ist den beiden Zweitsprachen das Fehlen des uvularen Vibranten [ʀ], der als freie Variante von pg. /r/ auftritt. Während Ronaldo im Englischen auch in Kontexten, die in der L1 ähnlich sind, zielsprachengerecht artikuliert („[ɹ]espect“, E-CR09-1, 0:52), ersetzt er im Spanischen den mehrfachen alveolaren Vibranten oft durch den uvularen. Dies ist am Wortanfang

besonders häufig der Fall („[r]eal Madrid“, S-CR18, 0:40, 2:35, 3:00), kommt aber auch intervokalisch vor („de[r]ota“, S-CR10, 0:04).¹ Auch hier ist die enge Verwandtschaft des Spanischen mit dem Portugiesischen in Struktur und Lexik als Auslöser für eine Interferenz zu sehen, die in der anderen Zweitsprache, zu welcher ein wesentlich größerer typologischer Abstand besteht, nicht auftritt.

Mit dem Englischen hat das Portugiesische den stimmhaften Frikativ /z/ gemeinsam, während das Phonem im spanischen Inventar fehlt. Entsprechend sind die Fälle zahlreich, in denen Ronaldo sp. /s/ intervokalisch – wortintern oder wortübergreifend – sonorisiert: „ha[z]emo[z] obras“ (S-CR19, 1:42). Die retroflexe Artikulation von /l/ hat das Portugiesische ebenfalls nur mit dem Englischen gemeinsam. So überträgt Ronaldo dieses Merkmal immer wieder auf spanische Lexeme, die, wie „norma[l]“ (S-CR10, 1:15), „nive[l]“ (S-CR18, 6:50), mit portugiesischen formal identisch oder ähnlich sind.

Bestimmte Eigenschaften des Portugiesischen wiederum kommen nur in der englischen *interlanguage* zum Tragen, da das Spanische sie mit dem Portugiesischen teilt: Ronaldo elidiert stets engl. /h/ („Inside I’m very happy [‘api]“, E-CR09-2, 0:44), das in seiner L1 ebenso wenig vorhanden ist wie Langvokale, die er daher kürzt: „I feel [‘fi]“ (E-CR18, 2:00). Neben diesen Merkmalen beeinflussen einige weitere seine Interimssprache ganz wesentlich: Zu den Gemeinsamkeiten der iberoromanischen Sprachen gehören der frühere Stimmeinsatz (VOT) bei den stimmhaften Okklusiven und das Fehlen einer Aspiration bei den stimmlosen Okklusiven. Ronaldo überträgt beide Merkmale systematisch, wenn er Okklusive wie in „difficult time“ (E-CR08, 6:50) oder „portuguese teams“ (E-CR09-1, 0:44) artikuliert. Aufgrund ihrer Häufigkeit ist diese Interferenz für seine englische *interlanguage* ebenso prägend wie die Syllabierung über die Wortgrenzen hinweg, die er fast immer nach dem Muster des Portugiesischen praktiziert: „But I feel happy [‘ba.ta.j.fi.‘la.pi]“ (E-CR09-1, 1:10).

Ein phonologisches Merkmal von Ronaldos spanischer Interimssprache, das zugleich Implikationen für deren Morphosyntax birgt, ist die Monophthongierung. Denn neben Adjektiven und Adverbien wie in „es más forte que yo“ (S-CR16,

¹ Die folgende Aussage, in der Ronaldo sich korrigiert und seine portugiesische Interferenz kommentiert, zeigt, dass er sich manchmal durchaus des Einflusses seiner L1 bewusst ist: „Fue una temporada muy [r]ara, no: muy [r̄]ara, digo siempre ‚[r]ara‘, no es ‚[r]ara‘, es ‚[r̄]ara‘.“ (S-CR16, 14:03)

10:27) und „independentemente“ (S-CR16, 17:46) sind es insbesondere Verbformen, die er, dem Portugiesischen entsprechend, ohne Diphthonge bildet: „dónde podes ir“ (S-CR16, 1:30), „quero seguir“ (S-CR16, 20:05). Vor allem bei den unregelmäßigen Verben weicht er auf portugiesische Formen aus („tem cosas buenas, tem cosas malas“, S-CR16, 1:34), die er dann zum Teil selbst korrigiert („seguramente vai - va adquirir un buen resultado“, S-CR10, 3:45) oder zusammen mit spanischen Elementen zu einer Hybridform verschmilzt: „Que puesa alcanzar muchos éxitos aquí en Madrid“ (S-CR09, 1:09). In den Quellen ab 2016 gebraucht Ronaldo oft das spanische Perfekt, welches, anders als im Portugiesischen, mit *haber* gebildet wird. Dabei setzt er für die erste Person statt *he* systematisch die Form der dritten Person, *ha*, ein: „las jugadas que ha hecho yo“ (S-CR16, 5:32). Dieselbe Personalform sp. *ha* gebraucht er auch in drei weiteren Kontexten: statt sp. *hacer* in Zeitangaben, sodass diese die gleiche Form wie im Portugiesischen erhalten („Ha dos años“, S-CR16, 2:18), sowie anstelle von sp. *hay*, zum einen in der unpersönlichen Wendung *hay que* („pero ha que ganar“, S-CR10, 1:50), die im Portugiesischen mit *ter* oder *dever* persönlich gebildet wird; zum anderen wie unpersönliches pg. *há*: „Ha cosas injustas“ (S-CR18, 44:43). Weiterhin tauchen bei der Kombination von Präposition und Artikel bzw. Pronomen statt der analytischen spanischen immer wieder die kontrahierten portugiesischen Formen auf und werden auch portugiesisch artikuliert: „neste partido“ (S-CR10, 3:45), „Nos últimos, cinco, seis, siete años“ (S-CR18, 2:07). Dabei kommt es bisweilen zur Bildung von Hybridformen wie „nel“ (S-CR18, 19:13).

Auch andere syntaktische Strukturen, die in beiden iberoromanischen Sprachen ähnlich, aber nicht identisch sind, formt Ronaldo nach seiner L1. Hierzu gehört die Bildung des periphrastischen Futurs nach portugiesischem Muster ohne die Präposition *a*, wofür er zum Teil die portugiesischen Formen von *ir* nutzt („vou seguir siendo así“, S-CR19, 1:15), zum Teil die spanischen („¿Por qué voy cambiar?“, S-CR16, 19:22). Auffällig sind seine Konstruktionen eines Konjunktivs Futur für das Spanische nach portugiesischem Vorbild („después de ganarnos“, S-CR19, 6:38), die er jedoch hin und wieder, wie in „cuando terminaré“ (S-CR18, 20:04), durch das spanische synthetische Futur ersetzt, statt des zielsprachlichen Subjunktivs Präsens. Diese Strategie wiederum – Wahl des Futurs für eine Handlung in der Zukunft, ungeachtet der Struktur, in die die Form eingebettet ist – stellt keine L1-Interferenz dar, sondern eine Übergeneralisierung, durch die markiertere Strukturen vermieden werden.

Zwei Strategien, die ebenfalls sprachunabhängige Vereinfachungen und keine L1-Interferenzen sind, gehören zu den markantesten morphosyntaktischen Merkmalen in Ronaldos englischer Interimssprache: Er vermeidet, außer im Fall von *to be*, die englischen Vergangenheitsformen zugunsten der jeweiligen Präsensform: „And I start to plan my future when I was twenty-seven, twenty-eight, so longtime ago I prepare.“ (E-CR18, 5:12). Zugleich unterlässt er es grundsätzlich, die dritte Person Singular Präsens morphologisch zu markieren: „The team work in good shape“ (E-CR09-2, 1:18). Darüber hinaus sind jedoch auch L1-Interferenzen kennzeichnend für die Morphosyntax der englischen *interlanguage*. So macht er diese zu einer Null-Subjekt-Sprache, indem er mit großer Häufigkeit die Personalpronomina elidiert: „Is unbelievable“ (E-CR09-1, 0:21). Zugleich gibt es diverse Fälle von Hyperkorrektismen in Ronaldos Rede, in welchen er *it* einsetzt, obgleich das Subjekt bereits durch ein Substantiv versprachlicht wird. Dies offenbart eine Unsicherheit, die daher rührt, dass er diese strukturelle Vorgabe seiner Zielsprache zwar erlernt, aber noch nicht automatisiert hat: „This is why the football it’s amazing“ (E-CR09-1, 1:10). Zudem fällt Ronaldo die ihm aus seiner L1 nicht bekannte Art der Bildung der englischen Verlaufsform schwer, für die er mitunter kein Hilfsverb verwendet („You training good“, E-CR08, 5:05), das Vollverb nicht ins Partizip Präsens setzt („I’m enjoy“, E-CR09-2, 1:15) oder mit unpassendem Hilfsverb verneint („I don’t thinking about that“, E-CR08, 3:10). Die mit Hilfsverb und *gerundio* gebildete spanische Verlaufsform ersetzt er, wie oben beschrieben, schlicht durch die portugiesische Konstruktion mit Präposition und Infinitiv. Eine solche unmittelbare Übertragung vom Portugiesischen auf das Englische (wo die Verlaufsform mit Partizip der des Spanischen ähnelt) ist aufgrund der fehlenden direkten Korrespondenzen in Grammatik und Lexik nicht ohne Weiteres möglich.

Hin und wieder macht sich der Einfluss der L1 bei der Selektion von Präpositionen bemerkbar wie im Fall von engl. *to depend on*, bei dem pg. *depende de* interferiert: „In the football I’m very calm, because I know depend of me“ (E-CR18, 5:28). Jedoch sind in Ronaldos englischer Interimssprache – abgesehen von sporadischen „falschen Freunden“ formaler Art („You do your proprio life“, E-CR08, 5:02) – keine Interferenzen lexikalischer Art auszumachen. Im Spanischen dagegen ist der Einfluss der L1 auf Wortwahl und Wortbildung sehr präsent. Hier können zwei Hauptkategorien von Interferenzen identifiziert werden: Zur ersten gehören portugiesische Adverbien, Präpositionen und Diskurspartikel, die meistens formale Ähnlichkeit mit ihrer spanischen Entsprechung aufweisen. Sie werden von Ronaldo portugiesisch artikuliert und in ansonsten rein spanische Sätze eingestreut: „por isso“ (S-CR10, 3:00), „até“ (S-CR10, 0:58), „não“ (S-CR16, 1:00)

„com“ (S-CR16, 12:05), „acho que“ (S-CR16, 20:13). Die zweite Kategorie bilden formale „falsche Freunde“, Lexeme und Wendungen also, die in beiden Sprachen ähnlich und gleichbedeutend, aber formal nicht identisch sind; diese eigentlich portugiesischen Lexeme artikuliert er spanisch. Hierzu gehören „imprensa“ (S-CR16, 0:19) statt *prensa*, „confiante“ (S-CR16, 12:47) statt *confiado*, „no mínimo“ (S-CR16, 18:04) statt *como mínimo*. Zu den formalen „falschen Freunden“ gehört auch die auf der L1 basierende Zuweisung von nicht zielsprachlichem Genus: Er verwendet sp. *equipo* – trotz des maskulinen Genusmarkers – nach dem Vorbild von pg. *equipa* grundsätzlich als feminines Substantiv, mit allen Konsequenzen, die dies für die morphologische Kongruenz innerhalb des Satzes hat: „Yo tengo una equipo muy buena“ (S-CR16, 21:00).

Der direkte Vergleich von Ronaldos englischer und spanischer *interlanguage* hat gezeigt, dass beide neben den erworbenen zielsprachlichen Elementen bestimmte Vermeidungs- und Ersetzungsstrategien aufweisen. Diese werden auf (noch) nicht erworbene Merkmale angewandt, die in der L1 Portugiesisch entweder gar nicht oder unter anderen Bedingungen vorkommen. Die Strategien werden im entsprechenden Kontext systematisch aktiviert. Angesichts der Persistenz bestimmter Merkmale über die gesamte Zeitspanne der ausgewerteten Quellen hinweg (jeweils zehn Jahre), stellt sich die Frage, ob es sich bei diesen tatsächlich noch um Etappen innerhalb einer dynamischen Interimssprache handelt oder eher um bereits fossilisierte Elemente; solche also, die sich nicht mehr weiter der zielsprachlichen Form annähern. Diese Persistenz kann beispielsweise für die Elision von /h/ im Englischen dokumentiert werden oder für die Substitution von *he* durch *ha* für die erste Person Singular bei der Perfektbildung im Spanischen. Neben diesen systematisch wiederkehrenden Strategien interferiert die L1 auch bei eigentlich zielsprachengerecht erworbenen Merkmalen, was sich in einem Wechsel zwischen L1- und L2-Formen manifestiert (z.B. im Fall der Monophthongierung im Spanischen).

Es war festzustellen, dass für beide Sprachen unterschiedliche Strategien angewandt werden. Dies ist nicht nur dann der Fall, wenn die L1-fremden Merkmale in den beiden Zweitsprachen unterschiedlich sind; es gilt, wie im Bereich der phonematischen Interferenzen oder bei der Bildung der Verlaufsform zu sehen war, auch für diejenigen Merkmale, in denen beide Zielsprachen gemeinsam gegenüber der L1 abweichen. Hinsichtlich der Wahl der jeweiligen Strategie wurde deutlich, dass die spanische *interlanguage* insbesondere durch die Übertragung von L1-Prozessen (Vokalhebung und -tilgung), L1-Strukturen (Bildung des periphrastischen Futurs) und L1-Elementen (L1-Lexeme, „falsche Freunde“) gekennzeichnet ist. Als

Grund hierfür ist der geringe strukturelle und lexikalische Abstand der beiden iberoromanischen Sprachen und die damit einhergehende unmittelbare Vergleichbarkeit und Übertragbarkeit zu sehen. Die englische Interimssprache dagegen ist stärker als die spanische auch von L1-unabhängigen Vereinfachungen geprägt. Eine unmittelbare Übertragung von L1-Mustern, etwa in der Verbalmorphologie oder in der Syntax, wird durch die strukturellen Unterschiede erschwert. Der Sprecher aktiviert die Strategien also jeweils basierend auf dem Abgleich der L2- mit den L1-Mustern und wählt, je nach typologischem Abstand, unterschiedliche Herangehensweisen an die L2. Hinzu kommt, dass Ronaldo weder Interferenzen des Spanischen in seiner englischen *interlanguage* zeigt (auch nicht in den Quellen, die aus der Zeit stammen, in der er bereits in Spanien spielte), noch Interferenzen des Englischen in seiner spanischen *interlanguage* aufweist (die er aus seinem sechsjährigen Aufenthalt in England mitgebracht haben könnte, als er nach Spanien wechselte). Jede der beiden Interimssprachen bildet ein eigenständiges System, das in jeweils unterschiedlicher Zusammensetzung Elemente der Zielsprache und der Erstsprache sowie weitere, sprachunabhängige Merkmale, Strukturen und Prozesse, die der universellen Tendenz zum Unmarkierten folgen, vereint.

4. Fazit

Transferspielern wird bei Vereinswechseln auch eine besondere sprachliche Mobilität abverlangt. Diese Personengruppe ist daher im Hinblick auf die Erwerbsstrategien, zu denen Lernende greifen, besonders interessant. Dabei werden unbekannte bzw. markierte Strukturen durch unmarkierte oder durch bekannte L1-Muster ersetzt. Wie zu sehen war, können auch andere, zuvor erworbene Zweitsprachen in diesen Abgleich involviert sein und dabei sogar gegenüber der Erstsprache dominieren. So ruft der Erwerb des portugiesischen Systems bei Seferović Strukturen und Elemente des Spanischen und Italienischen auf, die das Erschließen der neuen Zielsprache entweder unterstützen oder zu nicht zielsprachengerechten Ergebnissen führen. Ronaldo dagegen trennt beide zweitsprachlichen Systeme, das englische und das spanische, konsequent. Die Strategien, mit denen er unbekannte Muster umgeht, greifen auf seine L1, nicht aber auf eine andere L2 zu. Zwar wurden hier die sprachlichen Äußerungen von lediglich zwei Informanten verarbeitet. Sowohl der Vergleich zwischen diesen beiden, als auch die Strategien, die Ronaldo auf das Spanische gegenüber dem Englischen anwendet, belegen jedoch Folgendes: Der Grad der Verwandtschaft – d.h. der strukturelle und lexikalische Abstand – zwischen den verfügbaren Sprachen beeinflusst bei beiden Informanten die Wahl

der Interferenzquelle. Zudem wird offensichtlich stärker zu sprachunabhängigen Übergeneralisierungen und Vereinfachungen gegriffen, wenn die Zweitsprache einen größeren typologischen Abstand zur L1 aufweist.

Einerseits ist eine *interlanguage* ein individuelles System, was ihre Zusammensetzung und ihre Dynamik betrifft. Andererseits weisen die Interimssprachen verschiedener Sprecher bekanntlich parallele Strategien auf, wenn dieselbe L1 zugrunde liegt und dieselbe L2 erworben wird. Solche Gemeinsamkeiten in den Interferenzen treten sogar dann zu Tage, wenn die gleichen Sprachen involviert sind, ohne dass die L1-L2-Konstellation der Sprecher dieselbe ist. So beeinflussen sich sowohl bei Ronaldo, als auch bei Seferović Spanisch und Portugiesisch nicht nur bei der dentalen bzw. präpalatalen Realisierung von silbenfinalelem /s/. Auch der Genusverwechslung bei dem themenbedingt so frequenten Lexem *equipo/equipa*, das als morphologischer „falscher Freund“ zwischen dem Portugiesischen und dem Spanischen steht, unterliegen beide.

Die Dynamik der Interimssprachen wurde hier nicht eigens untersucht: Zum einen sind die Merkmale von Ronaldos Zweitsprachen in den Quellen aus jeweils zehn Jahren so gut wie konstant; zum anderen standen für Seferovićs portugiesische *interlanguage* nur zwei zeitnah entstandene Quellen zur Verfügung. Mit größerem zeitlichen Abstand ließe sich in Zukunft überprüfen, ob die spanischen und italienischen Interferenzen persistent sind oder die portugiesischen Merkmale in seiner Sprache mehr und mehr dominieren werden. Dies ist nicht zuletzt davon abhängig, wie lang Seferović bei Benfica Lissabon spielen wird. Vielleicht zieht er ja bald weiter, zu einem neuen Verein, zu einer neuen Sprache.

Quellen [Internetquellen zuletzt abgerufen am 14.11.2019]

CR-InfoQ1 = *Federação Portuguesa de Futebol*: <https://www.fpf.pt/pt/Jogadores/Cristiano-Ronaldo>

CR-InfoQ2 = *Transfermarkt*: <https://www.transfermarkt.de/cristiano-ronaldo/profil/spieler/8198>

E-CR08 = Interview Ronaldo englisch Dezember 2008: <https://www.youtube.com/watch?v=SfVfa4eKRFg>

E-CR09-1 = Interview Ronaldo englisch April 2009: https://www.youtube.com/watch?v=3LX_ycIRDyg

E-CR09-2 = Interview Ronaldo englisch April 2009: <https://www.youtube.com/watch?v=4NagziZPIGo>

E-CR10 = Interview Ronaldo englisch März 2010: <https://www.youtube.com/watch?v=h0sOU5B9mqE>

E-CR18 = Interview Ronaldo englisch Oktober 2018: <https://www.youtube.com/watch?v=0GE6ivli8so>

HS-D = Interview Seferović deutsch April 2019: <https://www.youtube.com/watch?v=1rUjmm--giI>

HS-E1 = Interview Seferović in Portugal auf Englisch Juni 2017: https://www.youtube.com/watch?v=6vXijkvGGek&iv_load_policy=3

HS-E2 = Interview Seferović in Portugal auf Englisch Juli 2017: <https://www.youtube.com/watch?v=Fu85c-vIxKg>

HS-I = Interview Seferović italienisch Januar 2013: <https://www.youtube.com/watch?v=ulwX3IYk1cg>

HS-InfoQ1 = *Transfermarkt*: <https://www.transfermarkt.de/haris-seferovic/profil/spieler/109256>

HS-InfoQ2 = *Transfermarkt*: <https://www.transfermarkt.de/benfica-zum-37-mal-portugiesischer-meister-ndash-seferovic-torschutzenkonig/view/news/336101>

HS-InfoQ3 = *Federação Portuguesa de Futebol*: <https://www.fpf.pt/News/Todas-as-not%C3%ADcias/Not%C3%ADcia/news/24164/contextid/971>

HS-P1 = Interview Seferović portugiesisch 10.5.2019: <https://www.youtube.com/watch?v=xYYyODpKwvU>

HS-P2 = Interview Seferović portugiesisch 21.5.2019: <https://www.youtube.com/watch?v=SMukXdM9xF0>

HS-SI = Interview Seferović in Spanien auf Italienisch August 2013: <https://www.youtube.com/watch?v=uEq5m0QXcLw>

S-CR09 = Interview Ronaldo spanisch Dezember 2009: <https://www.youtube.com/watch?v=AfFb1vv9k2Y>

S-CR10 = Pressekonferenz Ronaldo spanisch November 2010: <https://www.youtube.com/watch?v=vZ0MklQnY78>

S-CR16 = Interview Ronaldo spanisch Mai 2016: <https://www.youtube.com/watch?v=B8F4giY6nwI>

S-CR18 = Interview Ronaldo spanisch Mai 2018: <https://www.youtube.com/watch?v=BiuHKtBpDqw>

S-CR19 = Interview Ronaldo spanisch August 2019: <https://www.youtube.com/watch?v=Bp6BNb6kYoI>

Selinker, Larry (1972), „Interlanguage“. In: *International Review of Applied Linguistics in Language Teaching*, 10, 3, 209-231.

„Comme des garçons“: Linguistische Untersuchung französischer Medienberichte zur FIFA Frauen-Weltmeisterschaft Frankreich 2019

Jutta Langenbacher-Liebgott

1. Einleitung

„Der Ball ist rund, und das Spiel dauert 90 Minuten“ oder „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel“ – diese und ähnliche Weisheiten gelten auch für den Frauenfußball. Problematischer wird es jedoch bereits bei so bekannten Bezeichnungen aus der Sportsprache (zum Terminus *Sportsprache* vgl. Lieber / Born 2008, 5f.) wie etwa dt. *Mannschaft*. Nicht nur beim Deutschen Fußball-Bund (DFB), sondern auch in den Medien ist es dabei durchaus geläufig von der *Frauen-Nationalmannschaft* zu sprechen oder zu schreiben, wenn es um den deutschen Frauenfußball geht. Natürlich kann man Benennungen wie *Frauennationalteam* oder *Nationalteam der Frauen* im Sprachgebrauch finden, aber man sollte dennoch nicht die Wirkmächtigkeit von *Mannschaft* unterschätzen. *Frauschaft* „aus weiblichen Mitgliedern bestehendes Team“, das der Duden (<https://www.duden.de/rechtschreibung/Frauschaft>) zwar notiert, wenn auch mit dem Hinweis auf dessen „seltener[en]“ Gebrauch, erscheint daneben quasi chancenlos. Wie lebendig die Bezeichnung *Mannschaft* im Sprachgebrauch ist, zeigt sich nicht zuletzt auch in den *Fussball-Regeln 2019/2020* (www.dfb.de) des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), die selbstverständlich auch für den Frauenfußball gelten. Optisch wird das weibliche Geschlecht in diesem Text zwar durch Fotos in Szene gesetzt, aber beim Lesen erkennt man, dass *Mannschaft* durchaus noch präsent ist: So taucht *Mannschaft(en)* immerhin 14-mal auf und weitere 2-mal in den Komposita *Mannschaftsbänke*, *Mannschaftkollegen*. *Nationalmannschaft* ist hingegen komplett verschwunden und durch *Nationalteam* ersetzt. Auch rein numerisch betrachtet, spielt *Team* in den DFB-Regeln insgesamt eine viel wichtigere Rolle als *Mannschaft*, denn

Team(s) im Singular und Plural bringt es auf insgesamt 133 Erwähnungen, zu denen noch Komposita wie das bereits erwähnte *Nationalteam* (2-mal in pluralischer Verwendung) oder Bezeichnungen wie *Teamoffizielle(n)* (32-mal) oder *Teamoffizieller* (14-mal) hinzuzurechnen sind. Bei den Termini *Teamoffizielle(n)* / *Teamoffizieller* handelt es sich in allen Fällen allerdings um Formen des generischen Maskulinums, wie dies vor allem die jeweiligen Kontexte verdeutlichen, z.B.: „Die technische Zone bezieht sich auf Spiele in Stadien mit einem eigenen Bereich mit Sitzplätzen für Teamoffizielle, Auswechselspieler und ausgewechselte Spieler“ (*Fussball-Regeln 2019/2020*, 9). Oder: „Wenn ein Teamoffizieller, ein Auswechselspieler, ein ausgewechselter oder des Feldes verwiesener Spieler oder eine Drittperson das Spielfeld betritt, [...]“ (*Fussball-Regeln 2019/2020*, 23). Das Gendern hält sich bei näherer Betrachtung also sehr in Grenzen bzw. folgt altbewährten Mustern. Natürlich hat es die französische Sprache, mit der sich der vorliegende Beitrag beschäftigt, was die Bezeichnung des Frauennationalteams angeht, ein wenig leichter, da durch fr. *équipe (nationale) féminine* Wortungetüme wie *Frauen-Nationalmannschaft*, die in sich eigentlich widersprüchlich sind, vermieden werden. Ein Blick auf die Wortgeschichte von fr. *équipe* zeigt jedoch, dass auch dieses ursprünglich nur Männer meinte. Das Wort, das laut *Französisches Etymologisches Wörterbuch* (FEW) erst seit dem Mfr. belegt ist (mfr. *equippe*), u.a. mit der Bedeutung „ensemble d’hommes associés pour soutenir une épreuve sportive“ (1469)“, und vom Verb *équiper* abgeleitet ist, welches auf an. *skipa* „einrichten, einordnen“ zurückgeführt wird, erhält erst Anfang des 20. Jhs. eine Bedeutungserweiterung im Sinne von „ensemble de personnes quelconques“ (fam., seit Lar 1922)“ (FEW 17, 116b s.v. *skipa*). Um bei der Bezeichnung fr. *équipe* zu bleiben, so wurde sie auch für die wohl traditionsreichste Sporttageszeitung Frankreichs als Name gewählt: *L’Équipe* – dem hat Deutschland nur den schon im Namen sehr maskulin auftretenden *Kicker* entgegenzuhalten.

Im vorliegenden Beitrag soll es jedoch nicht um die Fußballberichte in Sportzeitungen bzw. -magazinen gehen. Vielmehr wurden als Materialbasis für die Untersuchung ganz bewusst Berichte französischer Tageszeitungen ausgewählt, die sich nicht in erster Linie an ein sportinteressiertes Publikum richten, und zwar *Le Figaro*, *Le Monde*, *Libération*, als Vertreter der nationalen Tagespresse, und *Le Parisien* sowie *Ouest-France* als Vertreter der regionalen Presse. Die Texte, die im Schnitt nicht mehr als ca. 2 Seiten umfassen – mit Ausnahme einiger weniger „minute-by-minute“-Kommentare (Olagunju 2019, 8) – und in denen jeweils über die Spiele des französischen Nationalteams berichtet wird, sind alle den Internetportalen der genannten Zeitungen entnommen. Da Frankreich im Rahmen der

Coupe du Monde Féminine de la FIFA, France 2019 insgesamt 5 Spiele bestritten hat, am 7. Juni 2019 gegen Südkorea, am 12.6. gegen Norwegen, am 17.6. gegen Nigeria, am 23.6. gegen Brasilien und am 28. Juni gegen die USA, handelt es sich also um 25 Texte, die aus linguistischer Perspektive analysiert werden. Anhand dieser kleinen Sammlung ausgewählter Textbeispiele soll exemplarisch aufgezeigt werden, inwiefern die Beschreibungen und Kommentierungen der (französischen) Fußballerinnen und ihrer Handlungen sprachlich-diskursive Besonderheiten aufweisen, im Vergleich zu denen der *garçons*.

2. „Comme des garçons“ – die Geschichte des französischen Frauenfußballs, ein Abriss

Der französische Film „Comme des garçons“ von Julien Hallard, der 2018 Premiere feierte und dessen Titel uns hier nur als Aufhänger dient, widmet sich im Stil einer Komödie der Geschichte einer Gruppe von Pionierinnen des französischen Fußballs im Jahr 1968 (vgl. Prudhomme-Poncet 2003b, 3), den Spielerinnen von Reims: „À cette époque, la perspective de voir des filles jouer au football apparaît totalement insolite pour la plupart des gens. Ce n'était pas interdit, *ça ne se faisait pas, c'est tout. La Fédération Française de Football* [1919 gegründet, Vf.] *ne délivrait pas de licences féminines*“, précise le réalisateur Julien Hallard“ (Formica 2018, vgl. auch Prudhomme-Poncet 2003a, 13). Die Idee, bei der alljährlichen Kirmes in Reims ein Frauenfußballspiel zu präsentieren, kam von Pierre Geoffroy, „à l'époque journaliste à *L'Union* et également correspondant de *L'Equipe* et de *France Football*, [...]. *Cette équipe devait être éphémère et disparaître après ce match. Mais Pierre s'est fait avoir, nous n'avons jamais voulu arrêter*“, ajoute malicieusement Ghislaine Royer-Souef [eine der Pionierinnen, Vf.; vgl. Fédération Française de Football, Royer-Souef, <https://www.fff.fr/equipes-de-france/toutes-les-joueuses/fiche-joueuse/11-ghislaine-royer-souef>]“ (Hernandez 2015). Frauenfußball gab es jedoch schon früher in Frankreich, und zwar seit Anfang des 20. Jh. (vgl. u.a. Prudhomme-Poncet 2003b, 1), wenngleich er zunächst auch nur sehr vereinzelt praktiziert wurde. Dennoch nahm der 1912 gegründete Pariser Sportclub *Femina Sport* im Jahre 1917 Frauenfußball als Sportart auf (vgl. u. a. Breuil 2007, 10), ebenso wie die 1918 ins Leben gerufene *Fédération des sociétés féminines sportives de France (FSFSF)* – nicht zuletzt auch „pour palier le refus de la *Fédération Française de Football*“ (Delattre 2019). Auch internationale Begegnungen zwischen Frauenmannschaften fanden in dieser Zeit statt, so z.B. das Spiel zwischen der „équipe britannique des *Dick Kerr Ladies* de Preston et une sélection

française menée par Alice Milliat“ (Boniface e. a. 2019, 24), Letztere selbst eine ausgezeichnete Sportlerin und überzeugte Feministin, die seit 1919 auch Präsidentin der FSFSF war (vgl. Fondation Alice Milliat, <https://fondationalicemilliat.com/alice-milliat/>). Dabei sollte nicht vergessen werden, dass Frauen in den Anfangsjahren des Frauenfußballs nicht selten gegen Männer gespielt hatten (vgl. u.a. Prudhomme-Poncet / Thiney 2015, 119). Trotz der offensichtlichen Erfolge, die der Frauenfußball in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts also einerseits verzeichnen konnte, blieb andererseits der Einfluss der Kritiker beträchtlich (vgl. dazu Breuil 2007, 96ff.; Boniface e. a. 2019, 25f.), sodass sich der Frauenfußball auch weiterhin zahlreichen Anfeindungen und Behinderungen ausgesetzt sah, die ab Mitte der 1920er Jahre und in den 1930ern in Anbetracht der politischen Lage noch verstärkt werden sollten (vgl. Téfit 2018, 16). Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, ab den 1950er Jahren, wird der Frauenfußball allmählich wieder sichtbar werden (vgl. Breuil 2007, 151), wenn auch der eigentliche Durchbruch, wie wir weiter oben gesehen haben, erst in den 1960er Jahren kam. Was die institutionelle Anerkennung angeht, so sollte sich dieser Prozess allerdings noch über einige Jahre hinziehen: 1969 gibt die *Fédération Française de Football* ihre grundsätzliche Zustimmung zur Bildung von „sections féminines au sein des clubs affiliés à la Fédération française de football“ (zit. nach Breuil 2007, 231f.), eine Entscheidung, die nicht zuletzt ‚unter dem Druck der Realität‘ und ‚aus Furcht‘ geschah, „de voir s’ériger une organisation autonome“ (Prudhomme-Poncet 2003b, 4). Als Folge dieser Entwicklung konnte so 1974 das erste *Championnat de France* im Fußball der Frauen stattfinden (vgl. Prudhomme-Poncet 2003b, 4); international folgen u.a. 1982-1984 die erste UEFA Europameisterschaft der Frauen, 1991 die erste FIFA Frauen-Weltmeisterschaft und 1996, bei den Olympischen Spielen in Atlanta, das erste olympische Fußball-Turnier der Frauen (vgl. u. a. Boniface e. a. 2019, 27), um nur einige der wichtigsten Ereignisse zu nennen. Die Erwartungen an die FIFA Frauen-Weltmeisterschaft im Sommer 2019 in Frankreich waren also außergewöhnlich groß, und in der offiziellen Broschüre der UNESCO, *Quand le football s’accorde au féminin*, heißt es voll Enthusiasmus: „Évènement majeur de l’année 2019, la 8e Coupe du Monde féminine de la FIFA™, [...], s’annonce être une occasion incontournable de passer à une autre échelle dans la féminisation du monde du football. [...]. Saisir l’enjeu de la féminisation du football pousse à s’intéresser au combat pour la présence des femmes au sein du sport le plus populaire, mais également au sein de la société de façon plus générale“ (Boniface e.a. 2019, 8 und 30).

3. Analyse

Wie sieht es nun aus sprachwissenschaftlicher Perspektive mit der ‚féminisation du football‘ im weiteren Sinne aus? Dies soll anhand der eingangs erwähnten 25 Presstexte untersucht werden, wobei Foto- und Bildmaterial keine Berücksichtigung fanden. Bei der Analyse, deren Ergebnisse auf Grund des geringen Umfangs des Textkorpus selbstverständlich keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben können, standen vor allem lexikalisch-semantische und morphosyntaktische, des Weiteren aber auch pragmatisch-diskursive Aspekte im Fokus.

3.1 *Football féminin*

Bereits im Vorfeld der Fußballweltmeisterschaft 2019 wurde ausgiebig über die Bezeichnung *football féminin* diskutiert, eine Diskussion, die natürlich nicht erst 2019 entstanden ist. Stellvertretend sei hier Méli­ssa Plaza, ehemalige französische Profifußballerin, in einem Interview zitiert: „*Le foot féminin n'existe pas. [...] Ce sont les mêmes règles, la même taille de ballon, de terrain, les mêmes buts et les mêmes temps de jeu*“ (zit. nach Laurent 2019). In der Tat suggeriert der Terminus, dass es einen Unterschied zwischen einerseits Männer- und andererseits Frauenfußball gibt, was die Praxis dieses Sports und seines Regelwerks angeht, eine Art „sport spécialement conçu pour les femmes, un ersatz de la discipline originale“, wie es De Montaigne (2019) in ihrem in *Libération* erschienenen Artikel pointiert ausdrückt. Dass nach wie vor große Unterschiede zwischen Männer- und Frauenfußball im Hinblick auf z.B. gesellschaftliche Akzeptanz, Medienpräsenz, Bezahlung etc. existieren, ist selbstverständlich unstrittig. Doch was die Ausübung des Sports betrifft, so wollen Mädchen und Frauen, wenn sie sich für Fußball als Sportart entscheiden, einfach nur Fußball spielen wie alle anderen auch – und dies unabhängig von Geschlechtszugehörigkeiten. Im Übrigen käme auch niemand auf die Idee, unter Bezugnahme auf die Fußballweltmeisterschaft 2018 in Frankreich von der *Coupe du Monde Masculine de la FIFA* zu schreiben oder zu sprechen. Um nun in der Sprachverwendung ein gewisses Maß an Gleichbehandlung zu erreichen, müsste also überall dort, wo der Kontext es zulässt, auf den Zusatz *féminin* verzichtet werden. Mit anderen Worten, Berichterstattungen, die sich in zeitlicher Nähe auf die hier im Fokus stehende Fußballweltmeisterschaft 2019 beziehen, könnten in vielen Fällen ohne dieses spezifizierende Adjektiv bei *football* auskommen. Betrachtet man das von uns untersuchte Sprachmaterial daraufhin genauer, so ist festzustellen, dass der Terminus *foot(ball) féminin* immerhin einige Male

vorkommt, in den 25 analysierten Texten 8-mal, 3-mal in *Ouest-France* je 2-mal in *Le Figaro* und *Le Parisien* sowie 1-mal in *Libération*. Allerdings geht es in allen 8 Beispielen um eine direkte oder indirekte Gegenüberstellung, einen Vergleich von Männer- und Frauenfußball, 3-mal wird zudem eine Person bzw. ein Pressebericht zitiert (die nachfolgenden Beispiele sind chronologisch angeordnet und beziehen sich hier und im weiteren Textverlauf auf die Spiele 1-5 der französischen *Equipe*, die der Spielziffer vorangehen Majuskeln stehen für die 5 Tageszeitungen, die für die Analyse genutzt wurden, F = *Le Figaro*, L = *Libération*, M = *Le Monde*, O = *Ouest-France*, P = *Le Parisien*. Die genauen Angaben zu den Texten befinden sich in der Bibliographie, die Hervorhebungen in den Textauszügen sind hier und in Folge von Vf.):

(Zitat Diacre) « un record historique pour un match de *football féminin* » (L 1).

Libération écrit que « les Bleues démarrent en fanfare » ce tournoi duquel la FIFA « ne pouvait espérer meilleure publicité pour bâtir un avenir meilleur, non seulement pour le *football féminin*, mais également pour la société » (O 1 – mit Bezug auf einen anderen Text als den von uns analysierten L 1).

Marinette Pichon. Celle qui fut la tête de gondole du *foot féminin* durant les années 2000 [...]. Ada Hegerberg, première Ballon d'Or de l'histoire du *football féminin*, [...] (P 1).

Venue avec sa soeur, Zohra, qui joue au club de Sablé-sur-Sarthe, arborait fièrement le maillot des Bleues. Cette adolescente de 15 ans « aime les rebondissements du *foot féminin*, les joueuses et leurs attitudes : elles ne sont pas là à crier quand il y a faute » (O 3).

Un enthousiasme qui n'est pas que français puisque dans de nombreux autres pays, les amateurs s'ouvrent au *football féminin*. [...]. Ce qui est certain, c'est que cet engouement devrait ouvrir de nouvelles perspectives, notamment financières, pour le *football féminin* qui démontre, à l'occasion de cette Coupe du monde, sa capacité à fédérer un public plus jeune et plus féminin (F 4).

Les Bleues ont été éliminées par les Etats-Unis vendredi soir en quart de finale à Paris (2-1) et disent adieu à une Coupe du monde qui devait enfin mettre en pleine lumière le *football féminin* en France (O 5).

Anders als im Falle von *football féminin*, das in den oben erwähnten Beispielen aus Gründen der Kontrastierung gewählt worden sein dürfte und daraus eine gewisse diskursive Rechtfertigung bezieht, sieht es bei französischen Bezeichnungen für die *FIFA Frauen-Weltmeisterschaft* (so der offizielle Terminus im Deutschen) aus. Ähnlich wie im Deutschen hat die FIFA in der französischen Bezeichnung den Terminus *football féminin* zwar explizit vermieden, sie operiert aber stattdessen

nach wie vor mit dem Adjektiv *féminin*, *e* und hebt damit den Geschlechtergegensatz hervor: *Coupe du Monde Féminine de la FIFA*. Die ‚zusatzfreie‘ Bezeichnung *Coupe du Monde de la FIFA* bleibt allein den Männern vorbehalten (vgl. dazu die Homepage der FIFA, <https://fr.fifa.com/>). Die Zeitung *Libération* ihrerseits, die bereits im Vorfeld einen Regelkatalog für korrekte Sprachverwendung in ihrer Berichterstattung zur Fußballweltmeisterschaft 2019 entworfen hatte, gibt *Coupe du monde féminine de football* den Vorzug vor Bezeichnungsmöglichkeiten wie *Coupe du monde dames* (auch *Coupe du monde femmes* wäre denkbar), die als „suranné[es]“ eingestuft werden (vgl. Lecaplain 2019). Auf diese Weise soll bewusst auf die als diskriminierend empfundene Bezeichnung *Coupe du monde de football féminin* (vgl. dazu u.a. auch Francard 2019, Montaigne 2019) im Sprachgebrauch verzichtet werden. Begründet wird das Festhalten am Zusatz *féminine* u.a. damit:

Plusieurs journalistes ont proposé tout simplement « Coupe du monde 2019 », qui a le mérite de placer sur un même plan les compétitions pour les hommes et pour les femmes. Mais c’est nier la réalité de l’énorme déséquilibre de notoriété entre le Mondial (des équipes masculines de football) et tous les autres tournois. A l’heure actuelle, « seule la Coupe du monde hommes peut s’écrire juste "Coupe du monde", sans préciser le genre ni même le sport. On n’en est pas encore là avec la compétition pour les femmes », fait valoir le même collègue. [...]. Reste à voir si le tournoi des meilleures joueuses de la planète prend assez d’ampleur pour qu’un jour nous soyons tenus de préciser que l’autre s’appelle désormais la « Coupe du monde masculine » (Lecaplain 2019).

Was die Sprachverwendung in den untersuchten Texten betrifft, so entspricht sie ausnahmslos den von *Libération* formulierten, oben zitierten ‚Bezeichnungsvorgaben‘; nur das verkürzte *Coupe du monde féminine* (< *Coupe du monde féminine de football*) oder häufiger auch die ‚einfachen‘, geschlechtsneutralen Bezeichnungen *Coupe du monde* oder *le Mondial* treten in Erscheinung.

3.2 Bezeichnungen für die Frauen und ihre Funktionen in- und außerhalb des Fußballspiels

Ähnlich wie in den oben geschilderten Fällen bezog die Zeitung *Libération* auch die Bezeichnungen für Funktionen und Ämter der am Fußballspiel in- und außerhalb des Feldes beteiligten Frauen in ihre Überlegungen zur Sprachverwendung mit ein: „*Libé* écrira donc «gardienne», «ailière», «milieu défensive» (ou offensive), «attaquante», «latérale» (droite ou gauche), «milieu récupératrice», «buteuse», «passeuse», «sélectionneuse», «défenseuse», «arrière droite» (et «une avant-centre»

évidemment)“ (Lecaplain 2019). Im Vergleich dazu lassen sich in unseren Texten einige Abweichungen feststellen. Von den darin benutzten Funktionsbezeichnungen für Spielerinnen werden *attaquante*, *gardienne*, *buteuse* ausnahmslos in der femininen Form verwendet; bei *gardiens*, das einmal in den Texten auftaucht, liegt generisches Maskulinum im Plural vor, dem aus Gründen politischer Korrektheit noch eine Präzisierung hinzugefügt ist: „Ce que 99% des *gardiens*, qu’importe le sexe, ne fait pas, sans que personne n’y trouve à redire“ (F 3). Vielfältiger und z.T. widersprüchlicher stellt sich die Situation beim Gebrauch der französischen Bezeichnung für ‚(zentrale) Verteidigerin‘ dar: Mehrheitlich wird *défenseuse (centrale)* gewählt und damit die auch im gesprochenen Französisch eindeutig als Femininum differenzierbare Form; daneben tauchen aber auch *défenseure* bzw. *défenseure centrale* auf (vgl. z.B. O 3, O 5, M 2), und in P 2 sind *défenseuse* und *défenseure* gleich je 2-mal im selben Text vertreten (zu *défenseuse*, *défenseure* vgl. u.a. auch Francard 2019, Roche 2019). Seltener finden sich insgesamt die Bezeichnungen *latérale (droite)* (vgl. u.a. L 1, P 2, O 2, P 3), *la milieu de terrain* (2-mal, in P 3 und P 5), *la capitaine* (u.a. P 1, L 1), Letztere durch den Artikel klar als Femininum ausgewiesen, weiter *ailière* (P 5), *portière* (P 4), *remplaçante* (P 5), *taulière* ‚patronne de l’équipe, meneuse de jeu‘ (P 1) mit genusmarkierendem Suffix, *arrière-garde bleue* (L 3), das durch die feminine Form des Adjektivs *bleue* eindeutig auf eine Person weiblichen Geschlechts verweist, *avant-centre* (F 5), eine Bezeichnung, bei der die Erwähnung des Namens der Spielerin und damit der Kontext den femininen Gebrauch des Wortes offenlegt: „Marie-Antoinette Katoto, [...] l’avant-centre du PSG“, ebenso wie in den Fällen *arrière gauche* und *libéro*: „A la 23^e minute, Diani fait le tour de l’*arrière gauche* Tamires“ (L 4); „Sarah Bouhaddi dans son rôle préféré, celui de *libéro*“ (L 5). Bei *arrière droit*, das in den Texten nur 1-mal Verwendung findet, liegt die maskuline Form vor: „Et sur un mouvement de l’*arrière droit* dans la surface norvégienne, irrégulièrement stoppée, l’équipe de France a finalement bénéficié d’un pénalty“ (L 2), wobei der Beleg interessanterweise aus *Libération* stammt, die für diesen Fall eigentlich die feminine Form *arrière droite* vorgesehen hatte (s.o.). Neben den Bezeichnungen der Spielerinnen und ihrer Funktionen finden sich in den Texten außerdem noch die französischen Benennungen für Schiedsrichterin bzw. Schiedsrichterassistentin. Bei *juge* (P 4) und *arbitre* (P 5) wird das Genus entweder durch den Gebrauch des femininen Artikels (*la juge*) oder durch die bereits bekannte Variante ‚generisches Substantiv + Name der Schiedsrichterin‘: „l’*arbitre* de la rencontre, Melissa Borjas“ (F 3) angezeigt. Im Beispiel *arbitre assistante* (P 5) wirkt die eindeutig femi-

nine Form des Determinans im Kompositum, ähnlich wie in den bereits oben erwähnten Fällen ‚generisches Substantiv + genusmarkiertes Adjektiv‘, als sprachlicher Beitrag zur ‚féminisation du football‘. Was schließlich die Amtsbezeichnung der französischen Nationaltrainerin Corinne Diacre angeht (vgl. dazu u.a. auch den Beitrag von *Les dégommeuses*, einer bekannten *équipe de foot*, die gegen Diskriminierung ‚im und durch den Sport kämpft‘, Coffin 2017, 28f.), so sind die Dinge etwas komplexer. Wie wir oben gesehen haben, präferiert *Libération* den Terminus *sélectionneuse* (an Stelle von *sélectionneure*) wegen der deutlicheren Hervorhebung des Femininums nicht nur im geschriebenen, sondern auch im gesprochenen Französisch. Unsere Texte folgen ganz überwiegend diesem Vorschlag, bis auf eine einmalige Erwähnung von *sélectionneure* (M 2), die die Ausnahme bildet. Die Bezeichnung *entraîneur(e)* wird mehrheitlich vermieden, lediglich *Le Figaro* macht davon Gebrauch, sowohl in der maskulinen als auch in der femininen Form, wie die drei folgenden Beispiele zeigen: ‚l’entraîneur Corinne Diacre“ (F 1), ‚l’entraîneuse laisse clairement entendre“ (F 5) und ‚leur entraîneuse trop rigide“ (F 5). Ein weiterer Beleg für *entraîneur*, der in den Texten dokumentiert ist, bezieht sich eindeutig auf Didier Deschamps (vgl. M 5). Zu *entraîneuse* / *entraîneuse* – Letzteres findet sich in den 25 Texten nicht – ist ergänzend hinzuzufügen, dass *Libération* in seinen Verwendungsregeln *entraîneuse* durchaus zulässt, nicht jedoch *entraîneuse*, das als zu negativ konnotiert angesehen wird (mit Verweis auf Larousse s.v. *entraîneuse* in der Bedeutung ‚femme employée dans un établissement de nuit pour engager les clients à danser et à consommer‘, vgl. Lecaplain 2019). Insofern erstaunt es nicht, dass Corinne Diacre für sich selbst die Variante *entraîneuse* bevorzugt (vgl. Pécout 2019).

3.3 Bezeichnungen für das Nationalteam

Die Bezeichnungen für das Team in den 25 Texten sind vielfältig, weisen jedoch – bis auf eine Ausnahme – im Vergleich zu denen, die im Allgemeinen für das französische Fußballnationalteam der Männer üblich sind, keine großen Überraschungen auf. Sehr häufig sind Bezeichnungen, die direkt oder indirekt auf die Nationalität verweisen, *les Françaises*, *les Bleues* oder *la France* in metonymischer Verwendung. Häufig ist auch der Terminus *équipe*, oft mit präzisierender Erweiterung wie z.B. : *équipe de France* / *équipe de France féminine* / *équipe de France féminine de football* oder, sehr selten, *équipe tricolore*, *l’équipe d’Amandine Henry* bzw. *la sélection de Corinne Diacre*. Mehrfach vertreten sind außerdem allgemeinere Bezeichnungen (mit entsprechenden Ergänzungen) für die

Fußballspielerinnen wie *les footballeuses (de l'équipe de France)* oder *les coéquipières de (Name einer Spielerin)* bzw. *(Name einer Spielerin) et ses coéquipières*. Etwas weniger präsent sind die Bezeichnungen *les joueuses (de Corianne Diacre)* oder *gar les siennes* („Eugénie Le Sommer a parfaitement lancé *les siennes*“, P 1) bzw. *groupe* („sa gestion du *groupe*“ [mit Bezug auf Corinne Diacre, Vf.], F 5). Nur vereinzelt tauchen metaphorische Bezeichnungen für das Nationalteam auf, die den für die Fußballsprache bekannten Bildspendebereichen entnommen sind, wie *troupes* („Corinne Diacre pouvait souffler: ses *troupes* [...]“, F 1), *bande* („La *bande* d'Amandine Henry et Eugénie Le Sommer“, P 1), *collectif tricolore* („on ne sent pas le *collectif tricolore* bien dans ses crampons“, P 4), *trafic bleu* („mais Ordega parvient à s'extirper du *trafic bleu*, P 3), *consorts* („Amandine Henry et *consorts*“, F 4) oder das metonymische *onze* („son *onze* classique“, L 5). Der Anglizismus *le Team* (jeweils mit Majuskel geschrieben und wie ein Zitatwort in Anführungszeichen gesetzt, vgl. L 2, O 2) oder als integriertes Lehnwort mit femininem Genus *la Team*, gleichfalls mit Majuskel (O 5), ist ausschließlich dem US-Nationalteam vorbehalten. Als interessant erweist sich nicht zuletzt der Gebrauch von *les filles* und *les femmes*, der in gewissem Sinn eine Besonderheit im Unterschied zu den bisher genannten Bezeichnungen darstellt. Dabei ist für die Bewertung zum einen der Kontext wichtig, in dem die Bezeichnungen *filles* bzw. *femmes* jeweils in Erscheinung treten, und zum anderen sind es eventuelle Unterschiede, die sich im Vergleich zum Gebrauch von *garçons* bzw. *hommes* ergeben. Was *filles* betrifft, so tauchen insgesamt nicht sehr viele Belege im untersuchten Textmaterial auf; darüber hinaus findet sich diese Verwendung entweder im Zusammenhang mit der Erwähnung der Nationaltrainerin, z.B. *les filles de (l'entraîneur) Corinne Diacre* (F 1, L 2), bzw. in einem Zitat von ihr (vgl. 2-mal in F 1), oder *filles* kommt im Zitat einer Fußballspielerin vor, z.B. (Katoto) „De tout cœur avec vous les *filles*! Vous allez le faire!!!“ (P 1). Ähnliches gilt für *femmes* (vgl. *les femmes de Corinne Diacre*, P 1 und mehrmals in P 2), das jedoch insgesamt etwas weniger frequent ist. Was nun den Gebrauch von *garçons* und *hommes* angeht, so treten diese nur in Erscheinung, wenn ein Vergleich zwischen dem Nationalteam der Frauen und dem der Männer gezogen wird, wobei *garçons* im Zusammenhang mit *les Bleues* oder *les filles* zum Einsatz kommt – „Quelques secondes plus tard, les Bleus [!] reproduisaient le coup-franc victorieux des *garçons* en 2006“ (M 4); „Et les Bleues se sont surtout distinguées par leurs approximations, [...]. Comme un air de Danemark-France au Mondial-2018 chez les *garçons*, [...]“ (O 3) –, während *hommes* dagegen nur zusammen mit der Bezeichnung *femmes* benutzt zu werden scheint (auch hier wieder in einem Vergleich): „La fameuse chance de Didier Deschamps

chez *les hommes* au niveau du tirage au sort ne s'est pas encore transmise aux *femmes*“ (F 5). Als Fazit dazu lässt sich festhalten, dass der Gebrauch der Bezeichnung *filles* in unseren Texten durchaus usuell ist, wohingegen *femmes* etwas formeller wirkt; *les filles de Corinne Diacre* zu schreiben, ist durchaus ‚normal‘, was jedoch für **les garçons de Didier Deschamps* absolut nicht zutrifft, und dies nicht nur, weil es in dem von uns untersuchten Textmaterial nicht vorkommt. Im Gegensatz dazu ist *les hommes de Didier Deschamps* selbstverständlich geläufig. Diese Asymmetrie im Sprachgebrauch, wie sie hier vorliegt, konnte u.a. auch Téfit (2017, 75f.) in ihrer Untersuchung zum *Championnat du monde dames de handball* nachweisen.

3.4 Übernamen, Vergleiche und Klischees

Übernamen und Vergleiche sind im analysierten Textkorpus äußerst rar. Erstere sind zudem ausschließlich für die gegnerischen Spielerinnen reserviert, wie die folgenden Beispiele belegen: „Les Françaises ont pris le meilleur sur les « *Super Falcons* » (1-0)“ (M 3); „Attention à Ji-So-yun. C'est *la Messi* sud-coréenne“ (P 1). Während wir es im ersten Fall mit einer „Antonomasie[] mit inhaltlichem Bezug“ (Born 2008, 176) zu tun haben (die ‚Schnelligkeit‘ der nigerianischen Fußballerinnen und ihrer Spielweise), liegt beim zweiten Beispiel ein „Übername nach einem Vorbild“ (Born 2008, 177) vor. Beide Übernamentypen sind jedoch, wie u.a. die Studie von Born (2008) nachdrücklich zeigt, in der (iberoromanischen) Fußballsprache sehr verbreitet. Auch Beinamen wie *pépité (d'or)* machen dabei keine Ausnahme: „leur *pépité* Ada Hegerberg, première Ballon d'Or de l'histoire du football féminin“ (P 1), denn gerade im Zusammenhang mit Fußballspielern wie z.B. Messi wird diese Formulierung nicht selten gebraucht. Ähnliches gilt für Vergleiche mit Tieren, wie im folgenden Beispiel: „Diani seule face à Barbara frappe en force mais la Brésilienne se déploie *tel un aigle noir*“ (P 4). Anders ist die Verwendung von *la blonde* zu bewerten: „But brésilien refusé pour hors-jeu de Tamires... *La blonde* nie mais elle avait deux mètres d'avance sur les Françaises“ (P 4). Denn *la blonde* spielt nicht nur auf die Haarfarbe der Spielerin an, sondern evoziert gleichzeitig auch bekannte klischeehafte Vorstellungen von einer ‚attraktiven, aber auch naiven, dümmlichen Frau‘. Dass ein Fußballerspieler als *le blond* bezeichnet wird, dürfte daher wohl eher die Ausnahme sein.

4. Schlussbetrachtung

„Football games are media events“ (Lavric 2008, 7), und als solche haben sie natürlich ganz wesentlichen Einfluss auf unsere Sprache (vgl. Born 2015, 23) und auf unsere Rollenbilder. Schon die kleine Menge an Texten, die hier analysiert wurde und die im Rahmen des Beitrags nur in Ansätzen linguistisch ausgeschöpft werden konnte, hat bereits deutlich gemacht, welche Unterschiede und Ungleichheiten allein bei der Fußballberichterstattung immer noch existieren. Von einem „comme des garçons“ sind wir also noch weit entfernt, und das natürlich nicht nur linguistisch betrachtet.

5. Bibliographie

- Boniface, Pascal e. a. (2019), *Quand le football s'accorde au féminin*. Paris: UNESCO, IRIS, UNFP, https://www.iris-france.org/wp-content/uploads/2019/06/UNESCO_Rapport_Quand-le-football-saccorde-au-f%C3%A9minin.pdf [20.02.2020].
- Born, Joachim (2008), „Sobriquets, Antonomasien und Spitznamen im iberoromanischen Fußball – Anthroponomastik und Motiviertheit“. In: Born, Joachim / Lieber, Maria (ed.), *Sportsprache in der Romania* (= Beihefte zu Quo vadis, Romania?, 25). Wien: Praesens, 156-192.
- Born, Joachim (2015), „Feuilletonisierung der Sportberichterstattung: der romanische Beitrag“. In: Born, Joachim / Gloning, Thomas (ed.) (2015), *Sport, Sprache, Kommunikation, Medien. Interdisziplinäre Perspektiven* (= Linguistische Untersuchungen, 8). Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 19-38.
- Breuil, Xavier (2007), *Femmes, culture et politique: histoire du football féminin en Europe de la Grande Guerre jusqu'à nos jours* (Thèse de doctorat en Histoire). Université Paul Verlaine, Metz (= version électronique, format PDF; Breuil.Xavier.LMZ0717.pdf) [20.02.2020].
- Coffin, Alice (2017), *La couverture médiatique du football féminin dans la presse française*. http://lesdegommeuses.org/wp-content/uploads/2019/01/FARE_FOOTFEMININ-1.pdf [20.02.2020].
- Delattre, Capucine (2019), „Football féminin: l'histoire d'une montée en puissance en cinq dates“. In: *Le Figaro*, 07/06/2019, <https://www.lefigaro.fr/actualite-france/football-feminin-l-histoire-d-une-montee-en-puissance-en-cinq-dates-20190607> [20.02.2020].

Deutscher Fußball-Bund (DFB) (2019/2020), *Fussball-Regeln 2019/2020*, www.dfb.de [20.02.2020].

Duden, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Frauschaft> [20.02.2020].

Fédération Française de Football, Royer-Souef, <https://www.fff.fr/equipes-de-france/toutes-les-joueuses/fiche-joueuse/11-ghislaine-royer-souef> [20.02.2020].

FEW = Wartburg, Walther von, *Französisches Etymologisches Wörterbuch*, Online-Version, <https://apps.atilf.fr/lecteurFEW/index.php/page/view> [20.02.2020].

FIFA, <https://fr.fifa.com/> [20.02.2020].

Fondation Alice Milliat, <https://fondationalicemilliat.com/alice-milliat/> [20.02.2020].

Formica, Vincent (2018), „Comme des garçons: la véritable histoire derrière la première équipe de foot féminin de France“. In: Alociné, http://www.allocine.fr/article/fichearticle_gen_carticle=18672420.html [20.02.2020].

Francard, Michel (2019), „Vous avez de ces mots: le «foot féminin», ça existe? Quelle ressemblance y a-t-il entre le football et l'accord grammatical en genre?“. In: *Le soir* 14/06/2019, <https://plus.lesoir.be/230604/article/2019-06-14/vous-avez-de-ces-mots-le-foot-feminin-ca-existe> [20.02.2020].

Hernandez, Anthony (2015), „Foot féminin: sur les traces des pionnières rémoises“. In: *Le Monde*, 08/02/2015, https://www.lemonde.fr/football/article/2015/02/08/foot-feminin-paroles-de-pionnieres_4571542_1616938.html [20.02.2020].

Laurent, Véronique (2019), „Des filles plein le foot“. In: *Moustique*, 04/06/2019, <https://www.moustique.be/23945/des-filles-plein-le-foot> [20.02.2020].

Lavric, Eva (2008), „Introduction“. In: Lavric, Eva / Pisek, Gerhard / Skinner, Andrew / Stadler, Wolfgang (ed.), *The Linguistics of Football* (= Language in Performance, 38), Tübingen: Narr, 5-8.

Lecaplain, Guillaume (2019), „«Gardiennne», «buteuse», «entraîneure»: comment «Libé» a décidé de parler de la Coupe du monde féminine“. In: *Libération*, 22/05/2019, https://www.liberation.fr/direct/element/gardiennne-buteuse-entraîneure-comment-libe-a-decide-de-parler-de-la-coupe-du-monde-feminine_98689/ [20.02.2020].

Lieber, Maria / Born, Joachim (ed.) (2008), „Sportsprache – nicht nur in der Romania“. In: Born, Joachim / Lieber, Maria (ed.), *Sportsprache in der Romania* (= Beihefte zu Quo vadis, Romania?, 25). Wien: Praesens, 3-12.

- Montaigne, Tania de (2019), „Et si le foot féminin n’existait pas?“. In: *Libération*, 07/06/2019, https://www.liberation.fr/debats/2019/06/07/et-si-le-foot-feminin-n-existait-pas_1732458 [20.02.2020].
- Olagunju, Sade (2019), „A Discourse Analysis of Selected Football Texts“. In: *International Journal of English Language and Linguistics Research*, 7, 3, 1-15.
- Pécout, Adrien (2019), „Coupe du monde féminine 2019: la féminisation de la langue gagne du terrain“. In: *Le Monde*, 05/06/2019, https://www.lemonde.fr/idees/article/2019/06/05/coupe-du-monde-feminine-2019-la-feminisation-de-la-langue-gagne-du-terrain_5471528_3232.html [20.02.2020].
- Prudhomme-Poncet, Laurence (2003a), *Histoire du football féminin au XXe siècle*. Paris: L’Harmattan.
- Prudhomme-Poncet, Laurence (2003b), „Mixité et non-mixité: l’exemple du football féminin“. In: *Clio. Femme, genre, histoire*, 18, 1-8 (= version électronique, format PDF; URL: <http://journals.openedition.org/clio/619>).
- Prudhomme-Poncet, Laurence / Thiney, Gaëtane (2015), „Le football féminin, une pratique en développement“. In: *Informations sociales*, 187, 119-126.
- Roche, Mathilde (2019), „Défenseuse, latérale droit, sélectionneuse: comment accorde-t-on le football au féminin?“. In: *LCI*, 23/06/2019, <https://www.lci.fr/football/coupe-du-monde-2019-langage-defenseuse-entraineuse-selectionneuse-comment-s-accorde-le-football-au-feminin-2123194.html> [20.02.2020].
- Téfit, Julia (2018), *Langue, femmes, sports: le genre dans les discours journalistiques de sport. Étude de cas du traitement médiatique du Championnat du monde dames de handball*. HAL archives-ouvertes.fr, <https://dumas.ccsd.cnrs.fr/dumas-01859481> [03.03.2020].

Textkorpus:

- F 1 = <http://sport24.lefigaro.fr/football/coupe-du-monde-feminine/actualites/france-coree-du-sud-en-direct-960538> [20.02.2020].
- F 2 = <http://sport24.lefigaro.fr/football/coupe-du-monde-feminine/actualites/coupe-du-monde-feminine-2019-dans-la-douleur-les-bleues-entretiennent-la-flamme-961364> [20.02.2020].
- F 3 = <http://sport24.lefigaro.fr/football/coupe-du-monde-feminine/actualites/coupe-du-monde-feminine-2019-le-penalty-de-la-discorde-962142> [20.02.2020].

- F 4 = <http://sport24.lefigaro.fr/football/coupe-du-monde-feminine/actualites/coupe-du-monde-feminine-2019-les-bleues-vont-encore-faire-monter-la-temperature-963220> [20.02.2020].
- F 5 = <http://sport24.lefigaro.fr/football/coupe-du-monde-feminine/actualites/coupe-du-monde-feminine-2019-les-raisons-de-l-echec-des-bleues-963685> [20.02.2020].
- L 1 = https://www.liberation.fr/sports/2019/06/08/france-coree-du-sud-les-cadres-sont-bien-en-place_1732598 [20.02.2020].
- L 2 = https://www.liberation.fr/sports/2019/06/12/coupe-du-monde-les-bleues-enchainent-contre-la-norvege_1733404 [20.02.2020].
- L 3 = https://www.liberation.fr/sports/2019/06/18/coupe-du-monde-les-bleues-arrivent-en-huitiemes-var-var_1734508 [20.02.2020].
- L 4 = https://www.liberation.fr/sports/2019/06/24/les-bleues-s-arrachent-des-griffes-bresiliennes_1735748 [20.02.2020].
- L 5 = https://www.liberation.fr/sports/2019/06/28/mondial-2019-l-equipe-de-france-eliminee-les-americaines-realisent-le-coup-parfait_1736958 [20.02.2020].
- M 1 = https://www.lemonde.fr/sport/live/2019/06/07/france-coree-du-sud-le-match-d-ouverture-de-la-coupe-du-monde-feminine-a-suivre-en-direct_5473285_3242.html [20.02.2020].
- M 2 = https://www.lemonde.fr/sport/live/2019/06/12/france-norvege-suivez-le-second-match-des-bleues-a-la-coupe-du-monde-feminine-2019-en-dir_5475401_3242.html [20.02.2020].
- M 3 = https://www.lemonde.fr/sport/live/2019/06/17/nigeria-france-suivez-le-match-de-la-coupe-du-monde-feminine-2019-en-direct_5477590_3242.html [20.02.2020].
- M 4 = https://www.lemonde.fr/sport/live/2019/06/23/france-bresil-suivez-en-direct-le-huitieme-de-finale-de-la-coupe-du-monde-feminine_5480441_3242.html [20.02.2020].
- M 5 = https://www.lemonde.fr/football/article/2019/06/29/coupe-du-monde-feminine-les-bleues-mesurent-l-ocean-qui-les-separe-encore-des-etats-unis_5482992_1616938.html [20.02.2020].
- O 1 = <https://www.ouest-france.fr/sport/coupe-du-monde/coupe-du-monde-feminine-2019-france-coree-du-sud-la-presse-salue-la-victoire-ecrasante-des-bleues-6388619> [20.02.2020].

- O 2 = <https://www.ouest-france.fr/sport/coupe-du-monde/direct-coupe-du-monde-feminine-2019-france-norvege-deuxieme-match-des-bleues-6393962>
[20.02.2020].
- O 3 = <https://www.ouest-france.fr/sport/coupe-du-monde/direct-coupe-du-monde-feminine-nigeria-france-groupe-6401874> [20.02.2020].
- O 4 = <https://www.ouest-france.fr/sport/coupe-du-monde/direct-coupe-du-monde-france-bresil-8es-de-finale-6411870> [20.02.2020].
- O 5 = <https://www.ouest-france.fr/sport/coupe-du-monde/direct-coupe-du-monde-feminine-suivez-le-quart-de-finale-entre-la-france-et-les-etats-unis-6421067>
[20.02.2020].
- P 1 = <http://www.leparisien.fr/sports/football/coupe-du-monde/coupe-du-monde-2019-suivez-en-direct-le-match-d-ouverture-france-coree-du-sud-07-06-2019-8088951.php> [20.02.2020].
- P 2 = <http://www.leparisien.fr/sports/football/coupe-du-monde/mondial-2019-france-norvege-suivez-le-deuxieme-match-des-bleues-en-direct-12-06-2019-8091912.php> [20.02.2020].
- P 3 = <http://www.leparisien.fr/sports/football/coupe-du-monde/mondial-2019-suivez-nigeria-france-en-direct-17-06-2019-8095473.php> [20.02.2020].
- P 4 = <http://www.leparisien.fr/sports/football/coupe-du-monde/mondial-2019-suivez-france-bresil-en-direct-23-06-2019-8101002.php> [20.02.2020].
- P 5 = <http://www.leparisien.fr/sports/football/coupe-du-monde/france-etats-unis-suivez-en-direct-le-quart-de-finale-de-mondial-des-bleues-28-06-2019-8105748.php>

Ich und du, wir, ihr und sie: Liebe und Hass in spanischen Fußball-Fangesängen

Eva Lavric

1. Einleitung

Dass der Jubilar als Sportfan, und insbesondere als Fußballfan gilt, ist reichlich bekannt, und daher soll ihm hier zur Gratulation ein Ständchen gebracht werden – aber nicht aus opernhafte Mandolinenklängen, sondern wie es sich für Sportler gehört aus jenem vieltausendstimmigen Chor¹, der bei Fußballmatches wie der antike Chor das Geschehen begleitet, kommentiert, und vielleicht ja auch beeinflusst. Wir füllen damit eine Forschungslücke, denn wenn auch anzunehmen ist, dass unter Linguist*innen die Fußball-Begeisterten nicht minder häufig vorkommen als unter dem Rest der Bevölkerung, so ist doch auffällig, dass diese Begeisterung sich relativ selten in der Wahl als Forschungsthema niederschlägt, so dass „The Linguistics of Football“ – so der Titel eines pionierhaften Sammelbands (Lavric et al. 2008) – erst seit wenigen Jahren, in jüngerer Zeit aber dafür immer intensiver, Thema von Workshops und Publikationen wird.

Paradoxerweise kann eine solche Forschungslücke beim Unterthema der Fußball-Fangesänge nicht wirklich konstatiert werden, denn neben den erst langsam anlaufenden linguistischen Untersuchungen gibt es gerade zu diesem Teilbereich bereits Publikationen aus der Musikwissenschaft, der Kulturwissenschaft, der Ethnologie, der Soziologie, etc. Das von allen zitierte Standardwerk ist Kopietz/Brink (1998), das, von der Musikwissenschaft herkommend, das Thema wirklich umfassend behandelt.² Was bleibt da für die Linguistik noch zu erforschen übrig?

¹ Der Vergleich stammt von Kopietz/Brink (1998, 227); er findet sich auch in Rosentritt (2001).

² In Kopietz/Brink (1998) findet man, neben einem ausgezeichneten Literaturüberblick, in handliche Kapitel eingeteilt z.B. Überlegungen über das Phänomen des Massengesangs, über den Ursprung der Fangesänge, über die *bricolage*-Technik mit

Nun, Fußball-Fanchants als eine Form plakativer kollektiver Aussagen bieten sich z.B. an für eine auf pragmatische Kriterien gegründete Klassifikation, wie wir sie in einigen Publikationen finden, z.B. bei Khodadadi/Gründel (2006) nach Funktionen/Intentionen (von unterstützend über euphorisch bis diffamierend) und bei Burkhardt (2009) nach Sprechakttypen (Direktiva, Assertiva und Expressiva, jeweils mit Untertypen). Außerdem gibt es Forschungslücken bezüglich der Sprachen und Kulturen; denn während deutsche und englische Fan-Chants relativ gut untersucht sind, fehlen Studien zu romanischen Gesängen fast völlig.³ Die Autorin selbst hat versucht, diese Lücke durch eine Untersuchung französischer, spanischer und italienischer Fangesänge unter dem Kriterium der Sender- und Adressatenkonstellationen zu schließen (Lavric 2019). In dieselbe Richtung geht nun der vorliegende Beitrag, der sich innerhalb der romanischen Kulturen, im Sinne der Präferenzen des Jubilars, auf den spanischen Fußball konzentriert und damit auf die Sprachen Spanisch und – gelegentlich – Katalanisch. Der Zugang erfolgt diesmal über die grammatischen Personen, die Personen der Aussage, also einfacher ausgedrückt, über die Frage: Wenn in spanischen Fan-Chants *yo*, *tú*, *nosotros*, *vosotros* und *ellos* vorkommen⁴, wer ist damit gemeint? Die dritte Person Singular fehlt übrigens dabei, weil sie so gut wie nie vorkommt (aber die zweite Person Plural – *vosotros* – ist eigentlich auch sehr selten). Die Auswahl im Titel ist mehr in rhythmischen Überlegungen begründet; untersucht werden selbstverständlich sämtliche Personen, nur manche geben eben nicht sehr viel her.⁵ Was die Reihenfolge der Darstellung betrifft, so gehen wir nicht nach den einzelnen Personen vor

vorgefundenen Musikstücken und neu unterlegten Texten, über die Rolle der *Chants* beim Match, aber auch vor und nach dem Spiel, über die Organisation bzw. Steuerung des Singens innerhalb der Fan-Gemeinschaften (mit einem *chant leader*, der das Repertoire pflegt und erweitert), außerdem über das Repertoire verschiedener Klubs in der deutschen Bundesliga, über die Veränderungen dieses Repertoires in der Zeit und schließlich auch darüber, was (musikalisch) einen guten Fangesang ausmacht, nebst einem selbst komponierten Beispiel der Autoren.

³ Es gibt, im Wesentlichen, nur Minonzio (2014) für Französisch und Mühlbacher (2011) für Spanisch. Harjus (2017) arbeitet über Portugiesisch, Katalanisch und Spanisch, aber er untersucht Vereinshymnen und nicht Fangesänge.

⁴ Fast immer im Maskulinum, aber das Femininum hat auch ein paar interessante Nischen, vgl. Bsp. 11.

⁵ Hinzufügen könnte man weiters unpersönliche Aussagen, die nur indirekt „jemanden“ meinen, vgl. Bsp. 1: RE2 *Hay que quemar el Nou Camp...*

(auch, weil in fast jedem Beispiel mehrere vorkommen), sondern nach der Einfachheit / Erwartbarkeit versus Komplexität / Originalität der in den Chants realisierten Konstellationen.

Als Korpus für diese Untersuchung wurde aus der exzellenten Website <https://www.fanchants.com> ein Korpus von Fangesängen spanischer Klubs zusammengestellt, das einerseits drei sehr prominente (Zugriff 26.04.2018) und andererseits drei etwas weniger prominente (Zugriff 16.02.2020) Mannschaften umfasst, die mit jeweils zehn Items vertreten sind (also insgesamt 60 Gesänge):⁶

- Real Madrid (RE)
- Barcelona (BA)
- Atlético de Madrid (AT)
- Español (ES)
- Sevilla (SE)
- Valencia (VA)

Bei der Zusammenstellung wurde vor allem auf Vielfalt geachtet, allerdings mit einer leichten Präferenz für längere Texte, die eine reichere linguistische Ausbeute versprochen, und einer nicht ganz zu leugnenden Schwäche für originelle Beispiele.⁷

2. Auswertung des Korpus: Wer sind ‚ich‘ und ‚du‘, ‚wir‘, ‚ihr‘ und ‚sie‘ in Fußball-Fangesängen?

Wir kommen also jetzt zur Auswertung des Korpus und gehen dabei von den Hauptpersonen des Geschehens aus, als da sind:

- am prominentesten, die singenden Fans;

⁶ Implizit bedeutet diese Auswahl auch, dass wir den sehr begrüßenswerten Trend zum Frauen-Fußball (noch) nicht berücksichtigen, was auch erklärt, warum wir im Text bei den Akteuren nicht *gendern*.

⁷ Dabei wurden die dort gegebenen Transkriptionen grundsätzlich übernommen, allerdings bezüglich Satzzeichen, Groß- und Kleinschreibung etc. soweit notwendig geglättet.

- dazu deren eigene Mannschaft/Klub (Fans und Mannschaft/Klub bilden auch oft eine gemeinsame Gruppe, die Fans identifizieren sich mit der Mannschaft/dem Klub);
- in zweiter Linie die gegnerische Mannschaft/Klub;
- und noch weniger prominent, aber ebenfalls präsent, die Fans der gegnerischen Mannschaft (auch hier werden Mannschaft/Klub und Fans oft gemeinsam angesprochen);
- gelegentlich tauchen auch „die Leute“ auf, die über Fans und Mannschaft reden;
- ein paar unerwartete Randpersonen werden schließlich als fiktive Sender/Adressaten in Szene gesetzt.

In all diesen Konstellationen treten die Fans als Gruppe auf, eben als Chor, während die Angesprochenen oder ‚Besprochenen‘ entweder Gruppen oder auch Einzelpersonen sind; in manchen Liedern spricht ein fiktives ‚Ich‘, oder man wendet sich an ein fiktives ‚Du‘. Weder die Sprecher*innen noch die formal Angesprochenen müssen also unbedingt immer präsent sein.

Für die meisten Kategorien gibt es übrigens einerseits freundliche, solidarische und andererseits beleidigende, abwertende Varianten; manche Gesänge mischen auch beide Aspekte bzw. sind mehrfach adressiert. Auffällig ist, dass die feindlichen Chants weit weniger kreativ sind als die freundlichen: Sie beschränken sich meist auf nicht sehr originell formulierte Beleidigungen oder Drohungen, wie wir in den Beispielen sehen werden.

Ein Wort noch zur Dichotomie ‚Mannschaft‘ versus ‚Klub‘: Die Mannschaft, das sind natürlich die auf dem Spielfeld bzw. auf der Ersatzbank präsenten Spieler, plus – eventuell – der Trainer und die sonstigen Betreuer; oft wendet sich ein Chant präzise an die Mannschaft auf dem Feld und feuert sie an. In vielen anderen Fangesängen geht es jedoch um Liebe, Treue und Loyalität, also um das, was der Fan im Herzen trägt und mit dem er sich identifiziert: Das ist allerdings nicht die momentane Mannschaft, sondern der Klub in seiner Existenz als Institution, die über längere Zeiträume (bis hin zu mehreren Generationen, vgl. Bsp. 12) Identität und Gemeinschaft stiftet. Gegenüber dem Klub sind die derzeitigen Spieler nur vorübergehende Inkarnationen, die ja alle paar Jahre wechseln, ohne dass das Objekt der Liebe für die Fans dadurch ins Wanken geriete. Ein Anfeuerungsruf „¡Real Madrid alé!“ wendet sich also an die in diesem Augenblick spielende Mannschaft, die aber ebenso und ebenso wichtig als Exponentin der Institution fungiert, die als „Real Madrid“ weit über das momentane Spiel hinausgeht und das eigentliche Objekt der Verehrung der Anhänger*innen darstellt.

2.1. Fans = *Nosotros* (aber auch *Ellos*, und sogar *Ella*)

Wir wollen ja von den erwartbarsten Varianten zu den überraschenderen voranschreiten (z.B. von den realen zu den fiktiven), und da ist bei einem Chorgesang der Fans die normalste, realistischste Bezeichnung für den Sender bzw. die Sender-Gruppe *nosotros*: SE4⁸ *Cantaremos todos unidos / Alzaremos fuerte la voz...* Aber auch dieses *nosotros* ist nicht ganz eindeutig, weil es ja ein exklusives und ein inklusives *nosotros* gibt; das exklusive wäre nur für die Fans (s. voriges Bsp.), das inklusive wäre Fans + eigene Mannschaft/Klub: VA4 *Valencia somos nosotros* drückt genau das aus, ähnlich AT3 *Volveremos a ser campeones / Como en el '96...* Interessanter ist BA6 *I si tots animem, guanyarem*: Bei diesem Beispiel ist das erste *nosotros* exklusiv (*tots animem* sind die Fans), das zweite inklusiv (*guanyarem* sind Fans + Mannschaft/Klub). Es kommt aber auch vor, dass die Fans, oder gewisse Gruppen davon, von sich selbst in der 3. Person Plural sprechen (RM6 *Desde el fondo se alzarán / Son los hinchas del Real*; AT2 *En marcha van los ultras / los ultras del Atleti*), meist in ein und demselben Gesang gemischt mit der üblichen Selbstbezeichnung als *nosotros*. Schon in dem letzten Beispiel sieht man, dass sich auch eine Untergruppe der Fans, z.B. die Ultras, in der dritten Person präsentieren kann. Dasselbe gilt für eine bestimmte Kurve, und dann finden wir sogar die dritte Person Singular feminin: BA1 *Hi ha una grada que viu per tu, que no deixa mai d'animar! EEEoo Futbol Club Barcelona!*

2.2. Sonderfall: ‚Echte‘ Fans = *Nosotros* an Unentschlossene = *Tú (Él)*

Ein häufiger Topos bei den Fan-Chants ist die Aufforderung zum Mitmachen, zum Mitsingen, das zum Sieg führen wird: Schon im vorigen Abschnitt hatten wir BA6 *I si tots animem, guanyarem*. Dabei kann durchaus auch eine Art fiktive Spaltung innerhalb der Fangemeinschaft entstehen, wenn die selbst ernannten ‚echteren‘, ‚radikaleren‘ Fans (*nosotros*) die womöglich nur lauwarm Mitmachenden auffordern, sich ihnen anzuschließen und mitzumachen. In diesem Fall ist der Angesprochene ein *tú*, ein fiktiver einzelner Fan, wie in ES8 *De pié, si eres del Espanyol*;

⁸ Kurzgesänge oder Ausschnitte werden im Fließtext in Klammern eingefügt. Nur für längere Chants, die vollständig zitiert werden, wird ein eigenes Beispielsformat eingeführt; als Quellenangabe fungiert in beiden Fällen der Name des Vereins und eine Zahl von 1 bis 10, die eine Art laufende Nummer ist. SE4 bezeichnet also den vierten der zehn für Sevilla ausgewählten Gesänge.

oder auch ein fiktiver *él*, der, wenn er nicht mitmacht, dem Gegner zugerechnet wird: ES2 *Es azulgrana el que no baile...* Diese Aufforderung zum Mitmachen an ein fiktives *tú* kennt aber auch eine aggressive Variante, bei der Mitmachen bedeutet, gemeinsam den Gegner (der in der 3. Person bleibt und dem das Menschsein abgesprochen wird⁹) gewaltsam zu zerstören:

(1) RE2

Vente con los Ultras-Sur,

Que vamos a Barcelona.

Hay que quemar el Nou Camp,

Con cien mil bastardos dentro.

Que es la forma más barata,

De acabar con tanto cerdo...

<https://www.fanchants.com/football-songs/real-madrid-chants/vente-con-los/>

2.3. Exkurs: zum Hass im Fußball-Gesang

Dieses geradezu erschreckend gewalttätige Beispiel verlangt nach einem Kommentar im Sinne eines Exkurses zum Hass im Fußball-Gesang: Fangesänge, so haben wir es in Lavric (2019, 2-3) dargelegt, sind nämlich gleichzeitig gut und böse. ‚Gut‘ sind Fangesänge, weil sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl ausdrücken, das für viele Menschen Heimat ist; weil sie Engagement, Kreativität und Humor verströmen; und weil sie kollektive Emotionen im gemeinsamen Singen (und Agieren) intensiv erlebbar machen, in einem Setting, das stark ritualisiert ist und für die Insider spirituell-religiösen Charakter annimmt.¹⁰ Trotzdem sind Fangesänge auch ‚böse‘, weil diese Zusammengehörigkeit, die sie stiften, in ihrem tiefsten Wesen auf einer Gegnerschaft aufbaut – einer momentanen Gegnerschaft, am Tag des Spiels; aber oft auch auf langwährenden Rivalitäten zwischen bestimmten Klubs

⁹ Diese Entmenschlichung wird von der Determination her noch verschärft, da ihm sogar die Individualität geraubt wird: *tanto cerdo* ist Mass und nicht Count, also die Gegner=Schweine sind nicht eine Gruppe von Individuen (das wären *tantos cerdos*), sondern eine undifferenziert sich aufhäufende Masse aus schweineartiger Substanz...

¹⁰ Dieser Gedanke des Fußballs als Religion kommt in der gesamten Fachliteratur immer wieder vor (cf. z.B. Rühlemann 1996, Kopiez 2002, Schmidt-Lauber 2009); ausführlich begründet und illustriert wird er von Bromberger (1995 und 1998). Es geht dabei vor allem um den Ritualcharakter und um die Sakralisierung des Fußballsports, zu der das Singen im Chor einen wichtigen Beitrag leistet.

einer Stadt oder eines Landes, wie sie sich im Derby äußern.¹¹ Trotzdem: Auch in solchen willkürlichen Feindschaften entsteht Heimat, entsteht Gruppenidentität. Damit stehen die Erzrivalen in einem sehr engen Bezug zueinander, ein jeder definiert sich in hohem Maß auch als Gegner, als Konkurrent des anderen.¹²

Ob das die böse gemeinten, feindlichen Fangesänge verzeihlich oder zumindest verständlich macht? Für manche wird das wohl so sein, auch angesichts der Tatsache, dass sich die Fangemeinden gegenseitig nichts schenken – Meuren (2006) interpretiert das als eine rituelle Zerstörung des Gegners, die das ‚Ich‘ und ‚Wir‘ der Fangemeinde und der eigenen Mannschaft erhöhen soll. Für andere erscheint es trotzdem weiterhin seltsam, wie sonst friedlich und zuvorkommend sozialisierte Menschen im Stadion, im Schutz der Masse und von ihr mitgerissen, plötzlich eine böartige, hasserfüllte Seite hervorkehren können. Das zeigt sich auch darin, dass in der Fußball-Chant-Forschung immer wieder einzelne Artikel gerade diese Lieder hervorheben und kommentieren, cf. Bastian/Koch 2015 und insbesondere Küster:

Die Metaphorik der Kampflieder und Schlachtgesänge ist häufig von archaischer Einfachheit. Tier und Mensch rücken verbal aufs Engste zusammen. Besonders deftig ist die Metaphorik dort, wo in sogenannten Derbys Fangruppen in Fußballstadien aufeinandertreffen, die im sonstigen Leben in derselben Region, also gewissermaßen in nachbarschaftlicher Zwietracht, irgendwo zwischen Dortmund und Gelsenkirchen Tür an Tür wohnen, oder die sich sogar eine Stadt teilen müssen, sei es nun Hamburg, Leipzig, München oder Berlin. (Küster 2009, 75)

-
- ¹¹ Luhrs (2008) beschreibt Fangesänge als Erben der uralten *blason populaire*-Tradition: Dabei handelt es sich um Sprüche, Reime und Lieder, bzw. auch Spottnamen und Scherze, mit denen sich die Bewohner benachbarter Dörfer/Orte/Städte gegenseitig schlechtmachen bzw. beleidigen und so gleichzeitig ihre jeweilige Wir-Identität stärken. Vanhoutte 2018 bringt das Wesen des Fußballderbys mit der Relevanzsetzung minimaler Unterschiede in Nachbarschaftsrivalitäten in Zusammenhang, die er nach dem Vorbild von Freuds „Narzissmus der kleinen Differenzen“ interpretiert.
- ¹² Daher ist es auch in gewisser Weise so, dass sie einander brauchen, weil sie in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen. Sehr schön herausgearbeitet hat das Vejmelka (2016), der die Rivalität zwischen Real Madrid und Barcelona anhand zweier berühmter Autoren illustriert, Javier Marías als *merengue* für Barça und Manuel Vázquez Montalbán als *culé* für Real Madrid.

2.4. Mannschaft = *Vosotros*? Mannschaft = *Tú*!

Wenn die Fans *nosotros* sind, wer ist dann *vosotros*, also an wen richtet sich der Chant? Nun, als Adressat könnte man wohl an die eigene Mannschaft denken, von der man annehmen könnte, dass sie als *vosotros* angesprochen wird. Das kommt allerdings nur ganz selten vor (immerhin BA9 *Aquí estem els culés / per animar-vos / Deixeu-vos els collons*). Denn die eigene Mannschaft ist grundsätzlich *tú* (SE10 *¡Sevilla échale huevos!*), und der Bezug der Fans zur Mannschaft drückt sich also in der Paarung *nosotros / tú* aus: AT2 *Por eso siempre te animaremos / te apoyaremos hasta el fin*. Das bestätigt das, was weiter oben erklärt worden ist, dass nämlich der Fan ja ein Fan nicht dieser einen, quasi zufälligen, hier und heute spielenden Elf ist, sondern Fan eines Klubs, der als soziale Entität, unabhängig von den jeweiligen Spielern, eine dauerhafte Existenz und Identität hat, ohne die es keinen Sinn ergäbe, diesem *tú* ewige Treue zu schwören (wovon wir noch mehrere Beispiele sehen werden, vgl. 2.7. und 2.8.).¹³

2.5. *Tú* = Einzelperson

Über den Klub als *Tú*-Ansprechperson wird es noch einiges zu sagen geben. Die folgenden Beispiele werden hier aber deswegen vorgezogen, weil sie zu den einfachsten – ja, man möchte fast sagen: primitivsten – Anredeformen gehören, die in Fangesängen üblich sind. Der Chor der Fans wendet sich dabei an eine anwesende Einzelperson – Spieler, Trainer, Schiedsrichter – und ruft ihn beim Namen (was meist, aber nicht immer, Lob oder Anfeuerung bedeutet), oder aber insultiert ihn (namentlich oder nicht). In unserem Korpus finden sich BA7 *¡Zlatan! ¡Ibrahimovic!*, BA5 *¡Messi, Messi, Messi!*, RM4 *¡Ronaldo, Ronaldo Ronaldo!*, aber auch ein Hymnus auf den Atlético-Trainer Diego Simeone: AT7 *Oe, oe, oe, oe, ¡Cholo, Cholo!* Anstelle einer Hommage kann eine solche Anrede aber auch Kritik ausdrücken (und bei dem folgenden, etwas komplexeren Beispiel sieht man, dass die namentliche Anrede tatsächlich ein *tú* transportiert), vgl. RM8 *Ay Guardiola / Que*

¹³ Ein kurioses Beispiel ist in diesem Zusammenhang jenes, in dem als *tú* nicht der Klub, sondern dessen Fahne angesungen wird, gleichsam metonymisch: SE5: *Púrpura y oro / Bandera inmortal / En tus colores / Juntas carne y alma están*. Auch das Stadion steht oft metonymisch für die Mannschaft, vgl. die Beispiele (1) und (7) sowie den folgenden Ausschnitt aus der Sevilla-Hymne: SE6 *Ejemplo de sevillanía / Familia roja y blanca / Del Sánchez Pizjuán...*

delgado se te ve / Primero fueron las drogas / Hoy por chueca se te ve... Solche Beschimpfungen richten sich natürlich noch viel häufiger an den Schiedsrichter, der namentlich oder mit seiner Funktionsbezeichnung angesprochen wird: ES9 *Iturralde, !hijo de puta!* oder AT5 *Árbitro merengue / Merengue hijo de puta...* Geradezu in genialer Einfachheit polyfunktional ist schließlich der folgende Fangesang: RM9 *Idiota, idiota, idiota / Hijo de puta idiota...*, bei dem die Präzisierung der Referenz der situationalen Deixis überlassen wird. Man sieht, solchen feindlichen Chants fehlt es, wie schon weiter oben bemerkt, meist an Originalität.

2.6. Gegnerische Mannschaft, gegnerische Fans = *Tú? Vosotros? Ustedes? Ellos?*

Wie auch die eigene wird die gegnerische Mannschaft in der Regel mit *tú* angesprochen, was natürlich in diesem Fall keineswegs freundschaftlich gemeint ist: BA4 *¡Madrid! ¡Cabrón! ¡Saluda al campeón!* oder VA5 *¡Puta Levante!* An die Fans des Gegners wendet man sich in der Regel mit *vosotros*: AT8 *¡Madridistas hijos de puta!* Aber es findet sich – man glaubt es kaum – auch ein Beispiel mit *ustedes*, das wir den Biris, den Ultras von Sevilla, verdanken:

(2) SE9

Somos los Biris,

los Biris, los Biris

Pa que sepan ustedes, ustedes, ustedes

Lo que tienen enfrente, enfrente, enfrente

Apretarse los dientes, los dientes, los dientes,

Lo, lo, lo, Lo, lo, lo...

<https://www.fanchants.com/football-songs/sevilla-chants/lolo-22/>

Immer wieder erscheint im Zusammenhang mit der ‚*hinchada*‘ des Gegners aber auch die dritte Person Plural: ES6 *A por ellos ehe / A por ellos eho...* Man distanziert sich auf diese Weise von ihnen; als *ellos* werden sie auch vorgeführt und verspottet: RM3 *Mira, Mira / Sacale la foto / Se van para Gijón con el culo roto...*¹⁴ Neben den gegnerischen Fans ist in diesem Gesang auch ein *tú* präsent, dem der

¹⁴ In einem der derartigen Chants werfen die Atlético-Fans auch dem Gegner (in der dritten Person) vor, die eigenen Lieder zu kopieren und selbst keine Ideen zu haben: AT1 *El lema de los Ultras Sur [...] es copiar todo lo que hace el Frente, demostrando lo tontos que son.*

Gegner vorgeführt wird und das eine Art allgemeine Öffentlichkeit, oder die Masse aller Anwesenden, oder auch ein fiktives Publikum darstellt. (Vielleicht bezieht sich ja auch das *ustedes* im obigen Beispiel (2) auf so eine allgemeine Öffentlichkeit?) Eine ganz ähnliche Konstellation und sogar eine ähnliche Wortwahl wie in RM3 findet sich in einem Beispiel, das aber positiv gemeint ist, weil sich darin die Ultras von Valencia gewissermaßen selbst beweihträuchern: VA9 *Míralos, aquí están / Estos son / Los Ultras del campeón...*

2.7. Mannschaft/Klub = Tú, Fan = Yo (und Nosotros = Yo & Tú) (und Ellos = die anderen)

Die Fans lieben ihren Klub, sie sind ihm loyal und treu ergeben und folgen ihm überallhin; wenn sie ihm das sagen, sprechen sie von sich aber nicht im Plural, sondern im Singular: Das *yo* ist dem Bekenntnischarakter der entsprechenden Chants angemessener als das *nosotros*, denn es geht um intime, geradezu religiöse Gefühle: RM10 *Real Madrid alé / en tus colores puse toda mi fe*. Das *nosotros* ist in diesen Gesängen übrigens ebenso vorhanden, aber nicht als exklusives ‚Wir‘ der Fangemeinschaft, sondern als inklusives ‚Wir‘, das den Fan (*yo*) und seinen Klub (*tú*) in einem gemeinsamen Wunsch, in einer gemeinsamen Bemühung vereint: ¡*Vamos!*

(3) ES5

Vamos Espanyol,
Dame una alegría,
Mete el primer gol,
Sabes todo lo que siento,
Lo que llevo dentro
De mi corazón

<https://www.fanchants.com/football-songs/espanyol-chants/come-on-espanyol/>

Diese traute Zweisamkeit kann aber auch gestört werden, nämlich – wie könnte es anders sein – von der dritten Person Plural, also von *ellos*, den ‚anderen‘ – in dem Fall nicht die Fans des Gegners, sondern sehr vage ‚die Leute‘. Was tun diese *ellos*? Sie reden. Sie reden schlecht vom Klub und machen dessen Fans schlecht. Und wie reagiert der echte Fan? Er macht sich nichts draus, ihm ist es egal, was die anderen sagen, er steht treu und beständig zu seinem Klub und folgt ihm überallhin:

(4) RM7

Vamos Real Madrid te sigo a todas partes,
Yo te quiero,
Vamos a dar la vuelta a todo el mundo,

Hay que ponerle un poco mas de huevos,
Mas de huevos,
Y eso que dice la gente,
Que somos borrachos, vagos, delincuentes,
No le hago caso,
Voy a todos los lados,
Yo soy del Madrid,
Soy un descontrolado,
Lo, lo, lo, lo...

<https://www.fanchants.com/football-songs/real-madrid-chants/come-real-madrid-i-follow-you-everywhere/>

(5) RM5
Real Madrid,
Mi buen amigo,
Este año volveré a estar contigo,
Te animaremos de corazón,
Esta es la hinchada que te quiere ver a campeón,
No me importa lo que digan,
Lo que digan los demás,
Yo te sigo a todas partes,
Cada día te quiero más...

<https://www.fanchants.com/football-songs/real-madrid-chants/my-good-friend/>

Real Madrid, mi buen amigo, heißt es in Bsp. 5. Das ist aber glattes Understatement: Denn was den Fan und seinen Klub verbindet, das ist nicht Freundschaft, das ist L-I-E-B-E! A-M-O-R!

2.8. Liebeserklärungen von Yo=Fan an Tú=Klub: Liebe, Treue, aber auch Hass

Dass die Beziehung des Fans zu seinem Klub (neben einem religiösen Bezug) mit einer Liebesbeziehung gleichgesetzt wird, verwundert ja nicht wirklich. Interessant ist allerdings, dass die Chants, die diese Metapher ausspinnen, alle in ‚Ich‘-Form gehalten sind und sich dementsprechend auch an ein ‚Du‘ wenden. Hier gibt es kein Gruppen-, ‚Wir‘ mehr, die Beziehung ist intim, von Individuum zu Individuum. Nachdem die Lieder von einem vieltausendstimmigen Chor gesungen werden, ist dieses ‚Ich‘ ein fiktiver Sender. Ebenso wird der Klub personifiziert und ist damit ein fiktiver Empfänger. Vielleicht ist es aber auch so, dass diese Art von Liedern jeder einzelne Fan ganz für sich singt, dann ist es ein Chor einzelner verliebter

Herzen, die allerdings das angesungene Objekt der Liebe teilen. Motive sind die Treue: SE1 *Sevillista seré hasta la muerte*, und natürlich die Liebe, ja, die Leidenschaft: VA6 *Una pasión / Dentro de mí / Mi corazón / Late por tí*, VA7 *Ale Valencia ale / Estoy loco por tí / Enamorado de tí / Nunca te dejaré*¹⁵. Hier noch zwei komplexere Beispiele aus der Fangemeinde von Atlético:

(6) AT4

Y yo nací enamorado del Atleti de Madrid,
En las canchas donde tanto yo sufrí,
Enamorado de ti,
Tus rayas son
Rojas y blancas que llevo en el corazón,
Hacen que sean como una religión,
Cantemos el alirón...

<https://www.fanchants.com/football-songs/atletico-madrid-chants/15/>

(7) AT10

Mas allá de la curiosidad
Surgió un amor,
La primera vez
Que yo entré en el Calderón.
De tus colores me enamoré,
Sentí pasión,
Dentro de mi,
Late muy fuerte mi corazón...

<https://www.fanchants.com/football-songs/atletico-madrid-chants/15-4/>

Diese Liebesbeziehung hat auch eine Geschichte, mit einem *coup de foudre* am Anfang wie in Beispiel (7), oder aber mit einem langsamen, aber sehr frühen Beginn:

(8) VA8

¹⁵ Beide Texte sind von Valencia-Anhängern, und beide sind kurz und knapp, in wenigen Worten ist das Wichtige gesagt. Das ist sehr charakteristisch für die Valencia-Chants, während insbesondere die Sevilla-Fans sich viel wort- und bilderreicher in Szene setzen (s.u., Bsp. 12), mit starken emotionalen (metonymischen) Beziehungen zur Stadt und zu deren Wahrzeichen, der Giralda, vgl. die Beispiele in Fußnote 13 sowie diesen Ausschnitt aus der Sevilla-Hymne: SE6 *La Giralda presume orgullosa / De ver al Sevilla en el Sánchez Pizjuán...*

De pequeño,
Yo te empecé a seguir,
Poco a poco,
Me enamoré de ti,
Cuando juegas,
Siempre estaré a tu lado,
No me falles Valencia,
Yo nunca te he fallado...

<https://www.fanchants.com/football-songs/valencia-chants/from-little/>

Bei so viel Liebe und Treue wundert es nicht, wenn eines Tages die silberne Hochzeit gefeiert wird: VA2 *Força Valencia / Ya son 25 años / No te dejo nunca solo jamás...*

Und manchmal necken sich die Verliebten auch und spielen Spielchen, z.B. geben sie vor, dass ihre derzeitige Rollenverteilung eine zufällige ist, die sich auch jederzeit ändern könnte:

(9) VA 10
Hoy juegas tú,
Animo yo,
En esta grada se desata la pasión,
Ahora sí, puedo decir
Que del Valencia es una forma de vivir...

<https://www.fanchants.com/football-songs/valencia-chants/today-you-play-i-en-courage/>

Bei so viel Liebe und Leidenschaft, ja, religiöser Inbrunst, erscheinen die Fans sehr sympathisch und wecken Empathie. Allerdings ist beim Fußball, wie wir oben in 2.3. gesehen haben, die Liebe immer auch mit Hass verbunden, der grausam und gewalttätig sein kann (vgl. Bsp. 1, wo das gegnerische Stadion in Brand gesetzt wird). Und so wundert es nicht, dass die Konstellation mit dem einzelnen, fiktiven exemplarischen Fan, der ein Bekenntnis ablegt, auch eine feindselige Variante hat, bei der das ‚Ich‘ dem Erzrivalen (in der 3. Person, durch einen einzelnen exemplarischen Fan vertreten) ewigen Hass schwört, ja sogar wünscht, ihn zu töten:

(10) BA2
Si alguna vez,
Si alguna vez,
He de matar,
He de matar,

Que sea un perico perico de Sarriá,¹⁶

¡Barça!...

<https://www.fanchants.com/football-songs/barcelona-chants/sometime/>

2.9. Die Familie – und andere unerwartete Szenarien

Und weil wir ja vom Banalen zum Originellen fortschreiten wollten, so kommen wir jetzt zu den unerwarteten Konstellationen: Ja, es gibt auch Fangesänge, die die Familie des (einzelnen, fiktiven) Fans (*yo*) in Szene setzen. Zum Beispiel die Mutter, die in dem folgenden Chant das *tú* ist, das angesungen wird, und zwar offensichtlich deshalb, weil der Fan seine überbordende Freude jemandem anvertrauen muss:

(11) ES7

¡Oh mamá mamá mamá!

Porque yo tengo alegre el corazón,

¡He visto a mi Espanyol, he visto a mi Espanyol,

Marcar así ese bonito gol!

<https://www.fanchants.com/football-songs/espanyol-chants/i-saw/>

Vielleicht steckt aber noch mehr dahinter, denn die Mutter ist ja vielleicht auch jemand, dem gegenüber man seine Begeisterung für den Klub rechtfertigen muss, weil sie möglicherweise dem Fan Vorwürfe macht, dass er am Sonntag nie zu Hause sei. In unserem italienischen Korpus (Lavric 2019, 24) findet sich ein Chant – nach einem Schlager von Rita Pavone aus den 1960er-Jahren –, der genau das thematisiert, der aber als fiktives „Ich“ die daheimgebliebene Partnerin des Fans inszeniert: *Perché, perché / La domenica mi lasci sempre sola / Per andare a vedere la partita / Della Roma...*

Die Familie erscheint auch in einem anderen Song, der zwar nichts anderes tut, als zu behaupten, Sevilla sei die allerbeste Mannschaft, der aber dazu eine kleine Geschichte erzählt:

(12) SE8

Forza Sevilla, un solo grito se oirá,

Forza Sevilla, un solo grito se oirá,

Forza Sevilla, un solo grito se oirá,

¹⁶ *perico* = Fan von *RCD Español Barcelona*; *Sarriá* = Stadtteil, wo früher das Stadion von *Español* stand.

Forza Sevilla, un solo grito se oirá,
En el mágico Gol Norte del Ramón Sánchez Pizjuán.
Caminando voy a veces, pensando qué es mejor,
Me encuentro a mi tío y le pregunto yo,
Tío mío, tío mío, ¿Qué equipo es mejor?
Y me dice, me dice: Sevilla Fútbol Club,
Por eso estoy aquí, mi tío tenía razón,
Sevilla Fútbol club, tú eres lo mejor...
<https://www.fanchants.com/football-songs/sevilla-chants/come-on-sevilla/>

Der Fan ist hier *yo*, der Klub *tú*, und zunächst wird einmal angefeuert (mit einer unpersönlichen futurischen Aussage, die also Zuversicht vermittelt); aber dann kommt dieses *yo*, dieser Fan, ins Erzählen, er tut so (das ist ja fast unvorstellbar), als ob er irgendwann Zweifel an der Exzellenz von Sevilla gehabt hätte. Allerdings trifft er seinen Onkel (in der 3. Person Singular) und holt dessen Testimonial ein. Das entscheidende Gespräch wird in einer Art fiktivem Dialog (Frage-Antwort, *yo* – *tú*) inszeniert: Sevilla ist der beste Klub, das hat der Onkel gesagt und davon hat sich nun auch der Fan überzeugen lassen. Hier klingt – in einer sehr naiv ausgedachten Szene – die Rolle der älteren männlichen Familienmitglieder¹⁷ bei der Aufnahme in die Fangemeinschaft an: eine Art Initiation.

Als Abschluss möchte ich ein Beispiel bringen, das zeigt, dass die Fans, neben all den pathetisch beschworenen Gefühlen, auch eine große Portion Humor besitzen und sich gelegentlich einfach ein kurzes scherzhaftes Rollenspiel gönnen (*nosotros*/implizit=Räuber, *todos*/3.Pers.Pl.=Opfer des Überfalls):

(13) VA3
¡Todos las manos arriba!
¡Esto es un atraco!...
<https://www.fanchants.com/football-songs/valencia-chants/come-on-now/>

3. Konklusion

In dieser Studie zu den Personen der Aussage in spanischen Fußball-Fangesängen hoffen wir gezeigt zu haben, dass über das zu erwartende Dreieck ‚wir‘ (die Fans),

¹⁷ Während die Frauen, wie wir gerade gesehen haben, den gängigen Klischees entsprechend eher als potentiell verständnislos und außerhalb der „In-Group“ angesiedelt gezeigt werden.

,ihr‘ (die Mannschaft) und ,sie‘ (die Gegner) hinaus in Fußball-Chants eine Vielzahl von – teils komplexen und originellen – Personenkonstellationen in Szene gesetzt werden.

Allein schon das ,Wir‘ definiert sich manchmal als die Fangemeinde (also die Singenden: *Cantaremos todos unidos*), z.B. wenn ein einzelner Spieler/Trainer/Schiedsrichter gefeiert oder beleidigt wird (*¡Messi, Messi, Messi!*), aber viel häufiger noch als die symbiotische Einheit zwischen Fans und Mannschaft/Klub, die gemeinsam den Sieg heimbringen werden (*Volveremos a ser campeones*). Andererseits ist die ,Wir‘-Fangemeinde nicht homogen: Untergruppen, die sich als die ,echten‘ Fans empfinden, fühlen sich bemüßigt, die anderen (,du‘) zum Mitmachen aufzufordern (*De pié, si eres del Espanyol*). Zum Mitmachen beim Singen, aber auch bei so brutalen Aktivitäten wie Brandstiftung und Mord.

Was nun das ,Ihr‘ betrifft, das man vielleicht der Mannschaft zugeordnet hätte, so zeigt sich, dass es selten ist und wenn überhaupt, dann die Fans des Gegners bezeichnet, etwa bei den obligaten Beleidigungen (*¡Madridistas hijos de puta!*). Die Distanzierung vom Gegner zeigt sich aber auch häufig in der dritten Person Plural (*A por ellos ehe / A por ellos eho*), mit der er vorgeführt und verhöhnt wird; dabei taucht in ,Du‘-Form oft eine Art „allgemeine Öffentlichkeit“ als Adressat auf (*¡Míralos!*).

Die Fans und die Mannschaft, bzw. genauer: der Klub, kleiden ihre Beziehung am liebsten in die Paarung ,Ich – Du‘. Es ist tatsächlich eine persönliche, geradezu intime Beziehung von Individuum zu Individuum, was in den intensivsten Fan-Chants besungen wird: Da geht es um Leidenschaft, die auch beim Namen genannt wird (*Una pasión / dentro de mí / mi corazón / late por tí*), und der Sender ist ein ,Ich‘, ein einzelner fiktiver exemplarischer Fan, der einem ,Du‘, nämlich dem personifizierten Klub, ewige Liebe und Treue schwört. Da können die anderen (,sie‘) reden, den Klub und seine Fans schlecht machen, so viel sie wollen (*No me importa lo que digan / Lo que digan los demás*). Für diese Leidenschaft müssen gelegentlich sogar Familienangehörige (die Mutter als ,Du‘ – *Oh mamá mamá mamá*, der Onkel als Ratgeber – ,er‘) als Zeugen herhalten. Aber auch Hass gehört in diesen bekenntnishaften Gesängen dazu, er trifft den Erzrivalen und schreckt nicht vor massiven Gewaltandrohungen zurück.

Diese todernten Gefühle werden aber auch immer wieder von Humor aufgebrochen, wenn die Fans der Mannschaft gegenüber die Möglichkeit eines Rollentauschs durchblicken lassen (*Hoy juegas tú / Animo yo*), oder wenn sie gemeinsam einen Raubüberfall fingieren (*¡Todos las manos arriba! / ¡Esto es un atraco!*).

In allen beschriebenen Konstellationen wird in mannigfaltiger Weise Zugehörigkeit inszeniert und produziert, das Zusammengehörigkeitsgefühl einer ‚Wir‘-Gruppe, die durch gemeinsame Liebesgefühle gegenüber der eigenen Mannschaft und Hassgefühle gegenüber den Gegnern zusammengeschweißt wird. Möge der Jubilar diese Bindungen zwar vielleicht mitmachen, aber nicht in ihnen befangen sein, sondern wie der Adler über dem Fußballstadion schweben und voller Staunen die spielenden und singenden Menschlein betrachten!

Bibliographie

- Bastian, Sabine / Koch, Florian (2015), „Le dénigrement de l’autre par le biais de la langue. Une étude pilote dans le domaine du foot en France“. In: *Revue d’Études Françaises*, 20, 23–36.
- Bromberger, Christian (1995), „Football as World-View and as Ritual“. In: *French Cultural Studies*, 6, 293–311.
- Bromberger, Christian (1998), „Fussball als Weltsicht und als Ritual“. In: Belliger, Andréa / Krieger, David J. (Hrsg.), *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 285–301.
- Burkhardt, Armin (2009), „Der zwölfte Mann. Fankommunikation im Fußballstadion“. In: Burkhardt, Armin / Schlobinski, Peter (Hrsg.), *Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache*. Mannheim u.a.: Dudenverlag, 175–193.
- Harjus, Jannis (2017), „‘El corazón de la afición está contigo’. Un acercamiento lingüístico-discursivo a los himnos oficiales de fútbol catalanófonos, lusófonos e hispanófonos en la Península Ibérica“. In: *ATEM. Archiv für Textmusikforschung*, 2, <https://webapp.uibk.ac.at/ojs2/index.php/ATeM/article/view/1964/2000> [20.05.2018].
- Khodadadi, Farnosh / Gründel, Anika (2006), *Sprache und Fußball-Fangesänge*. Essen: Redaktion LINSE, http://www.linse.uni-due.de/tl_files/PDF_in_Katalog/publikationen/ESEL/Fussball_und_Sprache_2006.pdf [10.04.2018].
- Kopiez, Reinhard (2002), „Alles nur Gegröle? Kultische Elemente in Fußball-Fangesängen“. In: Herzog, Markwart (Hrsg.), *Fußball als Kulturphänomen*. Stuttgart: Kohlhammer, 293–303.
- Kopiez, Reinhard / Brink, Guido (1998), *Fußball-Fangesänge. Eine FANomenologie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

- Küster, Rainer (2009), „Metaphern in der Sportsprache“. In: Burkhardt, Armin / Schlobinski, Peter (Hrsg.), *Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache*. Mannheim e.a.: Dudenverlag, 60–79.
- Lavric, Eva (2019), „Reale und fiktive Sender-Adressaten-Konstellationen in Fußball-Fangesängen – mit romanistischen Beispielen“. In: *ATeM. Archiv für Textmusikforschung*, 4, 1, https://atem-journal.com/ojs2/index.php/ATeM/article/view/2019_1.06/2495 [29.03.2020].
- Lavric, Eva / Pisek, Gerhard / Skinner, Andrew / Stadler, Wolfgang (Hrsg.) (2008), *The Linguistics of Football*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Luhrs, Joanne (2008), „Football Chants and ‘blason populaire’: The Construction of Local and Regional Stereotypes“. In: Lavric, Eva / Pisek, Gerhard / Skinner, Andrew / Stadler, Wolfgang (Hrsg.), *The Linguistics of Football*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 233–244.
- Meuren, Daniel (2006), „Im Anfang war der Rhythmus, aber der Weg zum Fan-Abitur ist weit“. In: *Anstoss. Die Zeitschrift des Kunst- und Kulturprogramms zur Fifa WM 2006*, 4, 15–21.
- Minonzio, Pierre-Étienne (2014), *Petit manuel musical du football*. Marseille: Le mot et le reste.
- Mühlbacher, Karin (2011), „*¡A por ellos, oé!*“ *Análisis literario y cultural de los cánticos y los himnos de fútbol*. Saarbrücken: Editorial Académica Española.
- Rosentritt, Michael (2001), „Interview mit Volker Schlöndorff: ‚Die Fans sind der antike Chor‘. Der Regisseur Volker Schlöndorff über seine neue Liebe Babelsberg, sein Leiden mit Hertha und den Fußball im Film“. In: *Der Tagesspiegel* 17506 [23.08.2001], 28.
- Rühlemann, Thorsten (2009), „Die Fans im Stadion. Die kleinen Rituale des Alltags im Verhalten von Fußballfans“. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, 41, 143–163.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2009), „‚Der zwölfte Mann‘. Die Europäische Ethnologie im Feld der Fußballfans“. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 112, 417–450.
- Vanhoutte, Kristof (2018), „The Importance of Trivial Oppositions in Football Fandom: The Narcissism of Minor Differences in Derby Games“. In: Askin, Ridvan / Diederich, Catherine / Bieri, Aline (Hrsg.), *The Aesthetics, Poetics, and Rhetoric of Soccer*. London / New York: Routledge, 126–140.
- Vejmelka, Marcel (2016), „Aus der Tiefe des literarischen Raumes. Javier Marías vs. Manuel Vázquez Montalbán“. *Vortrag auf der Tagung Das Spiel zwischen*

den Räumen. Lokale bis transnationale Dimensionen des europäischen Fußballs, Germersheim, FTSK, 20. Mai 2016.

Mago Messi. Líder Ramos. Patrimonio Iniesta. Terremoto Griezmann. Aposiciones enfáticas en titulares periodísticos deportivos

Alf Monjour

1. El marco

El romanista-podosferólogo¹, cuyo natalicio celebramos aquí, es de sobra conocido por ser un lector de la prensa deportiva cuyas estrategias lingüísticas luego se convierten en objetos de sus estudios lingüísticos. Bajo el lema alemán intraducible de la “Feuilletonisierung” trata, por ejemplo, de la interpenetración de fenómenos del lenguaje de la prensa culturalmente “seria” y de la prensa deportiva, y constata que estos fenómenos en general se suelen limitar al dominio del léxico y de los fraseologismos; ocasionalmente, sin embargo, se pueden encontrar ejemplos a nivel de la gramática². Sobre una de estas particularidades gramaticales queremos reflexionar en lo que sigue; esperamos que sea del interés del homenajeado.

2. El fenómeno

En los últimos años, en la prensa deportiva española –a la que se pueden agregar, por la importancia del deporte en sus columnas y el carácter polifacético de su estilo lingüístico, también otros diarios y sobre todo *El País*– se pueden observar titulares como los siguientes³:

¹ Nos permitimos la creación de este neologismo culto...

² “In eher okkasionalistischen Beispielen ist auch die Grammatik tangiert” (Born 2015, 22).

³ El material recogido aquí es el resultado de una búsqueda no exhaustiva, a través de *Google*, en las ediciones digitales de *Marca*, *As* y *El País* (en lo que sigue: *EP*) así como en otros diarios; las palabras clave han sido los nombres propios de las estrellas

Mago Messi (2-4). El argentino Lionel Messi realizó una actuación fuera de lo común, anotando un 'hat-trick' que fue definitivo y que otorgó el triunfo (2-4) al FC Barcelona [...] (La Región [Ourense], 22-03-2010).

Líder Ramos [título de un párrafo]. Si hablamos sólo de LaLiga, Sergio Ramos es el indiscutible bastión de este Madrid (Marca, 7-11-2017).

Patrimonio Iniesta. Se muestra muy agradecido por la ovación del Bernabéu (Sergi Font, Marca, 23-11-2015).

Terremoto Griezmann. El Barça ficha al delantero francés por 120 millones [...] (Ramón Besa, EP, 13-7-2019).

“Los titulares periodísticos son textos cortos” –paratextos según la terminología genettiana– “que juegan un papel protagónico en la manera de informar respecto del acontecer mundial en todos los ámbitos: social, político, económico, deportivo, etc.” (Quintero Ramírez 2017, 15). Para desempeñar este papel protagónico, los autores –titulistas– de los titulares citados –*Mago Messi. Líder Ramos. Patrimonio Iniesta. Terremoto Griezmann*– han escogido un esquema semántico-sintáctico particular.

Por lo visto, se trata de construcciones apositivas, es decir, de “secuencias en las que un sustantivo o un grupo nominal incide sobre otro y da como resultado una expresión sintáctica, por oposición a una unidad morfológica” (NGLE, 875)⁴. La gramaticografía académica, a la hora de estudiar la aposición, profundiza en las relaciones semántico-sintácticas entre los dos miembros. Tradicionalmente se distingue entre la relación especificativa o restrictiva (“A B”), por un lado, en la que un miembro B restringe la extensión semántica de A o lo identifica, cuando se trata de un nombre propio (*mi amigo Arturo*; NGLE, 875/876), y la relación explicativa

del fútbol español y/o mundial. Para ahorrar espacio, se ha prescindido de la indicación de las direcciones URL, pero todas las citas se pueden localizar fácilmente –a fecha del 9-3-2020– a través de *Google*.

⁴ Para la historia del término y del concepto “aposición”, cf. también Jiménez Cano 1988/1989.

(“A, B”), por otro lado, en la que un miembro B “agrega alguna precisión o algún comentario para aclarar la referencia de A” (*mi amigo, Arturo*; NGLE, 893)⁵.

Entre las estructuras desviantes, las que producen un efecto más enfático, se suelen destacar sobre todo las aposiciones del tipo “A de B” (*el asno de Sancho*) en las que B “designa la persona o la cosa de la que A se predica” (NGLE, 886)⁶ —una estructura semántica que, respecto a la distribución de papeles entre A y B, se observa igualmente en nuestros ejemplos del tipo *Mago Messi*. Estos, sin embargo, no tienen ni la misma estructura sintáctica ni desempeñan las mismas funciones estilístico-pragmáticas. Pero ya se puede resumir provisionalmente que la “anteposición del predicado” parece generar “una connotación afectiva” (Suñer Gratacós 1999, 553/554). Este efecto de la anteposición se observa igualmente en otro tipo de aposiciones, como por ejemplo en frases nominales exclamativas: ¡*Muy ricos estos langostinos!* (cf. *ibíd.*, 557), mientras que otras estructuras, también enfáticas, utilizan mecanismos de posposición del ‘predicado’, como los “epítetos desgajados”, del tipo *Pedro, el muy hipócrita* (cf. Borrego Nieto 2012, 90).

El análisis de las funciones de la aposición se ve dificultado por el hecho de que, ya al identificar determinadas estructuras como apositivas, se observa cierta vaguedad respecto a los criterios de delimitación y de subdivisión, debido a lo que Suñer Gratacós (1999, 531) llama el “carácter escurridizo de la relación apositiva” o Cabezas Holgado (2018, 9) “los límites algo difusos de las construcciones apositivas”. Guerrero Salazar (2017, 197), a la hora de analizar justamente titulares en la prensa deportiva, distingue entre “titulares compuestos por dos sustantivos coordinados, en aposición o yuxtapuestos” y considera como aposición solo el tipo “*Nadal, leyenda*”, mientras clasifica el tipo que nos interesa aquí como “yuxtaposición”: “De los yuxtapuestos hay que distinguir aquellos en los que el término metafórico va antepuesto (*mago Iniesta, antivirus Iniesta, relámpago Bolt, galaxia Bernabéu, escudo antibarça...*), o pospuesto con función adjetival (*fichaje bomba, acta chapuza, fichaje sorpresa, partido trampa, jugador clave...*)”. Esta autora insiste en el carácter metafórico del elemento yuxtapuesto: “Es el valor metafórico del sustantivo modificador lo que provoca la intensificación”, y en general cabe

⁵ Para esta distinción tradicional, cf. también Suñer Gratacós 1999, 525/526, o Cabezas Holgado 2018, 10/11, 16-23.

⁶ Cf. también el capítulo en Suñer Gratacós 1999, 553-557, sobre “predicados valorativos”, y Cabezas Holgado 2018, 21-23.

destacar la importancia central de la metaforización en el establecimiento de muchas relaciones apositivas⁷, pero no todo tipo de metaforización tiene el señalado efecto intensificador.

La diferencia semántico-funcional que vemos nosotros entre nuestro tipo *Mago Messi* y la yuxtaposición con posposición del término metafórico, tipo *jugador clave*, reside en la conocida abstracción del segundo elemento, tipo *clave*, es decir, en la “desemantización del término en aposición” (Suñer Gratacós 1999, 537). Esta relaciona el mecanismo apositivo con un proceso de composición analizable también dentro del formato de la morfología léxica⁸. Nuestro tipo *Mago Messi*, sin embargo, no representa un casi-compuesto, sino una estructura que nosotros seguiríamos clasificando más bien como aposición enfática, cuya estructura particular está lejos de banalizarse, y cuya función reside justamente en activar la atención y la emoción del lector.

3. La interpretación

Los titulares de la prensa han sido analizados con bastante frecuencia bajo el enfoque pragmalingüístico y textual, también por “el importante papel que ha adquirido el titular en la arquitectura hipertextual de los cybermedios, hasta tal punto que se habla ya de una función hipertextual de estos” (Hurtado González 2012, sin paginación)⁹. La función pragmática de los titulares de prensa se suele analizar como identificativa, informativa y/o apelativa¹⁰. “Esta exigencia ha hecho que se desa-

⁷ Cf. Suñer Gratacós 1999, 536-538, Suárez Ramírez 2015, 191-211, Cervera Rodríguez 2016, 279-281.

⁸ Cf., dentro de la misma *Gramática Descriptiva de la Lengua Española*, Suñer Gratacós 1999, 525, 532: “El proceso de yuxtaponer dos nombres se ha producido en el léxico y [...] la palabra resultante, un compuesto, tiene un grado de cohesión interna que no permite en muchas ocasiones la disgregación de los dos elementos que la constituyen” (532), y Val Álvaro 1999, 4779/4780: “Los compuestos formados por la concatenación de dos nombres parecen reflejar el mismo mecanismo que la aposición sintáctica” (4780). Cf. también Cabezas Holgado 2018, 9.

⁹ Cf. también Mancera Rueda 2014, 79.

¹⁰ Cf. Cervera Rodríguez 2014, 76; 2016, 269. Para esquemas similares, además de la mención de los nuevos roles de los titulares en los cybermedios, cf. una larga lista de publicaciones, como, por ejemplo, Quintero Ramírez 2013, 167, 2015, 112/113, 2017, 31/32, Mancera Rueda 2014, 79, García Orosa / López García 2015, 835,

rollen estructuras lingüísticas propias aplicando técnicas de sintetización y de focalización específicas” (Cervera Rodríguez 2014, 77)¹¹. Estos objetivos, los de sintetización y de focalización, ya los logra la aposición “normal”, tal y como la ilustran titulares del tipo *Canfranc, Casablanca a la española / España, escenario para la fabulación*¹². ¡Cuánto más idóneo para sintetizar y focalizar el mensaje del artículo correspondiente resulta el titular con la aposición enfática!

La función pragmática de los titulares en general se puede resumir igualmente mediante el concepto de “intensificación”, es decir, sirven para intensificar el mensaje del artículo correspondiente: “Los titulares de las portadas de los principales diarios deportivos españoles se basan en la intensificación como estrategia comunicativa” (Guerrero Salazar 2017, 188). Esta intensificación se corresponde con la particularidad comunicativa de la prensa deportiva: “La información deportiva, incluso en los medios de información general, provoca un rompimiento con el estilo discursivo del resto del periódico, debido, principalmente, al sector de clientes y receptores a quienes va destinada. [...] La prensa deportiva establece una relación de proximidad entre los interlocutores, un saber compartido que tiene como consecuencia un estilo informal-coloquial, opinativo, conversacional y emotivo que queda muy lejos de la formalidad de otro tipo de periodismo” (Guerrero Salazar 2017, 192) –un estilo en el que encajan perfectamente nuestras estructuras del tipo *Mago Messi*, pero cuyas particularidades hasta el momento no han despertado tanto interés.

Una vista somera a las publicaciones relevantes muestra que Ana Mancera Rueda, por ejemplo, a la hora de analizar los rasgos coloquializadores en los titulares, sobre todo digitales, repara en “estructuras bimembres”, del tipo *Atlético, una fiera* (Mancera Rueda 2014, 89), pero no cita ejemplos de la estructura con el elemento metafórico en primera posición. Juan Nadal Palazón alega un único ejemplo mexicano de una “configuración bimembre” según “la pauta inversa (‘predicado’ – ‘sujeto’)”, es decir, *Obsoleto, reglamento de obras en Colima* (Nadal Palazón 2012, 180); pero este ejemplo visiblemente carece de carácter metafórico y

845/846, Suárez Ramírez 2015, 116-121, Vargas Castro 2015, 144/145, Guerrero Salazar 2017, 195/196, 206/207, Mendoza Ávila 2018, 61-63.

¹¹ Una fórmula casi idéntica –que remonta a Salvador Gutiérrez Ordóñez– se encuentra en Cervera Rodríguez 2016, 282.

¹² *El País*, 15-12-2013; cf. Cervera Rodríguez 2016, 277.

por lo tanto apenas se manifiesta la función intensificadora. Sara Quintero Ramírez, por su lado, solo ilustra la “construcción bimembre” en la prensa mexicana con ejemplos del tipo *El ajedrez de las Grandes Ligas; táctica a tope* (Quintero Ramírez 2015, 117), con el ‘sujeto’¹³ en primera posición. Ejemplos de otros países, del tipo “*Kun” Agüero, la nueva baja de la Albiceleste*, confirman la normalidad de “titulares formados de dos SSNN” (Quintero Ramírez 2017, 47); el primer sintagma nominal suele ser el ‘sujeto’, prototípicamente representado por el nombre propio del deportista, y el segundo el ‘predicado’ apositivo –en otras palabras: la estructura inversa respecto a la que nos interesa aquí.

Huelga destacar que lo que provoca el efecto intensificador es la inversión sintáctica del orden habitual de los elementos, lo que se correspondería en términos de estructura informativa –si interpretamos el ‘predicado’ apositivo como rema discursivo¹⁴ – a un proceso de rematización. A nivel sintáctico, este proceso conlleva dos características suplementarias: primero, la anteposición del ‘predicado’ se ve favorecida por la ausencia de un determinante¹⁵; y segundo, entre ‘predicado’ y ‘sujeto’ no se manifiesta la típica interrupción, “la ruptura entonacional que se produce entre los dos miembros de las aposiciones no restrictivas”, representada “gráficamente mediante un signo de puntuación, generalmente una coma” (Suñer Gratacós 1999, 526). Ambas características, ausencia de determinación y ausencia de ruptura entonacional, se observan en otros ejemplos del tipo *Mago Messi* que hemos encontrado en nuestros materiales; a lo mejor, en estos casos, la relación semántica entre el ‘sujeto’ y el ‘predicado’ resulta algo menos evidente:

Subidón Griezmann. FC Barcelona. El francés llega lanzado, y en gran sintonía con Messi, al Wanda Metropolitano (M. Carmen Torres, Marca, 29-11-2019). La autora del artículo parece identificar la exitosa integración del delantero francés en

¹³ En términos de estructura informativa: el tema; cf. el capítulo en Suñer Gratacós 1999, 539-541: “Aposiciones como tema o rema del discurso”.

¹⁴ Cf. el ya citado capítulo en Suñer Gratacós 1999, 539-541: “Aposiciones como tema o rema del discurso”. Cabezas Holgado (2018, 12/15) subraya la diferencia entre la construcción apositiva “normal” que constituye “una unidad discursiva” y la construcción “descriptiva”/“valorativa”, caracterizada por “el distinto valor discursivo de cada constituyente de la secuencia” (en su terminología: tema vs. foco).

¹⁵ “Los sustantivos sin determinación pueden anteponerse a la oración como si fueran una cláusula absoluta” (Suñer Gratacós 1999, 548).

su nuevo equipo y su primer gol internacional contra el Borussia Dortmund con una sensación adrenalínica¹⁶.

Vendetta Cristiano. Atlético de Madrid. El luso lleva días insistiendo a sus íntimos de que pasará la Juve con un hat-trick suyo (David G. Medina, Marca, 12-3-2019). Aquí el autor destaca la prometida y consumada venganza de CR en los partidos de ida y vuelta de la Juve contra el Atlético de Madrid, comparando la estrella lusa con la personificación de este sentimiento, connotado con el nuevo entorno cultural del jugador¹⁷.

En algunos casos, los titulistas aún no se decantan por la fórmula sintácticamente más condensada del titular y siguen utilizando un determinante delante del 'predicado' metafórico, como, por ejemplo, *coloso*:

El mejor Ronaldo contra el coloso Messi. Diezmado por las bajas, el portugués se presenta como el icono del Real Madrid y el argentino simboliza el poderío de un Barça generoso con los goles en un clásico centrado en lo futbolístico (Ramon Besa, EP, 29-1-2013).

TOUR DE FRANCIA. El coloso Kittel, más fuerte que el miedo y el agua. El sprinter alemán se impone en Lieja, adonde Froome llega sofocado pero indemne tras haberse visto envuelto en una montonera (Carlos Arribas, EP, 2-7-2017).

AJEDREZ/OLIMPIADA. El coloso Ding. El peruano Córdova hace un sacrificio de dama muy prometedor, pero el chino [Liren Ding] había visto más lejos (Leontxo García, EP, 9-10-2018).

Un titular del tipo *Coloso N* sería perfectamente imaginable, y su ausencia en nuestros materiales probablemente se explica por las simples contingencias de una documentación incompleta. En otros casos, con o sin determinante, cierta inseguridad de los titulistas a la hora de emplear sus metáforas transluce a través del empleo de comillas u otros símbolos tipográficos:

¹⁶ Cf. <http://www.marca.com/futbol/barcelona/2019/11/29/5de025b5ca4741e01a8b45b5.html>.

¹⁷ Cf. <http://www.marca.com/futbol/atletico/2019/03/12/5c86d2d0468aeb124e8b457a.html>.

Liga japonesa: La normativa del fútbol japonés impedía el cambio de dorsal durante la temporada. 'Legislador' Iniesta: Cambian la ley para que luzca el número 8 en el Vissel Kobe (Mike Sainz de Vicuña, *Marca*, 24-7-2018).

“Mago” Messi, agotado de las funciones. El astro Lionel Messi está lesionado, por lo que no jugó ni un minuto en el amistoso de Argentina contra Costa Rica, el martes pasado (*El Telégrafo* [Ecuador], 31-3-2011). El o la periodista del diario ecuatoriano parece más prudente respecto a las metáforas, incluso cuando en el texto de su artículo se refiere al apodo mundialmente conocido de la “Pulga”, igualmente entrecomillado, mientras que el astro en el subtítulo no le parece merecer tanto distanciamiento¹⁸.

La pregunta que se plantea después de la visión superficial de este panorama es la de los factores que contribuyen a explicar el desarrollo de titulares del tipo *Mago Messi*. La anteposición del ‘predicado’ en la estructura apositiva podría hacer pensar en ciertas influencias extranjeras, de lenguas caracterizadas por una frecuente predeterminación, lo que, sin embargo, solo en un caso preciso parece más que plausible:

Torpedo Messi. La Pulga busca ante el Benfica batir el histórico récord de Müller como máximo goleador en un año natural (Néstor Cenizo, *EP*, 5-12-2012). En el mismo artículo, el autor se refiere a *Torpedo Müller*¹⁹, es decir, al goleador histórico bávaro cuyo apodo alemán *Bomber* (*der Nation*), frecuentemente antepuesto al nombre, en español solo ha sido calcado de forma bastante libre (tal vez para evitar la polisemia del calco literal *bombero*). Forma parte de las correspondencias, curiosamente inexactas a veces, entre los apodos deportivos en los diferentes países²⁰.

¹⁸ Cf. <http://www.eltelegrafo.com.ec/noticias/internacionales/1/mago-messi-agotado-de-las-funciones>.

¹⁹ Cf. http://elpais.com/deportes/2012/12/05/champions/1354729686_661533.html.

²⁰ Cf. el *Kaiser*, título reservado en Alemania a Franz Beckenbauer, que en España se suele conceder más bien a Michael Schumacher, y la *Mannschaft*, apodo para designar antonomásticamente la selección alemana de fútbol y que fue creado y utilizado –si no nos equivocamos– como extranjerismo en Francia y España antes de ser reimportado, casi como nombre de marca, por la misma federación alemana.

Otro factor que podría explicar la estructura semántico-sintáctica de nuestras aposiciones del tipo *Mago Messi*, es la anteposición adjetival entre cuyas funciones en español, como por todos es conocido, se encuentra la de marcar un “valor enfático”, sobre todo en el caso de aquellos adjetivos “que, en lugar de restringir la denotación del sustantivo, ponderan o resaltan rasgos característicos de su significación” (tipo *exorbitantes fantasmas*; NGLE, 996). Efectivamente, en el lenguaje de la prensa deportiva, proclive también a imitar la connotación literaria tal y como es inherente a esta anteposición adjetival, se pueden observar numerosos titulares de este tipo. Es decir, tienen una estructura apositiva bimembre cuyo ‘predicado’ o elemento A es un adjetivo antepuesto, de carácter semántico evaluador, con función enfática:

Ignorante Messi. El Barcelona protege a su futbolista con una vergonzosa campaña de encubrimiento y connivencia a la que se adhiere la ingenuidad de los hinchas (Rubén Amón, EP, 11-7-2016).

Espectacular Messi: ¡¡36 goles ante el Sevilla en 35 partidos!! (Marca, 23-2-2019).

Ilimitado Messi. Tras 14 temporadas en la élite, La Pulga no deja de sorprender con su repertorio infinito en cualquier sistema, ejerce como líder del vestuario y es aclamado hasta en campos rivales (Juan I. Irigoyen, EP, 19-3-2019).

Ejemplar Modric: entregará a Leo Messi el Balón de Oro. [...]. Estará en París para un acto en el que no será premiado (José Félix Díaz, Marca, 2-12-2019).

Memorable Cristiano. Real Madrid: El portugués continúa su racha triunfal en Champions (J. I. García-Ochoa, Marca, 4-6-2017).

Infinito Iniesta, también en las portadas de Barcelona. La despedida institucional del manchego de este viernes llena los quioscos de la Ciudad Condal este sábado. A sus pies, don Andrés (Juan Jiménez, As, 19-5-2018). El titular “Infinito Iniesta” cita el mensaje de despedida (en catalán: “Infinit Iniesta”) que escenificaron los aficionados en las gradas del Camp Nou antes del último partido del “genio de Fuentelabilla” como jugador azulgrana.

Titánico Djokovic (*EP*, 15-7-2019, pero solo en la edición en papel, p.31; en la edición digital, fechada del 16-7-2019, aparece otro titular: *Djokovic es de titanio*). Llama la atención la curiosa reinterpretación de la metáfora por parte del titulista que ya no relaciona el adjetivo directamente con el origen mitológico²¹, sino con el elemento químico cuya designación remonta evidentemente al mismo origen mitológico.

La motivación estructural del tipo *Mago Messi* por las pautas de la anteposición adjetival parece tan plausible como la motivación por otra, la del esquema de la anteposición de un sustantivo que designa una función o un título, tipo *(el) presidente Sánchez, el rey Felipe, el tío Juan*. En este caso, la aposición explicativa-valorativa del tipo *Mago Messi* estaría motivada por la aposición especificativa-identificativa del tipo *(el) presidente Sánchez*²². El proceso que convierte esta aposición especificativa-identificativa en una aposición explicativa-valorativa, es decir, la transformación del tipo *(el) presidente Sánchez* en *Mago Messi*, se podría explicar por la metaforización del elemento A y su cambio de papel. En la estructura *Mago Messi*, A ya no desempeña la función del elemento identificado por B, sino la del ‘predicado’ valorativo respecto a B. Esta transformación se ve ilustrada por la existencia de casos “intermedios” en los que el elemento A puede interpretarse de dos maneras: todavía como la designación de una función o un título que ostenta la persona B o ya como el ‘predicado’ valorativo que metafóricamente caracteriza a la persona B:

Capitán Messi. Acostumbrado a liderar a Argentina en el campo, el 10 asume el papel de reanimador (Juan I. Irigoyen, *EP*, 19-6-2019). En el artículo, se comenta el cambio de comportamiento del capitán de la Albiceleste, desde un papel más bien protocolario hacia la función de verdadero líder del vestuario, un cambio que se plasma en la fórmula del sujeto (¡sin determinante ni verbo!) de la última frase: “Capitán Messi en Belo Horizonte para rescatar a la Albiceleste en la Copa América”²³.

²¹ Cf. la definición académica: “1. Perteneciente o relativo a los titanes. 2. Desmesurado, excesivo, como de titanes” (*DLE*, s.v.).

²² “La aposición especificativa de estructura más simple corresponde a la pauta ‘A B’, [...] Si B es un nombre propio, se obtienen construcciones en las que B identifica a A: *el actor Orson Wells, [...] el ex presidente Sanguinetti*” (*NGLE*, 877).

²³ Cf. http://elpais.com/deportes/2019/06/18/actualidad/1560879454_768419.html

Rey Cristiano. Real Madrid: Es el máximo goleador en la historia de los derbis, con 18 (D. G. Medina / D. L. Peinado, *Marca*, 8-4-2017). Los autores del artículo analizan, en un primer nivel metafórico, los éxitos concretos del “número 1 de la historia en cuanto a goles en los choques entre los dos grandes equipos de Madrid” hasta llegar, en un segundo nivel metafórico, a una valoración más general de “la estrella de los de Chamartín, que silenció el estadio de la ribera del Manzanares”²⁴.

A sus botas, maestro Xavi. En una época en que en el medio el músculo era justificado, pero la calidad era infravalorada, se abrió camino entre grandullones (Míchel, *EP*, 23-6-2014). En el artículo, el autor –ex-jugador y entrenador– expresa su reverencia ante el legendario mediocampista apellidado a veces como “el maestro”²⁵.

Al final, será difícil identificar o aislar un solo factor para explicar la motivación de los titulares del tipo *Mago Messi* y será imposible proponer una explicación monocausal. Simplemente habrá que contentarse con la mera constatación de la existencia de este tipo de titulares con su fuerte carga enfático-emotiva –un efecto estilístico que, por cierto, encajaría en una interpretación jakobsoniana del discurso periodístico: “En el caso concreto de los titulares deportivos, consideramos que existen ciertos rasgos particulares que no se producen en los titulares de otras secciones”, explica, en uno de sus estudios, Sara Quintero Ramírez (2017, 15). “Por un lado, [...] los medios de comunicación son más atrevidos y más libres cuando se trata de informar sobre deportes que cuando se trata de informar sobre otras temáticas. Por otro lado, [...], si bien las funciones del lenguaje que se producen más comúnmente en los titulares periodísticos son la fática y la referencial, los titulares deportivos despliegan una función más prominentemente poética” (ibíd., 15). “La función poética” y “la creatividad lingüística [...] al transgredir el vínculo convencional signifiicante-significado para confeccionar el título” (Vargas Castro 2015, 154) son rasgos típicos que se destacan igualmente en otros análisis de los titulares de la prensa deportiva. Esta forma de transgresión es lo que caracteriza también, a nivel semántico-sintáctico, a través del empleo de la metáfora y de la

²⁴ Cf. <http://www.marca.com/futbol/real-madrid/2017/04/08/58e7ec2c46163f72658b45bb.html>.

²⁵ Cf. http://elpais.com/deportes/2014/06/23/mundial_futbol/1403552645324199.html.

inversión de los elementos, la estructura apositiva que nos ha interesado en estas líneas –que es lo que se quería demostrar.

4. Las perspectivas

Gracias a Joachim Born sabemos que el lenguaje deportivo aún no ha gozado de la atención científica que merecería llamar a tenor de su importancia social, y que cualquier subdisciplina lingüística podría dedicarse a su estudio²⁶. Cada elemento, cada rasgo léxico o fraseológico, pero también sintáctico, pragmático o textual, proveniente del lenguaje deportivo, de sus registros y de los tipos de texto relacionados con el deporte, puede contribuir a la mejor comprensión de uno de los fenómenos culturales más importantes de nuestras sociedades modernas –y más que nada de las de lengua española. Al colega y compañero que ha dedicado ya y que seguirá dedicando tanto esfuerzo al estudio lingüístico de estos fenómenos, le deseamos –utilizando el saludo minero tan íntimamente relacionado con el mundo del fútbol en la cuenca del Ruhr alemana– *Glückauf!*, es decir, *¡siempre suerte en la subida!*

5. Bibliografía

- Born, Joachim (2008), “Sobriquets, Antonomasien und Spitznamen im iberoromanischen Fußball – Anthroponomastik und Motiviertheit”. En: Born, Joachim / Lieber, Maria (Eds.), *Sportsprache in der Romania*. Wien: Praesens, 156-192.
- Born, Joachim (2015), “Feuilletonisierung der Sportberichterstattung: der romanische Beitrag”. En: Born, Joachim / Gloning, Thomas (Eds.), *Sport, Sprache, Kommunikation, Medien. Interdisziplinäre Perspektiven* (= Linguistische Untersuchungen, 8). Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 19-38. <http://dnb.info/1080475923/34> [09.03.2020].

²⁶ “Es ist in diesem Band und auch an anderer Stelle immer wieder die Rede davon, dass a) die Sprache des Sports bis heute noch nicht in dem Maße gewürdigt wurde, wie es ihrem gesellschaftlichen Stellenwert entsprechen würde/müsste, und b) die sprachwissenschaftliche Befassung mit dem Sujet einer jeden linguistischen Subdisziplin einen Unterschlupf bieten könnte” (Born 2008, 156).

- Borrego Nieto, Julio (2012), "El sintagma *los sinvergüenzas* en *Se están forrando los sinvergüenzas* y construcciones afines". En: Jiménez Juliá, Tomás Eduardo / López Meirama, Belén / Vázquez Rozas, Victoria / Veiga Rodríguez, Alexandre (Eds.), *Cum corde et in nova grammatica. Estudios ofrecidos a Guillermo Rojo*. Santiago de Compostela: Universidade de Santiago de Compostela, Servicio de Publicaciones e Intercambio Científico, 81-92.
- Cabezas Holgado, Emilio (2018), *Las construcciones apositivas en español*. Madrid: Arco Libros.
- Cervera Rodríguez, Ángel (2014), "Análisis lingüístico-pragmático de titulares de artículos de opinión". En: *Lingüística y Literatura*, 66, 65-88.
- Cervera Rodríguez, Ángel (2016), "Marcas Lingüístico-Discursivas en Titulares de Prensa en Español Actual". En: *Literatura y Lingüística*, 34, 265-294.
- DLE = Real Academia Española / Asociación de Academias de la Lengua Española (2014 / 2019), *Diccionario de la lengua española*. 23a edición, versión electrónica, actualización, diciembre 2019 [dle.rae.es].
- García Orosa, Berta / López García, Xosé (2015), "Los titulares en los principales cibermedios europeos: más funcionales y menos conceptuales". En: *Estudios sobre el Mensaje Periodístico*, 21, 2, 833-847.
- Guerrero Salazar, Susana (2017), "La intensificación como estrategia comunicativa en los titulares de las portadas deportivas". En: *ELUA (Estudios de Lingüística. Universidad de Alicante)*, 31, 187-209.
- Hurtado González, Silvia (2012), "Coordinación y yuxtaposición en titulares periodísticos de habla hispana". En: *Tonos. Revista electrónica de estudios filológicos*, 22 (Enero 2012) [sin paginación], http://www.um.es/tonosdigital/znum22/secciones/estudios-16-silvia_hurtado_coordinacion.htm [09.03.2020].
- Jiménez Cano, José María (1988/1989), "Aspectos pragmático-textuales de las construcciones apositivas en español". En: *Anales de Filología Hispánica*, 4, 97-111.
- Mancera Rueda, Ana (2014), "Rasgos de carácter coloquial en los titulares de las noticias periodísticas en Internet". En: *Pragmalingüística*, 22, 78-97.
- Mendoza Ávila, Miguel (2018), *Características de las portadas periodísticas del diario Líbero y el periodismo deportivo. Eliminatorias al mundial Brasil 2014 – Participación de la selección peruana de fútbol*. Tesis para optar el título profesional de licenciado en Ciencias de la Comunicación. Lima: Universidad de San Martín de Porres.

- Nadal Palazón, Juan (2012), "Rasgos formales de los titulares periodísticos: notas sobre diez diarios del ámbito hispánico". En: *Acta Poética*, 33, 1, 173-195.
- NGLE = Real Academia Española / Asociación de Academias de la Lengua Española (2009), *Nueva gramática de la lengua española*. Madrid: Espasa.
- Quintero Ramírez, Sara (2013), "Análisis sintáctico de titulares deportivos en la versión electrónica de seis periódicos mexicanos". En: *Lengua y Habla* (Mérida, Venezuela), 17, 165-182.
- Quintero Ramírez, Sara (2015), "Rasgos sintácticos de titulares y notas de béisbol en la versión electrónica de diarios mexicanos". En: *Lenguas Modernas* (Universidad de Chile), 45, 109-126.
- Quintero Ramírez, Sara (2017), *Titulares periodísticos deportivos: estudio sintáctico contrastivo en español, francés e inglés*. Guadalajara: Universidad de Guadalajara.
- Suárez Ramírez, Sergio (2015), *Los titulares en los cibermedios deportivos. Principales figuras retóricas y su aplicación didáctica*. Tesis doctoral. Cáceres: Universidad de Extremadura.
- Suñer Gratacós, Avel·lina (1999), "La aposición y otras relaciones de predicación en el sintagma nominal". En: Bosque, Ignacio / Demonte, Violeta (Eds.), *Gramática Descriptiva de la Lengua Española*, vol. I. Madrid: Espasa, 523-564.
- Val Álvaro, José Francisco (1999), "La composición". En: Bosque, Ignacio / Demonte, Violeta (Eds.), *Gramática Descriptiva de la Lengua Española*, vol.III. Madrid: Espasa, 4757-4841.
- Vargas Castro, Ericka (2015), "Las funciones del lenguaje de Jakobson en la titulación deportiva: estudio estilístico de *La Nación* y *La Extra*". En: *Revista de Filología y Lingüística* (Universidad de Costa Rica), 41, 1, 143-156.

Superstars und Kindheitsträume.

Zur identitätsstiftenden Funktion des Fußballs in den hispanoamerikanischen Kulturen

Anna Isabell Wörsdörfer

„Es gibt Leute, die denken, Fußball sei eine Frage von Leben und Tod.

Ich mag diese Einstellung nicht.

Ich kann Ihnen versichern, dass es noch sehr viel ernster ist.“

– Bill Shankly (1913-1981), schottischer Fußballspieler und -trainer

Die besondere Liebe zum Fußball von Hochschullehrern, vor allem der lateinamerikanischen Fachdisziplinen, ist nicht nur bei unserem Jubilar als glühendem Anhänger von Borussia Dortmund sehr ausgeprägt, sondern auch bei zahlreichen Akademikern aus Hispanoamerika festzustellen,¹ etwa dem argentinischen Geschichtslehrer, Schriftsteller und Drehbuchautor Eduardo Sacheri, dessen *cuento de fútbol* „Esperándolo a Tito“ aus seiner gleichnamigen Anthologie (2000) im Folgenden im Zentrum stehen soll. Damit teilen die beiden mit unzähligen anderen Fans, mich eingeschlossen, eine Leidenschaft, die in ganz besonderer Weise für die lateinamerikanische Identität – für den Einzelnen wie für das (nationale) Kollektiv – von fundamentaler Bedeutung ist. Hat sich Joachim Born seinem Lieblingssport bei zahlreichen Gelegenheiten aus linguistischer Sicht produktiv und erhellend angenähert, indem er etwa die Sprachpolitik hinter der offiziellen Internetpräsenz fußballerischer Topvereine aufdeckte oder die Spitznamen von Fußballern spanischsprachiger Nationen onomastisch untersuchte,² trägt er dabei

¹ Vgl. dazu weiterführend auch Jason Borge: „Hinchas, Cracks and Letrados: Latin American Intellectuals and the Invention of Soccer Celebrity.“ In: *Revista Canadiense de Estudios Hispánicos* 33 (2009), S. 299-316.

² Vgl. zum Beispiel Joachim Born: „Marketing vs. Abschottung – zur weltweiten Sprachpolitik bei der Gestaltung von Homepages von Fußballspitzenklubs.“ In: Simona Brunetti, Josephine Klingebiel-Schieke, Chiara Maria Pedron, Marie-Christin

der Tatsache Rechnung, dass es sich beim Fußball dezidiert um ein *diskursives* Phänomen handelt, das – um nur ein weiteres besonders augenscheinliches Beispiel zu nennen – oftmals Metaphern (etwa die ‚Schwalbe‘)³ in den Sport integriert und seinerseits wiederum neue Metaphern (‚Torjäger‘, ‚Torhunger‘, etc.) generiert.⁴ Bildet der Fußball so einerseits ein nahezu unerschöpfliches, da sich ständig erweiterndes Untersuchungsfeld für die Sprachwissenschaften, kann er andererseits auch für eine kulturwissenschaftlich orientierte Literaturwissenschaft in der heutigen Zeit einen interessanten Forschungsgegenstand darstellen, lassen sich doch aus den faktual-textlichen und literarischen Auseinandersetzungen mit diesem Sport dominante Diskurse und Semantiken im Hinblick auf zeitgenössische Kulturen und Gesellschaften herausarbeiten. So standen bislang etwa der Spielcharakter⁵ des Fußballs und vor allem seine Analogien zu Ritual und Religion,⁶ und damit aufs

Piotrowski, Antonella Ruggieri und Rebecca Schreiber (Hg.): *Versprachlichung von Welt. Il mondo in parole. Festschrift zum 60. Geburtstag von Maria Lieber*. Tübingen: Stauffenburg 2016, S. 139-156 und Joachim Born: „Sobriquets, Antonomastien und Spitznamen im iberoromanischen Fußball – Anthroponomastik und Motiviertheit.“ In: Ders. und Maria Lieber (Hg.): *Sportsprache in der Romania. Beiträge der Sektion 9 anlässlich des XXIX. Deutschen Romanistentages „Europa und die Romanische Welt“*. Wien: Praesens Verlag 2008, 156-192.

³ Im Spanischen wird diese idiomatische Wendung zu „tirarse a la piscina“.

⁴ Vgl. Ottmar Ette: „El fútbol como pasión: el Mundial, Costa Rica y los estudios culturales.“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 117-130, hier: S. 117f. Zur Metaphorik des Sports vgl. weiterführend Ulrich Bröckling: „Wettkampf und Wettbewerb. Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie.“ In: Denis Hänzi, Hildegard Matthies und Dagmar Simon (Hg.): *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*. Baden-Baden: Nomos 2014, S. 92-102.

⁵ Vgl. grundlegend Johan Huizinga: *Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelementes der Kultur*. Amsterdam: Pantheon Akademische Verlagsanstalt 1939, bes. S. 314-321.

⁶ Einprägsames Beispiel ist etwa José Luis Sampedros Science-Fiction-Erzählung *Aquel santo día en Madrid* (1987), in der Außerirdische die Religiosität der Menschheit mit einem genretypischen ‚fremden Blick‘ untersuchen und den sonntäglichen Besuch des Fußballstadions im ‚katholischen Spanien‘ als einen Messbesuch fehldeuten. Zum Fußball als säkularer Religion in diesem Erzähltext vgl. Timothy J. Ashton: „Dynamics of Religiosity in Contemporary Spanish Soccer as Portrayed in José Luis Sampedro’s *That Saintly Day in Madrid*.“ In: *Aethlon: The Journal of Sport Literature* 33 (2015), o. S. Hinsichtlich des Rituals und abergläubischer Praktiken stellt Roberto Fontanarrosas Erzählung *19 de diciembre de 1971* (1982) ein illustratives Beispiel dar.

Engste verbunden dessen heroische Stilisierungen⁷ – in persona ‚messianischer‘ Helden, aber auch tragisch-‚martyrerhafter‘ Antihelden⁸ – im Mittelpunkt solcher Analysen. Im vorliegenden Beitrag sollen ebendiese Aspekte mithilfe eines methodischen Fokus auf der erinnerungskulturellen Komponente mitsamt ihren identitätsstiftenden Implikationen am Beispiel Hispanoamerikas und anhand besagter argentinischer ‚Fußballerzählung‘ in den Blick genommen werden. Wie der Sport selbst sind auch die für das (kollektive) Gedächtnis konstitutiven Erinnerungen diskursiver Natur. Erinnerungen an in gewisser Weise einprägsame Fußballspiele und herausragende Persönlichkeiten sind Teil sowohl des kulturellen als auch des kommunikativen Gedächtnisses im Sinne Jan Assmanns,⁹ insofern als sie sowohl – zum ‚Kult‘ geworden und in mythischer Überhöhung – Gruppenidentität fundieren als auch den Alltag des Einzelnen biographisch in erheblichem Maße prägen können. In einem ersten allgemeinen Teil wird der Stellenwert des ‚Fußballs als Mythos‘ innerhalb des hispanoamerikanischen kulturellen Gedächtnisses und insbesondere für die dortige (über-)nationale Identitätsbildung erörtert. In einem zweiten Teil, der den Erinnerungsgegenstand anhand Sacheris *cuento* „Esperándolo a Tito“ konkretisiert, findet eine Analyse des ‚alltäglichen Fußballs‘ zwischen (nicht nur) kindlichem Fußballfieber und heroisierendem Star-Trubel mithilfe des kommunikativen Gedächtnisses wie auch mit weiteren Konzepten der *Oral History*¹⁰ statt

⁷ In jüngerer Zeit ist abseits des Spielfelds hingegen ein post-heroischer Diskurs konstatierbar. Vgl. dazu Fritz B. Simon: „Starkult vs. postheroischer Fußball.“ In: Ders. (Hg.): *Vor dem Spiel ist nach dem Spiel. Systemische Aspekte des Fußballs*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 2009, S. 91-101.

⁸ In Augusto Roa Bastos' *El crack* (1998) wird das Leben des verdienten Fußballers Goyo Luna nacherzählt, der sich in einem letzten Spiel am Torpfosten so schwer am Kopf verletzt, dass er stirbt. Allerdings lässt es sich Luna nicht nehmen, die Partie für seine Mannschaft bis zum Abpfiff zu Ende zu spielen. Vgl. dazu weiterführend Julio Peñate Rivero: „Fútbol y literatura: juego entre líneas.“ In: *Versants: Revue suisse des littératures romanes = Rivista svizzera delle letterature romanze = Revista suiza de literaturas románicas* 40 (2001), S. 101-130.

⁹ Vgl. Jan Assmann: „Formen kollektiver Erinnerung: kommunikatives und kulturelles Gedächtnis.“ In: Ders.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 3. Auflage. München: C. H. Beck 2000, S. 48-59.

¹⁰ Lynn Abrams: „Memory.“ In: Dies.: *Oral History Theory*. 2. Auflage. London: Routledge 2016, S. 78-105.

Fußball im kulturellen Gedächtnis Hispanoamerikas

Dass der Fußball nicht nur in Süd- und Mittelamerika, sondern auch in Europa – und damit in Deutschland – von herausragender Bedeutung für die kollektive Identitätsbildung ist, zeigt exemplarisch und besonders flagrant etwa das sogenannte ‚Wunder von Bern‘, jenes für die nationale Identität ‚Fußballdeutschlands‘ zum Mythos gewordene Turnier mit hochgradig mitreißender Dramaturgie, in dem die deutsche Nationalmannschaft nach dem Muster einer David-gegen-Goliath-Geschichte die favorisierten Ungarn im Endspiel am 4. Juli 1954 mit drei zu zwei besiegte und zum ersten Mal Weltmeister wurde.¹¹ Auch in den hispanoamerikanischen Ländern gilt der Fußball als einer der effektivsten sozialen Mobilisierungsmechanismen¹² der heutigen Zeit mit außerordentlicher Anziehungskraft.

Als organisiertes und systematisiertes Spiel wurde der Sport Ende des 19. Jahrhunderts – im Zuge des Globalisierungsschubs und der damit zusammenhängenden Migrationswelle – von englischen Händlern, Seeleuten und Unternehmern auf dem südamerikanischen Kontinent eingeführt:¹³ Die Angehörigen der damaligen Hegemonialmacht England gründeten in ihrer neuen lateinamerikanischen Heimat exklusive Fußballclubs als neue Formen der Geselligkeit, sodass diese erste Entwicklungsphase des Fußballs also vornehmlich elitär bestimmt war. Eine zunehmende Kreolisierung – d. h. die Aufnahme von genuin lateinamerikanischen Mitgliedern und Immigranten erst der höheren, dann auch der mittleren und niederen sozialen Schichten – setzte in einer zweiten Phase der expandierenden Fußballbegeisterung jedoch recht schnell ein, wobei letztere auch eigene (mitunter mit den elitären rivalisierende)¹⁴ Vereine gründeten und sich den Fußball dergestalt für das Kulturgefüge Lateinamerikas im wahrsten Sinne des Wortes zu eigen machten. In der

¹¹ Vgl. Johannes John: „Identitätsgenerator Fußball: Bern - München - Rom.“ In: Matteo Galli (Hg.): *Deutsche Gründungsmythen*. Heidelberg: Winter 2008, S. 63-76, hier: S. 66.

¹² Vgl. Ottmar Ette, Stefan Rinke: „Presentación.“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 81-83, hier: S. 81.

¹³ Zu den folgenden Ausführungen zur Entwicklung des Fußballs in Lateinamerika vgl. Stefan Rinke: „¿La última pasión verdarera? Historia del fútbol en América Latina en el contexto global.“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 85-100, bes. S. 87-90.

¹⁴ Zu denken ist zum Beispiel an die Stadtrivalen aus Buenos Aires, River Plate, mit englischem Vereinsnamen, und Boca Juniors, gegründet von überwiegend italienischen Einwanderern des ärmlichen Hafenviertels.

Folge erhielten etwa die finanziellen Einnahmезwecken dienenden Südamerikatouren englischer Fußballteams bald darauf ein Pendant in Form von zum Teil mehrmonatigen Reisen hispanoamerikanischer Vereine durch ganz Europa, die als (ambivalenten) Nebeneffekt den Spielertransfer in die europäischen Ligen (vor allem in die italienische) nach sich zogen. Die relativ frühe Dominanz lateinamerikanischer Mannschaften – allen voran derjenigen Uruguays, Argentiniens und Brasiliens – auf dem Welparkett des Fußballs, d. h. bei internationalen Turnieren wie der Weltmeisterschaft, der *Copa América* oder auch bei Olympia, sorgte für eine unwiderrufliche Einschreibung dieses Sports in das jeweilige nationale bzw. generell ins ‚kontinentale‘ Gedächtnis Lateinamerikas, durch das sich kollektive und individuelle Identitäten damals wie heute entscheidend nähren.

Für die Identitätsstiftung ganz wesentlich ist die integrierende Natur des Fußballs in seiner grundlegenden Form als Spiel: Diente er ursprünglich als Mittel, einen Konflikt ohne Gewalt – regelgeleitet und einzig durch körperliche Leistung – auszutragen,¹⁵ also *zwischen* den Teams friedlich zu vermitteln, ist er in einem weiteren Sinne durch Verfolgung sportlicher Tugenden (Kampfgeist, Kooperationsfähigkeit, etc.) auch in der Lage, *innerhalb* einer Mannschaft für Zusammenhalt zu sorgen – ein Effekt, der für die multiethnischen, die lateinamerikanischen Gesellschaften widerspiegelnden Vereine nicht zu unterschätzen ist. Zusammenhängend mit dem Spielcharakter des Fußballs ist ebenso sein Potential, dem einzelnen Spieler im Fall des wiederholten Spielerfolgs den v.a. in den ärmeren Schichten verbreiteten Kindheitstraum eines sozialen Aufstiegs¹⁶ samt einer sicheren Identitätsausbildung zu eröffnen, wenngleich mit der möglichen finanziellen Ausbeutung des neuen ‚Stars‘ hier ebenso ein Umschlag ins Negative existiert wie beim Aspekt der (spielerischen) Disziplinierung aller Beteiligten: Nicht selten gibt das dereinst als Massenkatalysator gedachte Fußball-*Spiel* im Sinne eines Wettkampfs aufgrund des Konkurrenzgedankens auf und jenseits des Platzes (bei zweiterem in Form der Fan-Hysterie)¹⁷ Anlass zu allerlei Aggressionen und häufig auch und gerade in den lateinamerikanischen Ligen zu rassistisch motivierter Gewalt, die auf die kollektive Identität vielmehr trennend und destabilisierend wirkt. Im Hinblick

¹⁵ Vgl. die Ausführungen zu Norbert Elias in Rinke: „¿La última pasión verdarera?“, S. 92.

¹⁶ Untersucht hat diesen identitätsstiftenden Faktor etwa Miguel Doñoso Pareja am Beispiel Ecuadors. Vgl. Miguel Doñoso Pareja: „Fútbol, pobreza y abundancia, identidad y emigración.“ In: *Cuadernos hispanoamericanos* 657 (2006), S. 53-60.

¹⁷ Vgl. Borge: „Hinchas, Cracks and Letrados“.

auf die integrative Wirkkraft des Fußballs innerhalb einer Gesellschaft, die hier im Weiteren fokussiert werden soll, ist dieser verschiedentlichen Funktionalisierungen ausgesetzt, die v.a. auf seiner erinnerungstechnischen Rekonstruiertheit, Geformtheit und Organisiertheit beruhen:¹⁸ In Hispanoamerika war und ist er ein wichtiger Faktor bei der nationalstaatlichen Ausbildung und Konsolidierung,¹⁹ der etwa neben der öffentlichen Bildung und der Wehrpflicht eine Gemeinschaft zusammenhält und wie zum Beispiel die offizielle Historiographie des Landes und dessen nationale Symbolik mit den jeweiligen Narrativen fest ins kollektive Gedächtnis integriert ist. Findet ein Rückgriff auf den Sport von staatlicher Seite statt, wie es in der Vergangenheit besonders in lateinamerikanischen Militärdiktaturen zu beobachten war, ist von einer Instrumentalisierung ‚von oben‘ zu politischen Zwecken zu sprechen. Dabei ist aber grundsätzlich einzuräumen, dass der Staat kein Gedächtnismonopol besitzt – das nationale Gedächtnis ist nicht monolithisch²⁰ – und das Kollektiv in seiner Vielheit immer auch an der Art und Weise, wie der Fußball in der Öffentlichkeit betrachtet und eingeordnet wird, teilhat. Diesbezüglich und in Zusammenhang mit dessen Funktionalisierungen spielen auch die modernen Massenmedien²¹ insofern eine wichtige Rolle, als sie, als spezialisierte Traditionsträger, den Sport als Massenereignis – zum Beispiel die Weltmeisterschaft als Megaevent – mediatisieren und also entscheidend mitprägen: Jede Einschreibung des Fußballs ins kollektive Gedächtnis ist medial gerahmt und dieser Rahmen hat großen Einfluss auf die Formung wie auch die Formen der Erinnerung.²²

Drei (chronologisch geordnete) hispanoamerikanische Beispiele für solche Einschreibungen des Fußballs ins *kulturelle* Gedächtnis sollen die geschilderten Sachverhalte nun illustrieren, bevor dessen identitätsstiftende Funktion auch innerhalb

¹⁸ Vgl. Jan Assmann: „Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität.“ In: Ders., Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt: Suhrkamp 1988, S. 9-19.

¹⁹ Vgl. Lía M. Ferrero, Daniel Sazbón: „Argentina ‘78: la Nación en juego.“ In: *Cahiers du Monde Hispanique et Luso-Brésilien / Caravelle* 89 (2007), S. 139-155, hier: S. 140f.

²⁰ Vgl. Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart 2005, S. 37.

²¹ Vgl. Rinke: „¿La última pasión verdarera?“, S. 96.

²² Vgl. Erll: „Medien und Gedächtnis.“ In: Dies.: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, S. 137-171.

des *kommunikativen* Gedächtnisses anhand Sacheris *cuento de fútbol* herausgearbeitet wird: Der erste Fall Uruguay lenkt die Betrachtung auf die Anfangsphase des Fußballs im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: Setzen viele Uruguayer die Geschichte ihres Landes, wie Manuel Frau feststellt, heute nach wie vor mit den Siegen und Niederlagen der *Celeste*, ihrer Nationalmannschaft, gleich,²³ haftet deren fußballerischen Erfolge der 1920er Jahre – den Triumphen bei Olympia 1924 und 1928 sowie im Südamerika-Cup 1926 – mit dem Höhepunkt des Weltmeistertitels 1930 in Montevideo selbst eine mythische Aura an. Dass es sich dabei um eine (im Zuge des *Battlismo*) offiziell geformte, d.h. gestiftete Anschauung handelt, lässt sich besonders gut am eigens für die WM 1930 errichteten Stadion, dem *Estadio Centenario*, festmachen, das durch die Namensgebung gezielt an die uruguayische Unabhängigkeit erinnert, also einerseits eine bewusste Verbindung zwischen dem Fußball und der nationalstaatlichen Geschichte herstellt, und mit der Benennung der Tribünen nach den Austragungsstätten bzw. Turnieren der jüngsten Erfolge andererseits zu einem dezidiert fußballerisch-nationalen Erinnerungsort²⁴ fundiert bzw. regelrecht zementiert. Das zweite Beispiel, Argentiniens Sieg bei der Fußballweltmeisterschaft 1978 im eigenen Land und dessen staatliche wie mediale Vereinnahmungen, führt die ideologische Rekonstruiertheit im Assmann'schen Sinne überdeutlich vor Augen: Unter dem Deckmantel der für das Großereignis vorgenommenen Modernisierung der argentinischen Infrastruktur betreiben die Funktionäre um General Videla nicht nur eine Legitimierung der Militärdiktatur, sondern die Presse – etwa die Zeitschriften *El Gráfico* und *Gente* – bereiten mit der Propagierung einer *argentinidad*²⁵ in identitätskonkretisierender Absicht auch den Nährboden für national(istisch)e Zugehörigkeits- und Alteritätskonstruktionen. Doch gerade die internationale Berichterstattung über das Turnier legt offen, dass es sich hinsichtlich der Einordnung des fußballerischen Erfolgs im kollektiven Gedächtnis um Erinnerungskongkurrenzen handelt.²⁶ Im dritten und hier jüngsten

²³ Vgl. Manuel Frau: „Fútbol e Historia: la esquizofrenia oriental.“ In: *Cahiers du Monde Hispanique et Luso-Brésilien / Caravelle* 89 (2007), S. 129-137, hier: S. 136 sowie ebenso im Folgenden dessen Ausführungen im gesamten Beitrag.

²⁴ Zum erinnerungskulturwissenschaftlichen Konzept der *lieux de mémoire* vgl. eingehend Pierre Nora: „Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux.“ In: Ders. (Hg.): *Les lieux de mémoire*. Bd. 1: *La République*. Paris: Gallimard 2004, S. 23-43.

²⁵ Vgl. Lía M. Ferrero, Daniel Sazbón: „Argentina ‘78: la Nación en juego“, S. 141.

²⁶ Vgl. ebd., S. 145.

Falle von Costa Rica, einer vergleichsweise kleinen ‚Fußballnation‘, sind die mythischen Implikationen des kollektiv erinnerten Fußballs besonders offensichtlich, wie Ottmar Ette²⁷ anlässlich der WM 2006 (trotz ihres erst rezenten Stattfindens nichtsdestoweniger durch ihren fundierenden Charakter schon jetzt Teil auch des kulturellen Gedächtnisses)²⁸ dargestellt hat: Hier wird der Turniereinzug medial in der – vor allem in Lateinamerika vertretenen – Ästhetik des magischen Realismus inszeniert, indem insbesondere die (tropische) Natur-Isotopie bzw. genauer: das Mythem des für die costa-ricanische Nation und entsprechend ihr Nationalteam ‚vitalen Regens‘ aufgerufen wird, der den Erfolg in der Qualifikationsphase, so wird bildlich suggeriert, ‚magisch‘ erst ermöglicht habe.

Fußball im kommunikativen Gedächtnis in Sacheris „Esperándolo a Tito“

Mit Eduardo Sacheris „Esperándolo a Tito“ steht in diesem zweiten, um das kommunikative Gedächtnis kreisenden Teil ein *literarischer* Text, eine Fußball-Erzählung, im Zentrum des Interesses. Die Analogien von Fußball und Literatur (bzw. konkret: des *relato breve*), die etwa in beider grundlegend narrativen Struktur sowie der zeitlichen Gedrängtheit und des damit einhergehenden Tempos bestehen,²⁹ machen die Verbindung dieser zwei ‚Massenphänomene‘ – wie auch deren Untersuchung – so attraktiv. Nichtsdestotrotz müssen bei einer Analyse auch essentielle Unterschiede mitbedacht werden, die u.a. in der ‚vermittelten‘ Emotionswiedergabe innerhalb des literarischen Texts (im Gegensatz zum direkten Erleben im Stadion oder auf dem Platz) zu finden sind,³⁰ wobei sich hier wiederum Literatur und Erinnerung annähern.

²⁷ Vgl. nachfolgend Ette: „El fútbol como pasión: el Mundial, Costa Rica y los estudios culturales“.

²⁸ Vgl. Astrid Erll: „Kulturelles und kommunikatives Gedächtnis: Modi memorandi und plurale kulturelle Phänomene.“ In: Dies.: *Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*. Trier: WVT 2003, S. 44-53, hier: S. 49.

²⁹ Vgl. Peñate Rivero: „Fútbol y literatura: juego entre líneas“.

³⁰ Yvette Sánchez: „La literatura de fútbol, ¿metida en camisa de once varas?“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 131-142, hier: S. 131.

Der 1967 in Buenos Aires geborene Eduardo Sacheri, der in Argentinien zunächst für seine u.a. in Alejandro Apo populärer Radiosendung *Todo con afecto* ausgestrahlten *cuentos de fútbol* berühmt wurde,³¹ machte sich darauf auch als ernstzunehmender Romancier und Drehbuchautor einen Namen und erlangte den internationalen Durchbruch mit seinem Erstling *La pregunta de sus ojos* (2005), der unter seiner Mitwirkung als *El secreto de sus ojos* verfilmt, 2010 den Oskar in der Kategorie „Bester fremdsprachiger Film“ erhielt.³² Was Sacheris kurze Fußballgeschichten unverwechselbar macht – und auch „Esperándolo a Tito“ auszeichnet –, bringt Sportreporter Apo im *Prólogo* des Bandes prägnant auf den Punkt: „[E]l sentimiento de barrio, el desafío de calzarse los botines y enfrentarse a otra barra o de jugar con una Tango, el registro de las voces del conurbano y sus personajes, ése es territorio de Sacheri“.³³ Damit benennt er mit den banalen und für die auftretenden Amateure doch essentiellen Kleinigkeiten des ‚alltäglichen‘ Fußballspielens und dem sozialen Nahhorizont des vertrauten Stadtviertels zwei der Rahmenercheinungen des Fußballs innerhalb des kommunikativen Gedächtnisses.

In „Esperándolo a Tito“ erinnert sich der Ich-Erzähler Carlitos angesichts des unmittelbar bevorstehenden und schon seit der Jugend hart umkämpften Derbys gegen die ‚erzfeindliche‘ Mannschaft aus der Nachbarschaft zum einen an die vergangenen – in letzter Zeit immer zugunsten der Gegner ausgegangenen – Partien der letzten 22 Jahre. Zum anderen rekapituliert er währenddessen den parallelen Aufstieg seines engen Kindheitsfreundes und (ehemaligen) Teamkollegen Tito

³¹ Vgl. Alejandro Apo: „Prólogo.“ In: Eduardo Sacheri: *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol*. Buenos Aires: Galerna 2000, 15-18, hier: S. 15.

³² Buch bzw. Film handeln von einer (rückblickenden) Mordermittlung, in der Fußball zumindest am Rande auch eine Rolle spielt: Der Mordverdächtige, ein fanatischer Anhänger von Racing, wird bei einer Partie seines Clubs gegen Huracán nach langem Suchen ausfindig gemacht. Zum Roman bzw. seiner Verfilmung vgl. weiterführend: Felipe Fucito: „*La pregunta de sus ojos*: Una concepción del imaginario jurídico.“ In: *Studi Ispanici* 39 (2014), S. 265-284, Thomas Deveny: „De la ‚pregunta‘ al ‚secreto‘: La adaptación filmica de la novela *La pregunta de sus ojos*.“ In: *Rondas Literarias de Pittsburgh* (2010), S. 91-100 und Rafael Malpartida Tirado: „*El secreto de sus ojos* o cómo vivir una vida vacía: De la literatura al cine (Eduardo Sacheri/Juan José Campanella).“ In: *Revista de Crítica Literaria Latinoamericana* 37 (2011), S. 353-376.

³³ Alejandro Apo: „Prólogo.“ In: Eduardo Sacheri: *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol*. Buenos Aires: Galerna 2000, 15-18, hier: S. 17f.

vom talentierten ‚Straßenspieler‘ zum heißumworbenen Fußballstar, der mittlerweile als Profi bei einem (ungenannten) europäischen Spitzenclub sein Geld verdient. Ebenjenen Tito hat das erinnernde Ich zum diesjährigen *Clásico* eingeladen, um der drohenden Schmach zu entgehen, und ebenjenen – zum heroischen Retter stilisierten – Tito erwartet die gesamte Elf mit nahendem Anpfiff immer sehnlicher. Die Erzählung endet just in dem Moment, als er, wider alle Hoffnung, doch noch erscheint³⁴ und seine erste Aktion ausführt, doch ist der Ausgang der Partie, den Carlitos längst zu kennen glaubt, hier nicht das Entscheidende – das Entscheidende ist die für das Ich und die Gruppe identitätsstiftende Erinnerung.

Bereits die das Erinnerungsgeschehen rahmenden Passagen auf dem Fußballplatz der Jetztzeit machen anhand der ausgiebig geschilderten Emotionen deutlich, dass das Derby für alle Akteure ein integraler Bestandteil ihres Lebens darstellt und also viel *mehr* als nur ein Spiel ist: Kann die Gruppe um den Ich-Erzähler zu Beginn ihren „nerviosismo“,³⁵ ihre steigende Verunsicherung, angesichts von Titos Ausbleiben kaum verbergen und befindet sich besonders Teamkollege Josesito in einem ständigen Wechselbad der Gefühle zwischen „la rabia y la impotencia“ (S. 19), das ihn teils fluchen, teils verstummen lässt,³⁶ regiert auf der gegnerischen Seite eine Stimmung der Überlegenheit, die sich vor allem in den provozierenden Fragen von el Bébé Grafo wie etwa „¡Che, Josesito!, ¿qué pasa que no viene el ‚maestro‘?“ (S. 19) und „Dale, Carlitos, ¿en serio pensaste que nos íbamos a tragar que el punto ése iba a venir desde Europa para jugar el desafío?“ (S. 21) äußert. Dagegen herrscht am Ende des *cuento* eine Gefühlslage unter umgekehrten Vorzeichen vor, die nicht weniger vom zentralen Stellenwert des Spiels im Leben aller Protagonisten zeugt: Nach Titos Ankunft sind es die Gegner, die mit „rostros ateridos [...] sin esperanza, [...] sin ilusión“ (S. 33), „con el rostro desencajado“ (S. 32) und einer „cara de velorio a la madrugada“ (ebd.) auf dem Platz stehen. Am Ende ist es Josesito, der el Bébé mit der finalen Bemerkung „¿Y, viste, jodemil...?“

³⁴ Damit besitzt dieser Text im Gegensatz zu Samuel Becketts *En attendant Godot*, an den „Esperándolo a Tito“ nicht nur aufgrund des Titels unweigerlich erinnert, ein ungleich versöhnlicheres, glückliches Ende.

³⁵ Eduardo Sacheri: „Esperándolo a Tito.“ In: Ders.: *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol*. Buenos Aires: Galerna 2000, S. 19-33, hier: S. 20. Im Folgenden werden die Seitenzahlen des Primärwerks im Fließtext als Beleg in Klammern angeführt.

³⁶ „¡[A]ndálaputaqueteparió!“ (S. 19), schreit er einmal dem gegnerischen Teamführer hinterher, ein andermal ist er nur imstande, ein „tartamudeo penoso“ (ebd.) herauszubringen.

¿No que no venía? ¿no que no?“ (S. 33) in seinem anfänglichen Übermut ‚spiegelt‘ und für seine Arroganz abstrafft.

Auch für die in Rückblicken eingeschobenen Erinnerungen – typisch für die meist intern fokalisierten *cuentos de fútbol*³⁷ – spielen Emotionen eine wichtige Rolle, denn sie sind auf der einen Seite erst der Grund dafür, dass Carlitos die vergangenen Ereignisse derart detailliert memorieren kann.³⁸ So kommt ihm auch eine besonders bittere Niederlage, subjektiv geformt in der Alltagssprache mit allerlei Kraftausdrücken, in den Sinn:

En ese momento me acordé del partido de dos años antes. Iban 43 del segundo tiempo y en un centro a la olla, él [= Alejo, A.W.] y el tarado de su hermano se quedaron mirándose como vacas, como diciéndose „saltá vos“. El que saltó fue el petiso Galán, el ocho de ellos: un metro cincuenta y cinco, entre los dos mastodontes de uno noventa. Uno a cero y a cobrar. Espantoso“ (S. 30).

Auf der anderen Seite bestätigt die Heftigkeit der selbst in der Rückschau noch intensiv erlebten Emotion die Aktualität des Erlebten innerhalb des kommunikativen Gedächtnisses und darüber hinaus auch dessen Relevanz für Carlitos' jetziges Leben und das seiner Mitspieler: Es handelt sich also um eine für die kleine Gruppe des Freundeskreises *lebendige* Erinnerung.³⁹

Schon seit der Etablierung dieses Fußballduells bei einem heimischen – und eher zufälligen – Wortgefecht zwischen dem Ich-Erzähler und seinem Cousin Ricardo (vgl. S. 21) ist es im wahrsten Sinne im Alltag aller Beteiligten und in deren sozialem Nahhorizont verankert, wobei sich von Beginn an mit jenen „[d]el barrio de la Textil“ (ebd.) und „nosotros, los de acá, los de la placita“ (ebd.) in räumlicher Identitätskonkretisierung zwei konkurrierende Untergruppen innerhalb dieser kleinen Erinnerungsgemeinschaft ausbilden. Die feste Anbindung an das Alltägliche geht zum einen aus den profanen Unwegsamkeiten⁴⁰ hervor, denen sich das Team

³⁷ Vgl. Sánchez: „La literatura de fútbol“, S. 134 und S. 138.

³⁸ Vgl. Abrams: „Memory“, S. 83 und S. 88.

³⁹ Vgl. Erll: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, S. 32.

⁴⁰ Ferner ist es das Anekdotenhafte, (für das Erinnern typisch) Parteiische und durchaus politisch Inkorrekte in Carlitos' Erzählung, das deren Inhalt ins kommunikative Gedächtnis einschreibt. Beispielhaft ist hier etwa auch die Schiedsrichterfrage: „A los dieciséis, cuando empezaron a ponerse piernas fuertes, convocamos a un referí de la Federación: el chino Takawara (era hijo de japoneses, pero para nosotros, y pese a

gegenübersieht und die nichtsdestoweniger bzw. genau deshalb gruppenkonstituierend wirken: „El viejo de Pablo nos consiguió las camisetas a último momento. Eran marrones con vivos amarillos y verdes. Un asco, bah. Pero peor hubiese sido no tenerlas“ (ebd.). Zum anderen prägt das Derby, obwohl es einmal jährlich als ganz besonderer Tag im Oktober (vgl. S. 22) eigentlich aus dem gewöhnlichen Trott herausfällt, gerade insofern den Alltag der Spieler, als es sie über die Jahre hinweg beim Erwachsen- und Älterwerden begleitet: vom ersten Spiel, als noch alle auf einem Haufen um den Ball kämpfen und die Trefferzahl entsprechend hoch ausfällt (vgl. S. 21), über die Teenagerzeit mit den ersten Freundinnen als Fans am Spielrand, die jedoch bald darauf aus der nun ausschließlich männlichen Erinnerungsgemeinschaft ausgeschlossen werden (vgl. S. 22f.), bis in die Gegenwart, in der einige wie Carlitos für den Job weggezogen sind (vgl. S. 22), eine Familie gegründet haben und Vater werden. Der Fußball bzw. das Duell aus Kindheitstagen besitzt dabei für alle Akteure eine derart ‚existentielle‘ bzw. gruppenspezifische Bedeutung, dass sogar ebensolch wichtige Familienereignisse wie eine Geburt durchaus zweitrangig werden können: „El único que se retrasó un poco fue Alberto, el arquero, que como la mujer estaba empezando el trabajo de parto esa mañana, se demoró entre que la llevó a la clínica y pudo convencerla de que se quedara con la vieja de ella“ (S. 24).

Neben dem verbindenden Gruppenerlebnis des Derbys setzen sich in Carlitos' Gedanken auch immer wieder Erinnerungsfetzen an die individuelle Biographie seines Profifreundes Tito in Form entscheidender Stationen seines Fußballerlebens durch. Beachtlich ist dabei, dass auch diese im kommunikativen Gedächtnis der Gruppe wirken und deren Zusammenhalt stärken, wie etwa die Erinnerung an das gemeinsame Probetraining bei Titos späterem ersten Verein und dessen Verpflichtung (vgl. S. 27) belegen. Und obwohl der Erzähler seinen Freund auch als Profi als bodenständigen Kumpel wahrnimmt – „no se había engrupido ni por la plata ni por salir en los diarios“ (S. 26) – resultiert aus dem Warten auf Tito doch die Grundspannung der Erzählung und mit dieser die Ungewissheit, ob der dringend Erwartete noch immer ‚einer von ihnen‘ ist. Eine weitere Erinnerung an eines der

sus protestas, era chino). Ricardo, que era el capitán de ellos, nos acusaba de coimeros: decía que ganábamos porque el chino andaba noviando con la hermana grande del Tanito, y que ella lo mandaba a bombear para nuestro lado“ (S. 22).

auch nach seinem Durchbruch noch regelmäßig stattfindenden Treffen mit den Jugendfreunden, die sich nach dem Tod des Vaters gemeinsam um Titos Mutter kümmern, bejaht diese Frage im Kopfe des gerade zweifelnden Carlitos:

[E]l único que se animaba a pedirle algo era Josesito, que lo miraba serio y la decía mirá, Tito, vos sabés que sos mi hermano, pero jamás de los jamases se te ocurra jugar en San Lorenzo, por más guita que te pongan no vayás, por lo que más quieras porque me muero de la rabia, entendéme, Tito, a cualquier otro sí, Tito, pero a San Lorenzo por Dios te pido no vayás ni muerto, Tito. Y Tito que no, que quedáte tranquilo, Josesito, aunque me paguen fortunas a San Lorenzo no voy por respeto a vos y a Huracán, te juro (S. 28).

Mit den alten Mannschaftskollegen verbinden Tito gemeinsame Erlebnisse, Erinnerungen und fußballerisch-,moralische‘ Grundüberzeugungen – eine gemeinsame (Gruppen-)Identität. Dementsprechend nimmt er Carlitos’ Bitte um Teilnahme am nächsten Duell nach einem ersten Lachanfall auch wirklich ernst (vgl. S. 23) und beweist seine Zugehörigkeit zur Fußballclique seiner Kindheit zudem durch ein ‚Ablenkungsmanöver‘ für seinen aktuellen Verein – Titos Mutter täuscht einen Herzanfall vor, damit er nach Argentinien aufbrechen darf (vgl. ebd.) –, das auch ihren jugendlichen Köpfen früherer Tage hätte entstammen können.

Für sein Team ist der erwachsende Tito zweierlei: Auf der einen Seite ist er noch immer der wertvolle Spieler der Jugendtage, der eine Partie im Alleingang entscheiden konnte. So sind auch Carlitos’ um das Derby kreisende Gedanken in drei Phasen – in die Glanzzeit *mit* Tito, in die ‚Durststrecke‘ *ohne* ihn und in das Krisenmoment der bevorstehenden Konfrontation – gegliedert: „[C]on Tito, éramos siempre banca. Cuando Tito se fue, la cosa se puso brava“ (S. 22). Auf der anderen Seite ist der Freund als Profispieler aber auch eine kolossale Heldenfigur, zu der das Team aufblickt, deren Karriere man im Radio (vgl. S. 25) stolz verfolgt und die nun auf dem Fußballplatz des *Barrios* unumwunden gefeiert wird, bevor das Spiel überhaupt startet:

[C]omo en un sueño el Tanito gritando de la alegría [...], y los mellizos también empezando a gritar [...], y yo empezando a caminar hacia el lateral, como un autó-mata entre canteros de margaritas [...], y Tito por fin saliendo del tumulto de los abrazos postergados [...], y [yo] abrazándolo para que no me viera los ojos, porque llorar, vaya y pase, pero llorar delante de los amigos jamás; y el mundo haciendo click y volviendo a encastrar justito en su lugar (S. 31f.).

Die Gewissheit, dass der weltweit berühmte Tito zu ihnen gehört, sichert Carlitos’ Mannschaft schon jetzt den Sieg – und die Euphorie, mit der das Derby in der (Erinnerungs-)Gemeinschaft begangen wird, zeigt, dass Fußball für manche, wie

Bill Shankly behauptet, eben wirklich mehr bedeuten kann als eine Frage von Leben und Tod.

Bibliographie

Primärliteratur

Apo, Alejandro: „Prólogo.“ In: Eduardo Sacheri: *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol*. Buenos Aires: Galerna 2000, 15-18.

Sacheri, Eduardo: „Esperándolo a Tito.“ In: Ders.: *Esperándolo a Tito y otros cuentos de fútbol*. Buenos Aires: Galerna 2000, S. 19-33.

Sekundärliteratur

Abrams, Lynn: „Memory.“ In: Dies.: *Oral History Theory*. 2. Auflage. London: Routledge 2016, S. 78-105.

Ashton, Timothy J.: „Dynamics of Religiosity in Contemporary Spanish Soccer as Portrayed in José Luis Sampedro's *That Saintly Day in Madrid* (2015).“ In: *Aethlon: The Journal of Sport Literature* 33 (2015), o. S.

Assmann, Jan: „Formen kollektiver Erinnerung: kommunikatives und kulturelles Gedächtnis.“ In: Ders.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 3. Auflage. München: C. H. Beck 2000, S. 48-59.

Borge, Jason: „Hinchas, Cracks and Letrados: Latin American Intellectuals and the Invention of Soccer Celebrity.“ In: *Revista Canadiense de Estudios Hispánicos* 33 (2009), S. 299-316.

Born, Joachim: „Marketing vs. Abschottung – zur weltweiten Sprachpolitik bei der Gestaltung von Homepages von Fußballspitzenklubs.“ In: Simona Brunetti, Josephine Klingebiel-Schieke, Chiara Maria Pedron, Marie-Christin Piotrowski, Antonella Ruggieri und Rebecca Schreiber (Hg.), *Versprachlichung von Welt. Il mondo in parole. Festschrift zum 60. Geburtstag von Maria Lieber*. Tübingen: Stauffenburg 2016, S. 139-156.

Born, Joachim: „Sobriquets, Antonomasien und Spitznamen im iberoromanischen Fußball – Anthroponomastik und Motiviertheit.“ In: Ders. und Maria Lieber (Hg.), *Sportsprache in der Romania*. Beiträge der Sektion 9 anlässlich des

- XXIX. Deutschen Romanistentages „Europa und die Romanische Welt“. Wien: Praesens Verlag 2008, 156-192.
- Bröckling, Ulrich: „Wettkampf und Wettbewerb. Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie.“ In: Denis Hänzi, Hildegard Matthies und Dagmar Simon (Hg.), *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung*. Baden-Baden: Nomos 2014, S. 92-102.
- Deveny, Thomas: „De la ‚pregunta‘ al ‚secreto‘: La adaptación fílmica de la novela *La pregunta de sus ojos*.“ In: *Rondas Literarias de Pittsburgh* (2010), S. 91-100.
- Doñoso Pareja, Miguel: „Fútbol, pobreza y abundancia, identidad y emigración.“ In: *Cuadernos hispanoamericanos* 657 (2006), S. 53-60.
- Erll, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler 2005.
- Erll, Astrid: „Kulturelles und kommunikatives Gedächtnis: Modi memorandi und plurale kulturelle Phänomene.“ In: Dies.: *Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren*. Trier: WVT 2003, S. 44-53.
- Ette, Ottmar; Rinke, Stefan: „Presentación.“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 81-83.
- Ette, Ottmar: „El fútbol como pasión: el Mundial, Costa Rica y los estudios culturales.“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 117-130.
- Ferrero, Lía M.; Sazbón, Daniel: „Argentina ‘78: la Nación en juego.“ In: *Cahiers du Monde Hispanique et Luso-Brésilien / Caravelle* 89 (2007), S. 139-155.
- Frau, Manuel: „Fútbol e Historia: la esquizofrenia oriental.“ In: *Cahiers du Monde Hispanique et Luso-Brésilien / Caravelle* 89 (2007), S. 129-137.
- Fucito, Felipe: „La pregunta de sus ojos: Una concepción del imaginario jurídico.“ In: *Studi Ispanici* 39 (2014), S. 265-284.
- Huizinga, Johan: *Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelementes der Kultur*. Amsterdam: Pantheon Akademische Verlagsanstalt 1939.
- John, Joahannes: „Identitätsgenerator Fußball: Bern - München - Rom.“ In: Matteo Galli (Hg.), *Deutsche Gründungsmythen*. Heidelberg: Winter 2008, S. 63-76.
- Malpartida Tirado, Rafael: „El secreto de sus ojos o cómo vivir una vida vacía: De la literatura al cine (Eduardo Sacheri/Juan José Campanella).“ In: *Revista de Crítica Literaria Latinoamericana* 37 (2011), S. 353-376.

Nora, Pierre: „Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux.“ In: Ders. (Hg.), *Les lieux de mémoire*. Bd. 1: *La République*. Paris: Gallimard 2004, S. 23-43.

Peñate Rivero, Julio: „Fútbol y literatura: juego entre líneas.“ In: *Versants: Revue suisse des littératures romanes = Rivista svizzera delle letterature romanze = Revista suiza de literaturas románicas* 40 (2001), S. 101-130.

Rinke, Stefan: „¿La última pasión verdarera? Historia del fútbol en América Latina en el contexto global.“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 85-100.

Sánchez, Yvette: „La literatura de fútbol, ¿metida en camisa de once varas?“ In: *Iberoamericana: América Latina-España-Portugal* 27 (2007), S. 131-142.

Simon, Fritz B.: „Starkult vs. postheroischer Fußball.“ In: Ders. (Hg.), *Vor dem Spiel ist nach dem Spiel. Systemische Aspekte des Fußballs*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag 2009, S. 91-101.

Sprache & Politik

„Polyzentrische Sprache“ und „interner Kolonialismus“, mögliche Beziehungen

Einige sprachpolitische Überlegungen

Georg Kremnitz

Lieber Joachim,

die folgenden Überlegungen berühren zwei Bereiche, die Dich auch beschäftigen: Sprache(n) und Gesellschaft(en). Ich hoffe, Sie können Dich – nach so langer Zeit der Gemeinsamkeiten – auch etwas interessieren. Alles Gute für die Zukunft!

Auf den ersten Blick scheinen die beiden Begriffe wenig miteinander zu tun zu haben: der erste stammt aus der Soziolinguistik, der zweite aus der Politikwissenschaft. Dennoch will ich im Folgenden versuchen, mögliche Zusammenhänge deutlich zu machen; aus ihrer Verbindung – und aus einer verfeinerten Analyse – könnten sich Lösungsmöglichkeiten für kommunikative Probleme ergeben. Dazu sollen zunächst die beiden Termini definiert werden, danach wird es um eventuelle Beziehungen gehen.

1. Polyzentrische Sprachen

Das Konzept der Norm- oder Referenzsprache ist in der (west-) europäischen Tradition mindestens seit der römischen Antike weitgehend monozentrisch. Im Gegensatz dazu war das Griechische plurizentrisch; die einzelnen Varietäten gehorchten (leicht) verschiedenen Normen, die die Kommunikation nicht in Frage stellten. Der römische Zentralismus hingegen ging von einer einheitlichen Referenzform aus; so ist uns das Lateinische auch als weitgehend einheitliches Regelwerk überliefert. Es braucht nicht besonders hervorgehoben werden, dass die Wirklichkeit oft eine andere war; viele lateinische Inschriften aus der Antike zeugen davon.

Dieses monozentrische Sprachkonzept wurde von den Sprach-Akademien der lebenden Sprachen, die seit der Renaissance entstanden, weitgehend übernommen.

Am deutlichsten zeigt sich das an den Bestrebungen der französischen Akademie, die seit ihrer Gründung 1634/35 – wenn auch eher dilettantisch – an der Errichtung und Durchsetzung *einer* solchen Norm arbeitete. Das Prinzip der (angestrebten) Einheitlichkeit der Referenzform setzte sich durch. Es erhielt später durch den seit der Französischen Revolution sich verbreitenden Nationalismus ebenso Verstärkung wie durch die entstehende moderne Sprachwissenschaft. Das zeigt sich etwa an dem Ferdinand de Saussure zugeschriebenen *Cours de linguistique générale* (1916), in dem die Sprache (*langue*) als eine den einzelnen Varietäten übergeordnete Einheit verstanden wird:

C'est [=la langue] à la fois un produit social de la faculté du langage et un ensemble de conventions nécessaires, adoptées par le corps social pour permettre l'exercice de cette faculté chez les individus. [...] La langue [...] est un tout en soi et un principe de classification. (p. 25)

Wenig später heißt es: „Tandis que le langage est hétérogène, la langue ainsi délimitée est de nature homogène [...]“ (p. 32) Man nimmt heute allgemein an, dass diese Konzeption der *langue* auf den Einfluss des Soziologen Emile Durkheim zurückgeht, dessen Werk Saussure mit ziemlicher Sicherheit gekannt hat¹. Bei Durkheim geht es um Nationen und ihre Bestandteile, dort wölbt sich über den verschiedenen Teilgruppen die Gesamtheit einer Nation, die, in seiner Sicht, mehr ist als nur die Summe dieser Teile. In ähnlicher Weise, so nimmt man an, hat der *Cours* die Sprache als die Verkörperung der kommunikativen Einheit verstanden. Allerdings ist diese Vorstellung zwiespältig: die Durchsetzung einer (zu) rigiden Referenzform kann zur Abgrenzung (Demarkation) von Sprechergruppen führen und damit der überregionalen Kommunikation im Wege stehen. Anstatt, wie geplant, den Kommunikationsbereich einer Sprache zu erweitern, kann sie das Gegenteil bewirken. Dieses Problem spielt vor allem dort eine Rolle, wo es einer Sprachgemeinschaft an ausreichenden Möglichkeiten fehlt, ihre Referenzvorstellungen in der Gesellschaft durchzusetzen (d. h. vor allem: dort wo eine Sprachgemeinschaft nicht über einen eigenen administrativen Apparat verfügt).

¹ Allerdings könnte die so gewählte Formulierung auch von den Herausgebern beeinflusst sein, wenn man sich vor Augen hält, um wieviel vorsichtiger Saussure in erst spät entdeckten und postum publizierten Texten und in den Arbeiten zu den Anagrammen formuliert. Zu den Diskussionen vgl. noch immer Scheerer 1980, v. a. 131-133, Saussure 1997, Saussure 2002, Jäger 2010 zuletzt Wunderli 2014 (dort weitere Quellen).

Auf alle Fälle entsprach dieses Verständnis der vom Nationalismus geprägten *communis opinio* der Sprachwissenschaft: eine einheitliche Referenzform sollte über den Varietäten stehen. Die Realität war vielfach eine andere. So waren die referentiellen Traditionen etwa des Deutschen vielgestaltiger. Zwar hatte sich seit Beginn des Buchdruckes die Zahl der Schreibnormen kontinuierlich reduziert, aber erst durch die Reform von 1901 wurden die beiden (letzten) Referenzvarietäten, grob die norddeutsche und die süddeutsche, vereinheitlicht – wenn diese Einheit auch weitgehend auf die Orthographie beschränkt blieb. Das Deutsche in der Habsburger Monarchie und in der Schweiz unterschied sich auch weiterhin erkennbar von dem in Deutschland (das seinerseits von Unterschieden durchzogen war). Auch in anderen Sprachen lagen die Verhältnisse *de facto* kaum anders. Unterschiede gab (und gibt) es in den Bewertungen, die solche Varietäten erhielten. Während sie etwa im deutschen und italienischen Sprachraum weitgehend akzeptiert wurden, wurden sie in Frankreich mit pejorativen Konnotationen bedacht. Das gilt noch bis heute und dürfte sich in jüngerer Vergangenheit sogar wieder verstärkt haben. Wer, auch heute, einen der „großen“ *concours* bestehen will, tut gut daran, sich regionale sprachliche Züge abzugewöhnen; von den entsprechenden Kursen leben noch heute etliche Aussprachelehrer in Paris.

Nur selten wurde in der Zeit des Nationalismus vom Prinzip der einheitlichen Norm abgegangen; im Norwegischen entfachte sich daraus ein förmlicher Sprachenstreit um die beiden Referenzformen der Bokmål und des Nynorsk (oder Landsmål)². Im Falle anderer Sprachen wurden regionalen Formen eher stillschweigend Konzessionen gemacht. Relativ weit ging dabei schon in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts Pompeu Fabra, der Vater der katalanischen Referenzsprache, der ausdrücklich gewisse valencianische und balearische Besonderheiten als Subnormen akzeptierte. Diese Offenheit hing auch damit zusammen, dass die katalanischen Sprachinstitutionen über keine Möglichkeiten verfügten, die Norm des *Principat* in den anderen Sprachgebieten institutionell durchzusetzen.

Erst ganz allmählich kommt es, mit der Entfaltung der Soziolinguistik, zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Vielfalt von Normen. Wie so oft geht auch hier die bloße Beschreibung den theoretischen Untersuchungen voraus. Im

² Sie sind sich allerdings sehr ähnlich, so dass man sie auch als Varietäten einer einzigen Sprache ansehen könnte. Die heutige norwegische Sprachenpolitik zielt auf eine gegenseitige Annäherung ab.

deutschen Sprachraum werden die Unterschiede seit dem frühen 20. Jahrhundert vermerkt, zunächst allerdings vor allem als Variation im Raum verstanden. Für andere Sprachräume lassen sich ähnliche Beobachtungen machen.

Erst zu Beginn der 80er-Jahre des 20. Jahrhunderts formuliert Jean Baptiste Marcellesi in Anwendung auf das Korsische und mit theoretischem Anspruch das Konzept der *langue polynomique* (Marcellesi 1984: 314). Letztlich handelt es sich allerdings um eine Notlösung: auf der einen Seite wollen die korsischen Sprachwissenschaftler die traditionelle, für das Korsische verwendete Referenzform, die des Toskanischen, d. h. Italienischen, nicht weiter gebrauchen, denn es geht darum, das Korsische als *eigene romanische Sprache* zu etablieren – nachdem die Bestrebungen dafür schon im 19. Jahrhundert einsetzen, intensivieren sie sich nach der Verkündung der *loi Deixonne* 1951, die zunächst das Korsische nicht mit einbezieht –, zum anderen unterscheiden sich die Varietäten des Korsischen relativ stark voneinander, so dass die Erarbeitung einer einheitlichen Referenzform nur um den Preis großer wechselseitiger (?) Konzessionen zu erreichen gewesen wäre, die zu folgeschweren Auseinandersetzungen hätten führen können³. Marcellesi kennt das Beispiel des Okzitanischen, wo diese Streitigkeiten gerade nach dem Aufschwung von 1968 viel Energie ins Leere laufen lassen. Daher sein Vorschlag eines Verzichts auf eine einheitliche Referenzform und das Vertrauen auf die sich durchsetzende Praxis, zumal das Korsische historisch viel weniger Sprecher zählt als das Okzitanische. Es handelt sich also, wie schon erwähnt, weniger um theoretische Überlegungen, wenn diese auch nachträglich formuliert werden, als um eine akute „sprachenpolitische Notlage“. Allerdings muss man umgekehrt berücksichtigen, dass diese Polynomie für die Verbreitung etwa von Druckschriften kein Vorteil ist und die (sowieso schon geringen) Auflagen von Büchern und Presseerzeugnissen tendenziell weiter reduziert. Auch für die oralen Medien wirft sie Probleme auf. Das ist der Preis.

Die theoretischen Überlegungen vertiefen sich wenig später in einem anderen Kontext, als der australische Sprachwissenschaftler Michael Clyne das Konzept der *plurizentrischen Sprachen* das ursprünglich auf Heinz Kloss (1952) zurückgeht, genauer ausarbeitet (Clyne 1992). Er bezieht sich dabei vor allem auf Sprachen, die in mehreren Staaten gesprochen werden und deren Referenzformen sich

³ Zur neueren Geschichte des Korsischen vgl. Farrenkopf 2011 sowie insbesondere die verschiedenen Aufsätze von Hans Goebel.

(leicht) voneinander unterscheiden. Auch hier stehen die Prinzipien von Kommunikation und Demarkation in einem Spannungsverhältnis; allerdings soll bei dieser Vorstellung die Abgrenzung zugunsten einer höheren Kommunikationsgemeinschaft überwunden werden, die Einheit des Kommunikationsraumes durch die Akzeptanz von Unterschieden gewahrt werden. Man könnte die Vorstellung der Polynomie Marcellesis als einen Sonderfall des Konzepts von Kloss und Clyne betrachten⁴.

2. Interner Kolonialismus

Die deutschsprachige Wikipedia definiert das Phänomen so: „Als Internen Kolonialismus bezeichnet man eine strukturelle politische und ökonomische Ungleichheit zwischen Regionen innerhalb eines Staates.“ (Wikipedia, „Interner Kolonialismus“). Wenig später wird ausgeführt:

In einem Staat mit Anzeichen von internem Kolonialismus besteht ein sehr großer sozioökonomischer Unterschied zwischen verschiedenen Gebieten oder Gruppen. Wie im klassischen Kolonialismus produzieren die unterdrückten Gebiete oder Gruppen für die Metropole und kaufen [dort] für teures Geld wieder ein. Die Banken, also die Kredite, sind in der Metropole. Die ökonomische Abhängigkeit setzt die zentrale Regierung mit juristischen, politischen und militärischen Mitteln durch. („Interner Kolonialismus“)⁵

Dabei ist es natürlich nicht einfach, zwischen Formen ungleicher Entwicklung zu unterscheiden, die *nicht* auf eine diskriminierende Politik zurückgehen und solchen, die (mehr oder weniger klar) intendiert sind. Aus diesem Grund hat das Konzept auch in der wissenschaftlichen Diskussion nur eine randständige Bedeutung; vielfach wird es tabuisiert. Vor allem Regierungen werden natürlich jede Intention einer ungleichen Behandlung leugnen. Auf der anderen Seite können auch an sich wohlgemeinte Maßnahmen negative Folgen nach sich ziehen. Umgekehrt gibt es

⁴ Seither wird zu dem Konzept ziemlich viel geforscht, im deutschen Sprachraum vor allem von Ulrich Ammon.

⁵ Die zitierte Formulierung ist nicht besonders elegant. Sie wird hier nur wegen ihrer relativen Kürze angeführt. Ein wichtiger Umstand wird nicht erwähnt: dass die von internem Kolonialismus Betroffenen formal Bürger des jeweiligen Staates sind und sich daher in einer anderen rechtlichen Lage befinden als „gewöhnliche“ Kolonisierte, die rechtlich den Bürgern des Kolonialstaates gewöhnlich *nicht* gleichgestellt sind.

Fälle, in denen die Benachteiligung bestimmter Regionen offensichtlich ist bzw. war. Es wird dann von der Geschicklichkeit, aber auch dem „guten Willen“ einer Regierung abhängen, ob sie gegensteuern möchte. Die Feststellung von konkretem manifestem internem Kolonialismus ist daher nicht einfach und vielfach umstritten; die „Opfer“ haben naturgemäß oft eine andere Sicht als die „Täter“.

Auch hier geht die bloße Beobachtung der Definition voraus; der Begriff wird in den Beschreibungen zunächst nicht verwendet. Bereits 1914 schildert W. I. Lenin die Lage der Ukraine, die von Russland ausgebeutet werde und nichts zürückhalte – ganz ähnlich wie es Irland in Bezug auf England erginge (*ibid.*). Antonio Gramsci skizziert in den zwanziger Jahren die Situation Süditaliens, das vom Norden kolonisiert werde. Die erste bekannte Verwendung der Begrifflichkeit geht auf den Südafrikaner Leo Marquard zurück, der ihn 1957 in seinem Buch über die damalige Südafrikanische Union verwendet (*ibid.*); 1965 bezeichnet Pablo González Casanova die Situation in Teilen von Mexiko mit demselben Begriff. Dann gehen die in den verschiedenen Ausgaben von Wikipedia dargestellten Entwicklungen unterschiedliche Wege: während die deutsche Ausgabe sich auf die Verwendung des Terminus auf den Britischen Inseln bezieht, wo vor allem das Werk von Michael Hechter (1975) über den keltischen „Rand“ der Inseln wichtig wird (*ibid.*), geht die französische Ausgabe ausführlich auf die Verwendung des Konzepts durch einen Teil der dortigen Minderheitenforschung ein (Wikipedia, „Colonialisme interne“). Dort werden die Arbeiten von Robert Lafont (1967 und vor allem 1971) erwähnt, dann auch das wichtige Werk von Sergio Salvi (1973). Außerdem verweist der Text darauf, dass die Vorstellungen von Lafont von einem Teil der anderen Peripherien in Frankreich übernommen wurden. Nicht erwähnt wird, dass das Konzept auch bei einem Teil der französischen Linken im Zentrum (=Paris) Aufnahme findet – solange sie noch nicht an der Macht ist; vor allem der 1973 tödlich verunglückte einflussreiche Journalist Serge Mallet verwendet das Konzept in den großen Blättern der (nichtkommunistischen) Linken⁶. Auch danach bleibt das Konzept des internen Kolonialismus für einen Teil der französischen Linken, vor allem der peripheren, bedeutsam. Es wird allerdings nach dem Wahl-

⁶ Nach einer persönlichen Mitteilung von Robert Lafont wollte Mallet zum Zeitpunkt seines Todes mit ihm zusammen weiter zu dem Problem arbeiten und eine große öffentliche Debatte erreichen.

sieg Mitterrands bei den Präsidentschaftswahlen 1981 und vor allem nach der (international erzwungenen) politischen Kursänderung von 1983 allmählich in den Hintergrund gedrängt.

Nach dem weitgehenden Auslaufen der *formalen* Entkolonialisierung verliert der Terminus stärker an Aktualität. Allerdings lässt sich das Phänomen der ungleichen Behandlung verschiedener Teile eines formal einheitlichen Staates auch weiterhin beobachten. Das zeigt der englische Wikipedia-Eintrag anhand einiger Beispiele, die meist aus dem 21. Jahrhundert stammen (Wikipedia, „Internal Colonialism“); diese Liste ließe sich noch stark erweitern. Es könnte daher sinnvoll sein, das Konzept nicht voreilig zu begraben.

3. Mögliche sprachliche Folgen von internem Kolonialismus

Man kann den alten Satz, die herrschenden Sprachen seien die Sprachen der Herrschenden auch auf Varietäten herunterbrechen. Das französische Beispiel, vielleicht das nachdrücklichste, wurde bereits erwähnt. Indes lassen sich ähnliche Beobachtungen in vielen anderen Gesellschaften machen. Das im jeweiligen staatlichen Zentrum verwendete sprachliche Modell genießt gewöhnlich eine Vorrangstellung, die mehr oder weniger ausgeprägt sein kann. Diese Tendenz wird stärker, seit die Medien diese Modelle praktisch in jedes Haus tragen (sie allerdings auch implizit verändern). Die Bedeutung dieser Modelle lässt sich besonders dort beobachten, wo das Zentrum sich verlagert: das im heutigen offiziellen Berlin verwendete Deutsch unterscheidet sich in manchen Zügen von dem der Bonner Republik (viel mehr noch von dem der ehemaligen DDR), um nur ein allgemein geläufiges Beispiel zu erwähnen (dabei spielen nicht nur historische Entwicklungen eine Rolle).

Züge internen Kolonialismus‘ spiegeln sich unter Umständen in der Abwertung peripherer sprachlicher Praxen wider. Dabei kann man zwei grundlegende Fälle unterscheiden: die mehr oder weniger explizite Ablehnung des öffentlichen Gebrauchs von Minderheitensprachen⁷ (in wie vielen Parlamenten können Minderheiten in ihren Sprachen das Wort ergreifen?) und die inoffizielle (aber dafür nicht

⁷ Eines der großen Probleme bei den aktuellen Auseinandersetzungen zwischen Katalonien und Spanien liegt in der Weigerung des Spanischen Staates, der katalanischen Sprache eine wirklich eigenständige Rolle zuzugestehen.

weniger effiziente) Nichtanerkennung peripherer Varietäten der jeweiligen offiziellen Sprache in der Öffentlichkeit; davon können geographische Peripherien ebenso betroffen sein wie soziale⁸. Gewöhnlich kommen beide Kriterien zusammen.

Verlaufen die Normunterschiede entlang von Staatsgrenzen, so werden sie im Allgemeinen respektiert (wenn auch von einer möglichen Mehrheitsgruppe nur schwer akzeptiert⁹); wo sie sich innerhalb eines Staates zeigen, verkomplizieren sich die Dinge. Steht hinter einer der Normvorstellungen die jeweilige Staatsmacht, so kann diese die Frage meist in ihrem Sinne entscheiden, nicht selten allerdings um den Preis einer deutlichen Entfremdung der Peripherien. Bisweilen „lösen“ politische Entscheidungen das Problem: das Auseinanderbrechen Jugoslawiens bringt das Ende des Konzepts einer als Einheit verstandenen Serbo-Kroatischen Sprache mit sich, die sich in drei, schließlich vier Sprachen aufspaltet. *Demarkativ* (und identitär) mag das für die Betroffenen ein Gewinn sein, *kommunikativ* ist es für die Sprache(n) wie für die Sprecher ein Verlust. Wo bislang eine staatliche (und sprachliche) Autorität war, gibt es nun drei, später vier. Früher oder später kann das dazu führen, dass Gruppen, die früher eine gemeinsame Sprache verwendeten, auf Dolmetscher oder eine *lingua franca* zurückgreifen müssen. Wenn die in Konkurrenz stehenden Varietäten jedoch nicht auf eine Staatsmacht zurückgreifen können, weil es sich um Varietäten einer Minderheitensprache handelt, kann es leicht zu fragmentierenden Sprachkonzeptionen kommen, Varietäten demarkieren sich in zunehmendem Maße voneinander und können sogar, von Extremisten, als unterschiedliche Sprachen dargestellt werden (vgl. Kremnitz i. Dr.). Damit geraten vor allem Sprachen, die von vornherein unterprivilegiert sind, rasch in die Gefahr der Spaltung. Natürlich sind diese Tendenzen umso größer, je weniger die entsprechende Sprache noch im alltäglichen Gebrauch verwendet wird und je weiter die verschiedenen Varietäten sprachlich voneinander entfernt sind.

⁸ Das Phänomen ist mir 1967/68 bewusst geworden; der damalige Chef der Kommunistischen Partei Frankreichs, Waldeck Rochet (1905-1983), ein früher Reformersprach, sprach ein stark regional geprägtes Französisch (er stammte aus Burgund). Vielfach wurden weniger die Inhalte dessen beachtet, was er sagte, als sein, den Pariser Normen nicht ganz entsprechendes, Französisch.

⁹ Es genügt, an die Schwierigkeiten zu erinnern, die Bundesdeutsche mit österreichischem Deutsch oft haben; auch das Deutsch der ehemaligen DDR unterliegt oft solcher Abwertung.

Auf diese Weise können sich Prozesse der Aufgabe einer unterprivilegierten Sprache gewaltig beschleunigen¹⁰.

4. Kann der sprachliche Plurizentrismus die Gefahren von Sprachspaltung verringern?

Eine Antwort auf die Frage wird unterschiedlich ausfallen, je nachdem, ob es sich tatsächlich um eine Sprache mit verschiedenen staatlichen normativen Zentren handelt (wie etwa im Falle des Deutschen) oder um eine Sprache, die sich nicht auf die Abstützung durch offizielle Institutionen stützen kann. Allemal wird man den Plurizentrismus als eine Haltung betrachten können, die weiträumige Kommunikation bewahren oder erleichtern will; sie akzeptiert einen gewissen Grad der Demarkation, dieser soll jedoch die Interkomprehension nicht in Frage stellen.

Insofern ist der (gemäßigte) Plurizentrismus des Deutschen sicher als Beitrag zur Stützung der weiträumigen Kommunikation zu betrachten. Er wirkt sich am eindeutigsten im Bereich der geschriebenen Sprache aus. In der gesprochenen Sprache macht er sich weniger bemerkbar, vor allem, wenn stark von den Referenzformen abweichende Varietäten verwendet werden (allerdings sind diese auch von jeder möglichen Norm entfernt). Ähnliches gilt für andere Sprachen, deren Plurizentrismus offensichtlich ist. Indes können sich Kommunikationsgrenzen auf-tun: manche Varietäten des Englischen etwa sind (nicht nur geographisch) so weit voneinander entfernt, dass ihre Sprecher sich nur mit Mühe verständigen können. Ein weiterer Aspekt spielt eine Rolle: die Frage nämlich, inwieweit die verschiedenen Referenzformen akzeptiert werden, vor allem von den Instanzen, die, zumindest historisch, entscheidenden Einfluss auf die Erarbeitung der zentralen Referenzform hatten. Der Vergleich zwischen Französisch und Spanisch zeigt, dass die dem Plurizentrismus wenig zugetane französische Sprachpolitik der Gefahr der Schwächung des kommunikativen Zusammenhalts stärker unterliegt als die in dieser Hinsicht in den letzten Jahrzehnten offenere Haltung im Bereich des Kastilischen (wenn auch nach oben noch Raum ist). Natürlich spielt auch das numerische

¹⁰ Das gilt vor allem für Gebiete wie Europa, in denen die Einschulungsrate relativ hoch ist und wo die Angehörigen von Minderheiten auf jeden Fall mit der jeweiligen Staatssprache konfrontiert werden; paradoxerweise ist der Assimilationsdruck geringer in Staaten, in denen die Schulpflicht nur teilweise durchgesetzt wird.

und politisch-soziale Gewicht der jeweiligen Zentren eine Rolle; auch in dieser Hinsicht ist der Vergleich zwischen dem Französischen und dem Spanischen/Kastilischen erhellend. Noch deutlicher ist das Bild im Hinblick auf das Portugiesische.

Man kann die meisten dieser Fälle von Plurizentrismus als eine (intendierte) Stützung der Kommunikation gegenüber den Kräften der Demarkation ansehen.

Schwieriger wird die Einschätzung, wenn man den Plurizentrismus zum internen Kolonialismus in Bezug setzt. Hier stehen sich, gleichgültig, ob es sich um Varietäten einer offiziellen Sprache oder um eine Staatssprache und Minderheitensprachen oder ausschließlich um eine Minderheitensprache handelt, Partner sehr unterschiedlichen Status‘ gegenüber. Die Ablehnung oder Minderachtung regionaler Varietäten wird meist nicht plakativ verkündet, sie ist eine implizite Praxis, die gerade deshalb, weil sie nicht propagiert wird, umso erfolgreicher funktioniert. Ebenso wird, es wurde bereits gesagt, interner Kolonialismus gewöhnlich nicht explizit propagiert, er macht sich über oft unausgesprochene Vorurteile, Benachteiligungen, über *de-facto*-Entscheidungen bemerkbar. Die (teilweise) Missachtung von Minderheitensprachen ist gewöhnlich über Verfassungs- oder wenigstens Gesetzestexte abgesichert, die indes oft im Allgemeinen verharren. Daher handelt es sich hier auch nicht um sprachlichen Plurizentrismus sondern gewöhnlich um staatlichen Monozentrismus. Der Fall ist demnach hier nur am Rande mit zu betrachten.

Besondere Bedeutung bekommt der Plurizentrismus für Minderheitensprachen mit geringen Rechten. Er kann in diesem Falle sozial funktionieren, wenn ein einheitliches Sprachbewusstsein die unterschiedlichen Referenzformen überdacht (wie das der Fall des Korsischen zu sein scheint). Er wird zur Gefahr für die Sprachgemeinschaft, wenn verschiedene Referenzformen in Konkurrenz zueinander geraten, deren Repräsentanten sie nicht als Varietäten sondern als unterschiedliche Sprachen verstehen. In dem Fall kann die Demarkation über die Kommunikation die Oberhand gewinnen, und das oben erwähnte Beispiel des Serbokroatischen sich in gewisser Weise wiederholen. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, dass die Vertreter des jeweiligen Staates solche Entwicklungen gewöhnlich mit Wohlwollen betrachten.

Es gibt natürlich auch den Fall, dass sich Formen internen Kolonialismus‘ *innerhalb* einer Minderheitensprache beobachten lassen, wenn nämlich *eine* Gruppe, die eine geographische oder soziale Varietät vertritt, diese zur alleingültigen Referenzform erklärt, obwohl die Sprecher anderer Varietäten sie nicht als solche akzeptieren. Es sei hier nur auf die Streitigkeiten im Bereich des Okzitanischen oder

Bretonischen verwiesen, welche die Verteidiger dieser beiden unterprivilegierten Sprachen viel (unnötige) Kraft gekostet haben. Natürlich wird sich auch hier, wie im Falle von internem Kolonialismus von Staaten, niemand zu einer solchen Haltung bekennen, sondern mit anderen Argumenten die Position *seiner* Referenzform verteidigen. Die kommunikative Praxis der jeweiligen Sprache leidet allemal darunter.

Auf alle Fälle sind Formen internen Kolonialismus‘ für periphere Varietäten von Staatssprachen ebenso nachteilig wie für Minderheitensprachen. Sprachliche Plurizentrik – ohne Rücksicht auf Staatsgrenzen – kann diese Tendenzen verringern und vor allem dazu beitragen, größere, übergreifende Kommunikationsräume zu schaffen; die Fähigkeit der Betroffenen zur Kommunikation kann auf diese Weise elastischer werden. Allerdings ist die Handhabung der Konzepte delikats und setzt allemal voraus, dass der Stärkere die Interessen des Schwächeren wahrnimmt und anerkennt.

5. Bibliographie

Clyne, Michael (ed. 1992), *Pluricentric Languages*. Differing Norms in Differing Nations. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.

„Colonialisme interne“, in: https://fr.wikipedia.org/wiki/Colonialisme_interne [6.01.2020].

Farrenkopf, Ulrich (2011), *Die Entwicklung des Korsischen zur modernen Kultursprache*. Eine Fallstudie zu Sprachausbau und Sprachpolitik. Bonn: Romanistischer Verlag.

Hechter, Michael (1975), *Internal Colonialism*. The Celtic Fringe in British National Development. Berkeley: Univ. of California Press.

„Internal Colonialism“, in: https://en.wikipedia.org/wiki/Internal_colonialism [8.01.2020].

„Interner Kolonialismus“ in: https://de.wikipedia.org/wiki/Interner_Kolonialismus [6.01.2020]

Jäger, Ludwig (2010), *Ferdinand de Saussure zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Kloss, Heinz (1952), *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950*. München: Pohl [21978: *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwann].

- Kremnitz, Georg (i. Dr.), « Les conceptions fragmentarissantes et synthétissantes des langues en tant que facteurs de politiques linguistiques », erscheint in den Akten der Glottopolitik-Sektion des Romanistentages in Kassel 2019.
- Lafont, Robert (1967), *La révolution régionaliste*. Paris: Gallimard.
- Lafont, Robert (1971), *Décoloniser en France*. Les régions face à l'Europe. Paris: Gallimard.
- Marcellesi, Jean Baptiste (1984), « La définition des langues en domaine roman : les enseignements à tirer de la situation corse », in: Bouvier, Jean-Claude (éd.), *Actes du XVII^e congrès de linguistique et philologie romanes* (Aix-en-Provence 1983), Aix/Marseille: Université de Provence/Lafitte, vol. 7, 309-314.
- Marquard, Leo (1957), *South Africa's Colonial Policy*. Johannesburg: Institute of Race Relations.
- Salvi, Sergio (1973), *Le nazioni proibite*. Guida a dieci colonie « interne » dell'Europa occidentale. Firenze: Vallecchi.
- Saussure, Ferdinand de (1985 [1916]), *Cours de linguistique générale*. Publié par Charles Bally et Albert Séchehayé. Avec la collaboration de [sic] Albert Riedlinger. Edition critique préparée par Tullio de Mauro. Paris: Payot.
- Saussure, Ferdinand de (1997), *Linguistik und Semiotologie*. Notizen aus dem Nachlaß, Texte, Briefe und Dokumente, gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Saussure, Ferdinand de (2002), *Ecrits de linguistique générale*. Texte établi et édité par Simon Bouquet et Rudolf Engler. Paris: Gallimard.
- Scheerer, Thomas M. (1980), *Ferdinand de Saussure*. Rezeption und Kritik. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Wunderli, Peter (2014), *Ferdinand de Saussure: Cours de linguistique générale*. Studienausgabe in deutscher Sprache. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Lexikalische Nachschlagewerke ,Politischer Korrektheit‘ in der Romania.

Verbale Diskriminierung unter dem Deckmantel satirischer Sprachkritik

Dinah Leschzyk

Die Geschichte um den Begriff ,Politische Korrektheit‘ ist eine Geschichte voller Missverständnisse. Ende der 1960er Jahre in den USA von feministischen und antirassistischen Bewegungen genutzt, „[a]s a gesture of self-critique“ (Weir 1995: 53), wurde er auf die eigenen Mitglieder bezogen.¹ Medien griffen ihn zu Beginn der 1980er Jahre auf, „positioning readers as negotiating between desire/habit and principle in their choice of Christmas trees, coffee beans, and speech practices“ (Weir 1995: 54). Mitte der 1980er begannen Vertreter*innen des Neokonservatismus, sich den Begriff anzueignen.² Wie bei Aneignungen üblich, macht der Begriff nun einen Wandel durch: Die Positionen von Sprecher*in und Rezipient*in wird verändert und außerhalb sozialer Bewegungen verortet (vgl. ebd.). Die Rolle der Bewegungen wird in ihr Gegenteil verkehrt, indem man sie als Gefahr für die Rechte, die in einer Demokratie bestehen, darstellt, was „an attempted expulsion of left challengers from central social institutions“ gleichkommt (ebd.). PC, die zeitweise bevorzugte Abkürzung des englischen Ausdrucks politically correct, wurde zu einem „key term in a pattern of contrastive rhetoric“ umfunktioniert,

¹ Die einleitende Darstellung der Begriffsgeschichte orientiert sich an einem Teilkapitel zu „Antiqueeren Kampfbegriffen“ meiner Studie „Jair Bolsonaro ./.. LGBTIQ*“.

² ,Neokonservatismus‘ bezeichnet „in den 1960er- und 1970er-Jahren formulierte Ideen, die für die Förderung marktwirtschaftlicher Konzepte mit einem Rückzug des Staates aus dem ökonomischen und sozialen Bereich eintreten und für einen schlanken Staat, einen Abbau der Bürokratie ebenso wie für eine Stärkung der Familie, Kirche und traditioneller Werte plädieren“ (Lenz/Ruchlak 2001: 150).

„distinguishing vice from virtue in civic morality“ (ebd.). Mit dieser eigens vorgenommenen Uminterpretation etablierten Neokonservative die heute dominante Lesart und schufen einen Kampfbegriff, der auch 40 Jahre später noch effektiv eingesetzt wird.

Dass die Umdeutung des Begriffs Teil einer Medienstrategie ist, macht Lorna Weir (1995: 52) in ihrem hier zitierten Beitrag „PC Then and Now: Resignifying Political Correctness“ bereits vor 25 Jahren transparent: „The neoconservative critique of PC was a media strategy that contested prior meanings of PC.“ Auch die damit verfolgte Zielsetzung nennt Weir (1995: 52) explizit: „to delegitimize the presence of anti-racist and feminist politics within universities, the social movements that have arguably had the greatest impact on higher education in Canada and the United States.“ Der bittere Beigeschmack beim Lesen dieser Zeilen: Die Strategie funktioniert bis heute. ‚Politische Korrektheit‘ wird beständig als Argument angeführt, um „das Hinterfragen von überkommenen Tabus, Vorstellungen und Stereotypen zu karikieren und zu verfälschen“ (Dietzsch/Maegerle 1996).

Ein Dorn im Auge der Neokonservativen war nicht nur der Einfluss an den Rand gedrängter Gruppen auf den Bildungssektor, sondern auch ihre Präsenz „inside powerful social institutions such as the church and the state [...]“ (Weir 1995: 52f.), denn, „[d]ie Forderungen nach einer besseren Artikulation der Interessen und Sichtweisen [...] brachten mit sich, daß die gleichsam selbstverständliche Dominanz [sic] der angelsächsischen männlichen ‚mainstream‘-Kultur und ihrer Träger im öffentlichen Leben in Frage gestellt wurde“ (Dietzsch/Maegerle 1996). Hinzu kommt in dieser Situation, nach Ende des Kalten Krieges, „der Wegfall des kommunistischen Feindbildes“, sodass „[d]ie heftige Reaktion auf PC [...] in den USA dazu [dient], den Verlust von Selbstsicherheit und das Nachlassen äußerer Bedrohung zu ersetzen [...]“ (ebd.).

Zur gleichen Zeit, zu der ‚political correctness‘ in den USA zum Alltagswort wird, etabliert sich der Ausdruck langsam auch in Deutschland (vgl. Auer 2002: 291). Dass dabei nicht die Begriffsbestimmung von PC „als eine nicht-juristische Norm des richtigen politischen und sprachlichen Verhaltens“ (Meibauer 2013: 10) im Vordergrund steht, zeigt der 1996 erschienene, und hier bereits zitierte, Beitrag „Kampfbegriff aller Rechten: ‚Political Correctness‘“ von Martin Dietzsch und Anton Maegerle. Die Autoren stellen darin fest, dass es aufgrund des Fehlens von Bürgerrechtsbewegungen in US-amerikanischem Stil sowie mangelnder Kenntnisse über die US-amerikanische Politik in Deutschland keine Rezeption der mit dem Begriff ursprünglich verbundenen Forderungen gab, sondern dieser „nur über den Umweg der polemisch verzerrten Darstellung ihrer konservativen Kritiker

über den großen Teich [gelangte].“ Wie Dietzsch/Maegerle herausarbeiten, wird der Begriff in Deutschland als Teil einer „Kampagne zur Rehabilitierung rechts-extremer Positionen“ verwendet. Denn: Vor dem Hintergrund einer unterstellten Zensur wird die Äußerung rechtsextremistischer Inhalte im Sinne eines Tabubruchs nicht nur möglich, sondern mit Blick auf die Meinungsfreiheit sogar nötig. Während der Linken dabei bis heute laut Vanice Maria Oliveira Sargentini und Geovana Chiari (2019: 461) „o lugar do controle“ zugeschrieben wird, beansprucht die Rechte auf diese Weise „o dizer verdadeiro que permite a forma franca de enunciar.“

Neben ultrarechten Akteur*innen sind es jedoch auch demokratisch legitimierte Vertreter*innen der Politik sowie sprachlich versierte Journalist*innen, die ‚politische Korrektheit‘ aufrufen, um berechtigte Forderungen von Gleichstellungsbe-fürworter*innen zu diskreditieren. Dietzsch/Maegerle (1996) zeigen, dass Otto Graf Lambsdorff als „erste[r] demokratische[r] Politiker in der Bundesrepublik“ den Begriff negativ besetzt in die Debatte einführt. In einem Beitrag in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mit dem Titel „Deutschlands neue Denkverbote“ beschwört Lambsdorff 1995 eine „Diktatur der Political correctness“, die „Ausgrenzung an die Stelle von Auseinandersetzung“ setze und „[s]elbst moderat konservative Äußerungen [...] an den Rand des Abgrunds der öffentlichen Akzeptanz [drücke]“, sodass diese kaum mehr zu diskutieren seien.

Dass die in diesem eindrücklichen Sprachbild evozierte Macht marginalisierter Gruppen eine bloße Chimäre ist, weist ein Beitrag nach, der 2017 in der Wochenzeitung *Die Zeit* erschienen ist. Christian Staas stellt in „Vom Medienphantom zum rechten Totschlagargument: Die sonderbare Geschichte der Political Correctness“ pointiert fest: „Bizarr ist nur, dass sich kaum Anzeichen für eine real existierende Correctness finden. Aufrufe zur politischen Korrektheit oder auch nur eine positive Verwendung des Begriffs muss man mühsam suchen.“ Auf gut 400 Seiten geht Marc Fabian Erdl diesem Phänomen in „Die Legende von der Politischen Korrektheit. Zur Erfolgsgeschichte eines importierten Mythos“ bereits 2004 nach. Unter Referenz auf Erdls Arbeit konstatiert Staas (2017: 19), dass in den 1990er Jahre einzig die Musikzeitschrift *Spex* „unter ihrem Chefredakteur Diedrich Diederichsen das politisch Korrekte für cool befunden“ habe.³ Er resümiert: „Die PC, daran

³ Bei Erdl (2004: 200) heißt es hierzu, Diederichsen habe „im deutschen Diskurs um die ‚Political Correctness‘ gewiß eine Sonderstellung ein[genommen], genau wie die

gibt es keinen Zweifel, hatte in Deutschland von Anfang an viele Gegner und so gut wie keine Anhänger.“

Zeichnet man die Begriffsgeschichte der ‚politischen Korrektheit‘ nach, zeigt sich schnell, „a história do politicamente correto é a história do antipoliticamente correto“, wie Moira Weigel in einem mit „O discurso contra o politicamente correto é uma retórica que inviabiliza o debate democrático“ überschriebenen Interview 2018 in *El País Brasil* festhält.⁴ Sie führt weiter aus, „[o] termo aparece somente por pessoas atacando quem elas consideram politicamente correto.“ Dabei tritt neben die Verwendung von ‚Political correctness‘ als Stigmawort (vgl. Auer 2002: 291), das hauptsächlich „zur Diskreditierung von Menschen [...], die sich gegen sprachliche Diskriminierung engagieren“ (Stefanowitsch 2018: 13) genutzt wird, schon früh das Phänomen, dass Vorschlägen eines diskriminierungsfreien Sprachgebrauchs mit Hohn, Spott und Ironie begegnet wird. Dass dabei ein schmaler Grat zwischen einer (selbst-)ironischen, satirischen Perspektive, die im Hinblick auf eine (selbst-)kritische Hinterfragung der Diskrepanz zwischen Zielsetzung und Wirkung wertvolle Hinweise gibt, und einer Ridikülisierung mit Ausschlussfunktion besteht, wird im Folgenden anhand eines besonderen Genres gezeigt, dem Wörterbuch politisch korrekten Sprachgebrauchs.

Bereits 1992 veröffentlichten Henry Beard⁵ und Christopher Cerf „The Official Politically Correct Dictionary and Handbook“ und schaffen damit den Prototyp für Zusammenstellungen satirischer Definitionen.⁶ Seither dominieren spöttisch-ironi-

von ihm mitherausgegebene Musikzeitschrift *Spex*, in der der Begriff bis in die späten Neunziger Jahre hinein meist affirmativ gebraucht wurde.“

⁴ Das von Ricardo Della Coletta geführte Interview vom 08.09.2018 ist online einsehbar unter: <https://brasil.elpais.com/brasil/2018/08/20/politica/1534788456384604.html> (22.05.2020).

⁵ Zur Person liefert ein originellerweise auf Latein verfasster Wikipedia-Eintrag folgende Auskunft: „Henricus Barbatus (Anglice: Henry Beard) est scriptor, comicus, socius, et alumnus periodici nomine Harvard Lampoon est, cuius prolem National Lampoon cum aliis condidit. Inter totum magnum corpus librorum satyricorum praestant tres de lingua latina scripti, ex quibus multae sententiae nunc bene notae sunt et per interrete ubique circumferuntur“ (https://la.wikipedia.org/wiki/Henricus_Barbatus, 21.05.2020).

⁶ Beards Bibliografie weist weitere Titel im selben Stil auf, so z. B. „Sailing: A Sailor’s Dictionary“ (1981), „Cooking: A Cook’s Dictionary“ (1985), „The Official Sexually Correct Dictionary and Handbook“ (1995) und „Computing: A Hacker’s

sche Leitfäden eines ‚politisch korrekten‘ Sprachgebrauchs gegenüber ernstgemeinten Kompilationen von Ausdrücken, die es im Hinblick auf ihre diskriminierende Wirkung kritisch zu betrachten gilt, die öffentliche Wahrnehmung. Im kommerziellen Bereich gibt es ausschließlich Verballhornungen diskriminierungssensibler Ausdrücke.⁷ Auch ‚die Mutter aller Wörterbücher politisch korrekten Sprechens‘ (Zitat von mir), Beards und Cerfs „The Official Politically Correct Dictionary and Handbook“, wird bei einem großen Online-Händler als „a bestselling guide“ beworben.⁸ Die zweite Auflage von 1993 enthalte „even more real and satirical definitions“.

Zwei Jahre nach Veröffentlichung des englischsprachigen Originals erscheint unter dem Titel „Dicionário do Politicamente Correto“ 1994 eine Übersetzung von Beards und Cerfs Handbuch ins brasilianische Portugiesisch. In der Rezeption wird der Gegenstand des Wörterbuchs aufgefasst als, „[o]s exageros de alguns integrantes do movimento do politicamente correto“, wie etwa die *Folha de Londrina*, eine im brasilianischen Bundesstaat Paraná herausgegebene Zeitung, unter Nennung beispielhafter Einträge berichtet (o. V. 1998).⁹ Das Repertoire des *Dicionário* umfasst harmlose Späßchen à la *bêbado* unter Angabe der Bedeutung ‚quimicamente alterado‘ und *relaxado* als ‚pessoa com senso de organização não-tradicional‘. Es finden sich jedoch auch Definitionen, bei denen einem das Lachen im Halse stecken bleibt, wie die von *marido* als ‚estuprador legalizado‘ und *esposa* als ‚operária sexual não-remunerada‘. In einer Rezension, erschienen in der *Folha de São Paulo* 1994, konstatiert José Geraldo Couto:

Dictionary“ (1999) (vgl. https://en.wikipedia.org/wiki/Henry_Beard, 21.05.2020). Es scheint sich um ein lohnendes lexikografisches Geschäft zu handeln.

⁷ Selbst für die Vermarktung eines Kochbuchs wird auf den Ausdruck ‚politisch korrekt‘ zurückgegriffen: Fallon, Sally/Enig, Mary G. (2016), *Das Vermächtnis unserer Nahrung: Das freie Kochbuch ohne politisch korrekte Ernährung. Mit der Heilkraft von über 700 zeitlosen Rezepten*. Kandel: Unimedica.

⁸ Aus der Beschreibung von „The Official Politically Correct Dictionary and Handbook: Updated! New Entries! (Englisch) Taschenbuch – 12. Oktober 1993“ auf: www.amazon.de/Official-Politically-Correct-Dictionary-Handbook/dp/0679749446 (21.05.2020).

⁹ Die im folgenden zitierten Beispiele sind diesem Artikel entnommen, da die einzige in öffentlichen Bibliotheken in Deutschland verfügbare Ausgabe der Publikation aufgrund der Corona-Pandemie nicht über die Fernleihe versendet wird und es selbst online keine Kaufoption gibt.

A pretexto de zombar dos exageros raivosos e ridículos do chamado PC (coisas como chamar um bife de ‚carcaça animal processada‘), os autores acabaram incluindo no mesmo saco termos e conceitos nada risíveis, como os de etnocentrismo, pluralismo ideológico, exploração econômica, imperialismo cultural.

Couto verweist auf die Anmerkung des Übersetzers Moacyr Scliar, der im Vorwort der portugiesischen Ausgabe darauf hingewiesen habe, dass die Autoren „muitas vezes não tiveram a sensibilidade para distinguir os exageros risíveis das coisas sérias.“ Couto schließt, „[é], em última análise, um dicionário profundamente conservador.“ Im Folgenden stehen Publikationen desselben Genres in anderen romanischen Sprachen im Fokus.

2001 wird der französischsprachige Titel „Manuel du politiquement correct“ von Vladimir Volkoff (Éditions du Rocher, Monaco) veröffentlicht und als „un antidote puissant à la tyrannie de l’air du temps“ beworben.¹⁰ In diesem stehen Wörter im Mittelpunkt, die als Euphemismen verwendet werden, wie etwa *évènement*, das als „remplace les mots catastrophe, calamité, crime, miracle, victoire, défaite, disparition, massacre, agression, et [...] qui ont tous l’air de porter un jugement de valeur sur la chose dont on parle“ erläutert wird (Volkoff 2001: 8 zitiert nach Cotlău 2014: 100). Aufgeführt werden weiterhin *accompagner*, *citoyen*, *communauté*, *culture*, *déficit*, *émergent*, *espace*, *gérer*, *rendez-vous* und *variante* (ebd.). Die Definition von *foetus* als „seul être humain dont il est politiquement correct de trancher la vie sans réprobation, et dont la mort est remboursé par la sécurité sociale“¹¹ wirkt dabei so schmerzhaft, wie es von Satire erwartet werden muss – ein versuchter Ausschluss minorisierter Gruppen liegt hingegen nicht vor.

2004 erscheint mit „Igiene verbale. Il politicamente corretto e la libertà linguistica“ von Edoardo Crisafulli¹² „[p]er la prima volta in Italia un volume che affronta la spinosa questione con esempi illuminanti e con un ricco glossario della terminologia ‚politically correct‘ in uso nella cultura angloamericana“, wie auf

¹⁰ Zitat Sylvain Lefort auf www.amazon.com/Manuel-politiquement-correct-Vladimir-Volkoff/dp/2268039323 (22.05.2020).

¹¹ Zitiert nach Julie Mamejean (2006), „De la manoeuvre des moeurs et du silence des mots dans le lexique français“. In: *Memoire Online*, www.memoireonline.com/02/07/363/m_le-politiquement-correct-entre-splendeur-et-trahison33.html#fn261 (22.05.2020).

¹² Der Autor wird auf dem Buchrücken vorgestellt als „funzionario del Ministero degli Affari esteri, dal 2003 dirige l’Istituto Italiano di cultura di Haifa, in Israele.“ Weiterhin wird auf seine Übersetzung der „Divina Commedia“ ins Englische verwiesen.

dem Buchrücken erläutert wird. Wie das Zitat zeigt, handelt sich nicht um ein Wörterbuch im engeren Sinne, enthalten sind aber zahlreiche beispielhafte Einträge sowie ein Glossar, das englischsprachige Ausdrücke und ihre italienischen Äquivalente aufführt. Obgleich dieses – wie gesehen – als „ricco“ bezeichnet wird, ist es mit einem Umfang von lediglich vier Seiten sehr kurz. Es wird eingeleitet mit den Worten, „[c]hi vuol essere politicamente scorretto dovrebbe usare i vocaboli nella colonna di sinistra.“ Der erste Eintrag dieser Säule, die mit „No“ überschrieben ist, lautet: „*Nigger, negro* (negro)“; die mit „Sì“ überschriebene Alternative: „*African American* (afroamericano)“ (Crisafulli 2004: 159). Dass es sich 2004 hierbei noch um einen zu diskutierenden Ausdruck gehandelt haben soll, erscheint aus heutiger Sicht nahezu unglaublich. Weitere Einträge betreffen u. a. die Sichtbarmachung von Frauen bei der Ausübung männlich dominierter Berufe, wie „*fireman* (vigile del fuoco)“ als *firefighter* (Crisafulli 2004: 160), ein Beispiel bei dem es im Italienischen keine Differenz zwischen der maskulinen und der femininen Form des Lexems geben muss, da die Kategorie ‚Gender‘ in binärer Auslegung durch den maskulinen Artikel *il* bzw. den femininen Artikel *la* ausgedrückt werden kann: *il/la vigile del fuoco*. Teilweise wird die Form *vigilessa* als allgemein gebräuchlicher ausgewiesen (vgl. Gabrielli 2015).¹³ Diese führt Crisafulli aber nicht auf. Unter „Sì“ gibt er lediglich den englischen Ausdruck *firefighter* an. Den *chairman*, der im Englischen durch das genderneutrale *chairperson* ersetzt werden kann, übersetzt der Autor (2004: 160) mit ‚presidente di commissione‘ und verzichtet abermals auf das italienische Äquivalent einer gendergerechten Form.

In Spanien erscheint 1997 „Políticamente correcto. O cómo decir las cosas sin llamarlas por su nombre“ von José Ramón Julio Márquez Martínez, besser bekannt als Ramoncín¹⁴, der „sin pretensiones académicas, con la sola intención de pasar

¹³ Andere Quellen verweisen darauf, dass die Verwendung von *la vigile* üblich sei, die Bildung *vigilessa* hingegen scherzhaft verwendet würde: „Per il personale di sesso femminile, si usa in genere *vigile* preceduto dall’art. femm. (*la vigile che sorveglia l’uscita dalla scuola; una vigile inflessibile*), ma con sfumatura più o meno iron. o scherz., talvolta spreg., anche *vigilessa!*“ (Treccani 2020). Bei einer dritten Variante wird angegeben, dass es sich um Synonyme handle (vgl. Telve 2011). Die Suchmaschine *Google* verzeichnet unter ‚la vigile del fuoco‘ 2540 Treffer. Der Suchbegriff ‚vigilessa del fuoco‘ führt zu über 7400 Treffern (Stand: 30.07.2020).

¹⁴ Ramoncín, geboren 1955, ist Sänger, Autor und Schauspieler, „[h]oy sigue haciendo, canciones, libros, conciertos, programas de radio y tv...“, wie auf seiner Homepage zu erfahren ist: www.ramoncin.com/biografia/ (22.05.2020).

un rato divertido“ eine Sammlung von Ausdrücken erstellt hat, „que intentan disfrazar o hacer más amable lo que verdaderamente se quiere decir con ellas“ (Ramoncín 1997). Diese Darstellung, die vom Buchrücken stammt, zeigt, dass es nicht um diskriminierungssensiblen Sprachgebrauch im Kontext marginalisierter Gruppen geht, sondern um eine Kritik an Euphemismen in Werbung, Medien und Politik. Die beispielhaft angeführten Ausdrücke unterstreichen dies. Genannt werden (in nicht alphabetischer Reihenfolge): *Molesto (o algo molesto)*, *Arrendar*, *Hemorroide*, *Cosmética*, *Achique de espacios* und *evaluación*. Letztere wird erläutert als „[e]xamen, prueba. Los nervios se controlan mejor si en lugar de un ‚examen‘ se hace una ‚evaluación‘.“ Zielsetzung Romancíns sei es, „pone[r] al descubierto la cursilería y las dobles intenciones con las que algunos se expresan“ (ebd.).

Gänzlich anders ausgerichtet ist das 2004 erschienene „Diccionario de lo políticamente incorrecto“ von Carlos Rodríguez Braun. In diesem findet sich als Kommentar zu *Nazis*, „[c]uriosamente son considerados de derechas, a pesar de que se autodenominan socialistas, nacional-socialistas“ – weitere Einträge werden nach dieser Ausführung für den vorliegenden Beitrag getrost außer Acht gelassen. 2016 bereits in zweiter Auflage erschienen ist „¡No le llame negro, llámeme subsahariano!: Guía para conocer y evitar ser ‚políticamente correcto‘“ von Felipe Botaya García.¹⁵ Auf dem Buchrücken heißt es verschwörerisch: „En las hojas que usted tiene por delante, emprenderá un viaje al oscuro mundo de la ingeniería de control lingüística con la que nos hacen pusilánimes en reacción e incluso auténticos ‚loros‘ repitiendo esa snob locución que flagela la verdad.“ Unter einer als ‚Razas‘ überschriebenen Rubrik findet sich der rassistische Hinweis:

La raza y su aceptación social [...] es uno de los grandes caballos de batalla de la ‚Corrección Política‘. La idea es aceptarles sin discutir y entender que no sólo nos aportan riqueza, sino que es conveniente el mestizaje para que nuestra sociedad sea multirracial y como consecuencia multicultural, que es el paradigma del paraíso en la tierra. (Botaya García 2016: 168)

Wie die folgende Auflistung zeigt, stört sich der Autor an differenzierenden Kategorien. Für ihn sind alle *negro* oder *blanco*. Dass sein simplizistisches, diskriminierendes Weltbild zu kurz greift, zeigt sich bereits bei dem ersten Definitionsversuch seiner Auflistung, wenn er *afroamericano* mit „[t]érmino sensible y correcto para referirse a los negros de los USA“ umschreibt (Botaya García 2016: 168).

¹⁵ Erste Auflage: 2009.

Dieses reduktionistische Prinzip wird auch in den anderen Rubriken angewandt. Unter ‚Profesiones‘ beispielsweise werden *docente* und *experto* als ‚profesor‘ zusammengefasst (Botaya García 2016: 177).

Dass es in keinem Fall ein durch die *Real Academia Española* (RAE) offiziiertes Wörterbuch ‚politisch korrekten‘ Sprachgebrauchs in antidiskriminatorischer Lesart geben werde, stellt die altehrwürdige, höchste sprachpolitische Institution Spaniens 2018 zum wiederholten Male klar.¹⁶ Institutsleiter Darío Villanueva spricht in einer Rede anlässlich der Verleihung des Masterabschlusses in „Gobernanza y Derechos Humanos“ an der *Universidad Autónoma de Madrid* (UAM) von „corrección política“ als „una nueva forma de censura“ – und folgt damit einem altbekannten Muster.¹⁷ Es handle sich um „[u]na censura perversa, para la que no estábamos preparados, pues no la ejerce el Estado, el Gobierno, el Partido o la Iglesia, sino fragmentos difusos de lo que denominamos sociedad civil“, heißt es hier reißerisch.¹⁸ Auch im eingangs zitierten „Diccionario do Politicamente Correto“ definieren Beard und Cerf den Terminus *politicamente correcto*. Sie verweisen darauf, dass dieser selbst nicht mehr ‚politisch korrekt‘ sei und empfehlen daher, den Ausdruck *culturalmente sensível* zu verwenden. Aber ist es wirklich das? Geht es um Sensibilität? Eine (übertriebene) Empfindsamkeit oder Feingühligkeit?

In „Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen“ arbeitet Anatol Stefanowitsch (2018: 13) heraus, welche Vorwürfe im Allgemeinen

¹⁶ Bereits 2012 stellt der damalige Leiter der RAE, José Manuel Blecua, im Kontext einer Debatte um sexistischen Sprachgebrauch fest, „[e]l Diccionario no tiene que ser políticamente correcto, sino descriptivamente correcto“ (zitiert nach Miguel Lorenci, 14.03.2012, „Diccionario sin corrección política“, In: *La Rioja*, abrufbar unter: www.larioja.com/v/20120314/cultura/diccionario-correccion-politica-20120314.html?ref=https:%2F%2Fwww.google.com%2F, 21.05.2020).

¹⁷ Vgl. den Beitrag in der Rubrik *Noticias*: www.rae.es/noticias/dario-villanueva-la-correccion-politica-es-una-nueva-forma-de-censura (21.05.2020). Die Rede mündet in eine Publikation mit dem Titel „Corrección política, lengua y posverdad“, erschienen 2019 bei *Fundación Santillana*.

¹⁸ Im Folgenden stellt Villanueva das *Diccionario de la Real Academia Española* als rein dokumentarisch dar: „A la RAE se le acusa una y otra vez de agraviar a individuos o grupos simplemente por incluir palabras consideradas ofensivas por ellos, palabras que existen en el uso del idioma y están ampliamente documentadas por escrito; palabras que la RAE no ha inventado, sino simplemente recogido de la lengua soberana creada y utilizada por los hablantes“ (Villanueva zitiert nach Real Academia Española, 2018)

angeführt werden, wenn von ‚politischer Korrektheit‘ die Rede ist: Von einer behaupteten Zensur zur Zerstörung literarischer Traditionen sowie der Sprache in Gänze – anhand sprachgeschichtlicher Fakten, sprachästhetischer Überlegungen und schlicht logischer Argumente entkräftet Stefanowitsch sie alle. Er fasst zusammen:

Wenn wir alle Vorwürfe der Zensur und Geschichtsfälschung, Sprach- und Literaturverdrehung abziehen, bleibt eine Gemeinsamkeit der beschriebenen Beispiele übrig: dass sie sich gegen die sprachliche Herabwürdigung bestimmter Gruppen richten. (Stefanowitsch 2018: 21)

Gruppen sind gesellschaftlich konstruiert, eine Erfahrung, die neuerdings auch eine Gruppe macht, die tendenziell eher wenig Sinn in einem antidiskriminierenden Sprachgebrauch sieht, mit Blick auf ihre eigene Darstellung, die zuvor noch belächelten Prämissen aber mitunter anders zu bewerten scheint: ‚Alte weiße Männer‘. Eine Kategorie, die nicht alle alten, weißen Männer umfasst, sondern, verstanden mit Sophie Passmann, Autorin von ‚Alte weiße Männer: Ein Schlichtungsversuch‘ (2019), diejenigen benennt, bei denen „das Gefühl der Überlegenheit, gepaart mit der scheinbar völligen Blindheit für die eigenen Privilegien“ besteht.¹⁹ In seinem Beitrag „Hört auf zu jammern, alte weiße Männer!“ arbeitet Till Raether, der sich selbst als „alter weißer Mann“ bezeichnet, heraus, warum sich „alte weiße Männer [...] dagegen wehren, alte weiße Männer genannt zu werden“.²⁰ Der Journalist stellt fest:

Es tut weh, weil es sich ungerecht anfühlt, für etwas angegriffen zu werden, das man sich nicht ausgesucht hat, und was ja per se auch nichts Schlechtes ist, und deshalb reagiert man empfindlich und zerbrechlich und beleidigt zurück, von oben nach unten.

Wie Raether (2018) ausführt, „hat es sich [keiner] ausgesucht, alt, weiß und ein Mann zu sein. Aber jeder einzelne sucht sich aus, ob er weiter auf Kosten anderer davon profitieren möchte.“ ‚Weiß‘ und ‚Mann‘ sind länderübergreifend die beiden

¹⁹ Zitiert nach Thomas Kerstan (2019): „‚Alte weiße Männer‘ Arbeit am Feindbild“, erschienen am 14.03.2019 in *ZEIT Literatur*, Nr. 12/2019, online abrufbar unter: www.zeit.de/2019/12/alte-weisse-maenner-sophie-passmann-feminismus (17.05.2020).

²⁰ Der Beitrag ist am 09.08.2018 in *Süddeutsche Zeitung Magazin* erschienen, abrufbar unter: <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/leben-und-gesellschaft/hoert-auf-zu-jammern-alte-weisse-maenner-85975> (17.05.2020).

Kategorien größtmöglicher Privilegierung. Mit der Zuschreibung ‚alt‘ verhält es sich anders, wobei das Stichwort *Ageism* für die hier angesprochene Gruppe eher keine zu berücksichtigende Kategorie darstellen dürfte, denn wie heißt es im „Dicionário do Politicamente Correto“: *velho* – ‚cronologicamente abastado‘ (zitiert nach o. V. 1998).

In konstruktivistischer Lesart sind „die Ideen einer Kategorisierung von Menschen als gegenderte oder rassifizierte Gruppen diskursiv hergestellt [...], diskursiv getragen, tradiert und naturalisiert [...]“ (Hornscheidt 2013: 31). Borrillo (2009: 31) führt aus:

Essa categorização constitui uma forma de poder gerador de desigualdades. Sejam de raça ou de classe, sejam de gênero ou de sexualidade, todas as categorias têm por objeto organizar intelectualmente a divergência, naturalizando-a. Durante muito tempo, a diferença de sexos justificou o tratamento discriminatório (tutelar) das mulheres da mesma maneira que a diferença de raças legitimou a escravidão e o colonialismo. Apesar dos avanços, o problema da desigualdade está longe de ser resolvido [...].

‚Wahrheit‘ existiert nicht einfach. Sie wird in Form von Wissen über gesellschaftliche Aushandlungsprozesse innerhalb von Diskursgemeinschaften konstruiert (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011: 46). Die Dinge sind nicht einfach, wie sie sind. Sie sind so, wie wir sie darstellen. Dass eine auf die Gleichbehandlung aller ausgerichtete Konstruktion gerade im universitären Kontext eine zentrale Aufgabe ist, erschließt sich unmittelbar. Es sei mir am Ende dieses Beitrags eine persönliche Note gestattet: Danke, lieber Joachim, dass du in deiner prägenden Position an der Justus-Liebig-Universität Gießen einschließend formuliert (*), diskriminierende Denominationen kritisch thematisiert und ein ums andere Mal die korrekte Terminologie erläutert hast. Das macht für mich die Bornistik aus!

Literaturverzeichnis

- Auer, Katrin (2002), „‚Political Correctness‘ – ideologischer Code, Feindbild und Stigmawort der Rechten“. In: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 31(3), 291–303.
- Beard, Henry/Cerf, Christopher (1992), *The Official Politically Correct Dictionary and Handbook*. New York, N.Y., Villard Books.
- Beard, Henry/Cerf, Christopher (1994), *Dicionário do Politicamente Correto*. [Einleitung Moacyr Scliar; Übersetzung Vera Karam/Sérgio Karam] São Paulo: L & PM.

- Borrillo, Daniel (2009), „A homofobia“. In: Lionço, Tatiana/Diniz, Debora (Hrsg.), *Homofobia & Educação: um desafio ao silêncio*, Brasília: LetrasLivres/UnB, 15–46. Online verfügbar unter: www.sxpolitics.org/ptbr/wp-content/uploads/2009/05/homofobia_e_educacao.pdf (28.06.2020).
- Botaya García, Felipe (2016²), *¡No le llame negro, llámele subsahariano!: Guía para conocer y evitar ser ,políticamente correcto‘*. Alicante: Eas.
- Couto, José Geraldo (1994), „Dicionário satiriza o ‚politicamente correto““. In: *Folha de S. Paulo*, 27.08.1994. www1.folha.uol.com.br/fsp/1994/8/27/ilustrada/7.html (27.06.2020).
- Cotlău, Maria (2014), „Aspects politiques et linguistiques de l’expression ‚politiquement correct““. In: Hometkovski, Ludmila (ed.), *Acta didactica – Interconexiunea paradigmelor didactice și metodologice în predarea limbilor străine*. 23.01.2014. Chișinău: Universitatea Liberă Internațională din Moldova, 92–105. Online verfügbar unter: https://ibn.idsi.md/sites/default/files/imag_file/Interconexiunea%20paradigmelor_2014_didactice.pdf (27.06.2020).
- Crisafulli, Edoardo (2004), *Igiene verbale. Il politicamente corretto e la libertà linguistica*. Florenz: Vallecchi.
- Della Coletta, Ricardo (2018), „Moira Weigel: ‚O discurso contra o politicamente correto é uma retórica que inviabiliza o debate democrático‘. Entrevista / Moira Weigel, Pesquisadora de Harvard“. In: *El País Brasil*. 08.09.2018. https://brasil.elpais.com/brasil/2018/08/20/politica/1534788456_384604.html (23.05.2020).
- Dietzsch, Martin/Maegerle, Anton (1996), *Kampfbegriff aller Rechten: ‚Political Correctness‘*. Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. www.diss-duisburg.de/1996/05/kampfbegriff-aller-rechten-political-correctness (22.05.2020).
- Erdl, Marc Fabian (2004), *Die Legende von der Politischen Korrektheit. Zur Erfolgsgeschichte eines importierten Mythos (= Lettre)*. Bielefeld: transcript.
- Fallon, Sally/Enig, Mary G. (2016), *Das Vermächtnis unserer Nahrung: Das freie Kochbuch ohne politisch korrekte Ernährung*. Mit der Heilkraft von über 700 zeitlosen Rezepten. Kandersteg: Unimedica.
- Gabrielli, Aldo (2015³), *Grande Dizionario Italiano* [Pivetti, Massimo/Gabrielli, Grazia, Hrsg.]. HOEPLI. www.grandidizionari.it/Dizionario_Italiano/parola/V/vigile.aspx?query=vigile (27.06.2020)

- Hornscheidt, Lann (2013), „Der Hate Speech-Diskurs als Hate Speech: Pejorisation als konstruktivistisches Modell zur Analyse diskriminierender Sprachhandlungen“. In: Meibauer, Jörg (Hrsg.), *Hassrede/Hate speech. Interdisziplinäre Beiträge zu einer aktuellen Diskussion*. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 28–58.
- Kerstan, Thomas (2019), „„Alte weiße Männer‘ Arbeit am Feindbild“. In: *ZEIT Literatur*, 12, 14.03.2019. www.zeit.de/2019/12/alte-weisse-maenner-sophie-passmann-feminismus (23.05.2020).
- Lambsdorff, Otto Graf (1995), „Deutschlands neue Denkverbote“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 177, 02.08.1995, 10.
- Lenz, Carsten/Ruchlak, Nicole (2001), *Kleines Politik-Lexikon* (=Lehr- und Handbücher der Politikwissenschaft). München/Wien: Oldenbourg.
- Lorenci, Miguel (2012), „Diccionario sin corrección política“. In: *La Rioja*, 14.03.2012. www.larioja.com/v/20120314/cultura/diccionario-correccion-politica-20120314.html (23.05.2020).
- Mamejean, Julie (2006), „De la manoeuvre des moeurs et du silence des mots dans le lexique français“. In: *Memoire Online*. www.memoireonline.com/02/07/363/m_le-politiquement-correct-entre-splendeur-et-trahison33.html#fn261 (22.05.2020).
- Meibauer, Jörg (2013), „Hassrede – von der Sprache zur Politik“. In: Meibauer, Jörg (Hrsg.), *Hassrede/Hate speech. Interdisziplinäre Beiträge zu einer aktuellen Diskussion*. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek, 1–16.
- Oliveira Sargentini, Vanice Maria/Chiari, Geovana (2019), „Mentirosos, corruptos e comunistas! As Fake News e o politicamente incorreto“. In: *Discurso & Sociedade, Número especial: Eleições presidenciais brasileiras de 2018 – o retorno de um alhures intolerante ao poder: leituras discursivas*, 13(3), 449–467.
- o. V. (1998), „Dicionário do PC“. In: *Folha de Londrina*, 22.08.1998. www.folha-delondrina.com.br/cidades/dicionario-do-pc-93550.html (27.05.2020).
- o. V. (2016), „Henricus Barbatus“. In: *Wikipedia*. https://la.wikipedia.org/wiki/Henricus_Barbatus (23.05.2020).
- o. V. (2020), „Henry Beard“. In: *Wikipedia*. https://en.wikipedia.org/wiki/Henry_Beard (23.05.2020).
- Raether, Till (2018), „Hört auf zu jammern, alte weiße Männer!“. In: *Süddeutsche Zeitung Magazin*, 09.08.2018. <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/leben-und-gesellschaft/hoert-auf-zu-jammern-alte-weisse-maenner-85975> (23.05.2020).

- Ramoncín [José Ramón Julio Márquez Martínez] (1997), *Políticamente correcto. O cómo decir las cosas sin llamarlas por su nombre*. Madrid: Ediciones Temas de Hoy.
- Ramoncín (2009), *Biografía*. www.ramoncin.com/biografia (27.06.2020).
- Real Academia Española (2018), *Darío Villanueva: „La corrección política es una nueva forma de censura“*. 14.03.2018. www.rae.es/noticias/dario-villanueva-la-correccion-politica-es-una-nueva-forma-de-censura (23.05.2020).
- Rodríguez Braun, Carlos (2004), *Diccionario de lo políticamente incorrecto*. Madrid: LID.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo Hans Oskar (2011), *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin: De Gruyter.
- Staas, Christian (2017), „Vom Medienphantom zum rechten Totschlagargument: Die sonderbare Geschichte der Political Correctness“. In: *Die Zeit*, 4, 19.01.2017, 19.
- Stefanowitsch, Anatol (2018), *Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*. Berlin: Dudenverlag.
- Telve, Stefano (2011), „maschile e femminile nei nomi di professione [prontuario]“. In: *Enciclopedia dell’Italiano*, www.treccani.it/enciclopedia/maschile-e-femminile-nei-nomi-di-professione-prontuario_%28Enciclopedia-dell%27Italiano%29/ (30.07.2020).
- Treccani (2020), „vigile“. In: *Vocabolario on line*, www.treccani.it/vocabolario/vigile (30.07.2020).
- Volkoff, Vladimir (2001), *Manuel du politiquement correct*. Monaco: Éditions du Rocher.
- Weir, Lorna (1995), „PC Then and Now: Resignifying Political Correctness“. In: Richer, Stephen/Weir, Lorna (Hrsg.), *Beyond Political Correctness. Toward the inclusive university*. Toronto: University of Toronto Press, 51–87.

Políticas Linguísticas e Educação – O Caso de Moçambique

Sarita Monjane Henriksen

Introdução

O principal objectivo deste artigo é de apresentar uma breve reflexão sobre a questão da Língua e Educação, num contexto caracterizado pela coabitação e coexistência de uma multiplicidade de línguas maternas, como é o caso de Moçambique. Esta reflexão apresenta-se relevante especialmente no contexto actual que justifica a necessidade premente de proteger a diversidade linguística mundial e ainda dentro de um quadro global que aponta para a importância da escolarização na língua materna, como uma pré-condição para o sucesso escolar.

O período pós-independência em Moçambique testemunha a adopção do Português como a única língua oficial do país, transformando-se na única língua veículo de instrução em todos os níveis de ensino, desde o nível primário básico, passando pelo nível secundário até ao nível universitário. A adopção de uma língua colonial como língua oficial não é restrita ao contexto moçambicano, mas comum à maioria dos países africanos recém-independentes, tratando-se, portanto, de uma decisão certamente inspirada por uma ideologia de assimilação. A decisão de adoptar o português em detrimento de todas as outras línguas existentes no mosaico linguístico do país foi justificada por um forte objectivo de promoção da unidade nacional. Este artigo analisa, de forma sucinta, as políticas de educação linguística adoptadas pelas autoridades moçambicanas, concentrando-se particularmente no programa de escolarização bilingue, actualmente implementado. Além disso, o artigo defende ainda a necessidade de políticas de educação linguística inspiradas por uma ideologia pluralista, em que a planificação das políticas de línguas na educação deve, desde muito cedo, estar centrada não só na promoção do ensino e aprendizagem das línguas europeias modernas, como o português, o inglês e o francês, mas também das línguas moçambicanas.

A metodologia adoptada para a redacção deste artigo consistiu principalmente na revisão de literatura sobre o estado da arte na área de planificação das línguas

curriculares e políticas educativas em Moçambique, bem como em estudos anteriores realizados pela autora (ver, por exemplo, Henriksen 2010).

Multilinguismo e diversidade linguística em Moçambique

Tal como em muitos outros países africanos, o multilinguismo e a diversidade etnolinguística caracterizam Moçambique, um país que acolhe mais de 20 línguas, a maioria das quais da família de línguas Bantu. Para além das línguas bantu, que na realidade também funcionam como línguas transfronteiriças, faladas também nos países vizinhos da África Austral, outras línguas presentes na paisagem linguística do país incluem o árabe, o chinês e línguas asiáticas, de origem indiana. Em relação as línguas transfronteiriças, os destaques vão, por exemplo, para o Changana, falado no sul do país, que é partilhado com a África do Sul e o Swahili, falado não só no norte de Moçambique, especificamente na Província de Cabo Delgado, mas também na Tanzânia.

Conforme acima indicado, apesar do multilinguismo existente, na altura da independência, em 1975, o português foi seleccionado como a única língua oficial do país, a única língua usada como meio de instrução e o principal veículo da administração pública, apesar de, na época, a percentagem de falantes da língua portuguesa ser inferior a 10% (Instituto Camões 2009).

A adopção das antigas línguas coloniais como línguas oficiais constituiu uma prática comum em muitos países independentes em África (Tsonope 1995; Roy-Campbell 2003). Segundo Firmino 2005, no caso de Moçambique, a principal razão para a escolha da língua do ex-colonizador em detrimento das línguas moçambicanas consistiu na dificuldade de seleccionar apenas uma língua de entre as várias línguas presentes no mosaico linguístico do país. Além disso, a língua portuguesa, embora falada por uma pequena minoria de moçambicanos aquando da independência, era vista como não tendo qualquer marca regional ou étnica e, sobretudo, era conhecida pelas elites, especialmente aquelas que tinham passado pelo sistema de ensino colonial (Firmino 2005).

De acordo com Ganhão (1979), o português era certamente uma língua politicamente neutra em Moçambique, mas mesmo sendo falada por uma percentagem muito pequena de moçambicanos, a língua serviria perfeitamente para os propósitos da construção da jovem nação. A percepção do multilinguismo ou da diversidade linguística como sendo um problema estava certamente presente em Moçambique na altura da independência. A este propósito, Ruíz (1984, 7-10) argumenta que uma grande parte do trabalho no domínio da planificação linguística

foi inspirada pela preponderância de abordagens de planificação linguística orientadas para problemas, que parecem estabelecer uma ligação entre a língua e a diversidade linguística com problemas sociais e, por conseguinte, o multilinguismo é entendido como levando, em última análise, a uma falta de coesão social, com todos a falar a sua própria língua, sendo impossível o consenso político e social. A perspectiva de um Moçambique multilingue estava fora da agenda política; o objectivo principal, na altura, era a construção urgente da nação moçambicana e a necessidade de fazê-la funcionar como tal. O facto de haver tantas línguas faladas pelos vários grupos étnicos que constituem a nova República e o facto de nenhuma delas ser falada a nível nacional como Língua Franca, teria provavelmente constituído um entrave ao nascimento da nova nação.

Argumenta-se que a decisão de optar pelo português como única língua oficial do país foi profundamente analisada em termos políticos, tendo como principal objectivo a preservação da unidade nacional e da integridade do território (Ganhão 1979); e esta decisão não remonta na realidade a 1975, mas sim a 1962, quando a FRELIMO foi oficialmente estabelecida como a frente de libertação de Moçambique. Porque os membros da Frente de Libertação Nacional (FRELIMO) vinham todos de regiões geográficas diferentes e pertenciam a grupos etnolinguísticos diferentes, era urgente adoptar um denominador comum, que era o português, a língua comumente usada nos campos de libertação e a língua usada na alfabetização dos combatentes da FRELIMO. A este respeito, Stroud (1999, 346) escreveu que a língua da opressão durante a época colonial foi apropriada pelo movimento da FRELIMO. A sua apropriação foi desafiada, as suas alianças foram reconcebidas e os seus limites redesenhados - a língua foi, para todos os efeitos, simbolicamente assumida e subsequentemente transformada numa arma da revolução.

Portanto, a escolha do português como única língua oficial em Moçambique foi, em grande medida, justificada por receios da ocorrência de conflitos tribais e étnicos que provavelmente poderiam ter surgido se qualquer uma das línguas nacionais tivesse sido escolhida. Como resultado da sua adopção como única língua oficial e, portanto, da sua ligação ao sector de emprego no mercado de trabalho formal, incluindo tanto o sector público como privado, e ainda do seu uso exclusivo no sistema educativo, a língua portuguesa tem gozado de um estatuto e prestígio muito elevado. O Português é hoje em dia, portanto, visto como a chave para a ascensão académica, social, profissional e económica. É uma língua valorizada pelas elites sociais e políticas e igualmente pelas massas (Firmino 2005).

Línguas Nacionais em Moçambique

Importa mencionar que nenhuma das línguas faladas em Moçambique pode reivindicar o estatuto de língua maioritária, em termos numéricos, isto é, reclamar uma maioria linguística numérica a nível nacional. Por outras palavras, do universo de mais de vinte línguas faladas no país, não existe uma única língua que seja falada ou compreendida por pelo menos cinquenta por cento dos moçambicanos.

Ao considerar o papel e estatuto das línguas nacionais moçambicanas, é importante rever o texto da Constituição da República de Moçambique de 1990, que estipula que o Estado moçambicano valoriza as línguas nacionais e promove o seu desenvolvimento e utilização crescente como veículos de comunicação e educação dos cidadãos. Existe certamente uma retórica política positiva sobre as línguas nacionais e a necessidade de as valorizar como símbolos da identidade etno-cultural moçambicana.

Mais de duas décadas depois da independência nacional, as línguas nacionais continuavam, na sua maioria, a ser usadas no contexto doméstico e nos domínios informais. Além disso, nessa altura, porque o nível de analfabetismo correspondia a cerca de 80%, muitas das línguas nacionais eram usadas em contextos religiosos e ainda na radiodifusão. Neste momento, a Rádio Moçambique tem programas em 19 línguas nacionais, em todo o território, assegurando desta forma a inclusão da maioria dos grupos etnolinguísticos e a promoção da diversidade linguística.

As atitudes em relação às línguas nacionais têm sido, ao longo dos anos, bastante ambivalentes; uma mistura de sentimentos positivos e negativos. No período imediatamente seguinte a independência, o uso das línguas nacionais no domínio público, em particular no sistema escolar, foi fortemente desencorajado pelo governo da FRELIMO, e também no seio de certas famílias (especialmente, urbanas e alfabetizadas). Entre as principais razões para isso, destaca-se o facto de que essas línguas eram vistas como subdesenvolvidas, especialmente no concernente à sua prontidão para serem usadas como veículos de instrução, porque, de entre outros factores, elas careciam, por exemplo, de uma ortografia padronizada. De facto, pareciam estar privadas de prestígio, considerando que durante o período colonial e no período anterior a independência, eram todas consideradas dialectos, com todas as conotações sociais relacionadas, isto é, formas linguísticas abaixo da norma, consideradas inferiores e faladas por classes sociais mais baixas (Haugen 1966, 923).

Revisitando a Questão da Política das Línguas Curriculares

Com a língua portuguesa instituída como única língua oficial, a política das línguas curriculares no Moçambique, pós-independência, tinha, portanto, o português como o principal veículo e ferramenta exclusiva para o desenvolvimento de competências em todos os níveis de ensino. Esta foi a situação, desde 1975 até ao início da década 90, quando, como resultado de argumentos sobre a língua, exclusão e desvantagem (Dias 2002), pela primeira vez, na história do país, observa-se a introdução das línguas moçambicanas no contexto escolar, no âmbito do projecto-piloto de Educação Bilingue em Língua Materna (Benson 2000).

Ao discutir a questão da língua e educação em Moçambique, é importante mencionar a existência de duas políticas diferentes que são implementadas em simultâneo; uma para as escolas nas zonas rurais e outra para as escolas urbanas. Importa afirmar que a escola urbana é principalmente caracterizada por uma política monolingue, onde a língua portuguesa continua a deter a hegemonia (Henriksen 2010).

Por outro lado, a escola rural moçambicana apresenta não só uma política de ensino bilingue, que consiste no uso simultâneo da primeira língua (L1) dos alunos, uma das línguas nacionais, e o português (L2), mas também um regime de ensino monolingue, onde os alunos têm a opção de estudar exclusivamente em Português. O Ensino na língua materna foi introduzido em 1993, marcando o fim do uso exclusivo do português como único meio de ensino no país. Os principais objectivos do Programa de Educação Bilingue consistiram em contribuir para a melhoria da qualidade do ensino básico, reconhecendo que o Português não é a língua materna da maioria das crianças moçambicanas. A sua introdução foi fortemente suportada por estudos de pesquisa e práticas internacionais que apontavam para as vantagens académicas e cognitivas do uso da língua materna na escolarização inicial (UNESCO 1953).

O ensino na língua materna, em Moçambique, embora entendido como uma iniciativa oportuna por aqueles directamente afectados, especialmente as pessoas nas zonas rurais, também levanta questões sobre se os escassos recursos não deveriam ser aplicados na melhoria da qualidade do ensino e aprendizagem da língua portuguesa.

Embora estas dúvidas existam, parece haver uma percepção, pelo menos por parte de alguns ciclos sociais, dos benefícios do ensino na língua materna, que é, de facto, confirmada pelos pais nas zonas rurais. Uma avaliação do programa de educação bilingue (Benson 2000), por exemplo, aponta para uma série de

resultados positivos que emergem como consequência directa da introdução da educação baseada na língua materna. De entre eles, os níveis de participação cada vez maior dos alunos na sala de aula, a sua autoconfiança e níveis mais elevados de interacção professor-aluno.

Onde nos encontramos neste momento?

Em forma de conclusão, gostaria de levantar uma série de questões para reflexão:

1. Como é que poderemos garantir que as diferenças de condições existentes na implementação das duas políticas não sejam susceptíveis de levantar diferentes atitudes e dúvidas em relação à eficácia do ensino na língua materna? Especialmente porque as diferenças já são observáveis em termos de disponibilidade de materiais (manuais escolares e manuais do professor), assim como na preparação dos professores para intervenção no ensino bilingue.
2. Como é que o modelo de educação bilingue de transição precoce adoptado, normalmente classificado como uma forma de ensino bilingue subtrativa (Baker 2001, 193), pode resultar num bilinguismo equilibrado se o resultado final é o desenvolvimento de competências apenas em português em detrimento da L1 dos alunos?
3. Quais são as condições necessárias, em termos de existência de recursos humanos qualificados e disponibilidade de recursos materiais, para que sejamos capazes de oferecer um ensino de qualidade na língua materna a todas as crianças moçambicanas, de modo a que não seja entendido como uma educação de segunda categoria?
4. Qual deverá ser o nosso papel, como planificadores das línguas curriculares, para que sejamos capazes de conceber uma política pluralista de ensino de línguas, que responda à necessidade de desenvolver competências nas línguas europeias modernas, mas igualmente nas línguas africanas, devido aos benefícios percebidos a nível académico, profissional e social?

Referências Bibliográficas

- Baker, Collin (2001), *Foundations of Bilingual Education and Bilingualism*. Clevedon: Multilingual Matters, Ltd.
- Benson, Carol (2000), “The Primary Bilingual Education Experiment in Mozambique, 1993 to 1997”. In: *International Journal of Bilingual Education and Bilingualism*. Vol. 3, No. 3, 149-166.
- Dias, Hildizina (2002), *As Desigualdades Sociolinguísticas e o Fracasso Escolar – Em Direcção a uma Prática Linguístico-Escolar Libertadora*. Maputo: Promédia.
- Firmino, Gregório (2005), *A “Questão Linguística” na África Pós-Colonial. O Caso do Português e das Línguas Autóctones em Moçambique*. Maputo: Texto Editores.
- Ganhão, Fernando (1979), *O Papel da Língua Portuguesa em Moçambique*. 1 Seminário Nacional sobre o Ensino da Língua Portuguesa. Unpublished Paper. Mozambique: Ministério da Educação e Cultura.
- Haugen, Einar (1966), “Dialect, Language, Nation”. *American Anthropologist*. Vol. 68, No. 4, 922-935.
- Henriksen, Sarita (2010), *Language Attitudes in a Primary School: A Bottom-Up Approach to Language Education Policy in Mozambique*. Roskilde: Roskilde University.
- Instituto Camões (2009), *Moçambique: O estado da Língua Portuguesa*. <http://www.instituto-camoes.pt/encarte-jl/mocambique-o-estado-da-lingua-portuguesa.html> (consultado a 29 de Julho de 2009).
- Ministério da Educação MINED (2003), *Plano Curricular do Ensino Básico. Objectivos, Política, Estrutura, Plano de Estudos e Estratégias de Implementação*. Maputo: DINAME.
- Roy-Campbell, Zaline (2003), “Promoting African languages as Conveyors of Knowledge in Educational Institutions”. In: Makoni, Sinfree et al. (2003), *Black Linguistics. Language, Society, and Politics in Africa and the Americas*. New York: Routledge, 83-102.
- Ruíz, Richard (1984), “Orientations in Language Planning”. In: Mackay, Sandra Lee /Wong, Sau-Ling Cynthia (Eds.) (1988), *Language Diversity. Problem or Resource?* New York: Newbury House Publishers, 3-25.

- Stroud, Christopher (1999), “Portuguese as ideology and politics in Mozambique: Semiotic (re)constructions of a post colony”. In: Blommaert, Jan (Ed.) (1999), *Language Ideological Debates*. Berlin: Mouton de Gruyter, 343-380.
- Tsonope, Joseph (1995), “Prospects of the Indigenous Languages of Botswana: Implications of the Government White Paper No. 2 of 1994”. In: *Mosenodi: Journal of the Educational Research Association* 3 (1&2), 5-13.
- UNESCO (1953), *The Use of Vernacular Languages in Education*. Paris. UNESCO.

Variación lingüística al servicio de la propaganda política:

las viñetas de humor antirrepublicano durante la guerra civil española¹

Pilar Montero Curiel

El objetivo de este estudio es el análisis de los recursos de variación lingüística empleados en una serie de viñetas e historias gráficas de humor publicadas en las páginas de la revista *Fotos*, semanario gráfico que apareció a principios de 1937 en San Sebastián como órgano propagandístico de la Falange Española y se publicó hasta 1963², veintiséis años en los que fue capaz de cubrir, a través de diferentes secciones, los principales sucesos de la guerra civil y los de las primeras décadas de la posguerra³. Desde sus comienzos, se concibe como una revista de información con variadas secciones que muestran los avances de la contienda, la actualidad política, social y económica, la creación literaria, la crónica deportiva, la moda, la fotografía, siempre desde una óptica propagandística que ve en el alzamiento militar la única solución para sacar a España de sus miserias (Pulpillo 2018: 234).

¹ Este trabajo se inscribe dentro del proyecto de investigación FFI2016-76047-P, “La formación de la conciencia figurativa en la etapa de Educación Primaria: el humor y la fraseología” (FIGURKID) / (AEI/FEDER, UE), del Ministerio de Economía y Competitividad (Proyecto I+D+i), cuya investigadora principal es la Dra. D.^a Larissa Timofeeva Timofeev.

² La mayoría de los ejemplares de la revista están digitalizados en el Catálogo Colectivo de la Red de los Archivos Estatales del Ministerio de Educación, Cultura y Deporte, dentro de la sección *Prensa de Guerra*, en el enlace http://www.mcu.es/ccbae/es/publicaciones/ficha_pub.cmd?idPublicacion=238692 (consultado entre los días 25 de septiembre y 20 de octubre de 2019).

³ Cada una de sus entregas constaba de unas 32 páginas de periodicidad semanal, que vieron la luz sin interrupciones desde el 25 de febrero de 1937 hasta el 12 de octubre de 1963.

Al lado de las noticias sobre el conflicto bélico, la revista dedica un lugar muy importante al humor, gracias, entre otras, a una serie de ilustraciones sobre “El Madrid Rojo” y unos “Apuntes de guerra” firmados por Arturo Reque Meruvia, conocido como Kemer (1906-1969), que denunció y atacó lo que llamaba “la barbarie roja” por medio de ilustraciones de notable fuerza plástica (Moreno Cantano 2014: 164-165; Mendoza Yusta 2012). En la misma línea, a partir de 1938, José Sánchez-Vázquez, malagueño que figura entre los más brillantes ilustradores del primer tercio del siglo pasado (Vázquez Astorga 2002: 424 y 426; Martín Robles 2009: 149), empieza a publicar una sección de dibujos sarcásticos titulada “5 minutos de buen humor. Zona roja”, que se inicia en el número 75 y continúa editándose hasta el final de la guerra. Sus viñetas aparecen supeditadas al papel que la propaganda falangista desempeña en el semanario y llaman la atención por su propósito de configurar una parte importante de esa propaganda nacional en el contexto bélico, en esa “guerra de ideas” a la que se refieren algunos estudiosos y en su inmediata posguerra (Pulpyllo 2014: 115 y 2018: 231-232).

Sánchez-Vázquez, mediante diversos procedimientos humorísticos apoyados en usos peculiares de la lengua⁴, consigue ofrecer un retrato caricaturesco de los partidarios del bando republicano, muchas veces apoyándose en fenómenos de variación diatrática, diatópica y diafásica que funcionan como elementos de caracterización de personajes y de espacios. Tales recursos han permitido proyectar un análisis lingüístico para el que se han seleccionado setenta y cinco viñetas que contienen otros tantos chistes y abarcan un semestre completo de la publicación de la revista, desde el 6 de agosto de 1938 hasta finales de enero de 1939. Todas se gestan en el marco contextual de la guerra civil española y pretenden satirizar las acciones del bando republicano mediante diversos mecanismos de parodia: por una parte, a través de imágenes que retratan la barbarie, las miserias, los vicios y los

⁴ En las viñetas que constituyen la base del presente estudio los indicadores lingüísticos que provocan el humor se enjuiciarán desde una perspectiva semántico-pragmática fiel a los planteamientos de Attardo y Raskin (1991) sobre la *Teoría General del Humor Verbal*, y, de manera especial, a las reflexiones de Leonor Ruiz Gurillo en *La lingüística del humor*, que, después de asumir las nociones de *texto*, *género* o *registro*, tiene muy en cuenta los fenómenos lingüísticos implicados en el humor, los rasgos socioculturales de quienes participan en la interacción, los efectos que causa ese humor y el papel indiscutible que el contexto desempeña en la interpretación de estos documentos (Ruiz Gurillo 2012: 19).

defectos de los vencidos con estereotipos que los destinatarios de la revista son capaces de interpretar por su contenido propagandístico favorable a las ideas falangistas; por otra, con la palabra, verdadera arma dialéctica de la que se sirve el ilustrador para conseguir crear chistes, provocar la carcajada del lector y reforzar la proverbial ignorancia que los nacionales atribuían a los republicanos. Son reflejo, por tanto, de un humor puesto al servicio de la ideología política en una publicación periódica cuyas páginas están iluminadas por el elogio desmesurado a los credos de quienes, a mediados de 1939, lograron vencer e instaurar en España un régimen dictatorial que duró cuatro décadas.

1. La variación diastrática al servicio de la propaganda política

Las viñetas de Sánchez-Vázquez no tendrían sentido sin los textos que en la mayoría de los casos las complementan. Todos los procedimientos plásticos elegidos por el humorista hallan correspondencia en recursos lingüísticos capaces de fortalecer los mensajes que las propias ilustraciones transmiten. Los tópicos de la ignorancia, la hambruna, la brutalidad, el ateísmo, la adhesión a lo que los nacionales entienden como barbarie marxista, entre otros muchos, encuentran en el lenguaje y los recursos estilísticos sus principales aliados.

El primero de los recursos que llama la atención es el de la mala ortografía, reflejada en textos escritos por los miembros del bando republicano, ya sea en los rótulos de sus negocios (tabernas, restaurantes), en los carteles con los que anuncian eventos o en otros textos breves que completan su entorno (automóviles, avionetas, muros) para acentuar la ignorancia que sus enemigos les atribuyen. Es un recurso verbal que provoca la carcajada del lector, más aún si se tiene en cuenta que los textos en los que asoman los errores de escritura van cargados de ideología política (confirman la ignorancia, la torpeza de los contrarios y ayudan a reforzar los cimientos de la doctrina fascista), como ponen de relieve los siguientes ejemplos:

Aviso. No ay pan (año II, n.º 75, 6 de agosto de 1938, p. 26).

Ay meriendas (año II, n.º 91, 26 de noviembre de 1938, p. 29).

Biba Faraón (año II, n.º 89, 29 de octubre de 1938, p. 28).

Biba Rusia (año II, n.º 98, 31 de diciembre de 1938, p. 30).

Billa Rusa (año II, n.º 88, 22 de octubre de 1938, p. 28).

Gueso de jamon. Declarado monumento histórico (año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, p. 28).

Los lobos feroces de la Rrepública (año II, n.º 98, 31 de diciembre de 1938, p. 30).

Reserbado el derecho de azmisión (año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, p. 30).

Salud y Rebolución (año III, n.º 100, 15 de enero de 1939, p. 28).

Se proibe cantá el hinno de Riego y María de la O (año II, n.º 96, 17 de diciembre de 1938, p. 29).

Va aber chuletas (año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, p. 28).

Estos ejemplos muestran que, en el plano de la expresión escrita, las intenciones de parodia se refuerzan con escandalosas faltas de ortografía. El recurso, desde el punto de vista sociolingüístico, funciona como indicador de variación diastrática, propio de individuos de nivel sociocultural bajo. La mayoría de los errores apuntados tiene que ver con la evidente ignorancia de las convenciones ortográficas (“rrevolución”, donde la grafía rr doble representa el fonema alveolar vibrante múltiple /r/ en posición inicial de palabra), con la falta de correspondencia entre lo gráfico y lo fónico (“biba Rusia”, “biba Faraón”, “Billa Rusa”, “Rebolución”) o con la ausencia de soporte oral para ciertas grafías de nuestro alfabeto (“ay pan”, “se proibe”, “va aber chuletas”, ejemplo este último que, además, traslada la ignorancia de la norma al plano morfosintáctico por la incapacidad de representar en el enunciado la perífrasis verbal *ir+a+infinitivo*). También se relacionan con el desconocimiento del vocabulario, como se observa en *histérico* por *histórico*, donde el chiste se asienta sobre la semejanza, por paronimia, de los significantes en un contexto en el que el hueso de jamón, declarado monumento de interés *histérico*, vuelve a ser metáfora del hambre.

Otra vez la paronimia justifica curiosos juegos fónicos que se ofrecen para reforzar la incultura republicana, como la asociación entre *el alambre* y *el hambre* en una viñeta en la que dos personajes situados cerca de unos tendidos telegráficos se dirigen a un tercero que yace en el suelo abrazado a un poste. Mediante el recurso de la ironía y el falso análisis del artículo contraído con la preposición *a*, además de una transgresión sintáctica (el uso de la preposición *a* ante objeto directo de cosa), los protagonistas del chiste entablan un breve diálogo en el que otra vez es la propaganda sobre la penuria de las filas republicanas la que soporta el sentido final del texto:

- Pero, ¿te vas a comer los postes del telégrafo?

- ¡Hombre!... Por lo menos sujetan al-hambre (año II, n.º 75, 6 de agosto de 1938, p. 28).

Junto a las faltas de ortografía aparecen testimonios abundantes de cómo los códigos variables del discurso oral de los personajes satirizados interfieren en su discurso escrito y favorecen fenómenos de variación diastrática vinculados a la caracterización social que se hace de ellos. Algunos de los rasgos que ilustran esta

inclinación coinciden con realizaciones generales en el castellano oral en contextos poco esmerados (podrían enjuiciarse también como indicios de variación diafásica) que llevan a contracciones del tipo *na* por ‘nada’ (“¿Qué vamos a tomar, si en este bar no hay ná de ná...?”), *pa* en vez de ‘para’ (“¿Que la “bebía” es mala pa la vista? ¡Pero si en cuanto tomo unas copas veo doble!”) e infinidad de casos de pérdida del fonema dental oclusivo sonoro /d/ en posición intervocálica, en adjetivos y participios que terminan en *-ado*, *-ada* o en *-ido*, *-ida*, estos últimos más estigmatizados como propios de hablantes de nivel sociocultural bajo:

- ¡Las cuatro de la tarde y todavía “acostao”!
- No me digas “na”, desde que pertenece a la “brigada del amanecer” se levanta más tarde que nunca (año II, n.º 77, 20 de agosto de 1938, p. 31).

- Compañero comisario, mientras me afeitaba me han “robao” la moto y es la segunda vez que me roban mientras me afeito. ¿Qué debo hacer?
- Dejarte la barba (año II, n.º 84, 1 de octubre de 1938, p. 28).

- Le llevo a mi compañera una estatua. Hay “chalaos” que dicen que es de un tal Miguel Ángel.
- No les hagas caso; si las has “regalao” tú, es tuya y bien tuya (año II, n.º 84, 8 de octubre de 1938, p. 28).

- ¡Esto no hay quien lo resista, Emerenciana! ¡Ahora mismo nos matamos todos! ¡Acabo de coger cuatro “libretas envenenás” que han tirao los faciosos en la Plaza del Alamillo! (año II, n.º 86, 22 de octubre de 1938, p. 28).

- ¡Pero si no has tenío en tu vía camisa que ponerte... ¿Vas a tener dinero *pa* comprar aeroplanos? (año III, 8 de enero de 1939, p. 28).

Abundan, asimismo, las variaciones motivadas por la equivalencia acústica de fonemas, del tipo *gofetá* por ‘bofetada’ (año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, p. 28) y *güerto* por ‘vuelto’ (año II, n.º 76, 13 de agosto de 1938, p. 28), donde el fonema velar oclusivo sonoro /g/ y el bilabial /b/ neutralizan sus diferencias en posición prenuclear o marginal dentro de la sílaba. Otras veces, el mismo fonema velar sirve de refuerzo a un diptongo en posición inicial de palabra en, *queso* ‘hueso’ (año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, p. 28), en una viñeta que ocupa toda la página bajo el rótulo “Retaguardia roja”. En este enunciado, el refuerzo del diptongo provoca otra falta de ortografía al omitir la diéresis necesaria sobre la vocal *u*, que tiene valor semiconsonántico como parte del diptongo *ue* /we/.

Muchos de los errores motivados por las diferencias socioculturales entre los interlocutores se justifican a partir de voces que encierran cambios fonéticos esporádicos en el nivel del habla y provocan disimilaciones del tipo *comendante* por ‘comandante’ o asimilaciones como *ligítima* por ‘legítima’, capaces de degradar lingüísticamente a quienes las emplean:

- Serás mi asistente, si sabes cuidar a mis hijos.
- Anda, ya lo creo, compañero “comendante”.
- ¿Qué hacías tú, antes de venir al servicio?
- ¡Guardaba cerdos! (año II, n.º 91, 26 de noviembre de 1938, p. 28).



“Liebre guisada *ligítima*”

(año 2, n.º 87, 29 de octubre de 1938, p. 28)

Fuera de los ámbitos ortográfico y fonético, la incompetencia lingüística se manifiesta en el nivel del vocabulario. El desconocimiento del léxico que caracteriza a los actantes de estas interacciones humorísticas permite ahondar en la caricatura y la sátira, y es uno de los principales vectores de los chistes de Sánchez-Vázquez. Ya en el primer número de la revista esta ignorancia se pone de manifiesto en una conversación entre dos personajes que muestran que uno de ellos es incapaz de captar el sentido del adjetivo *verbal* (‘que se hace o estipula de palabra, no por escrito’, DLE 2014: s.v. *verbal*) cuando solicita al vigilante del cuartel que le enseñe la orden que le impide salir:

- No se puede salir del cuartel. Tengo orden verbal del responsable.
- ¡Orden verbal! Pues enséñamela, compañero (año II, n.º 75, 6 de agosto de 1938, p. 28).

Podríamos interpretarlo como un ejemplo de concepto inadecuado, en el discurso del chiste, para el nivel sociocultural del personaje al que le corresponde interpretar su sentido.



Retaguardia roja
(año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, p. 28)

2. La variación diatópica y la propaganda antirrepublicana

Las faltas ortográficas y los recursos fónicos que vulneran la norma del español no son los únicos elementos empleados por Sánchez-Vázquez para cimentar, con criterios lingüísticos, una ideología que exalta la inferioridad intelectual del bando republicano. Algunos fenómenos asoman en los textos como indicios de variación diatópica muy rentable para reforzar los mensajes. Muchos de ellos son rasgos característicos de las hablas meridionales de España, interpretadas en el chiste como variantes corruptas del castellano general (Alvar 1986: 143; Mondéjar 1991: 141-166), con su característico seseo, los debilitamientos de consonantes implosivas, la neutralización de las diferencias entre consonantes líquidas en posición final de sílaba o palabra y la pérdida de consonantes sonoras intervocálicas, entre otros muchos.

Las particularidades apuntadas se manifiestan en las viñetas de Sánchez-Vázquez como propias de hablantes incultos, unidas a un complejo de inferioridad social muy arraigado (Narbona y Ropero 1997; Díaz Castillo 2007: 106). Además de sostener la propaganda antirrepublicana, se emplean para provocar la risa del destinatario y son los principales soportes del chiste allí donde aparecen. El humorista,

consciente de la rentabilidad del recurso, selecciona una serie de rasgos que pasan por ser típicos del dialecto andaluz para asentar sobre ellos la parodia. Así, en la secuencia “Se proibe cantá el hinno de Riego y María de la O” (año II, n.º 94, 17 de diciembre de 1938, p. 29), el infinitivo *cantá* muestra la pérdida de la -r final, tras la aspiración y el debilitamiento de la aspirada; el sustantivo *hinno* ‘himno’ se transcribe con una geminada nasal ajena al castellano en este contexto, resultado de la articulación del grupo culto -mn- con neutralización de las diferencias entre /m/ y /n/ en posición implosiva. Los dos recursos lingüísticos, que el lector ubica sin vacilaciones en las hablas de sur de España, se asocian para intensificar la burla a través de la referencia a dos canciones emblemáticas dentro del repertorio musical de aquellos años: el “himno de Riego”, utilizado como himno nacional de España durante el llamado Trienio Liberal (1820-1823), en la Primera República (1873-1874) y en la Segunda (1931-1936), y “María de la O”, típica copla andaluza, escrita en 1930 por León y Valverde y popularizada por la cantante Estrellita Castro.

En la expresión “por *argo desía* mi padre que yo había de subir como la espuma”⁵, a la neutralización de fonemas líquidos en posición implosiva se añade el seseo (*desía*), que se entiende como un proceso culminado de neutralización de los fonemas /s/ (alveolar fricativo sordo) y /θ/ (interdental fricativo sordo) a favor del primero. Como es bien sabido, este proceso pasa por ser uno de los rasgos peculiares del andaluz, del canario y del español de América, admitido por la norma culta como variante diatópica en diferentes áreas del dominio del español (Frago Gracia 1989).

Nuevos ejemplos de variación lingüística motivada por la procedencia geográfica de los hablantes encontramos en viñetas que acogen transformaciones de consonantes líquidas en posición implosiva, como ya se ha apuntado; surgen en textos del tipo “Mira si será malo er *gachó* que se guarda un duro en el bolsillo y al día siguiente se ha *güerto farso*” (año II, n. 76, 13 de agosto de 1938, p. 28). Nótese cómo el sustantivo *gachó*, considerado por el diccionario de la Real Academia Española como vulgarismo que se emplea con sentido despectivo (DLE 2014: s.v.

⁵ El humor no se entendería en este chiste sin el apoyo de la ilustración: un miliciano salta por los aires tras la explosión de un obús; con cara de pánico pronuncia la frase apuntada (año II, n.º 76, 13 de agosto de 1938, p. 28).

gachó), intensifica la parodia del republicano, también desde el punto de vista léxico.



“Ese gachó ya ha pasado a mejor vida”
 (año 2, n.º 85, 15 de octubre de 1938, p. 29).

A reforzar las connotaciones apuntadas contribuye el hecho de que los protagonistas de los chistes suelen ir ataviados con vestimentas que se asocian al baile flamenco y a la Andalucía profunda: las mujeres lucen vestidos de lunares, mantillas de flecos, caracolillos en el peinado; los hombres, el típico sombrero cordobés, el chaleco y el pañuelo al cuello. No hay que olvidar que, a pesar de que el alzamiento militar triunfó en algunas ciudades andaluzas, la mayoría del territorio mantuvo lealtad a la República. Solo así se entiende la parodia constante que se hace en las viñetas del general José Miaja, que organizó las operaciones militares en Andalucía, consciente de que las fuerzas organizadas en sus territorios eran muy débiles (Martínez Bande 1985). Por esta razón, algunos chistes de Sánchez-Vázquez manipulan la personalidad del militar hasta degradarlo:

- Y este retrato, ¿de quién es?
- ¿No lo ves? ¡De Miaja!
- Pues chico, me parecía que habías hecho un adoquín.
- Y ¿qué, no está parecidísimo? (año II, n. 79, 17 de septiembre de 1938, p. 29).

A veces lo identifican con un vino andaluz tipo jerez, de mala calidad, llamado “Fino Miaja”, ironía alentada también por la constitución física del general republicano que, lejos de ser *fino* ‘delgado’, ‘de poco espesor’ o ‘delicado’ (DLE 2014:

s.v. *fino*), pareció siempre un hombre corpulento, como se desprende de las imágenes conservadas en retratos o caricaturas:

- ¿Qué me dices de mi nuevo vino?
- Hombre, que si le echas un poco de agua sabe a aceite, y si le echas aceite no sabe a vino (año II, n.º 94, 17 de diciembre de 1938, p. 29).

3. La variación diafásica

Muchas de las viñetas de Sánchez-Vázquez exhiben textos sujetos a determinados registros de habla; en ellas asoman vocablos cultos, expresiones vinculadas a jergas médicas, científicas y, sobre todo, elementos coloquiales que sirven al humorista para ponderar las miserias de los republicanos en interacciones caracterizadas por la falta de acomodo al contexto comunicativo. La mayoría de ellas se resuelve con frases hechas, juegos de palabras y ambigüedades de enorme fuerza para sostener el peso de la intención propagandística que las inspira y mostrar que muchas veces los republicanos son incapaces de entender los mensajes por desconocimiento del registro.

En primer lugar, los juegos de palabras constituyen un recurso lingüístico fecundo que muchas veces contrapone elementos polisémicos sujetos a interpretación contextual. Así, algunos chistes, situados en el espacio común de la taberna, juegan con el doble sentido del verbo *tomar* ('coger algo' y 'beber', DLE 2014: s.v. *tomar*), basado en la polisemia del significante para fortalecer la caracterización de los republicanos como ladrones y asaltadores, además de borrachos. Sucede, por ejemplo, en una viñeta en la que un camarero se dirige a un cliente que roba a su vecino de mesa sin reparos: "- ¿Qué vas a "tomar", compañero?" (año II, n.º 77, 20 de agosto de 1938, p. 31).

Otros juegos toman como eje el término coloquial *cura* por 'sacerdote católico' y la homonimia asociada al vocablo cuando funciona como forma conjugada del verbo *curar*, *cura*, o como sustantivo, con el sentido de 'curación' (DLE 2014, s.v. *cura*). En algunos casos esta voz ayuda a satirizar las malas artes de los médicos (que no curan):

- Ese de la esquina, aunque viene de paisano, es un cura. Lo conozco bien.
- Te equivocas. Es médico y no cura (año II, n.º 83, 1 de octubre de 1938, pág. 28).

El mismo concepto funciona para recordar el anticlericalismo de la ideología republicana frente al integrismo católico de los fascistas, tan recurrente en la propaganda del bando nacional, como en el siguiente juego de palabras entre “hacer curas” y su lectura ambigua (‘curar’ y ‘ordenar sacerdotes’):

- ¿Y usted cree que me curaré?
- ¡Calla, imprudente! Si el portero se entera que hago “curas”, mañana me dan el “paseo” (año II, n.º 86, 22 de octubre de 1938, pág. 28).

La polisemia del gerundio del verbo *volar* (‘moverse por el aire, sosteniéndose con las alas’ y su acepción coloquial ‘hacer las cosas con gran prontitud y ligereza’, DLE 2014, s.v. *volar*) genera humor en un chiste que vuelve a insistir en el hambre que pasan los republicanos a través de este verbo tan expresivo en la lengua hablada:

- Llevo dos horas aquí y aún no me ha servido una mala algarroba.
- Pues haz lo que yo, que ayer pedí tres moscas y me las sirvieron volando (año 2, n.º 93, 10 de diciembre de 1938, pág. 28).

También descansa sobre el uso de elementos coloquiales el humor contenido en otro chiste en el que un miliciano borracho se lamenta en un restaurante con estas palabras:

- No hay derecho a que mientras los fachistas se atracan de carne yo me tenga que conformar con una tajá (año II, n.º 77, 3 de septiembre de 1938, pág. 28).

Fachista es derivación coloquial, con sentido despectivo (DLE 2014: s.v. *facha*), de *fascista* y figura entre los apelativos con que los republicanos se refieren a sus adversarios. Pero el verdadero objeto humorístico de la viñeta se encuentra en el sustantivo *tajá*, variante del término coloquial *tajada* como ‘embriaguez, borrachera’ (DLE 2014, s.v. *tajado*, *tajada*). En el discurso en el que aparece, este vocablo admite también una doble lectura: mientras los fascistas se están hinchando de carne, alguien tiene que conformarse con una *tajada*, que es una porción muy fina. Teniendo en cuenta que en la mayoría de los chistes los republicanos aparecen caracterizados como hambrientos y borrachos, la adecuación de la palabra al contexto es otro logro del humorista y una muestra más de sus habilidades idiomáticas al servicio de una propaganda que no es ajena ni a las expresiones más inocentes. El recurso de la ignorancia transmite mensajes propagandísticos muy claros en viñetas que pretenden avisar sobre el desgraciado destino que correría el patrimonio cultural y científico de España si los republicanos ocuparan el poder. En uno de

ellos, un individuo sugiere al vigilante de un museo de ciencias naturales que exhibe esqueletos de dinosaurios que le dé unos huesos para el cocido, mediante el término acortado *coci*, propio del registro coloquial:

-Bien podías darme unos huesecitos *pa* el *coci*.

-Lo siento, pero mientras no traigas receta no puedo darte uno (año II, n. 76, 13 de agosto de 1938, p. 28).

Los juegos de palabras analizados refuerzan la percepción del republicano como un ser inculto, en una especie de redundancia que se apoya en rasgos físicos y morales para facilitar la repulsa contra este grupo y poner de manifiesto la penuria en la que vive. En este marco, otra vez la ambigüedad y el juego de palabras, asociados a los usos coloquiales de determinadas expresiones, desempeñan un papel relevante. Así sucede en una ilustración que muestra la conversación de dos milicianos; uno porta una estatua de una venus desnuda; el otro, con un maletín de médico, fuma una pipa y exhibe en su atuendo la hoz y el martillo. El humor se construye a partir de la ambigüedad derivada de la interpretación con valor posesivo de la preposición “de”, en la expresión “estatua de Miguel Ángel” en la situación comunicativa que genera el chiste:

-Le llevo a mi compañera una estatua. Hay “chalaos” que dicen que es de un tal Miguel Ángel.

-No les hagas caso; si las has “regalao” tú, es tuya y bien tuya (año 2, n.º 84, 8 de octubre de 1938, p. 28).

La expresión coloquial “un tal Miguel Ángel”, unida al adjetivo *chalaos*, adjetivo también coloquial con el sentido de ‘alelado, falto de seo o juicio’ (DLE 2014, s.v. *chalado*), alimenta, además, la ignorancia del individuo que parece desconocer al gran escultor renacentista.

4. Reflexión final

En las escenas de humor analizadas, Sánchez-Vázquez, fiel a las consignas franquistas, ridiculiza a los “rojos” mediante la imagen y la palabra: en sus dibujos contrastan el atraso, la ignorancia y el primitivismo de los republicanos con la valentía, la astucia y la inteligencia de los falangistas y, como sucede en otros medios, este efecto se consigue burlándose del hambre y la ignorancia de los primeros o caricaturizando a sus políticos (Lemus 2019).

Como señalábamos al principio, el autor trata de poner en marcha toda la maquinaria de la propaganda franquista como vehículo de adoctrinamiento en los

principios ideológicos del fascismo. Sus ilustraciones no pueden disociarse de las palabras con las que completa sus historias. Unas y otras sirven para satirizar a los defensores de la república mediante esa categorización maniquea tan útil a la hora de exponer las intenciones propagandistas. Que la lengua es una estrecha aliada de la propaganda política es una verdad irrefutable. Toda manipulación masiva encuentra en el lenguaje y sus recursos estilísticos caminos fáciles para transmitir posiciones ideológicas. Algunos autores han interpretado la propaganda como un verdadero fenómeno de comunicación cuyo mensaje se caracteriza por la velocidad informativa, el impacto sobre las masas o la manera sutil que tiene de calar en la conciencia social (González Navarro 1990: 47). Estos rasgos la convierten en una fórmula extraordinaria de dominación muy productiva en medio de los conflictos ideológicos de las sociedades contemporáneas. En pleno siglo XX, que es “la era de la propaganda” por antonomasia vinculada a las guerras, sus mensajes se convierten en una verdadera “arma nacional, científica e incluso militar”, una “estrategia de resistencia moral y espiritual” de los pueblos enfrentados (González Navarro 1990: 48). En el mismo contexto, la guerra civil española logra configurar sus órganos de propaganda desde los dos bandos y convierte lo que es una estrategia reconocida en un arma fundamental de persuasión colectiva (Pizarroso Quintero 2005). Los chistes que hemos analizado, y otras series similares que aparecen en publicaciones de la época, ayudan a difundir las premisas del franquismo y a denostar a la república. El lenguaje, con su extraordinaria versatilidad, pone mucho de su parte para alentar la ideología de la revista en esta excepcional serie de humor firmada por Sánchez-Vázquez.

5. Bibliografía

- Aguilar Bermúdez, R., Martín García, P. y Cal, R. (1999), “La propaganda franquista en la revista *Fotos*”. En: *Latina. Revista Latina de Comunicación Social*, año 2, 18 de junio de 1999. <http://www.revistalatinacs.org/a1999gjn/85cal.htm> (consultado el 10 de septiembre de 2019).
- Aliaga, Laura (2018), “Estudio lingüístico de los indicadores del humor. El caso de la comedia de situación”. En: *Normas*, 8, 129-150.
- Alvar, Manuel (1986), “Naturaleza y estatus social de las hablas andaluzas”. En: Alvar, Manuel (ed.), *Lenguas peninsulares y proyección hispánica*. Madrid: Fundación Friedrich Ebert-Instituto de Cooperación Iberoamericana, 143-149.

- Attardo, Salvatore y Raskin, Víctor (1991), "Script theory revis(it)ed: Joke similarity and joke representation model". En: *Humor*, 4 (3-4), 293-347.
- Delgado Idarreta, José Miguel (2006), *Propaganda y medios de comunicación en el primer franquismo (1936-1959)*. Logroño: Servicio de Publicaciones de la Universidad de La Rioja.
- Díaz Castillo, Manuel (2007), "Mesa redonda: Las hablas andaluzas en el Bachillerato". En: Moya, Juan Antonio y Sosinski, Marcin (eds.), *Las hablas andaluzas y la enseñanza de la lengua*. Granada: Universidad, 105-109.
- Frago Gracia, Juan Antonio (1989), "El seseo entre Andalucía y América". En: *Revista de Filología Española*, LXIX, 3/4, 277-310.
- González Navarro, Manuel (1990), "La propaganda política: un enfoque psicosocial". En: *Polis 90. Anuario de Sociología*, 47-64.
- Lemus López, Encarnación (ed.) (2019), *Alianzas y propaganda durante el primer franquismo*. Barcelona: Planeta.
- Martín Robles, Juan Manuel (2009), "La distorsión artística de la realidad. El humor gráfico en la prensa diaria de Granada: de Tovar a E Bonet (1). En: *Revista de Humanidades y Ciencias Sociales*, 5, 146-184.
- Martínez Bande, José Manuel (1985), *La campaña de Andalucía*. Madrid: Ed. San Martín.
- Mendoza Yusta, Rafael (2012), "Arte y propaganda en la guerra civil: las láminas de Kemer". In: *Revista Arte. Arqueología e Historia*, 19, 161-169.
- Miquel Lara, Avelina y Comas Rubí, Francisca (2018), "Fotografía, escuela y propaganda durante la Guerra Civil: una aproximación desde *Nova Iberia*". In: *Historia y Memoria de la Educación*, 8, 231-269.
- Mondéjar, José (1991), *Dialectología andaluza. Estudios*. Granada: Editorial Don Quijote.
- Moreno Cantano, Antonio César (2014), "Vencedores y vencidos. Las exposiciones franquistas sobre armamento enemigo durante la guerra civil", En: Mónica Fernández Amador y Rafael Quirosa-Cheyrouze (eds.), *Miradas al pasado reciente. De la II República a la Transición*. Almería: Universidad de Almería, 149-168.
- Narbona Jiménez, Antonio y Ropero Núñez, Manuel (eds.) (1997), *El Habla andaluza*. Sevilla: Seminario Permanente del Habla Andaluza.
- Padilla García, Xosé Antonio y Elvira Gironzetti (2010), "Humor e ironía en las viñetas cómicas periodísticas: un estudio pragmático-intercultural". En *Foro Hispánico. Revista hispánica de Flandes y Holanda*, 44, 93-133.

- Pizarroso Quintero, Alejandro (2005), “La Guerra Civil española, un hito en la historia de la propaganda”. En: *El Argonauta español*, 2, <https://journals.openedition.org/argonauta/1195> (consultado el 29 de febrero de 2020).
- Pulpillo Leyva, Carlos (2014), “La configuración de la propaganda en la España nacional (1936-1941)”. En: *La Albolafia. Revista de Humanidades y Cultura*, 1, 115-136.
- Pulpillo Leyva, Carlos (2018), “La lectura de la República que hace el primer franquismo: *El Noticiero de España* como fuente”. En: *Revista de Historiografía*, 29, 229-251.
- Real Academia Española (2014), *Diccionario de la Lengua Española*. RAE <http://www.rae.es> (consultado entre el 20 de septiembre de 2019 y el 29 de febrero de 2020).
- Ruiz Gurillo, Leonor (2012), *La lingüística del humor en español*. Madrid: Arco/Libros.
- Vázquez Astorga, Mónica (2002), “El diario madrileño *ABC* y los humoristas españoles. El concurso «Del ingenio español» de 1928”. En: *Artigrama*, 17, 419-445.

A construção discursiva do etos do G4

Uma análise das modalidades em declarações do grupo em prol da reforma na ONU

Raphael dos Santos Miguelez Perez

1. Os países do G4 e a Reforma do Conselho de Segurança da ONU

O G4 é um grupo formado em 2004 por Brasil, Alemanha, Japão e Índia com o objetivo de propor uma reforma do Conselho de Segurança da Organização das Nações Unidas. O Conselho permanente é composto, desde que a ONU foi fundada em 1945, por Estados Unidos, Rússia, Reino Unido, França e China. Além dos cinco assentos permanentes, há ainda dez assentos não-permanentes, composto por países membros da ONU escolhidos a cada dois anos. O G4, entre outros grupos, defende uma ampliação dos assentos permanentes e não-permanentes, tornando o Conselho de Segurança mais representativo, uma vez que se mantém o mesmo desde o fim da Segunda Guerra Mundial e o número de países no mundo quase quadruplicou. As negociações ainda ocorrem até o presente momento, o que também é criticado pelo G4, já que a proposta existe há anos e ainda não obteve resultados concretos.

O presente artigo propõe uma análise discursiva das modalidades (Fairclough 2001, 2003, 2015; Resende e Ramalho 2006) em duas Declarações de Cúpula do G4, emitidas em forma de comunicado conjunto à imprensa. Analiso aqui a construção discursiva do etos do grupo em dois momentos específicos de sua história.

2. Discurso, Análise Crítica do Discurso, Modalidade e Etos

Discurso é língua como prática social determinada por estruturas sociais (Fairclough 2015: 51). Nesse sentido, analisar discurso significa se utilizar de todo o

aparato semiótico em contexto, situado em determinado local e momento da história, sempre em relação a outros discursos e pensando nas estruturas sociais que determinam e são igualmente determinadas por esses discursos. Larcher (2015: 16) também define discurso como sendo o processo social de compreensão de como interpretamos e organizamos o mundo; o discurso é formado pela realidade material e exerce efeitos sobre essa realidade por meio de práticas sociais; o discurso se manifesta em textos concretos que representam saberes e pensamentos de um momento específico.

Essas concepções de discurso surgem na Europa nos anos 70 a partir dos trabalhos iniciais do filósofo francês Michel Foucault, para quem “analisar discursos corresponde a especificar sócio-historicamente as formações discursivas interdependentes, os sistemas de regras que possibilitam a ocorrência de certos enunciados em determinados tempos, lugares e instituições” (Resende e Ramalho 2006: 19). Diversas são as correntes da disciplina chamada Análise do Discurso. Uma dessas correntes é a Análise Crítica do Discurso, que possui igualmente abordagens distintas. Um de seus fundadores e representantes é o britânico Norman Fairclough, que desenvolveu uma primeira metodologia em seu livro *Language and Power*, lançado em 1989, hoje em sua terceira edição (2015). Nele, o autor propõe três fases de análise, as quais chama de descrição, interpretação e explicação. A primeira fase trata da análise textual em si; a segunda abarca a relação entre texto e interação, analisando os processos de produção e interpretação desses textos, sendo também chamada de análise da prática discursiva; a terceira e última fase, chamada de análise da prática social, diz respeito à relação entre interação e contexto social, fornecendo explicação sobre os determinantes sociais do discurso e os efeitos do discurso na sociedade (Fairclough 2015: 58-59; Leschzyk 2016: 14). Essas fases de análise servem apenas a um propósito analítico, não sendo dissociáveis em nossa prática de produção e interpretação de discursos.

Para a análise textual, Fairclough (2015: 130) oferece uma gama de ferramentas linguísticas para análise do vocabulário, da gramática e da prática textual, observadas de acordo com determinadas categorias de valor. O autor distingue quatro tipos de valor que os textos podem possuir: experiencial, relacional, expressivo, conectivo. Valor experiencial se refere à forma como o produtor do texto representa sua experiência de mundo; valor relacional diz respeito às relações sociais estabelecidas no texto; valor expressivo se refere à forma como o produtor do texto avalia a realidade da qual fala, expressando uma identidade social; por fim, valor conectivo diz respeito aos conectores formais do texto e entre o texto e a prática

discursiva. Cada uma dessas categorias de valor compreende determinadas realizações lexicais, gramaticais e textuais.

Uma das categorias gramaticais é a modalidade. As modalidades, de acordo com Fairclough (2015: 142-144), dizem respeito aos valores relacionais e expressivos de um texto. As modalidades relacionais têm a ver com a autoridade de determinado participante de um texto em relação a outros participantes, expressando obrigação, necessidade ou permissão. Elas podem ser expressas por verbos como *dever* (obrigação) e *poder* (permissão), locuções como *ter que*, uso do condicional com função de polidez, estruturas como *é necessário*, *é proibido* etc. Já as modalidades expressivas dizem respeito ao grau de verdade de uma representação da realidade por parte de determinado participante de um texto, expressando possibilidade, probabilidade ou certeza. Elas podem, por sua vez, ser expressas por verbos como *dever* (certeza ou probabilidade), *poder* (possibilidade), *ser* (certeza categórica), uso do condicional com função de hipótese, uso de negativas, uso de advérbios e locuções adverbiais como *talvez*, *com certeza*, *sem dúvidas*, advérbios em *-mente*, estruturas como *é possível*, *é certo* etc.

Posteriormente, Fairclough (2001, 2003) expande o conceito de modalidades e passa a classificá-las entre deônticas e epistêmicas, hipotéticas e não hipotéticas, objetivas e subjetivas (Resende e Ramalho 2006: 82-85). As modalidades deônticas referem-se ao comprometimento com obrigatoriedade, necessidade ou permissão (semelhante às modalidades relacionais), ao passo que as epistêmicas referem-se ao comprometimento com o grau de certeza ou de verdade (correspondente às modalidades expressivas). Ambas as categorias de modalidade incluem o que Fairclough denomina como modalidade categórica, tratando-se dos polos de asserção ou negação absolutas. O autor acrescenta ainda distinções temporais (uso do condicional ou do presente, indicando respectivamente evento hipotético e não hipotético) e distinções entre modalidade objetiva e subjetiva (graus de afinidade do participante com sua proposição, representando menor ou maior engajamento respectivamente). De modo geral, verbos, modos do verbo (subjuntivo, indicativo), tempos do verbo (presente, condicional), advérbios e locuções adverbiais, adjetivos como *desejável* e *discutível*, interjeições, modos (declarativo, interrogativo, imperativo), glosas metaenunciativas como *se eu posso dizer* ou *de qualquer forma*, rupturas enunciativas (ironia, discurso citado), sinais tipográficos (aspas) etc. são formas de expressão de modalidade e podem ser analisadas na fase de análise textual.

A categoria da modalidade, portanto, desempenha um papel importante na construção discursiva do etos¹, que pode ser considerado como a imagem subjetiva que se cria a partir do tom do texto. Trata-se, em suma, da construção discursiva de uma versão particular do ‘eu’ (Fairclough 2001:207-209). Um texto rico em modalidades categóricas, por exemplo, confere objetividade e gera efeitos de universalização e de verdade ao que é dito, distanciando-se de uma perspectiva particular sobre determinado aspecto do real (Resende e Ramalho 2006: 85). Para o presente artigo me ateno à análise das modalidades, tendo como foco a construção do etos discursivo do G4 em dois momentos de sua história.

3. Seleção do corpus e metodologia de pesquisa

O corpus de pesquisa selecionado para o presente artigo abrange dois comunicados conjuntos à imprensa, emitidos na ocasião das Declarações de Cúpula do G4, uma no ano de formação do grupo, em setembro de 2004, e a outra no segundo encontro da Cúpula, em setembro de 2015. O comunicado conjunto é emitido originalmente em inglês, mas o Ministério das Relações Exteriores do Brasil disponibiliza traduções para o português, as quais foram utilizadas para análise.

A escolha do corpus se justifica por se tratar de duas ocasiões significativas na história do G4. O grupo tem a tradição de se reunir normalmente no âmbito da Assembleia Geral das Nações Unidas, que costuma ocorrer anualmente em setembro. Nessas ocasiões, geralmente estão presentes os ministros de relações exteriores de cada país ou seus diretores-gerais para debater sobre as propostas de reforma. Alguns desses comunicados conjuntos se encontram disponíveis na página *Documentos* do site *Reforma do Conselho de Segurança das Nações Unidas* (Ministério das Relações Exteriores 2020). Na mesma página encontram-se duas Declarações de Cúpula do G4, que são os comunicados conjuntos à imprensa emitidos pelos governos dos países do grupo. Em 2004, reuniram-se o primeiro-ministro do Japão, Junichiro Koizumi, o presidente do Brasil, Luiz Inácio Lula da Silva, o primeiro-ministro da Índia, Manmohan Singh, e o vice-primeiro-ministro da Alemanha, Joschka Fischer. Em 2015, reuniram-se Narendra Modi, primeiro-ministro da Índia,

¹ Etos é um conceito amplamente desenvolvido pela Análise do Discurso de base enunciativa, mais especificamente nos trabalhos do linguista francês Dominique Maingueneau (2011). O termo costuma ser grafado como *ethos*, porém aqui se utiliza a grafia já dicionarizada em português.

Dilma Rousseff, presidente do Brasil, Angela Merkel, chanceler federal da Alemanha, e Shinzo Abe, primeiro-ministro do Japão. Apenas nessas duas ocasiões reuniram-se os chefes de estado e de governo do G4.

Desse modo, por se tratar das duas únicas ocasiões em que chefes de Governo e de Estado do G4 se reuniram em prol da reforma do Conselho de Segurança da ONU, optei por analisar esses textos levando em consideração o intervalo de onze anos entre eles e o desenvolvimento desse discurso.

Conforme já mencionado, a análise textual proposta aqui foca apenas na categoria das modalidades, a fim de identificar a construção discursiva do etos do G4 a partir dos textos apontados, embora outras categorias de análise também forneçam evidências da construção do etos.

4. Análise das modalidades

O primeiro texto analisado é o comunicado conjunto de imprensa do G4 de 2004. O texto se encontra exatamente como consta no documento disponível online (Ministério das Relações Exteriores 2004). A declaração do G4 propriamente dita se divide em quatro parágrafos organizados no texto entre aspas, indicando que ele deve ser interpretado como uma citação. O parágrafo introdutório do texto oferece uma descrição da natureza da reunião, realizada a convite do primeiro-ministro do Japão. A parte central do comunicado conjunto é, portanto, o texto citado, escrito em primeira pessoa, conferindo a si um tom personalizado. A nível temático, a declaração aborda unicamente a proposta de reforma em si e os argumentos em seu favor. As ocorrências de modalidade se encontram sublinhadas por mim.

Texto 1:

Comunicado conjunto de Imprensa do G-4

21 de Setembro de 2004

A convite do Primeiro-Ministro do Japão, Junichiro Koizumi, o Presidente do Brasil, Luiz Inácio Lula da Silva, o Primeiro-Ministro da Índia, Manmohan Singh, e o Vice Primeiro-Ministro (sic!) da Alemanha, Joschka Fischer, reuniram-se hoje, 21 de setembro, em Nova York, para discutir e coordenar posições a respeito da reforma do Conselho de Segurança das Nações Unidas. Ao final da reunião, os quatro países emitiram o seguinte comunicado conjunto de imprensa:

"Comunicado conjunto de imprensa:

Para que a comunidade internacional possa enfrentar de forma eficaz os vários desafios e ameaças com que presentemente se defronta, é importante reformar as Nações Unidas como um todo.

A Assembléia Geral precisa ser revitalizada, uma vez que representa a vontade coletiva de todos os Estados Membros. É preciso também tornar mais eficientes as agências e órgãos das Nações Unidas nos campos econômico e social a fim de enfrentar de maneira eficaz desafios urgentes.

O Conselho de Segurança precisa refletir as realidades da comunidade internacional no século XXI. Ele precisa ser representativo, legítimo e eficaz. É essencial que o Conselho de Segurança inclua, de forma permanente, países que tenham a vontade e a capacidade de assumir responsabilidades mais significativas em relação à manutenção da paz e segurança internacionais. O número de membros das Nações Unidas quase quadruplicou desde 1945, com acentuado aumento no número de países em desenvolvimento. O Conselho de Segurança, portanto, precisa ser ampliado tanto em suas categorias de membros permanentes como não-permanentes, incluindo tanto países em desenvolvimento como desenvolvidos entre os novos membros permanentes.

Brasil, Alemanha, Índia e Japão, baseados no firme reconhecimento mútuo de que são candidatos legítimos a membros permanentes em um Conselho de Segurança ampliado, apóiam (sic!) suas candidaturas de forma recíproca. A África deverá estar representada entre os membros permanentes do Conselho de Segurança. Trabalharemos coletivamente para, junto com outros Estados Membros, realizar uma reforma significativa das Nações Unidas, incluindo a do Conselho de Segurança."

Percebe-se no texto uma maior utilização de verbos no presente e no futuro no modo indicativo, o que os classifica como sendo não hipotéticos. Também pode-se constatar que não há orações na negativa, conferindo ao texto certa objetividade, intensificada pelo uso de modalidades categóricas como “é importante”, “é essencial” e “baseados no firme reconhecimento mútuo de que são candidatos legítimos a membros permanentes”. Essa ênfase confere ao texto um tom de urgência e gera efeito de universalização e, portanto, de verdade.

Os verbos modais utilizados são tanto de natureza expressiva (epistêmica), quanto de natureza relacional (deôntica). Ocorrências de natureza expressiva se verificam em “Para que a comunidade internacional possa enfrentar” e em “países que tenham a vontade e a capacidade de assumir responsabilidades”. No primeiro

exemplo o verbo *poder* tem sentido de possibilidade; no segundo exemplo, pode-se interpretar os termos “vontade” e “capacidade” como representação dos verbos *querer* e *poder* respectivamente, ambos com valor expressivo. Já as ocorrências de natureza relacional/deôntica são expressas pelos verbos “precisar” (muito recorrente), “dever” e pela construção “é preciso”, todas ocorrências com sentido de obrigação. A frequência de uso dessas construções confere ao texto um tom diretivo e de obrigatoriedade, garantindo o engajamento subjetivo do produtor do texto.

Além disso, confere-se ainda uso de locuções adverbiais como “de forma eficaz”, “de maneira eficaz”, “de forma permanente”, “de forma recíproca” e “coletivamente”, todos indicando modo. Tal uso representa a visão de como as ações propostas devem ser conduzidas. Outras ocorrências adverbiais também são verificadas, como “presentemente”, reforçando a atualidade da questão, e “quase”, único caso de atenuação do argumento. Todas essas ocorrências possuem valor expressivo/epistêmico e ilustram o engajamento do produtor do texto com aquilo que enuncia.

Passemos agora ao segundo texto da análise proposta. O Texto 2 trata do comunicado conjunto de imprensa do G4 de 2015 e se encontra exatamente como consta no documento disponível online (Ministério das Relações Exteriores 2015). A declaração se divide em seis parágrafos registrados em terceira pessoa, diferente do Texto 1. Tal utilização de discurso indireto resulta em uma mudança de perspectiva: uma outra voz relata as decisões tomadas na reunião do grupo. A nível temático, a declaração aborda não apenas a reforma e os argumentos em seu favor, mas também cita a vagarosidade do Conselho de Segurança em acatar propostas de reforma (terceiro parágrafo), elogia o papel do Facilitador das Negociações Intergovernamentais (quarto parágrafo), engloba as propostas de outros grupos a favor da reforma, defendendo postos permanentes e não permanentes para países africanos (quinto parágrafo), e encerram no sexto parágrafo reforçando o comprometimento do G4 com a reforma, demandando resultados mais concretos. Naturalmente, depois de onze anos desde a formação do grupo e do comunicado conjunto de 2004, o texto de 2015 oferece uma recapitulação das atividades do grupo, avaliando o que se obteve até então e projetando ações futuras no âmbito da reforma.

Texto 2:

Reunião dos Líderes dos países do G-4 Brasil, Alemanha, Índia e Japão sobre a Reforma do Conselho de Segurança das Nações Unidas

Comunicado Conjunto

Nova York, 26 de setembro de 2015

Em 26 de setembro de 2015, S.E. o Senhor Narendra Modi, Primeiro-Ministro da Índia, convidou S. E. a Senhora Dilma Rousseff, Presidente da República do Brasil, S. E. a Senhora Angela Merkel, Chanceler Federal da Alemanha, e S.E. o Senhor Shinzo Abe, Primeiro Ministro do Japão, para um encontro do G-4 em Nova York.

Os líderes do G-4 ressaltaram que um Conselho de Segurança mais representativo, legítimo e eficaz é mais necessário do que nunca para lidar com os conflitos e crises globais, que têm proliferado nos últimos anos. Expressaram sua visão comum de que isso pode ser alcançado se o órgão refletir a realidade da comunidade internacional do século XXI, em que mais Estados-membros têm capacidade e disposição para assumir maiores responsabilidades em relação à manutenção da paz e da segurança internacionais.

Nesse contexto, os líderes notaram com preocupação que não tem havido progresso substantivo desde a Cúpula Mundial de 2005, na qual todos os Chefes de Estado e Governo apoiaram por unanimidade uma reforma urgente do Conselho de Segurança como elemento essencial do esforço mais amplo para reformar as Nações Unidas. Enfatizaram que o processo em curso na ONU para promover a reforma do Conselho de Segurança deveria ser conduzido, dada a sua urgência, em um cronograma determinado.

Os líderes enalteceram a liderança dinâmica do Presidente da 69ª Assembleia Geral e os esforços do Facilitador das Negociações Intergovernamentais para mover o processo em direção a negociações baseadas em texto. Saudaram a adoção por consenso da Decisão 69/560 da Assembleia Geral, que estabelece que o texto apresentado pelo Presidente da 69ª Assembleia Geral, em sua carta datada de 31 de julho de 2015, seja usado como base para as negociações intergovernamentais. Comprometeram-se a apoiar e cooperar com o Presidente da 70ª Assembleia Geral.

Os líderes também notaram com apreço os esforços dos Estados-membros em avançar em direção a negociações baseadas em texto. Saudaram, em particular, os esforços envidados pelos Estados-membros do grupo africano, da CARICOM e do grupo L.69. Apoiaram a representação africana em ambas as categorias de membros permanentes e não permanentes do Conselho de Segurança. Notaram, ainda, a importância da representação adequada e contínua de Estados-membros pequenos e médios, inclusive dos Pequenos Estados Insulares em Desenvolvimento (SIDS), em um Conselho expandido e reformado.

Os líderes ênfatzaram que os países do G-4 são candidatos legítimos a membros permanentes em um Conselho expandido e reformado e apoiaram suas respectivas candidaturas. Reafirmaram seu compromisso de continuar contribuindo para o cumprimento dos princípios e propósitos da Carta da ONU. Comprometeram-se a trabalhar em parceria com todos os Estados-membros e a acelerar entendimentos, com vistas a alcançar uma reforma rápida e significativa do Conselho de Segurança. Expressaram determinação em redobrar seus esforços para assegurar resultados concretos durante a 70ª Sessão da Assembleia Geral.

Dilma Rousseff

Presidente da República do Brasil

Angela Merkel

Chanceler Federal da Alemanha

Narendra Modi

Primeiro-Ministro da Índia

Shinzo Abe

Primeiro-Ministro do Japão

O fato de o texto estar escrito em terceira pessoa acaba por exigir ampla utilização dos chamados verbos *dicendi*, como “ênfatzaram que”, “ressaltaram que”, “estabelece que” etc., característicos do discurso indireto (Resende e Ramalho 2006: 67). Essa categoria de verbos pode ser analisada à luz da teoria dos Atos de Fala, que Fairclough (2015: 166-168) propõe como categoria de análise da prática discursiva. Embora o presente artigo tenha como prioridade a análise das modalidades, acredito que seja indispensável que se passe pela ocorrência de verbos *dicendi*, uma vez que são característicos do texto 2. Essa ocorrência também é importante na análise da construção do *etos*. Por mais que o texto esteja em terceira pessoa, ainda se trata de um comunicado conjunto do G4, representando, portanto, a voz do grupo, mesmo que não em primeira pessoa. Desse modo, a utilização desse grupo de verbos sugere como devemos interpretar as ações do grupo, fornecendo material para a imagem discursiva criada pelo grupo.

Entre as ocorrências de verbos *dicendi*, confere-se uma grande presença de atos de fala expressivos, como em “expressaram” (2x), “saudaram” (2x), “enalteceram” e “notaram” (3x) – a força expressiva é enfatizada pelas locuções adverbiais como “com preocupação” e “com apreço”. Além dessas ocorrências, verbos como “ênfatzaram que” (2x) e “ressaltaram que” também possuem um valor expressivo, podendo, no entanto, também ser caracterizados como atos de fala assertivos. Há ainda a ocorrência de “apoiaram” (2x), que pode ser tanto um ato de fala comissivo, como nos casos de “comprometeram-se” (2x) e “reafirmaram seu compromisso”,

como também expressivos, se interpretamos as ocorrências como *expressaram seu apoio*. Também foi detectada uma única ocorrência de ato de fala declarativo, no caso de “estabelece que”, referindo ao documento emitido pela Assembleia Geral da ONU e, portanto, não se tratando da voz do G4. Atos de fala diretivos, que impelem alguém a realizar alguma ação, não tiveram ocorrências registradas.

No que diz respeito às modalidades, destaco uma maior variedade destas no texto 2 do que no texto 1. Enquanto neste verifica-se certo tom de urgência, marcado por modalidades expressivas e relacionais de forma mais categórica no campo do não hipotético, observa-se no texto 2 um tom mais reflexivo e referências a um campo hipotético, como na oração subordinada “se o órgão refletir a realidade da comunidade internacional do século XXI”. Essa oração acompanha uma modalidade expressiva/epistêmica marcada pelo uso do verbo *poder*, com sentido de possibilidade, em “Expressaram sua visão comum de que isso pode ser alcançado se o órgão refletir a realidade da comunidade internacional do século XXI (...)”.

Uma outra ocorrência de modalidade expressiva/epistêmica se dá em “têm capacidade e disposição”, expressando os verbos *poder* e *querer*, um claro diálogo com o texto 1, em “países que tenham a vontade e a capacidade de assumir responsabilidades”. Essa intertextualidade conecta os discursos e tem peso na construção do etos do grupo.

Em relação às modalidades relacionais/deônticas, confere-se uma menor ocorrência, mais pontual, porém com alta força categórica e subjetiva, como em “É mais necessário do que nunca”. Outra ocorrência se verifica em “Enfatizaram que o processo em curso na ONU para promover a reforma do Conselho de Segurança deveria ser conduzido, dada a sua urgência, em um cronograma determinado”, mais especificamente no uso de “deveria”, valor deôntico modalizado no campo do hipotético e possuindo, portanto, valor sugestivo e efeito atenuante, o que se difere do tom geral do texto 1.

Modalidades categóricas são observadas no texto 2 em dois momentos apenas, um sendo o uso de negativa em “notaram com preocupação que não tem havido progresso substantivo”, e outro verificado no uso do verbo *ser* em “é mais necessário do que nunca”.

Diferente do texto 1, no texto 2 foram registradas menos ocorrências de locuções adverbiais indicando modo, que representa a visão do G4 de como as ações propostas devem ser conduzidas de modo a se realizar a reforma desejada na ONU. No entanto, no texto 2, locuções como “por unanimidade”, “por consenso” e “em parceria” transparecem força de valor expressivo, reforçando a ideia de união ideológica do grupo.

Por fim, marcas de engajamento enunciativo e consequente caráter subjetivo do texto também são conferidos em estruturas como “dada sua urgência”, “em particular” e “inclusive”, interferências da voz do produtor do texto, que reflete sobre aquilo que enuncia. Essas marcas de subjetividade se manifestam de forma clara, mesmo em se tratando de um texto escrito em terceira pessoa.

5. Discussão dos resultados e considerações finais

Ao se fazer análise discursiva, recorre-se a diversas evidências linguisticamente marcadas ou não, utilizando-se, portanto, de um aparato metodológico rico que embasa os resultados obtidos. No caso do presente artigo, optei por direcionar o olhar analítico especialmente para a categoria das modalidades, tendo em vista que meu objetivo era identificar traços da construção discursiva do *etos* do G4 no âmbito da proposta de reforma do Conselho de Segurança da ONU. Conforme discutido no artigo, a análise das modalidades evidencia valores relacionais e expressivos do texto, resultando na compreensão do tom enunciativo do produtor do texto, ou seja, na forma como apresenta suas ideias para seu interlocutor, forma essa observada por marcas de subjetividade ou mesmo pela ausência delas, caso em que se dá ares de verdade ao que é dito.

A análise das duas Declarações de Cúpula do G4, declarações essas emitidas em um intervalo de onze anos entre elas, me permitiu constatar que o tom do texto de 2004, quando da fundação do G4, se difere consideravelmente do tom do texto de 2015. No primeiro fica evidenciado um tom mais categórico, verificado por grande ocorrência de verbos modais de valor deôntico e não hipotético, fornecendo um tom imediato e pontual ao texto, o que, porém, é feito de forma engajada, com marcas evidentes de subjetividade. O segundo texto, embora escrito em terceira pessoa, apresenta uma força ainda mais subjetiva, evidenciada pela intensa utilização de modalidades de valor expressivo. Além disso, o caráter narrativo do texto permite uma reflexão avaliativa sobre a trajetória do grupo e o que foi e não foi alcançado. Essas ponderações não deixam de garantir a força argumentativa do texto, ainda que de forma menos categórica do que no texto 1.

De modo geral, portanto, é possível afirmar que as modalidades desempenham papel fundamental nos dois textos, ainda que de forma diferente. O texto de inauguração do grupo soa mais firme e categórico, focando-se na proposta de reforma e em sua urgência, ao passo que o texto de onze anos depois se constrói de forma mais heterogênea, com diversas marcas de subjetividade e força expressiva, porém

em tom mais reflexivo e avaliativo, apesar de seu registro em terceira pessoa. Provavelmente o próprio fato de o comunicado conjunto estar em terceira pessoa evidencia um distanciamento necessário para reflexão e avaliação, embora toda a força expressiva e subjetiva seja reforçada pela escolha dos verbos *dicendi*, que refletem os sentimentos do grupo.

Referências

- Angermuller, Johannes/Maingueneau, Dominique/Wodak, Ruth (Hrsg.) (2014), *The Discourse Studies Reader: Main currents in theory and analysis*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Fairclough, Norman (2001), *Discurso e mudança social*. Trad. Isabel Magalhães. Brasília: UnB.
- Fairclough, Norman (2003), *Analysing Discourse: Textual Analysis for Social Research*. London: Routledge.
- Fairclough, Norman (2015), *Language and Power*. New York/Oxon: Routledge.
- Larcher, Sylvia Bendel (2015), *Linguistische Diskursanalyse: ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Leschzyk, Dinah (2016), *Politische Online-Kommunikation im kolumbianischen Präsidentschaftswahlkampf 2010: eine Kritische Diskursanalyse* (= Iberolinguística: Studien zur Sprach- und Kulturwissenschaft Band, 3). Frankfurt am Main: Lang.
- Maingueneau, Dominique (2011), *Ethos, cenografia, incorporação*. In: Amossy, Ruth (2011), *Imagens de si no discurso: a construção do ethos*. São Paulo: Contexto.
- Martelotta, Mário Eduardo (org.) (2010), *Manual de linguística*. São Paulo: Contexto.
- Ministério das Relações Exteriores (2004), “Declarações de Cúpula do G-4: Comunicado conjunto de imprensa do G-4”. Disponível em: http://csnu.itamaraty.gov.br/images/6-b-i_Declara%C3%83%C2%A7%C3%83%C2%A3o_2004_PORTUGU%C3%83%C2%8AS.pdf (acesso em fev. 2020).
- Ministério das Relações Exteriores (2015), “Declarações de Cúpula do G-4: Reunião dos líderes dos países do G-4 Brasil, Alemanha, Índia e Japão sobre a Reforma do Conselho de Segurança das Nações Unidas: Comunicado conjunto”. <http://csnu.itamaraty.gov.br/images/POR%20Cpula%20do%20G-4%20Comunicado%20Conjunto%20FINAL.pdf> (acesso em fev. 2020).

Ministério das Relações Exteriores (2020), “Reforma do Conselho de Segurança das Nações Unidas: Documentos”. Disponível em: <http://csnu.itamaraty.gov.br/documentos> (acesso em fev. 2020).

Resende, Viviane de Melo/Ramalho, Viviane (2013), *Análise de discurso crítica*. São Paulo: Contexto.

Asturiano y mirandés: un caso extraordinario de doble normalización/normativización

Bernhard Pöll

1. Introducción

Pese a que las fronteras del astur-leonés pueden delinearse con bastante claridad, hecho del que dan fe los mapas dialectales que encontramos en casi todos los manuales de dialectología hispánica, resulta problemático referirse a este ‘dialecto primario’ del español empleando los términos de *lengua* o *idioma*. No es porque se plantee el conocido problema de la distinción entre *dialecto* y *lengua/idioma*, sino porque estamos ante una situación bastante paradójica: los hablantes del astur-leonés no hablan todos la misma lengua, y cuando decimos esto no nos estamos refiriendo a que el repertorio individual de los hablantes consta de lenguas diferentes, en el caso de los asturianos en España y de los mirandeses en Portugal. Lo llamativo de esta situación es que los hablantes pertenecen al mismo dominio lingüístico (cf. Frías 2011, 47s.), pero no forman una comunidad lingüística, sea cual sea la definición que adoptemos de este concepto. Optando por la intercomprensión como criterio clave de una comunidad lingüística (como se hizo en los años 30 del siglo pasado, cf. Baggioni/Moreau/Robillard 1997, 88s.) notamos que muy probablemente no existe,¹ y si existe, ello se debe a los demás componentes del repertorio lingüístico individual de hablantes bi- o multilingües. Si, por otro lado, nos atenemos al criterio que exige un conjunto de normas compartidas por los miembros de una comunidad lingüística, nos damos cuenta de que los puntos de referencia normativa divergen mucho en Asturias y Miranda del Duero. Esto vale tanto

¹ Esta visión está apoyada en un pasaje del prólogo de la *Convenção Ortográfica da Língua Mirandesa* (Ferreira/Raposo 1999), en el que se menciona, con explícita referencia al asturiano y mirandés, "o seu alheamento comunicativo em diferenças de fala bastante significativas [...]".

para las normas de uso como para las normativas oficiales que se han propuesto en cada zona.

Sabemos que es esencialmente por razones histórico-políticas por lo que este dominio lingüístico no logró convertirse en comunidad lingüística: pérdida de independencia del Reino de León, surgimiento de una frontera nacional entre Portugal y Castilla/León, expansión del castellano durante la Reconquista y subsecuente desplazamiento del romance primitivo por este idioma más prestigioso – tales son los principales factores de la fragmentación dialectal y actitudinal que Don Ramón Menéndez Pidal describía ya en el año 1906:

Los asturianos suelen mirar su bable como cosa muy peculiar, casi exclusiva de ellos; por el contrario, un zamorano o un salmantino creerá que el habla vulgar de su tierra es castellano, a veces mal hablado, sin pensar que en ella haya restos de un dialecto de origen y desarrollo diversos del castellano, y, en fin, el lenguaje de Miranda ha sido considerado como dialecto portugués. Todo esto se explica por faltar un cuadro de conjunto del dialecto leonés (Menéndez Pidal 1906 [1960], 9).

El mencionado “cuadro de conjunto” todavía les falta al mirandés y al asturiano y esta ausencia sigue siendo uno de los aspectos más llamativos de su situación sociolingüística, teniendo repercusiones sobre una posible cooperación entre Miranda y Asturias a nivel de política lingüística.

En lo siguiente abordaremos primero la situación sociolingüística actual, dedicando especial atención a la vitalidad de ambos idiomas y al marco jurídico dentro del cual se han realizado las actividades de normalización lingüística hasta la fecha (sección 2). Luego haremos un breve recorrido por la historia del mirandés en Portugal y del asturiano en el Principado desde la óptica del pasaje a la escrituralidad, ya que ello constituye un paso clave en los procesos de recuperación de cualquier idioma minorizado y plantea el problema de la norma prescriptiva (sección 3). Concluiremos con algunas reflexiones sobre la viabilidad de un proceso concertado de normativización/normalización para Miranda y Asturias. Tal proceso implica un modelo de gestión para la coexistencia de varias normas lingüísticas en lo que será entonces una ‘verdadera’ comunidad lingüística (sección 4).

2. La situación sociolingüística actual

2.1 Mirandés

Hablado en un territorio que se extiende sobre una superficie de 500 kilómetros cuadrados en el extremo nordeste de Portugal, el mirandés es hoy en día una lengua usada por cerca de 5.000 personas (cf. Ferreira 2010, 2) en diversos contextos y con una competencia muy variable.

El número de hablantes ha disminuido espectacularmente en los últimos decenios, sobre todo desde 1960, año en el que el mirandés tenía todavía 15.000 hablantes. Este descenso se explica en primer lugar por el bajo índice de natalidad, el envejecimiento de la población y la migración hacia regiones más prósperas (cf. Merlan 2012, 62ss.). A raíz de dicha migración el mirandés cuenta con una diáspora, cuya importancia numérica resulta ser difícil de determinar.

La penetración del portugués en ámbitos comunicativos anteriormente reservados a la lengua minoritaria, sobre todo la comunicación en el seno de la familia (cf. Martins 2005, 45), es otro factor importante: aunque el mirandés sigue asumiendo funciones comunicativas en la interacción de los nietos con sus abuelos, el idioma minoritario ha dejado de jugar un papel relevante en la comunicación entre personas pertenecientes a las generaciones más jóvenes (cf. Merlan 2012, 178). En lo que a los contextos formales se refiere, se nota también un claro predominio del portugués, incluso en la comunicación administrativa en el ayuntamiento, donde la tasa de los que afirman usar el mirandés se acerca al 20 por ciento (cf. Merlan 2012, 199).

La disminución del número de hablantes es concomitante con una ruptura de la transmisión de la lengua a nuevas generaciones. Mientras que a finales del siglo XIX, cuando José Leite de Vasconcelos ‘descubrió’ el mirandés, esta lengua se adquirió únicamente en un proceso natural, hoy en día el aprendizaje se da mayormente en el contexto institucional de la escuela.

La enseñanza del mirandés se inició a mediados de los años 1980, o sea antes de que la lengua minoritaria se beneficiara de un estatus jurídico. En efecto, fue solo en 1999 cuando entró en vigor la Ley No 7/99 del 29 de enero de 1999 sobre el “Reconhecimento oficial dos direitos lingüísticos da comunidade mirandesa” (cf. Assembleia da República 1999, 574). En lo que atañe a la enseñanza, dicha ley se limita, en su artículo 3, a reconocer el derecho a recibir enseñanza en mirandés: “É reconhecido o direito da criança à aprendizagem do mirandês, nos termos a regulamentar.” A pesar de lo poco ambiciosa que es esta disposición, hoy en día, el 63

por ciento de los alumnos de la región sigue la enseñanza de la “Língua e Cultura Mirandesa” (cf. Diario 2018), que es optativa y se extiende desde el nivel preescolar hasta la educación secundaria (desde 2009/2010).² La lengua vehicular de la enseñanza es, sin embargo, siempre el portugués y la enseñanza de la lengua autóctona sigue impartándose sin material didáctico adecuado (cf. Público 2019).

La promulgación de la referida Ley No. 7/99 se debe a los esfuerzos de un alcalde socialista de Miranda (Júlio Meirinhos) y de grupos de intelectuales en Miranda y Lisboa (cf. Merlan 2008, 86). En cuanto a su alcance real, cabe señalar que es bastante limitado. Si bien la ley permite que los documentos oficiales emitidos por las autoridades públicas vayan acompañados de una versión en mirandés, estamos bastante lejos de un tipo de cooficialidad equiparable al que rige el uso de los idiomas en Cataluña o Galicia ya que no se les concede a los ciudadanos el derecho de dirigirse a las autoridades en el idioma que elijan.

El uso del mirandés en los medios de comunicación es muy escaso. En 2012, Merlan (2012, 207-209) mencionaba la presencia ocasional de textos en mirandés en publicaciones periódicas como el *Jornal Nordeste*, el *Diario de Trás-os-Montes* y el diario *O Público*. Aunque informan esporádicamente sobre eventos relacionados con la lengua y cultura mirandesas, en las respectivas versiones electrónicas de estos medios es imposible, hoy en día, comprobar la existencia de textos escritos en mirandés. La situación no es muy diferente en los medios audiovisuales y es cuestionable que la presencia del mirandés en Internet, por ejemplo los 3790 artículos de la “Biquipédia” en mirandés,³ redactados por solo 22 usuarios, signifique una gran esperanza para el futuro.

2.2 Asturiano

El asturiano – término con el que a continuación nos referimos a las variedades vernáculas del Principado de Asturias – es hablado en un territorio de aproximada-

² Según una normativa (Despacho Normativo No. 35/99), “[a]os alunos dos estabelecimentos dos ensinos básico e secundário do concelho de Miranda do Douro é facultada a aprendizagem do mirandês, como vertente de enriquecimento do currículo” (cf. <https://dre.pt/pesquisa/-/search/355942/details/maximized>).

³ Fecha de la consulta: 31 de marzo de 2020.

mente 11.000 kilómetros cuadrados por un número de hablantes difícil de determinar.⁴ Existen publicaciones que indican un número que supera los 500.000, otras fuentes, más pesimistas y sin duda más fiables a la vez, proporcionan cifras significativamente más bajas, como por ejemplo Frías (2011, 55): criticando las exageraciones a la hora de dar el número de hablantes del asturiano, este autor estima que hay 100.000 hablantes nativos de una variedad híbrida que ostenta rasgos asturianos y castellanos. Sea como fuere, según una encuesta representativa con 600 informantes de 16 años y más, la competencia en asturiano ha aumentado significativamente en los últimos decenios y relativamente a todas las destrezas (cf. Llera Ramo 2017, 11). Este mismo estudio muestra también que el asturiano ha venido ganando terreno como lengua familiar en la infancia (cf. Llera Ramo 2017, 14). Al comparar los datos de 2002 con los de 2017, se notan un incremento de los que tenían tanto el asturiano como el español como lengua infantil, y de manera concomitante, una baja de los que estaban confrontados exclusivamente con el español en el seno de la familia.

A pesar de que el 91 % de los asturianos está a favor de la presencia de su lengua vernácula en las escuelas como asignatura optativa o adicional, la realidad es diferente. Según Caicoya (2014), “la lengua asturiana se ha estancado en las aulas de Primaria, y va camino de convertirse en una asignatura testimonial en la Educación Secundaria, como ya lo es en el bachillerato.” En efecto, en primaria, aun cuando el 56 % de los alumnos sigue la enseñanza (optativa) del asturiano, este porcentaje se reduce al 17 % y 2 % para la educación secundaria y bachillerato respectivamente (cf. Caicoya 2014 y también González-Quevedo 2019, 65s.). Así, se puede decir que el papel que desempeña el asturiano en el sistema educativo de Asturias tiene un carácter simbólico.

La enseñanza del asturiano está reglamentada por la Ley de uso y promoción del bable/asturiano de 1998 y en esta se fija explícitamente su carácter voluntario. Esta ley contiene además otras disposiciones que rigen el uso y la presencia del asturiano en la vida pública. En particular, se les otorga a los hablantes el derecho de dirigirse a las autoridades en la lengua vernácula, y estas tienen que comprometerse a promover el uso del asturiano, por ejemplo, en los medios de comunicación. En

⁴ Una de las razones de esta situación es sin duda alguna el hecho de que no se recogen datos lingüísticos en el censo público, otra es que la existencia de variedades híbridas (asturiano castellanizado, castellano regional de Asturias) dificulta la definición de “hablante de asturiano”.

cuanto al alcance de sus disposiciones, la Ley de uso y promoción queda muy por debajo de las posibilidades que habría si el Estatuto de autonomía previera la cooficialidad del asturiano y del castellano.⁵ Es llamativo, a este respecto, el empleo de “lengua tradicional” en dicha Ley, mientras que el término para referirse a la respectiva lengua vernácula es “lengua propia” en las leyes de normalización promulgadas en las Comunidades autónomas que implementaron un régimen de cooficialidad. Se supone que hoy en día el 53% de los asturianos está a favor de la cooficialidad (cf. Llera Ramo 2017, 24), pero la viabilidad de tal proyecto político es cualquier cosa menos segura.⁶

3. El acceso a la escrituralidad y la normativización

3.1 De los primeros textos hasta la lengua escrita moderna

Procedente del latín vulgar, igual que el portugués y el castellano, el astur-leonés, en sus diversas manifestaciones regionales, experimentó también la transición de la mera oralidad a la escrituralidad. De entre los primeros textos escritos en asturiano destacan el *Fuero* de Avilés (1085) y el *Fuero* de Oviedo (siglo XII), ambos concedidos a las respectivas ciudades por Alfonso VI. Sin embargo, el asturiano quedó privado de la posibilidad de desarrollar una lengua escrita propia que fuese consolidándose y pudiera ganar terreno, desplazando paulatinamente al latín, ya que el castellano se impuso en casi todos los géneros textuales a partir del siglo XIII. Un poco más tarde, o sea en el siglo XIV, el advenimiento de los Trastámara llevó consigo la presencia masiva de castellanoparlantes cuya lengua se convirtió definitivamente en la forma de expresión de los estamentos más altos de la sociedad (cf. García 1992, 681s.). El asturiano, por el contrario, quedará relegado a los

⁵ En un reciente artículo, González-Quevedo (2019, 64) describe la problemática con las siguientes palabras: “[...] al no ser el asturiano considerado lengua oficial, cualquier medida a su favor podía ser anulada o entrar en vía muerta.” Así fue, por ejemplo, con la disposición que preveía la implantación de un “Órgano oficial de traducción”: quedó letra muerta.

⁶ Respecto a una posible cooficialidad en el futuro, cabe señalar que si bien el PSOE ha abandonado la actitud abiertamente negativa que cultivaba en el pasado, tanto el PP como Ciudadanos se muestran recios a cambiar el estatus actual del asturiano (cf. González-Quevedo 2019, 79).

que ocupaban la base de la pirámide social, y de este modo, sobrevivió, paradójicamente, a la creciente presión del español. Empezó entonces lo que, por analogía con la situación del gallego, se podría nombrar los “siglos oscuros” en la historia externa del asturiano, que llegaron a su fin en el siglo XVII, época a partir de la cual se comenzó a escribir sobre todo poesía en este idioma. En el siglo XVIII nació el interés por la literatura en las clases altas y se recopiló también la producción lírica que hunde sus raíces en la poesía oral (cf. García 2018, 15). Así, hasta la actualidad el asturiano cuenta con una nutrida producción literaria y son también abundantes las publicaciones *sobre* el asturiano, impulsadas por el movimiento de recuperación del asturiano que surgió en los años 1970. En efecto, en 1974 se fundó una asociación llamada “Conceyu Bable” que puede considerarse como la precursora de la “Academia de la Llingua asturiana” (ALLA), fundada en 1980, un año antes de la entrada en vigor del Estatuto de autonomía de 1981. La ALLA fomenta la publicación en asturiano y a esta institución le compete también su normativización.

Un poco diferente se presenta la situación en la Tierra de Miranda, dado que la principal lengua de contacto fue – y es – el portugués. Entre el siglo XII y XIV se empleó en documentos administrativos una variedad leonesa muy cercana al mirandés moderno (cf. Ferreira 2010, 3; Martins 2005, 47). No está claro si su presencia es anterior a la fundación del reino de Portugal a mediados del siglo XII o si se debe a la expansión y colonización leonesas entre el siglo XIII y XV (cf. Maia 1996, 160s), pero igual que en la parte del dominio lingüístico que siguió formando parte de Castilla y León, el idioma del reino fue ganando importancia, más notablemente a partir de mediados del siglo XVI. Fue también en aquella época cuando se empezó a considerar el mirandés como un mero dialecto de la lengua portuguesa, caracterizando a personas incultas o campesinos, y se instauró un esquema diglósico con las funciones altas (comunicación institucional o con forasteros) que se le atribuían al portugués y las funciones bajas (interacciones en la familia, con amigos o en el trabajo) asumidas por el mirandés (cf. Ferreira 2010, 4). Al mismo tiempo se intensificó también la influencia del castellano debido a las estrechas relaciones entre la Tierra de Miranda y la vecina España.

La situación de diglosia arriba referida todavía estaba vigente cuando José Leite de Vasconcellos marcó el inicio del mirandés como lengua escrita, publicando ocho poemas de su autoría en la colectánea “Flores mirandezas” (1884). En el siglo siguiente, la producción de textos en mirandés fue escasa y la grafía de los textos se apoyaba por lo general en la fonética del dialecto central (cf. Martins 2005, 48). La demanda de una norma gráfica, imprescindible no solo para la enseñanza sino

también para darle una representación más unitaria a este idioma que se solía graficar según las preferencias individuales de los autores, se cumplió en los años 1990: en 1995 se publicó la *Proposta de Convenção Ortográfica Mirandesa*, a la que siguió en 1999, año de la cooficialización del mirandés, la *Convenção Ortográfica da Língua Mirandesa* (Ferreira/Raposo 1999). Un año después se introdujeron en esta algunas modificaciones.

3.2 Las opciones de la normativización

Uno de los grandes retos al que tienen que responder los responsables de la normativización de una lengua minoritaria es a menudo la fragmentación dialectal en la que se encuentra debido a la ausencia de una variedad culta o a la presencia de otro idioma que hace de ‘techo lingüístico’. En el caso del dominio astur-leonés existen tres bloques dialectales: el asturiano occidental, central y oriental. Por razones geográficas y demográficas, los normativizadores optaron por la variedad del centro como base de la codificación ortográfica y gramatical en Asturias. En efecto, la parte central de esta región es el área más densamente poblada y en ella está situada la capital Oviedo (cf. Born 1991, 225). En el caso del mirandés, por otro lado, no se planteó la cuestión de privilegiar una de estas grandes zonas dialectales, dado que forma parte, en su conjunto, del bloque occidental. Aun así, fue necesario tomar decisiones respecto a cuál de las tres variedades dialectales que conforman el mirandés (raiano, central, sendinés) debería predominar en el proceso de codificación ortográfica. Se optó por el mirandés central, que coincide en muchos aspectos con el raiano, pero no con el sendinés.⁷

Los ejemplos de la siguiente tabla muestran por un lado el estrecho parentesco tipológico entre el mirandés y el asturiano de Asturias y por el otro las diferentes opciones que se tomaron a la hora de definir la respectiva norma ortográfica.

⁷ En dos adendas a la *Convenção ortográfica* se hicieron algunas concesiones al uso sendinés, siendo las más llamativas la posibilidad de escribir <l-> (en lugar de <lh->) y la supresión del acento circunflejo en <uô>/<iê>. La primera medida da cuenta de la no-palatalización de LL- en sendinés, la segunda les facilita a los sendineses la pronunciación monoptongada de palabras como *tierra* y *puorta* con las vocales [i] y [u] respectivamente. Cf. Ferreira/Marquilhas (2000).

Tabla 1: Rasgos compartidos por el mirandés estándar (asturiano occidental) y el asturiano estándar (asturiano central)

Mirandés estándar	Asturiano estándar
(1) Conservación de la F– inicial: <i>ferida</i> ‘herida’ <i>falar</i> ‘hablar’	<i>firida</i> <i>falar</i>
(2) Diptongación de Ö y Ě tónicas: <i>niebe</i> ‘nieve’ <i>puonte</i> ‘puente’	<i>nieve</i> <i>puente</i>
(3) Palatalización de le los nexos –LL– y –NN– intervocálicos: <i>cabalho</i> ‘caballo’ <i>galhina</i> ‘gallina’	<i>caballu</i> <i>gallina</i>
(4) Palatalización de la L– inicial: <i>lhuna</i> ‘luna’	<i>lluna</i>

En (1) y (2) se ven la conservación de la F– inicial latina y las diptongaciones de las vocales breves tónicas Ö y Ě. Ambas características se notan en la mayor parte del dominio astur-leonés, pero con resultados diferentes en el caso de la Ö. Los ejemplos en (3) y (4) nos muestran las palatalizaciones de las consonantes geminadas –LL– y –NN– así que la de la L– inicial. Estos fenómenos también afectan prácticamente a todas las variedades del astur-leonés. Cabe señalar aquí que tanto en el caso del asturiano como en el del mirandés se eligió una grafía idéntica a la que existe en el respectivo idioma mayoritario para representar los sonidos palatal lateral y nasal, creándose así dos códigos gráficos divergentes dentro del mismo dominio lingüístico.

Por supuesto, el mirandés ostenta también varios rasgos ajenos al asturiano central; en la siguiente tabla se dan algunos ejemplos ilustrativos:

Tabla 2: Rasgos que individualizan al mirandés (estándar) frente al asturiano (estándar)

Mirandés estándar (i.e. central)	Asturiano estándar (i.e. central)
(1) Ausencia de vocales altas en posición inicial: <i>anganhar</i> ‘engañar’ <i>eigreja</i> ‘iglesia’ <i>oufender</i> ‘ofender’	<i>engañar</i> <i>ilesia</i> <i>ofender</i>

(2) Tratamiento del nexo –CT– del latín: <i>lheite</i>	<i>lleche</i> [tʃ]
(3) Conservación de fricativas palatales sonoras: <i>eigreja</i> /ʒ/	<i>ilesia</i>
(4) Sistema de cuatro sibilantes: <i>passar</i> /ʃ/ <i>saber</i> /s/ <i>coser</i> /ʒ/ <i>cozer</i> /z/	<i>pasar</i> /s/ <i>saber</i> /s/ <i>coser</i> /s/ <i>cocer</i> /θ/
(5) Africada palatal /tʃ/ (resultado de CL–/ FL–/PL– del latín): <i>chabe</i> (< CLAVE) <i>chama</i> (< FLAMMA) <i>cheno</i> (< PLENU)	<i>llave</i> <i>llama</i> <i>llenu</i>

Si bien se observan en otras variedades del asturiano, sobre todo en las occidentales, los rasgos (2) y (5), o sea la mera vocalización (–CT– > [jt]) en el interior de la palabra y la fuerte palatalización de CL–, FL– y PL– en posición inicial, no forman parte del asturiano estándar. Los restantes rasgos de la tabla – la ausencia de vocales altas al inicio de palabra, la conservación de fricativas sonoras y el sistema de las sibilantes – no se documentan en otras partes del dominio astur-leonés o aparecen solo esporádicamente, como es el caso del rasgo (1). En (3) el mirandés coincide con el portugués en general, mientras que (4) corresponde al sistema de los dialectos portugueses del norte.

4. Perspectivas: ¿Hacia una política común de normativización/normalización?

Hemos visto que pesa sobre el mirandés – y en menor medida también sobre el asturiano – la amenaza de la sustitución lingüística. En una situación que se caracteriza por una precaria vitalidad lingüística, es seductora la idea de aunar esfuerzos, superando fronteras nacionales, pero son varios los factores que de momento impiden la puesta en práctica de una política lingüística común.

En un reciente artículo, Xosé Lluis García Arias (2016, 178) mencionó los siguientes:

1. unes tierras inxertes en dos estaos destremao: España / Portugal.
2. unes tierras inxeríes en dos comunidades autónomes dixebras: Asturias / Castiella y Lleón.
3. ausencia de muérganos alministrativos comunes.
4. falta de conciencia política común y curtíes referencias icóniques hestóriques y culturales y sociales asumíes como propies.
5. lingua falada caltenida en proporciones mui distintas y con influxos adstráuticos destremaos (castellán / portugués).
6. ausencia de un estándar común
7. inexistencia de fuerces sociales enfotaes nel llogru d'una entidá ástur.
8. demografía declinante.

Analizando más de cerca estos factores, se nota que las causas y los efectos están casi inextricablemente entrelazados. Así, la inexistencia de fuerzas sociales que se empeñen por lograr una identidad ástur se debe a la falta de conciencia política y a la limitada identificación con el espacio histórico-cultural. Al no haber actores sociales lo suficientemente poderosos en ambos lados de la frontera nacional es impensable crear instituciones comunes que puedan tratar de reducir la distancia entre las normas ortográficas. Esta distancia es problemática, no tanto por las diferentes opciones que se tomaron en función de la base dialectal (asturiano de Asturias: asturiano central vs. mirandés: asturiano occidental), sino por la orientación hacia el sistema gráfico de la respectiva lengua de contacto dominante.

Según García (2016, 179) un proyecto común de normalización/normativización debe pasar por la creación de una nueva identidad cultural – la *asturidá* – que “perpase, ensin esborrar, los conceutos más localistes d'asturianidá, lleonesidá, mirandesidá o de ‘asturiano’, ‘lleonés’, ‘mirandés’”. Una vez conseguido este objetivo, quedaría sin embargo una interrogante fundamental que en la situación actual no se plantea debido a la completa separación de los espacios comunicativos mirandés y asturiano: ¿Cómo se gestionaría la coexistencia de varias normas de uso dentro de esta nueva comunidad lingüística apoyada en una identidad pan-asturiana? En principio, son tres los modelos posibles en teoría:

1. Creación de una nueva norma escrita que sirva de techo para las variedades del mirandés y del asturiano
2. Adaptaciones o acercamiento de las normas mirandesa y asturiana
3. Mantenimiento de las normas distintas

La solución de (1) exige un sistema ortográfico nuevo que reemplace no solo la ortografía mirandesa sino también la asturiana. Es dudoso que los asturianos, que constituyen claramente la mayoría frente a los hablantes del mirandés, estén dispuestos a integrar ortográficamente a los mirandeses por el precio de abandonar una ortografía incontestada.

Desde un punto de vista más ‘técnico’ – y a la vista del desequilibrio demográfico arriba señalado – surge entonces la pregunta de si una ortografía común no debería ser simplemente una ortografía asturiana modificada que diera cabida a determinados rasgos del asturiano occidental, admitiendo así más variación. Una solución según este principio, o sea el modelo (2), exigiría por ejemplo más libertad en cuanto a los resultados de las palatalizaciones de CL–, FL– y PL– y –CT–. Para acercar la grafía mirandesa a la asturiana haría falta además prescindir de grafías fonológicas o anti-etimológicas (cf. mir. *chabe* < CLAVE frente a *cabalho* < CABA-LLU) y repensar las soluciones del mirandés para su rico inventario de sibilantes que contrasta con la relativa pobreza del asturiano en este ámbito. Se llegaría así a un modelo moderadamente pluricéntrico, semejante en su espíritu a la ortografía del catalán, de cuño fabriano.

Pero a la hora de normativizar las ortografías vigentes en el dominio astur-leonés el mayor obstáculo lo representa sin duda el hecho, ya señalado, de que se apoyan en el portugués en el caso del mirandés y en el castellano en el del asturiano. Por más lógicas que parezcan estas opciones en una perspectiva que contempla solo la propia variedad y las posibilidades de su aprendizaje y difusión, causan un efecto de extrañamiento en los hablantes de la otra variedad. Por esta razón, la tercera solución, o sea el mantenimiento de dos sistemas gráficos bien distintos, resultaría ser difícilmente viable. Ello requeriría una comunidad lingüística polinómica (en el sentido de Marcellesi)⁸, es decir en la que todos los hablantes estuvieran convencidos de formar parte de una comunidad lingüística particular y en la que reinara el respeto mutuo hacia todas las variedades lingüísticas en ella presentes. A vista de los hechos históricos referidos al principio de este trabajo, es poco probable que

⁸ Este concepto se refiere a lenguas “cuya unidad es abstracta y procede de un movimiento dialéctico y no de la osificación de una norma única. Su existencia se basa en la decisión masiva por parte de sus hablantes de darle a su lengua un nombre propio y declararla autónoma respecto a las demás lenguas reconocidas” (Marcellesi 1991, 331s.; la traducción es nuestra).

el dominio astur-leonés se convierta a medio plazo en una comunidad lingüística de esta categoría.

Cabe añadir que el problema de las diferentes normas no se limita a la sola ortografía, se plantea también en el ámbito léxico donde hay muy a menudo diferentes opciones. Por ejemplo, la *siella*, el *copo de nieve* y el *almuerzu* de los asturianos son, respectivamente, una *cadeira*, una *copa de niebe* y el *jantar* para los mirandeses. De esta variación también habría que dar cuenta en un proyecto común de normativización/normalización.

Resumiendo se puede decir que, si bien se perfilan con bastante claridad las tareas por realizar y los retos por afrontar en tal proyecto, queda la cuestión fundamental de si la utopía de García Arias, que de momento parece inalcanzable, se hará realidad. El hecho de que “deve ser um processo não apenas exigido por alguns intelectuais, mas pelos falantes em geral” (Ferreira 2010), invita al pesimismo. Está claro que a principios de la década de los 2020 las discusiones acerca de una normativización/normalización común todavía no han salido del círculo de los expertos.

Bibliografía

- Assembleia de República 1999 = Diário de República No 34, 29 de setiembre de 1999: “Lei No. 7/99 de 29 de Janeiro. Reconhecimento oficial de direitos linguísticos da comunidade mirandesa.”
- Baggioni, Daniel/Moreau, Marie-Louise/Robillard, Didier de (1997), “Communauté linguistique”. En: Moreau, Marie-Louise (Eds.), *Sociolinguistique. Concepts de base*. Sprimont: Mardaga, 88–93.
- Born, Joachim (1991), “Das Asturische. Die Normierung eines iberoromanischen Idioms”. En: Dahmen, Wolfgang/Gsell, Otto/Holtus, Günter/Kramer, Johannes/Metzeltin, Michael/Winkelmann, Otto (Eds.), *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen. Romanistisches Kolloquium V*. Tübingen: Narr, 217–236.
- Caicoya, Alejandro (2014), “La llingua asturiana, otro fracaso educativo”. En: *AsturiasDiario*, 14 de mayo de 2014. Disponible en: <http://www.asturiasdiario.es/web/?p=16086>, 3 de abril de 2020.
- Diário 2018 = Diário de Trás-os-Montes, 19 de setiembre de 2018, “Ensino do mirandês consolidado nas escolas de Miranda do Douro.” Disponible en:

<https://www.dn.pt/lusa/reportagem-ensino-do-mirandes-consolidado-nas-escolas-de-miranda-do-douro--9869502.html>, 3 de abril de 2020.

Ferreira, Amadeu (2010), “O mínimo sobre a língua mirandesa”. En: *Revista do Festival Intercéltico de Sendim 13*, sin páginas. Disponible en: <https://studosmirandeses.blogs.sapo.pt/1294.html>, 3 de abril de 2020)

Ferreira, Manuela Barros/Marquilhas, Rita (2000), “Adendas à Convenção”. Disponible en: <http://miradadodouro.com.pt/wp-content/uploads/2018/03/ConvencaoAdendas.doc>, 3 de abril de 2020.

Ferreira, Manuela Barros/Raposo, Domingos (Coords.) (1999), *Convenção ortográfica da Língua Mirandesa*. Miranda do Douro/Lisboa: Câmara Municipal de Mirando do Douro/Centro de linguística da Universidade de Lisboa. Disponible en: <https://web.archive.org/web/20030629014648/http://mirandes.no.sapo.pt/LMRNconvencao.pdf#>, 3 de abril 2020.

Frías Conde, Xavier (2011), “The sociolinguistic situation of Asturias: The state of the question”. En: Mendoza, Imke/Pöll, Bernhard/Behensky, Susanne (Eds.), *Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit als Herausforderung für Soziolinguistik und Systemlinguistik. Ausgewählte Beiträge des gleichnamigen Workshops der 37. Österreichischen Linguistiktagung 2009*. Munich: Lincom, 47–59.

García Arias, Xosé Lluís (1992), “Asturianisch: Externe Sprachgeschichte“. En: Metzeltin, Michael et al. (Eds.), *Lexikon der romanistischen Linguistik. Vol. VI, 1*. Tübinga: Niemeyer, 681–693.

García Arias, Xosé Lluís (2016), “Falemos del Dominiu Llingüísticu Ástur”. En: *Lletres asturianas: Boletín Oficial de l'Academia de la Llingua Asturiana* 115, 175–182.

García Arias, Xosé Lluís (2018), “Breve reseña sobre la lengua asturiana”. En: Academia de la Llingua Asturiana (Ed.), *Informe sobre la llingua asturiana. 4ª edición*. Uvieu: ALLA, 13–30.

González-Quevedo, Roberto (2019), “La normalización externa del asturiano”. En: Giralt Latorre, Javier/Nagore Laín, Francho (Eds.), *La normalización social de las lenguas minoritarias: experiencias y procedimientos para la salvaguarda de un patrimonio inmaterial*. Zaragoza: Prensas de la Universidad de Zaragoza, 57–81.

Llera Ramo, Francisco (Dir.) (2017), *III Encuesta sociolingüística de Asturias. Avance de resultados*. Uvieu: Academia de la Llingua Asturiana. Disponible en:

<https://www.ehu.eus/documents/1457190/1547454/Avance+III+Encuesta+Sociolling%C3%BC%C3%ADstica+Asturias.pdf/aba19c6f-4dab-470c-8a33-157248373072>, 3 de abril 2020.

Maia, Clarinda de Azevedo (1996), “Mirandés”. En: Alvar, Manuel (Ed.), *Manual de dialectología hispánica. El español de España*. Barcelona: Ariel, 159–170.

Marcellesi, Jean-Baptiste (1991), “Polynomie, variation et norme”. En: *Actes du Colloque International des Langues Polynomiques (17-22 septembre 1990)*, *Publications Universitaires de Linguistique et d’Anthropologie (PULA)*, No. 3/4, Corti, 331–336.

Martins, Cristina (2005), “O processo de normativização do mirandês”. En: Sinner, Carsten (Ed.), *Norm und Normkonflikte in der Romania*. München: Peniopo, 39–58.

Menéndez Pidal, Ramón (1906 [1960]), *El dialecto leonés*. León: Diputación Provincial de León.

Merlan, Aurelia (2008), “El asturiano en el Principado de Asturias y en la Tierra de Miranda”. En: Doppelbauer, Max/Cichon, Peter (Eds.), *La España multilingüe. Lenguas y políticas lingüísticas de España*. Wien: Praesens, 77–107.

Merlan, Aurelia (2012), *Sprachkontakt und Sprachenwechsel im portugiesisch-spanischen Grenzgebiet. Das Mirandesische* (= Rostocker Romanistische Arbeiten 15). Frankfurt: Lang.

Público 2019 = O Público, 12 de setiembre de 2019: “Ainda não há manual de Mirandês, apesar de língua ser leccionada há 34 anos.” Disponible en: <https://www.publico.pt/2019/09/12/sociedade/noticia/ensino-mirandes-mudancas-significativas-1886329>, 3 de abril 2020.

Vasconcellos, José Leite de (1884), *Flores mirandezas*. Porto: Livraria Portuense de Clave.

Hunsrückisch als Schriftsprache in Brasilien

Willian Radünz & Nicolas Schweitzer

Seit über 190 Jahren wird die deutsche Mundart der Region Hunsrück auch in Brasilien als Einwanderersprache gesprochen und geschrieben. Definiert ist die Sprache ‚Hunsrückisch‘ als,

ein Oberbegriff für eine überregionale Varietät des Deutschen in Rio Grande do Sul/Südbrasilien, die ein Dialektkontinuum darstellt, dessen sprachliche Konstitution auf eine rhein-/moselfränkische Basis zurückgeht und eine Vielfalt sprachkontaktbedingter Elemente anderer deutscher Dialekte sowie insbesondere solche des Portugiesischen einschließt. (Altenhofen, 1996: 25)

Zweck dieses Aufsatzes ist es, einen Beitrag zur Untersuchung des Hunsrückischen als Schriftsprache zu leisten, indem ein Überblick über die Vielfalt der Schrifterzeugnisse und Schreibweisen des Hunsrückischen gegeben wird. Dazu möchten wir im Folgenden erstens eine chronologische Übersicht der Schrifterzeugnisse des Hunsrückischen geben und zweitens eine Einteilung der wichtigsten Orthographiesysteme vornehmen sowie beispielhaft einige relevante Texte und Autor*innen nennen.

1. Schrifterzeugnisse des Hunsrückischen

Bereits vor der Einwanderung nach Brasilien schrieben Sprecher*innen des Rhein- und Moselfränkischen in ihren dialektalen Varietäten. Peter Joseph Rottmann (1799–1881) zum Beispiel, der in Simmern im Hunsrück geboren wurde und sein Leben in der Region verbrachte, schrieb seine Gedichte mit einer regionalen dialektalen Färbung. Die erste Ausgabe seiner Gedichte in Buchform veröffentlichte der Autor im Jahr 1840, einer Zeit, zu der besonders viele Bewohner des Hunsrücks

nach Brasilien auswanderten. Dies ist beispielsweise auch Thema seines Gedichtes *Der Abschied*¹:

Lisekett.

Willst Dau, Hannes, kein Brasilje ziehe,

Wo Deich Schlange unn die Affen kriehe?

Ach, dann stehrbt gewissen Dei Liesekett!

Wer sall meich dann bei die Spiellet fehre,

Wann eich naunder meine Kerl verleere?

Geh, eich wullt, datt deich der Deiwel gehörttt! (Rottmann 1863: 2-3)

In den ersten Jahren der Auswanderung ab 1824 waren Spuren der Hunsrucker Mundart in Brasilien hauptsächlich auf Texten wie Grabsteinen (vgl. Radünz/Machado 2014) und im Austausch von Briefen innerhalb Brasiliens und zwischen Sprechern in Brasilien und in Deutschland (Steffen/Altenhofen/Thun 2018) zu finden. Die Verwendung von Elementen der Mundart anstelle des Standarddeutschen ist wohl zum Teil darauf zurückzuführen, dass dieses in der ersten Hälfte 19. Jh. nur von einer Minderheit der deutschen Einwanderer beherrscht wurde und die Standardisierung zu dieser Zeit selbst in Deutschland noch im Gange war.² In der zweiten Hälfte des 19. Jh. wurde die deutsche Standard- und Schriftsprache in das Bildungssystem der Einwandererkolonien in Brasilien integriert und es entstand auch eine bedeutende deutschsprachige Presse (vgl. Gertz 2004). Zur gleichen Zeit entstanden auch die ersten Texte auf Hunsrückisch. Die dafür verwendeten Schreibweisen orientierten sich hauptsächlich am deutschen Standard, ließen jedoch Raum für die dialektalen Eigenheiten des Hunsrückischen. Von systematischen Überlegungen für eine Orthographie des Hunsrückischen in Brasilien kann zu dieser Zeit jedoch noch nicht gesprochen werden. Als Beispiele seien hier der in der 1930er Jahren von Alfons Brod herausgegebene *Brummbär-Kalender*, die *Contos Dialetais* (1937-1961 [2002]) von Pio Rambo sowie Teile der monatlich erschienenen Zeitschrift *Sankt Paulus Blatt* genannt. Der Nationalismus, der während der Herrschaft von Getúlio Vargas (1930–1945) um sich griff, führte zum Verschwinden der meisten deutschsprachigen Schulen und brachte

¹ Siehe Altenhofen et. al (2019).

² Eine interessante Hypothese, die Edgar Reitz im Film *Die andere Heimat* aufgestellt hat, besagt, dass viele Deutsche, die nach Brasilien kamen, eingewandert sind, weil sie lesen konnten (Altenhofen/Morello 2018, 29).

auch die Produktion deutsch- und hunsrückisch-sprachiger Medienerzeugnisse nahezu vollständig zum Erliegen (vgl. Gertz 2004).

In den letzten Jahrzehnten ist das Hunsrückische in der brasilianischen Öffentlichkeit jedoch wieder zunehmend sichtbar geworden, was auf verschiedene Prozesse zurückzuführen ist. Einerseits zog es vermehrt das Interesse der akademischen Forschung auf sich, woraufhin verschiedene sprachpolitische Maßnahmen zu dessen Schutz und Erhalt ergriffen wurden.³ Andererseits findet sich das Hunsrückische (insbesondere auch in schriftlicher Form) heutzutage auch in anderen Medien, wie z.B. in den Untertiteln der Filme *Meio* und *Land schaffen* von Clarissa Bekert und Pedro Henrique Risse und *Die andere Heimat – Chronik einer Sehnsucht* von Edgar Reitz. Neue Verwendungsmöglichkeiten der Schriftsprache des Hunsrückischen haben sich auch durch das Internet eröffnet, wo die Sprache die Hauptthematik vieler Blogs, Facebook-Seiten und Homepages ist. Zunehmende Präsenz zeigt das Hunsrückische ebenfalls in Form von Aufschriften auf verschiedenen Produkten und im Rahmen folkloristischer Festveranstaltungen (vgl. Radünz 2018) sowie durch unterschiedliche sprachpolitische Maßnahmen zur Revitalisierung der Sprache. Trotz eines starken und ständigen Rückgangs der Sprecher der Varietät, was in unterschiedlichen Studien gezeigt werden konnte, haben der symbolische Wert sowie auch die schriftliche Präsenz des Hunsrückischen in den letzten Jahren deutlich zugenommen.

2. Orthographiesysteme und Schrifterzeugnisse des Hunsrückischen im heutigen Brasilien

Die heutigen Schrifterzeugnisse auf Hunsrückisch orientieren sich nicht nur an der deutschen Standardsprache mit dialektalen Abweichungen oder an von namhaften Autoren vertretenen bestehenden Schreibtraditionen im Hunsrückischen, sondern gehen auch teilweise ganz neue Wege, wie hier gezeigt werden soll. Im Folgenden

³ Dazu können das Sprachinventar des Hunsrückischen (Altenhofen/Morello 2018), die Kooffizialisierung des Hunsrückischen in einigen Städten Brasiliens, die Anerkennung der Sprache als immaterielles Kulturerbe in Rio Grande do Sul, die Einführung der Sprache als Unterrichtsfach in Santa Maria do Herval sowie die Aufnahme des Fachs „Lokale Sprachen und Kulturen“ in den Lehrplan gezählt werden (<https://www.ufrgs.br/projalma/documento-sobre-a-diversidade-linguistica/>) (abgerufen am 16.03.2020).

möchten wir die wichtigsten Orthographieentwürfe für das Hunsrückische sowie einige Texte und Autoren vorstellen. Die erste Schriftweise für das Hunsrückische, die vorgestellt wird, basiert auf dem deutschen Standard mit dessen Graphemen und auf der schriftlichen Tradition des Hunsrückischen in Brasilien. Die zweite Orthographie basiert auf der Arbeit von *SIL International* (*Summer Institute of Linguistics*). Im letzten Abschnitt stellen wir Orthographieentwürfe für das Hunsrückische vor, die sich eher an der portugiesischen Schriftsprache als an der deutschen orientieren sowie Orthographien, die wiederum andere Wege gehen.

2.1 Orientierung am Standarddeutschen und den bereits existierenden Schreibtraditionen des Hunsrückischen in Brasilien

Der zentrale Vertreter dieser Verschriftlichungsorientierung ist die Gruppe ESCRITHU⁴ des Projekts ALMA-H⁵ der *Universidade Federal do Rio Grande do Sul* (UFRGS).⁶ In den Texten von Altenhofen et al. (2016)⁷, Altenhofen/Neumann/Prediger/Habel (2018), Altenhofen (2016) und auf der offiziellen Webpräsenz der Gruppe⁸ sind detaillierte Prinzipien und Konzepte für Verschriftlichungsregeln dargestellt und erläutert. Die Gruppe besteht aus Professor*innen, Sprach-Didaktiker*innen- und Literaturwissenschaftler*innen der Universität, die sich mit dem Hunsrückischen beschäftigen. Das Orthographiemodell der Gruppe wurde ursprünglich entwickelt, um Audioaufnahmen des Projektes ALMA-H transkribieren und schreiben zu können und orientiert sich zum einen an der bereits existierenden Schreibtradition des Hunsrückischen in Brasilien und zum anderen an der standarddeutschen Orthographie. Die Mehrheit der sprachwissenschaftlichen Studien, die sich mit der hunsrückischen Sprache beschäftigen, stehen in Verbindung zu der Gruppe ALMA-H und verwenden die orthographischen Richtlinien der Escrithu-Gruppe.

⁴ Grupo de Estudos da Escrita do Hunsrückisch – ESCRITHU (abgerufen am 04.03.2020).

⁵ Atlas Linguístico-Contatual das Minorias Alemãs na Bacia do Prata: Hunsrückisch (ALMA) (abgerufen am 04.03.2020).

⁶ <https://www.ufrgs.br/projalma/> (abgerufen am 04.03.2020).

⁷ <https://seer.ufrgs.br/contingentia/article/view/3867/2166>(abgerufen am 04.03.2020).

⁸ <https://www.ufrgs.br/projalma/escrithu-sistema-de-escrita-do-hunsruckisch/> (abgerufen am 04.03.2020).

Eine aktuelle Publikation der Gruppe, Ergebnis des *I Literaturwettbewerbs der Gedichte und Kurzgeschichten im Hunsrückischen*⁹, ist das Buch *Hunsrückisch em Prosa e Verso*¹⁰, eine Sammlung unterschiedlicher Texte des Wettbewerbs, geschrieben in der jeweiligen gesprochenen Varietät des Hunsrückischen des jeweiligen Autors, jedoch mit den orthographischen Prinzipien der ESCRITHU-Gruppe. Diesbezüglich heben Altenhofen et. al. (2018) den Aspekt hervor, der gleichen Tradition und den gleichen Prinzipien zu folgen, aber mit der Möglichkeit, in verschiedener Weise und unter Berücksichtigung unterschiedlicher mündlicher Varietäten zu schreiben, was im folgenden Auszug detaillierter erklärt wird:

Quando se pretende escrever em Hunsrückisch, no entanto, se busca respeitar a variante falada, que difere da norma escrita padrão, mas não é algo à parte, e sim dialoga com a fala coloquial e se mescla com variantes mais ou menos dialetais, mais ou menos elevadas. Isso se pode observar nos textos selecionados para este I Concurso Literário de Poemas e Contos em Hunsrückisch. É difícil dissociar o Hunsrückisch do Hochdeutsch. De um lado, há aqueles autores que falam / escrevem em uma variante mais dialetal – por exemplo, kleen, well, Steen (ao invés de klein, weil, Stein) – que denominamos de Hunsrückisch do tipo Deitsch. Mas há também aqueles que aproximam sua fala à norma escrita em Hochdeutsch – por exemplo, gesaht, Gemeind, Schwirichkeit (ao invés de gesooht, Gemeen, Schwirichket) e que denominamos de tipo Deutsch. Essa variação nos obriga a definir alguns princípios básicos, para harmonizar todas essas diferenças e conseguir abrigá-las num mesmo sistema de escrita, que chamamos de ESCRITHU (Altenhofen et al. 2018: 25).

Diesbezüglich unterscheidet sich das vorgeschlagene Orthographiesystem von traditionellen Rechtschreibungen, die keinen Raum für die Verschriftlichung lautlicher Variation lassen.

Die Gruppe ALMA-H spielt auch eine zentrale Rolle bei sprachpolitischen Maßnahmen zur Dokumentation und Bewahrung von Minderheitensprachen in Brasilien. Die Rede „Das bresilionische Deitsch unn die deitsche Bresilioner: en Hunsrickisch Red fo die Sprocherechte“ zum Beispiel, die im brasilianischen Parlament im Jahre 2006 auf Hunsrückisch gehalten wurde, trug zur Förderung des sprachpolitischen Projekts „Livro das Linguas“ bei (vgl. Altenhofen/Frey 2006). Im Folgenden ein kleiner Ausschnitt der Rede auf Hunsrückisch:

⁹ I Concurso Literário de Poemas e Contos em Hunsrückisch

¹⁰ Altenhofen/Neumann/Prediger/Habel (2018).

All die Sproche, wo hier vorgestellt werre, sinn von iwer grosse Weat, well se Gefihle, Geschichte, Kenntnisse, Culturas, Bresilioner representante. Die sinn en patrimônio cultural imaterial de fato, wenn ich mich, fo deutlich se spreche, ooch noch ohne Bang mit bresilionische Wetter ausdricke teref. Unn das Interessante is noch, dass díe Sproche eene Attikel mitsammer teele: die werre gemeenehand schwer, so gut wie nie, in en Schul gelennt. En Sproch wie das Hunsrückesche lennt ma vor allem dorrich das Lewe – in Familie unn Sociedade, wenn ach oft noch net mo onerkannt unn sogoo vebot, wie in Zeite mit Kriech ore Konflikte (Altenhofen/Frey 2006: 40).

Eine weitere sprachpolitische Maßnahme des ALMA-H Projekts ist die Erstellung eines Sprachinventars des Hunsrückischen (*Inventário do Hunsrückisch como Língua Brasileira de Imigração* (IHLBrI)) (vgl. Altenhofen/Morello 2018), eine der bedeutendsten Folgen des zuvor erwähnten Projekts „Livro de Línguas“. Ein weiteres Ziel der Gruppe ist es, eine Reihe von Maßnahmen zu unterstützen, die nicht nur die wissenschaftliche Erforschung des Hunsrückischen fördern, sondern auch das Erlernen des hochdeutschen Standards als Teil einer mehrsprachigen Ausbildung zusammen mit dem Hunsrückischen. Die Sprache und ihre Orthographie sind in dieser Hinsicht auch als eine Brücke zu sehen, um das Standarddeutsche zu erlernen (vgl. Pupp Spinassé 2016). Die Gruppe ESCRITHU bietet in Minderheitengemeinschaften, wo Hunsrückisch gesprochen wird, Workshops an, um Schüler für den Zusammenhang von lokalen Sprachen und Schrift zu sensibilisieren.

2.2 Orientierung an den Verschriftlichungspraktiken von SIL International

Eine zweite Orthographie des Hunsrückischen im brasilianischen Kontext geht auf das “Projekt Hunsrik” aus Santa Maria do Herval zurück. Die Sprachwissenschaftlerin Ursula Wiesemann von SIL International schuf ein Orthographiesystem (vgl. Wiesemann 2008), das unter anderem für Lehrmaterialien des Hunsrückischen im lokalen Schulsystem in Santa Maria do Herval (Brasilien) verwendet wird (vgl. Maselko et al. 2014: 96) sowie zur Übersetzung biblischer Texte. Ursula Wiesemann hat auch das Hunsrückische in die Sprachdatenbank *Ethnologue* eintragen

lassen, die ebenfalls zu SIL International gehört.¹¹ Bei der Erarbeitung der Orthographie wurde darauf geachtet, dass für jedes Phonem des Hunsrückischen nur genau ein Graphem verwendet wird. Die Auswahl der Grapheme ist laut Maselko (2013: 167) eher am Portugiesischen als am Deutschen orientiert. So wird etwa der stimmlose postalveolare Frikativ /ʃ/ nicht wie im Deutschen mit <sch> wiedergegeben, sondern wie im Portugiesischen mit <x>. Folglich weicht das Schriftbild dieser Orthographie stark von anderen ab, die sich am Standarddeutschen orientieren. Aus ‘Schiff’ wird nach Wiesemanns Schreibregeln *xif*, aus ‘Schaf’ *xoof* (vgl. Maselko 2013: 165/166). Der Sonderweg dieses Orthographiesystems zeigt sich jedoch besonders deutlich an der Verwendung einiger Grapheme und Digraphen, die weder in der standarddeutschen noch in der portugiesischen Orthographie (an der sich vorgeblich orientiert wird) Verwendung finden. So sind etwa <ë>, <ay> oder <oy> Teil des Grapheminventars (vgl. Wiesemann 2008: 27). Das für Sprecher des Standarddeutschen eher ungewohnte Schriftbild wird an folgendem Beispiel, einer hunsrückischen Übersetzung eines Ausschnitts aus *Der kleine Prinz*, deutlich:

Te Kleene Prins

Een mool, wii ich sêks yoer alt waar, hon ich in en puuch iwich te Uer Walt, erleepte kexichte, en imprêsionant pilt kesiin. Tas tsaycht en riisich jibóia xlang en wilt tier am xlike. Too is en khopii fom pilt. Tas puuch saat: “Ti riisiche jibóia xlange xlike, oone khaue, tas kefangne tier kans. Têm noo, khêne se sich nêt mer peweeche un xloofe ti sêks moonate fon te fertauung¹² .

Das “Projekt Hunsrik” selbst ist Herausgeber einiger Publikationen, in denen die eigene Orthographie verwendet wird. Neben der oben zitierten Übersetzung des *kleinen Prinzen* überwiegen religiöse Inhalte sowie Sprachlehrwerke. Gemeinsam mit der *Sociedade Bíblica do Brasil* wurde 2007 eine Übersetzung des neuen Testaments und ein Buch mit Bibelgeschichten für Kinder herausgegeben.¹³ Im Jahr 2009 wurde *Nutrinho*, ein Comic auf Hunsrückisch veröffentlicht und im Jahr 2010 ein zweiter Teil. Im gleichen Jahr erschien *Mayn ëyerste 100 Hunsrik wërter*, das

¹¹ http://www.brasilalemanha.com.br/novo_site/noticia/13-yoer-eksistens-fom-proyekt-hunsrik-fayre-von-solange-hamester-johann-/8972(abgerufen am 28.03.2020).

¹² <https://www.omniglot.com/writing/hunsrik.htm> (abgerufen am 23.03.2020).

¹³ http://www.brasilalemanha.com.br/novo_site/noticia/13-yoer-eksistens-fom-proyekt-hunsrik-fayre-von-solange-hamester-johann-/8972(abgerufen am 23.03.2020).

Kindern hunsrückische Lexik näherbringen soll (vgl. Maselko et al. 2014: 103). In den Jahren 2010 und 2011 wurden wieder Bücher mit religiösen Inhalten für Kinder publiziert, *Piiplix Kexichte: Mit Pilter: In Hunsrik –User Taytx und Piiplix Awentuure*. 2012 folgte dann mit *Hunsrücksprüche* eine Sammlung von Sprüchen aus dem 20. Jh., die in drei Sprachen – Deutsch, Hunsrückisch und Portugiesisch – abgedruckt wurden. Für das Hunsrückische werden zudem zwei Orthographien verwendet, die von Wiesemann und eine, die sich am deutschen Standard orientiert (vgl. Maselko et al. 2014: 104). In einem anderem Projekt wurden Kindergeschichten („Mayn Liipste Kexichtcher“) angefertigt, die zweisprachig auf Portugiesisch und Hunsrückisch erschienen sind.¹⁴ Auch in dem Wörterbuch *Dicionário renano-hunsrik: português* von André Kuster-Cid und Eduardo Fausto Kuster-Dic wurden für die hunsrückischen Lexeme die Orthographie von Wiesemann (2008) verwendet, ebenso wie in der Grammatik von Alves (2013). Das Team des „Projekt Hunsrik“ war auch maßgeblich an der Anerkennung des Hunsrückischen als kulturellem Erbe im Bundesstaat Rio Grande do Sul beteiligt. Verwendung findet die Orthographie des „Projekt Hunsrik“ auch im Internet. Neben der offiziellen Facebook-seite¹⁵ des Projekts selbst wird diese etwa auch auf der Seite „Hunsrik Xprooch - Lingua Renana“ verwendet, wenngleich dort auch andere Orthographieformen verwendet werden.¹⁶

2.3 Andere Verschriftlichungspraktiken

Außer der Escrithu-Gruppe und des „Projekt Hunsrik“, die eine zentrale Rolle in der aktuellen Schreibpraxis des Hunsrückischen in Brasilien spielen, hauptsächlich in der Forschung, dem Sprachunterricht und bei sprachpolitischen Maßnahmen, befassen sich auch andere Autoren und Akteure mit der Verschriftlichung und Bewahrung des Hunsrückischen. Häufig Muttersprachler des Hunsrückischen, sprachpolitisch engagiert und miteinander vernetzt, schreiben diese Autoren mit einiger Regelmäßigkeit Texte auf Hunsrückisch, oft über Blogs und Facebook-Seiten, von Kurzgeschichten, Post mit grammatikalischen Regeln bis Memes. Das

¹⁴ https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/mayn-liipste-kexichtcher_aid-1695225 (abgerufen am 23.03.2020).

¹⁵ <https://www.facebook.com/ProjetoHunsrik> (abgerufen am 23.03.2020).

¹⁶ <https://www.facebook.com/groups/159461464234321/> (abgerufen am 23.03.2020).

verwendete Alphabet und die Schrift folgen nicht unbedingt den oben bereits erläuterten Richtlinien und stellen sich für den Leser nicht unbedingt systematisch dar. Ziel dieses Abschnittes ist es, angesichts der Beschränkungen dieses Aufsatzes, auf einige wichtige Autoren und Texte hinzuweisen, bei denen man andere Verschriftungspraktiken für das Hunsrückische finden kann.

Ein erwähnenswerter Autor/Akteur ist Pio Rambo¹⁷, Muttsprachler des Hunsrückischen und in Harmonia, Rio Grande do Sul, geboren. Der Blog *Língua Alemã Hunsrickisch - Deutsche Hunsrücker* des Autors veröffentlicht nach eigener Beschreibung Geschichten, Ausdrücke, Videos und Texte auf Hunsrückisch. Darüber hinaus engagiert sich der Autor für die Verbreitung und den Austausch über und in der Sprache. Mit häufigen Posts mit wissenschaftlichen Texten, Überlegungen und Diskussionen zum aktuellen Stand des Hunsrückischen, Informationen zu seinem Verschwinden und Aktionen für den Fortbestand der Sprache, nimmt der Blog *Riograndenser Hunsrückisch*¹⁸ auf der anderen Seite auch eine aktive Rolle bei der Vernetzung und Austausch von Sprechern des Hunsrückischen ein, wie auch die Facebook-Seite *Riograndenser Hunsrückisch* desselben Autors mit circa 1.900 Abonnenten (Stand 14.03.2020). Der Gründer, Piter Kehoma Boll, geboren in Ivoti, hat selbst eine Grammatik und ein Wörterbuch für das Hunsrückische geschrieben, außerdem ein eigenes Orthographiemodell entworfen. Die folgenden Textbeispiele zeigen, wie der Autor seinen Blog und sich selbst beschreibt:

Der Blog Riograndenser Hunsrickisch:

Hier dār Blog hod die Intēnzion die riograndense hunsrickische Sproch (Riograndenser Hunsrickisch), wo im Sietbrasil gesproch werd, se divulgeere un so fersughe bei de Sproch eerer Prēsērvazion se helfe, oder wenichstens sie rēschistreere ob-se ferschwinnnd.

Der Autor

Main Naame is Piter Kehoma Boll, auch als Piter Keo gekennnd. Ich hon en Bascharell-,ven Masder- un en Doktoraatgraad in Bioloschie fun de Universidade do Vale do Rio dos Sinos (UNISINOS). Ich wohne in Ivoti-RS un spreche das Riograndenser Hunsrickisch als Muttersproch. Obwohl ich kee formale Ausbildung in Linguistik oder eenliche Fecher hon, hon-ich mich immer fer das Fach interesseerd un lerne es sellebst schun johrelang.

¹⁷ <http://hunsrickisch.blogspot.com/> (abgerufen am 16.03.2020).

¹⁸ <https://hunsriqueanoriograndense.wordpress.com/> (abgerufen am 16.03.2020).

Ein anderer erwähnenswerter Akteur im Internet ist Die Facebook-Seite *Plôs Tum Háide*, die größte und erste Facebook-Seite auf Hunsrückisch, mit über 43.000 Abonnenten. Es werden häufig Beiträge gepostet, in der Regel Memes, die auf Hunsrückisch in einem humorvollen Ton verfasst wurden oder Bilder mit Text auf Hunsrückisch, die Aspekte des alltäglichen Lebens darstellen. Die Autoren der Gruppe sind Iraci Weber Eidt, Gelson Silvio Schilling und Paulo Fey. Jeder der drei Autoren gebraucht eine andere Orthographievariante, auch die Schriftweise von Ursula Wiesemann wird dort verwendet. Iraci Weber Eidt ist auch der Administrator der Facebook-Seite *Ich spreche Hunsrückisch*.



Abb. 1: Facebook-Seite “Plôs Tùm Háide”-13.03.2020

Fazit

In diesem Artikel haben wir einen kurzen Überblick über die Geschichte der Schreibpraxis im Hunsrückischen in Brasilien gegeben sowie verschiedener Schreibweisen, Autoren und deren Texte, die für verschieden Funktionen und in verschiedenen Textsorten und Medien produziert werden, dargestellt. Ein wichtiger Teil der heutigen Schreibpraxis im Hunsrückischen findet im Internet über Blogs und Facebook-Seiten statt. Durch dieses Medium finden Muttersprachler des Hunsrückischen einen Raum für schriftlichen Ausdruck und Austausch. Gegenwärtig haben orthografische Unterschiede mehrere Debatten über die Schreibformen für das Hunsrückische hervorgerufen, hauptsächlich aufgrund möglicher neuer Funktionen, die diese Schreibweisen übernehmen könnten, wie z. B. Sprachunterricht, die Notwendigkeit, Schulmaterialien auf Hunsrückisch (wie Texte, Grammatiken, Wörterbücher usw.) zu erstellen oder die Ausarbeitung amtlicher Dokumente. In diesen neuen Debatten um die Schreibweise des Hunsrückischen

geht es nicht nur um die Auswahl der Rechtschreibung eines Buches oder Artikels, sondern um eine Orthographie des Hunsrückischen für unterschiedliche Funktionen einer Sprache in einer Sprachgemeinschaft, in einer Stadt oder vielleicht in mehreren Städten. Diese neue Tatsache verstärkt aus unserer Sicht die Notwendigkeit, die Besonderheiten der bestehenden Orthographien des Hunsrückischen im Detail zu kennen und untersuchen, insbesondere im Hinblick darauf, wie technische Aspekte mit historischen und ideologischen Aspekten in Einklang gebracht werden.

Bibliographie:

- Altenhofen, Cléo Vilson (1996), *Hunsrückisch in Rio Grande do Sul: ein Beitrag zur Beschreibung einer deutschbrasilianischen Dialektvarietät im Kontakt mit dem Portugiesischen*. Stuttgart: F. Steiner.
- Altenhofen, Cléo (2016), *Ortografia da língua brasileira de imigração alemã Hunsrückisch*. Entrevista com Willian Radünz. Porto Alegre, 2016. Blog: IPOL. <http://ipol.org.br/uff-hunsrickisch-schreiwe-entrevista-mit-cleo-altenhofen/> [27.09.2020]
- Altenhofen, Cléo. V. / Frey, J. (2006), *Das bresilionische Deitsch unn die deitsche Bresilioner: En Hunsrickisch red fo die sprocherechte*. *Revista Contingencia* Vol.1, 39-50.
- Altenhofen, Cléo V. / Frey, Jaqueline / Käfer, Maria Lidiani / Klassmann, Mário / Neumann, Gerson R. / Pupp Spinassé, Karen (2007), „Fundamentos para uma escrita do Hunsrückisch falado no Brasil“. In: *Revista Contingencia* Vol. 2, 73-87.
- Altenhofen, Cléo V. / Morello, Rosângela (2018), *Hunsrückisch: inventário de uma língua do Brasil*. Florianópolis: Editora Guarapuvu.
- Altenhofen, Cléo V. / Prediger, Angélica / Habel, Jussara Maria (2018), „A Escrito Hunsrückisch“. In: Altenhofen, Cléo V. / Neumann, Gerson / Habel, Jussara / Prediger, Angélica (Hrsg.), *Hunsrückisch em Prosa e Verso: Textos do I Concurso Literário de Poemas e Contos em Hunsrückisch 2017*. Porto Alegre: Editora do Instituto de Letras – UFRGS.
- Altenhofen, Cléo V. / Steffen, Joachim / Thun, Harald (2018), *Cartas de imigrantes de fala alemã: Pontes de papel de hunsriqueano no Brasil*. São Leopoldo: Oikos.

- Alves, Ozias (2013), *Parlons hunsrückisch: dialecte allemand du Brésil*. Paris: L'Harmattan.
- Brod, Alfons (Hrsg.), *Brumbär-Kalender*. Arroio de Meio (RS), 1931-1935.
- ESCRITHU. *Sistema de Escrita do Hunsrückisch*. Disponível em: <https://www.ufrgs.br/projalma/escrithu-sistema-de-escrita-do-huns-ruckisch/> [22.03.2020]
- Gertz, René E. (2004), „Imprensa e imigração alemã“. In: Dreher, Martin N. / Rambo, Arthur Blásio / Tramontini, Marcos Justo (Hrsg.), *Imigração e Imprensa*. Porto Alegre: Edições EST, 100-122.
- Kuster-Cid, André / Kuster-Cid, Eduardo Fausto (2018), *Dicionário renano-hunsrik: português*. Vitória: Couda.
- Machado, L. L./Radünz, W. (2014), „A pesquisa da língua alemã em cemitérios do sul do Brasil“. In: Capovilla, Eloisa / Arendt, Isabel / Witt, Marcos / Santos, Rodrigo (Hrsg.), *Festas, comemorações e lembranças na imigração*. São Leopoldo: Oikos Ltda, 540-551.
- Maselko, Mateusz (2013), „Hunsrik xraywe. A New Way in Lexicography of the German Language Island in Southern Brazil“. In: *Dialectologia, special issue*, 147-180.
- Maselko, Mateusz / Hamster Johann, Solange Maria / Dewes, Mabel (2014), „Hunsrik lerne ‘Hunsrückisch lernen’. Dialektunterricht in der deutschen Sprachinsel Südbrazieliens“. In: *Journal of Languages for Specific Purposes*, Vol. 1, 95-106.
- Neumann, Gerson Roberto (2018), „A tradição escrita do Hunsrückisch e a produção literária“. In: Altenhofen, Cléo / Neumann, Gerson / Habel, Jussara; Prediger, Angélica (Hrsg.), *Hunsrückisch em Prosa e Verso*. Porto Alegre: Editora do Instituto de Letras –UFRGS, 11-22.
- Pupp Spinassé, K. / Käfer, M. L. / Moraes, R. G. (2009), „A didatização de regras ortográficas do Hunsrückisch como fator de facilitação para o aprendizado do Alemão-Padrão como língua estrangeira“. In: *Anais do X Seminário Nacional de Pesquisadores da História das Comunidades Teuto-brasileiras*. Porto Alegre: Corag, 300-307.
- Pupp Spinassé, K. (2016), „Fazendo política linguística em sala de aula: ações didático-pedagógicas pela manutenção da língua minoritária hunsrückisch“. In: *Revista Virtual de Estudos da Linguagem - ReVEL*, Vol.14, n.26, 103-119.

- Rambo, Pe. Balduino (2002), *O rebento do carvalho: contos dialetais (1937-1961)*. Trad. Arthur Blásio Rambo. São Leopoldo: Ed. Unisinos. Rottmann, Peter Joseph (1863), *Gedichte in Hunsrücker Mundart*. 3. Vermehrte Aufl. Simmern: Joh. Maurer.
- Wiesemann, Ursula (2008), *Contribuição ao desenvolvimento de uma ortografia da língua Hunsrik falada na América do Sul*. Cuiabá/MT: Associação Internacional de Linguística SIL Brasil.

Zum politischen Diskurs der Linken: Pedro Sánchez und Matteo Renzi im Vergleich

Robert Tanzmeister

1. Vorbemerkungen

Joachim Born hat sich wiederholt mit politischer Semantik, insbesondere mit dem Besetzen von politischen Begriffen und Räumen (Born 2002:108-112, 2004: 265-277, 2005a:5-12), mit dem Verhältnis von Zentrum und Peripherie im politischen Diskurs (Born 2005b: 297-315) oder mit rechtsextremistischen Ideen in der ‚Schriftkultur‘ der Romania am Beispiel der Sprache des *Front National* (Born 1998:35-63) auseinandergesetzt. In diesem Beitrag untersuchen wir exemplarisch zwei politische Texte aus den ausgewählten politischen Räumen Italien und Spanien. Es handelt sich in beiden Fällen um memoirenhafte Rechtfertigungsversuche mit politischen Überzeugungen, Positionierungen sowie programmatischen Inhalten. Die beiden ausgesuchten Bücher, der *Manual de resistencia* (2019) von Pedro Sánchez Pérez-Castejón (*29. Februar 1972 in Madrid) und *Un'altra strada. Idee per l'Italia di domani* (2019) von Matteo Renzi (*11. Januar 1975 in Florenz), beschreiben die Wege von zwei Politikern, einerseits vom Beginn des politischen Engagements bis zur politischen Machtergreifung, andererseits von der Machtergreifung bis zum Rücktritt. Während Renzi Bilanz nach seinem Rücktritt als Regierungschef zieht, beendet Sánchez den politischen Rückblick mit seinem Amtsantritt als spanischer Regierungschef. Sánchez bezeichnet die von ihm verfasste ‚Chronik in erster Person‘ als „memorias parciales“ (Sánchez 2019:12). Diese lassen eher einen chronologischen Rechenschaftsbericht erwarten, das Buch von Renzi hingegen eher eine zukunfts- und zielorientierte Weichenstellung vermuten. Dementsprechend sind die Inhalte der beiden Bücher durchaus verschieden. Die Zielsetzung dieses Beitrags will mit den Methoden der Diskursanalyse die Relevanz und Gewichtung von Werten, politisch-ideologischen Überzeugungen und Positionierungen, angeschnittenen gesellschaftspolitischen Problemen und programmatischen Zielsetzungen in den vorgestellten Monografien anhand von selektierten Beispielen aufzeigen. Das von Joachim Born thematisierte Besetzen von

Begriffen und Okkupieren von Räumen wird hier weniger wortsemantisch, sondern textsemantisch auf Texte, Diskurse, Text- bzw. Diskursfragmente und Text- bzw. Diskursstrategien zur Erlangung von Macht durch Erreichen politischer Mehrheiten ausgeweitet. Die Arbeit positioniert sich im Rahmen der von Born (2017/18:83) im Sammelband zu „Anforderungen an eine gesellschaftlich relevante Sprachwissenschaft“ postulierten „kulturwissenschaftlich ausgerichteten Linguistik“ als Beitrag zur Politolinguistik, die im Grenzbereich von Sprach- und Politikwissenschaft angesiedelt ist (Cedroni 2017: 11). Dabei ist zu berücksichtigen, dass eine Sprachwissenschaft, die sich auch als ‚Kommunikationswissenschaft mit ihren kommunikativen und verhaltensmäßigen Anteilen‘ begreift, fast unausweichlich zu einer Gesellschaftswissenschaft wird (vgl. Kremnitz 2019: 302, 317). Im Vergleich der Texte zweier politischer Protagonisten aus zwei unterschiedlichen Räumen der Romania werden nun textuell inhaltliche Ähnlichkeiten und Unterschiede im politischen Diskurs herausgearbeitet.

2. Partielle Memoiren und Rechtfertigungsschrift mit programmatischer Zukunftsperspektive

Ein Vergleich der Einleitungen weist bereits einige Parallelen auf. So insistieren beide wiederholt auf die Erst- und Einmaligkeit sowie Unkonventionalität ihrer politischen Karriere. Sánchez bemüht zunächst die Metapher der Schnelllebigkeit und der dynamischen gesellschaftspolitischen Veränderungen in allen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere in Information, Technik und Wirtschaft¹. Er betont die Außergewöhnlichkeit seiner politischen Karriere, die er aufgrund seiner unermüdlichen Aktivitäten erreicht habe. Den Schwerpunkt seiner Memoiren setzt er auf eine retrospektive historisch-chronologische Aufarbeitung seines politischen Handelns der letzten Jahre beginnend 2014 mit seiner ersten Wahl zum Generalsekretär des *Partido Socialista Obrero Español* (PSOE) (zunächst bis 2016 und dann wieder ab 2017) bis zum Regierungsantritt der sozialistischen Partei Spaniens mit Sánchez als Ministerpräsident durch ein Misstrauensvotum am 1. Juni 2018. Gerade in der Geschichte Spaniens der letzten vier Jahre wäre sehr viel geschehen,

¹ Diese Schnelllebigkeit der Politik manifestiert sich augenblicklich in den dramatischen Auswirkungen des Corona-Virus auf die Menschheit, die viele der hier angeschnittenen Probleme und Thematiken radikal zurückgedrängt haben.

was es vorher nicht gegeben habe. Als persönliche Motivation für sein politisches Engagement nennt Sánchez seine tiefempfundene Empathie und seine Verbundenheit mit Millionen von Spaniern, die unter der großen Wirtschaftskrise in den Jahren von 2008 bis 2018 gelitten, schwierige Situationen erlebt, oft sogar traumatische Erfahrungen durchgemacht haben (Sánchez 2019: 11-13).

No resulta frecuente entre los mandatarios europeos publicar sus memorias al acceder al cargo de primer ministro. Y sin embargo, estas memorias concluyen justo cuando fui elegido presidente del Gobierno. Como tantos aspectos de mi experiencia política, tampoco esto se ajusta a lo convencional (Sánchez 2019: 11).

Renzi kokettiert mit der Erreichung und Beendigung seiner beeindruckenden Karriereabschnitte als Präsident der Provinz von Florenz (2004-2009), Bürgermeister von Florenz (2009-2014), Vorsitzender des *Partito Democratico* (PD) (2013-2018) und italienischer Ministerpräsident (2014-2016). Nach einem gescheiterten Referendum zur Verfassungsreform trat Renzi zunächst im Dezember 2016 als Präsident des Ministerrats und in der Folge, nach den Parlamentswahlen im März 2018, auch als Parteivorsitzender zurück.

A quarantaquattro anni sono già un ex. Ex di molte cose. Ho un curriculum fitto di incarichi inattesi, inimmaginabili anche nei sogni più belli di un giovane liceale fiorentino. Nessuno mi porterà via tutto quello che in questi dieci anni abbiamo fatto, dalle sfide vinte nella mia città all'esperienza dell'esecutivo, premier più giovane e governo tra i più longevi dell'esperienza repubblicana. (Renzi 2019: 11)

Renzi verweist mit Stolz darauf, dass er als Ministerpräsident in einer Periode großer politischer Herausforderungen und dynamischer gesellschaftlicher Veränderungen die italienische Politik aktiv mitgestalten konnte und Italien erfolgreich aus einer Wirtschaftskrise heraus in eine Wachstumsphase geführt habe, während seine Nachfolger den Staat wieder in eine Rezession führten. Außerdem habe er in Europa gegen eine Politik der *austerity* und für mehr Flexibilität gekämpft, aber auch einen europäischen Zivildienst eingeführt. Er könne als glücklicher Mensch begierig den Morgen leben und konstruieren (vgl. Renzi 2019 :11-12). Gleichzeitig verweist er enthusiastisch und optimistisch auf seine Zukunftsaspirationen:

Ma a quarantaquattro anni ho anche molti futuri diversi davanti a me. E mi appaiono tutti affascinanti. Non riesco quasi a giustificare il mio entusiasmo per il domani, la curiosità per le tante occasioni che questo mondo, pazzo e bellissimo, può riservarci. (Renzi 2019: 11)

Bei Renzi fällt besonders die starke Frequenz von sich selbst rechtfertigenden Ich-Botschaften sowie der konstatierte Kontrast zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung auf:

Non sarò mai un ipocrita. Mi piace essere me stesso, dire le cose in faccia, non fingere. Loro la chiamano arroganza, io la chiamo trasparenza. Loro la chiamano tracotanza, io la chiamo libertà.

Non voglio fare di più. Voglio cercare di fare meglio, dare il meglio di me stesso, portare alla luce il meglio di questo paese. Questo è il mio orizzonte oggi. (Renzi 2019:1 4)

3. Werte und politische Zielsetzungen

In parteipolitischer Hinsicht können die politischen Zielvorstellungen von Sánchez als durchaus traditionsverhaftet und wertekonservativ bezeichnet werden. Er sieht das Schicksal des *Partido Socialista Obrero Español* (PSOE) eng mit dem Spaniens verbunden. Sozialdemokratie wird idealisiert als die konstruktive Alternative, als die politische Lösung schlechthin angesehen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Geschichte bestehe die Herausforderung der Sozialdemokratie nicht darin, sich neu zu erfinden oder auf ihre Ideen zur Umverteilung des Reichtums und der Macht zu verzichten, sondern mit mehr Legitimität die unverzichtbare soziale Gerechtigkeit herzustellen und soziale Ungleichheit abzuschaffen. Das politische Angebot der Sozialdemokratie besteht in einem sicheren Wandel. Sein Modell ist eine mit der Zivilgesellschaft vernetzte Partei, in der Personen mit Begabung einige Jahre gestaltend mitarbeiten und einen Beitrag für das politische Projekt der *PSOE* leisten können. Ein zu lösendes innerparteiliches Problem bestand darin, dass durch die Dezentralisierung der Partei die territorialen Anführer über mehr Macht als der nationale Parteisekretär verfügten, was die Arbeit der Parteiorganisation erschwerte. Dies machte wiederum eine Stärkung der Bundesleitung erforderlich, die jedoch nicht überall Zustimmung fand. (Vgl. Sánchez 2019: 12, 103, 107, 169, 206, 213)

Vielfach wird das Ende der Ideologien behauptet. Einerseits hätten sie keinen Sinn mehr und würden nicht mehr helfen, die Welt zu verstehen. Andererseits seien sie noch immer präsent und beeinflussen unsere Entscheidungsprozesse. Abgesehen von ihren mehr dogmatischen Aspekten dienen Ideologien weiterhin zur Weltinterpretation und Positionierung in der Welt. Für die Sozialisten haben Werte wie Gleichheit, soziale Gerechtigkeit auf nationaler und supranationaler Ebene, Forderung nach Sauberkeit und Anstand in Politik und Gesellschaft, soziale Marktwirtschaft sowie Gesprächsfähigkeit mit Allen auf Basis fester Prinzipien und dem Bewusstsein von klaren Grenzen besondere Relevanz (vgl. Sánchez 2019: 114, 154,

173, 212). Born (1998: 52) hat zu Recht auf den Konnex zwischen Ideologie, Besetzen von Begriffen und Werten hingewiesen, denn wer anderen sein Vokabular aufzwingt, setzt auch seine Werte durch.

Im politischen Diskurs wird sehr stark „Branding“ eingesetzt. *Branding* von Medienpersönlichkeiten erfolgt vor allem durch die „Konstruktion von Einzigartigkeit einer politischen Partei und ihres ‚Chefs‘“ (Wodak 2016: 153). Dieses Phänomen ist in Mediendemokratien keineswegs auf rechte Parteien beschränkt. Sowohl Renzi als auch Sánchez verweisen einleitend auf die Einmaligkeit und Einzigartigkeit ihrer bisherigen politischen Karriere. Sánchez weitet dieses Kriterium in der rezenten Geschichte Spaniens auch auf die sozialistische Partei Spaniens aus. So war Spanien der erste Staat, der ein Gesetz gegen geschlechtsspezifische Gewalt verabschiedet hat. Spanien zählt zu den Vorkämpfern im Ausbau von Rechten und Freiheiten wie etwa der Beschluss der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare zeigt. Die Sozialisten waren in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, in der Zeit der 2. Republik, die ersten, die in Mitgliederversammlungen demokratische Entscheidungen getroffen haben. Jedoch auch in jüngster Vergangenheit waren die Sozialisten die ersten, die die internen Meinungsströme reguliert haben, indem sie offene Listen auflegten und Kongresse abhielten, in denen der Generalsekretär gewählt wurde. Der *PSOE* war auch die erste Partei, die ihre Kandidaten in Vorwahlen gewählt und die interne Geschlechterparität umgesetzt hat. Die Sozialisten haben außerdem als erste die Budgetstabilität verteidigt. Wenn es gelingt, in Spanien eine Verfassungsreform umzusetzen und diese Verfassung an Europa mit seinen Werten anzupassen, wäre es das erste europäische Land im 21. Jahrhundert, das diesen Reformschritt gesetzt hätte. (Vgl. Sánchez 2019: 22-23, 52, 82, 309).

Sein politisches Credo hat Matteo Renzi 2017 in seinem Buch *Avanti. Perché l'Italia non si ferma* folgendermaßen zusammengefasst:

Provo a mostrare come la politica sia un'esperienza da far tremare i polsi ma doverosa e affascinante, la vera alternativa al becero populismo che talvolta ci circonda. E provo a ricordare innanzitutto a me stesso che non ci sono soluzioni semplici a questioni difficili: umanamente considero la semplicità uno dei valori più grandi e belli della vita. Ma detesto le semplificazioni e il semplicismo. (Renzi 2017: 17)

Sein politisches Programm deckt sich mit den zentralen zukunftsorientierten Inhalten seines Buches und lässt sich mit folgenden antagonistischen, manichäischen Begriffspaaren zusammenfassen: Politik statt Populismus, Zukunft statt Angst,

Kultur an Stelle von Ignoranz, Arbeit statt Auswüchse des Wohlfahrtsstaats, Wahrheit statt *fake news*, Europa statt Nationalismus². Dies führt er dann in den folgenden sechs Kapiteln noch expliziter aus. Interessanterweise ist das mentale populistische Universum dichotom und manichäisch mit Aus- und Abgrenzungsmechanismen strukturiert (Tarchi 2019b:26), doch zeichnet sich auch der politische Diskurs im Konfrontationskontext durch Polarisierung aus (Fuentes Rodríguez 2016: 42). Renzi stützt sich bei der programmatischen Neuorientierung auf die Erfahrungen aus seiner politischen Vergangenheit und beabsichtigt eine Zukunftsvision zu entwerfen, die auf Leistung, Kompetenz, Kultur, auf Werten wie Pflicht und Anstrengung sowie auf Umweltschutz als entscheidende Herausforderung zur Rettung der Welt aufbaut, wobei Europa Schutz gegen die rechtsextremen ‚Barbaren der Gegenwart‘ bieten soll.

Auch in Renzis politischem Denken nehmen Werte eine zentrale Stellung ein: „per cambiare valori, bisogna averli. E chi concepisce la politica solo come posizionamento personale non ha valori, ha solo interessi” (Renzi 2019: 13). Die Linke habe den Fortschritt zu antizipieren und nicht das Existierende zu verteidigen und zu bewahren. Dabei gilt es radikal in den Werten zu sein und den an Reformangeboten interessierten Wählern überzeugende Antworten und Lösungen anzubieten. In der Zukunft setzt Renzi auf Meritokratie, Kompetenz und Kultur. Italien soll nicht seine Werte vergessen, denn nur wer sich anstrengt und abmüht, wird Erfolg haben. Für die Rettung des Planeten ist Engagement für die Umwelt unverzichtbar. Europa als gemeinsames Haus sei gegen die Angriffe nationalistischer Barbaren zu schützen. Überdies habe Politik hohe Investitionen für Integration und Bildung der neuen Generation zu tätigen, um das Zugehörigkeitsgefühl zu fördern und die kulturellen Werte zu verteidigen, die gemeinsam geteiltes Kulturgut werden sollen. (Vgl. Renzi 2019: 17, 62-63, 196)

² „Il presente è una sfida difficile, ma questo libro intende raccontare perché tornerà presto il tempo della politica contro il populismo, del futuro contro la paura, della cultura contro l’ignoranza, del lavoro contro l’assistenzialismo, della verità contro le *fake news*, dell’Europa contro il nazionalismo.” (Renzi 2019: 17)

4. Populismus

Typologisch lassen sich u. a. Nationalpopulismus, Liberalpopulismus, populistische radikale Rechte, Linkspopulismus, Protestpopulismus und Identitätspopulismus unterscheiden (Tarchi 2019a:9). Populismus kann als Ausdruck gesellschaftlicher Modernisierungskrisen auf einen Kern essenzieller Merkmale zurückgeführt werden wie der kontinuierliche Appell an ein polysemes, immer wieder zu präzisierendes, unbestimmtes, generisches Volk als eigentlicher Souverän, zu dessen Gunsten Politik betrieben wird, die Verführungsstrategie (Taguieff 2019: 43) mit einer Vielfalt von Feindbildern wie die korrupte Elite, das Establishment oder Ausländer, Religionen und die Instrumentalisierung von ethnischen und rassistischen Vorurteilen, oder die Annahme eines aggressiven Stils der Provokation fern jeglicher politischer Korrektheit sowie ein nachdrückliches Insistieren auf der Wahrnehmung fortwährender Krisen zur Emotionalisierung und Angstmake mit vereinfachenden Lösungsansätzen (vgl. Izquierdo Alegría 2018: 202, Salmorán 2018: 43, Taguieff 2019: 56, Tarchi 2019b: 22-30). Populismus kann als Ideologie definiert werden, deren Legitimität auf dem Volkswillen beruht, wird aber auch als soziale Bewegung mit einer relativ stabilen Abgrenzungsideologie konzipiert oder als (direkter, vereinfachender, emotionaler, manipulatorischer) politischer Stil (bzw. politische Strategie) interpretiert, der bei bestimmten Gelegenheiten von gewissen Parteien oder charismatischen Führern eingesetzt wird (Izquierdo Alegría 2018 :203, Canovan 2019a: 133, 2019b: 159, Tarchi 2019b: 22, 29). Für Tarchi (2019a: 10) hingegen ist Populismus weder eine Ideologie noch ein Stil politischer Aktion. Die ideologische Polyvalenz seiner Manifestationen ist nicht auf den politischen Antagonismus von rechts und links reduzierbar, da er in allen politischen Lagern mit verschiedenen Modalitäten präsent ist. Als Reaktion auf die Globalisierung wird er selbst medialer Ausdruck der Globalisierung. Diese ideologische Plastizität und Unbestimmtheit verkomplizieren jeden Versuch politischer und intellektueller Auseinandersetzung. Paradoxerweise scheint der Populismus stärker zu werden, je mehr er von Intellektuellen kritisiert wird. (Taguieff 2019: 58-59) Wenn Demokratie Volksherrschaft ist, dann sind Populismus und Demokratie eng miteinander verbunden und nur schwierig klar zu trennen, denn es ist unbestritten, dass die Konzepte von Volksmacht und Volksentscheidung in Verbindung mit der Frage nach demokratischer Legitimität für die Demokratie von zentraler Relevanz sind (Canovan 2019a: 133, Inglese 2018: 31, Tarchi 2019b: 30-32). Canovan (2019a: 142, 2019b: 159, 170) spricht in diesem Konnex vom Populismus als

‚Schatten der Demokratie‘, Arditi (2019: 148, 154-156) von ihrem ‚Gespenst‘, womit er die inhärente konstitutive Mehrdeutigkeit des Populismus zum Ausdruck bringen will, der die Demokratie begleiten, aber auch gleichzeitig bedrohen und bekämpfen kann. In der repräsentativen Demokratie müssten aber elitäre und populistische Kräfte koexistieren und einander kompensieren. Die Bewertung ist auf jeden Fall eine politische und moralische. Wir bewegen uns hier im Spannungsfeld zwischen (populistischer) direkter, plebiszitärer Demokratie, extensiv-partizipativer und (liberaler) repräsentativer Demokratie mit ihren institutionalisierten vermittelnden Formen zur friedlichen Lösung von Konflikten auf dem Verhandlungsweg. Liberale Demokratien basieren zwar auf dem Prinzip von parlamentarischen Mehrheitsentscheidungen, haben aber Minderheitenschutzrechte zu berücksichtigen. Gerade in Verbindung mit Mediendemokratie oder Videopolitik kann die plebiszitäre Demokratie neue Anwendungsmöglichkeiten finden, wenn jedoch Fernsehkommunikation zum Ersatz für demokratische Praxis wird, besteht die Gefahr des Telepopulismus als Videodemagogie (Taguieff 2019: 58).

Renzi selbst hat sich mehrfach zum Populismus geäußert. Der Populist lehne die Wirklichkeit der Daten und Zahlen ab, konstruiere eine Gegenerzählung, die auf der Nostalgie nach einer nicht existierenden Realität sowie auf der Angst vor der Zukunft beruhe, die zur Existenzangst werden kann. Die eigentliche Herausforderung bestehe darin, diese Angst zu akzeptieren, ohne sich von ihr beherrschen zu lassen. Migrationsströme hätten immer Unruhe ausgelöst, weil sie destabilisierend wirken. Doch dürfe nicht vergessen werden, dass historisch gesehen Italiener als Migranten ebenfalls verfolgt, verspottet, beschimpft und ermordet wurden (vgl. Stella 2003). Wer mit Angst sein politisches Geschäft macht, will uns glauben lassen, dass die Unsicherheit von der Immigration abhängt und im Steigen begriffen sei. Zahlenmäßig bestehe jedoch kein Notstand, auch nicht hinsichtlich der Kriminalität von Migranten. Die wahrgenommene Unsicherheit sei die Ursache für den Konsens unter den Populisten. Dabei habe die Mediengruppe Mediaset eine offensichtliche Verantwortung für das Schaffen eines Klimas, das zum Anwachsen eines Sicherheits- und Gerechtigkeitspopulismus geführt habe, der von der rechtsextremen *Lega* und dem populistischen *Movimento 5 Stelle* repräsentiert wird, die in Italien miteinander rivalisieren und deren einziger politischer Gegner der *Partito Democratico* sei. Für Renzi stelle nur dieser einen objektiven Schutzdamm gegen den Populismus dar. Die auftretenden Widersprüche populistischer Parteien in Opposition und an der Macht würden jedoch zu ihrem Zusammenbruch führen. (Vgl. Renzi 65, 69-73, 75, 87, 171-172) „Il paradosso del populismo è che vince le elezioni per cambiare tutto e finisce per non cambiare nulla.“ (Renzi 2019: 59) Doch

auch Renzi musste sich den Vorwurf des Populismus gefallen lassen (u. a. Travaglio 2018: XV).

Nach dem italienischen Politikwissenschaftler Roberto Biorcio habe der Zusammenbruch des traditionellen Parteiensystems in Italien aufgrund des Misstrauens der Staatsangehörigen gegenüber Politikern sowie repräsentativen Institutionen zu einem politischen Vakuum geführt. In diesem formierten sich verschiedene Formen des politischen Populismus. Populistische Politiker versuchten im direkten Kontakt mit den Bürgern zu Sprechern ihres Protestes gegen Parteienherrschaft und die ‚Politikerkaste‘ zu werden. Diese Transformationsprozesse von Demokratie und Parteienlandschaft in Verbindung mit Wirtschaftskrise und Globalisierung von Wirtschaft und Kommunikation gelten als Hauptursache für die Entstehung eines politischen Raums für populistische Vorschläge. In Italien haben sich vier verschiedene Arten populistischer Erfahrungen herausgebildet: Die regionale populistische Bewegung der *Lega Nord* Umberto Bossis mit ihrer elitären Verteidigung des ökonomisch überlegenen Nordens und regionalistisch-föderalistischen Komponenten (Taguieff 2019: 58), die von Matteo Salvini in eine nationalpopulistische Formation umgewandelt wurde (*reaktionärer Populismus*). Als zweite, ganz anders zu charakterisierende populistische Mobilisierung wurde der *Movimento 5 Stelle* von Beppe Grillo gegründet, eine auf Internet-Mitbestimmung basierende atypische Protestbewegung, die einen radikalen Wechsel der italienischen Politik in Richtung direkter Demokratie anstrebt (*demokratischer Populismus*). Zwei weitere Arten des Populismus wurden von ihren Führern, Silvio Berlusconi und Matteo Renzi, verkörpert. Beide setzten ihre kommunikativen Fähigkeiten vor allem im medialen Diskurs sowie typische Formen populistischer Rhetorik gegen die traditionelle politische Klasse ein, um an die Macht zu kommen. Beide Politiker führten Parteien mit einem ganz anderen Profil als die europäischen Rechtspopulisten und erzielten breiten Konsens bei gemäßigten Wählern, aber auch bei ökonomischen und finanziellen Eliten. Renzi präsentierte sich als Protagonist des radikalen Wandels der italienischen Politik. Er wurde zum ‚Verschrotter‘ der traditionellen Führungsschicht der *PD*, aber auch der Werte und der Kultur der italienischen Linken durch die Parteiöffnung. Er wurde zum Vertreter eines neuen Typs des Populismus, der diesmal jedoch nicht am Rand, sondern im Zentrum der Macht und der Institutionen entstanden ist (*politischer Populismus oder Telepopulismus*). Im Wahlkampf 2014 hatte Renzi (der „Ducetto di Rignano sull’Arno“ (De Lucia 2016: 202, 207)) erfolgreich seinen populistischen Stil mediengewandt gegen Populismus und Xenophobie eingesetzt. (Vgl. Biorcio 2018: 53-67, 132-139, 2015: 123-144, 151-154) Es würden sich zwar gewisse Übereinstimmungen wie

der Gegensatz von Alter, Vergangenheit und Jugend finden, doch fehle dem Populismus von Renzi das wesentliche Kriterium des Gegensatzes zwischen Elite und Volk, weshalb eher von einem populistischen Stil Renzis zu sprechen wäre (Crapis 2019: 96).

Sánchez (2019: 80-81) führt in vielen Ländern Europas den Populismus auf das in der Krise entstandene Misstrauen gegenüber der Politik zurück, die keine Antwort zur Lösung der gesellschaftsrelevanten Probleme fand. Doch besteht für ihn Evidenz, dass die Demokratie diese Angst überwindet: „la democracia siempre vence al miedo“ (Sánchez 2019: 51). Überraschenderweise warf die konservative Opposition auch Sánchez vor, er habe nur aus populistischen Gründen gehandelt³, als er die 630 Flüchtlinge der Aquarius in Valencia anlegen ließ und ihnen aus humanitären Gründen Exil gewährte. Ein Vorwurf, der in Europa in diesem Kontext üblicherweise gegen ausländerfeindliche rechtsnationale Gruppierungen erhoben wird. Einer Meinungsumfrage Anfang 2019 zufolge unterstützte eine Mehrheit der Spanier die Regierungspolitik. Immerhin vertraten 72% der befragten Spanier die Ansicht, dass Spanien Rettungsbote mit Immigranten, die von anderen Staaten abgewiesen wurden, aufnehmen sollte.⁴ Handelt nun eine Regierung, wenn sie Maßnahmen beschließt, die mit der Mehrheitsmeinung der Bevölkerung übereinstimmen, automatisch populistisch? Diese Frage zeigt die Problematik dieses polysemen politischen Kampfbegriffs auf. Wodak (2016: 209-210) hat auf die negative Mobilisierung dieser auf Angst rekurrierenden Politik hingewiesen, die Ausdruck einer anachronistischen, rückwärtsgewandten Politik sei, die eine illusi-

³ El coordinador general del PP, Fernando Martínez-Maillo, considera que hay “demagogia y populismo” en la actuación que está realizando el Gobierno socialista con el buque ‘Aquarius’. [...] ha insistido en que la actuación de Sánchez con este asunto ha tenido un “punto de populismo rayando a veces el sensacionalismo”, tratando de “marcar distancias con el resto de Europa: nosotros somos solidarios y el resto son insolidarios”. (*el Periódico* 13.06.2018) (<https://www.elperiodico.com/es/internacional/20180613/el-pp-acusa-a-sanchez-de-populismo-por-su-actuacion-con-el-aquarius-6874217>) [06.02.2020].

⁴ „el 72% de los españoles cree que España debe aceptar la llegada de barcos de rescate de inmigrantes que hayan sido rechazados por otros países. Los entrevistados de más edad son los que más rechazo muestran ante la acogida, mientras que los que cuentan con más recursos y que tienen estudios superiores son más partidarios de la recepción de los barcos.” (*el país* 16.01.2020) (https://elpais.com/politica/2020/01/16/actualidad/1579199009_652992.html) [6.02.2020].

onäre Vergangenheit mit viel Nostalgie und Antiintellektualismus mit ihrer „Arroganz der Ignoranz“ zu bewahren versucht. Lakoff (2016: 372-373, 384-388, 2014: 160-164, vgl. Wodak 2016: 213) empfiehlt dagegen durch *reframing* alternative, sozial geteilte wertbasierte Bezugssysteme zu schaffen und neue soziale Programme zu entwerfen.

5. *Fake news*

Das Thema der Manipulation der konstruierten Wirklichkeit(en) ist eng mit der unglaublichen Leichtigkeit und Geschwindigkeit verbunden, mit der Desinformationskampagnen und Propagandaaktivitäten mit diffamierenden *fake news* medial umgesetzt werden können. Diese *fake news* stellen weltweit eine ernste Bedrohung für die Demokratie dar, weil es immer schwieriger wird, seriöse Notizen von Falschmeldungen mit meist diskriminierender Funktion zu unterscheiden. Gewöhnlich wird der politische Wortschatz durch den konstanten Rekurs auf Zwei- und Mehrdeutigkeit charakterisiert. Im politischen Diskurs werden nun dieselben Prozesse durch Lügen, Zynismus und Unwahrheiten erweitert (Gallardo Paúls 2018: 34). Sowohl Sánchez als auch Renzi thematisieren als betroffene Opfer die Problematik der *fake news* in der Politik und in den Medien. Beide geben an, die Tragweite des nunmehr weltweit verbreiteten Phänomens der *fake news* unterschätzt zu haben oder machtlos dagegen gewesen zu sein⁵. Beide versuchten immer wieder mit denselben Argumenten die Wahrhaftigkeit ihrer Position gegenüber den immer wiederholten diffamierenden falschen Anschuldigungen zu rechtfertigen. Renzi (2019: 157) empfahl bei *fake news* ironisch und höflich zu bleiben sowie mit Lächeln darauf zu reagieren, antwortete aber auch mit Klagen darauf. Diesem Phänomen hat er ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem er eine Reihe dieser gegen ihn erhobenen Anschuldigungen auflistet und zu entkräften versucht wie etwa den per Leasing erfolgten Ankauf eines Flugzeugs für italienische Handelsaufträge im

⁵ „Probabilmente uno degli errori più clamorosi che mi si possano imputare è proprio questo: ho sottovalutato la portata del fenomeno *fake news*. Per quale ragione? Forse per una forma di arroganza o di sopravvalutazione delle mie capacità comunicative. Pensavo di poter spiegare la verità, mi sono sempre fidato della realtà, quando invece contro di me hanno messo in campo strumenti di odio e di falsità. Ho dato per scontato che il mio racconto della verità sarebbe stato accolto e ho sottovalutato la loro capacità di raccontare bugie.” (Renzi 2019: 159)

Ausland, der in der politischen Auseinandersetzung zum Vorwurf der Schaffung einer eigenen „Air Force Renzi“ geführt hatte. Als gegen Renzis Vater wegen eines Korruptionsverdachts von der Justiz ermittelt wurde, sein Vater abgehört, beschattet und verfolgt wurde, wehrte sich Renzi gegen die überzogene mediale Selbstjustiz, ohne selbst die Ermittlungen der Justiz behindern zu wollen. (Renzi 2019:157-192) In laufenden Ermittlungen abgehörte Telefongespräche wurden medial wiederholt gegen Renzi verwendet (vgl. Vecchi 2016, 2018).

Für Sánchez sind *fake news* hingegen nichts Neues: „Ahora se llaman *fake news*, pero siempre se llamaron «bulos»“ [Gerüchte] (Sánchez 2019: 172). Eine der Falschmeldungen, die medial Sánchez persönlich stark geschadet hat, war der 2016 erhobene Vorwurf, er würde mit Unabhängigkeitsbewegungen paktieren und sogar eine Regierung bilden, obwohl er sich immer an die Resolution des Bundeskomitees der Partei vom 28. Dezember 2015 gehalten habe, die Parteien, die sich für eine Volksbefragung zur Unabhängigkeit Kataloniens aussprachen, als Koalitionspartner ausschloss, obwohl er die Abstimmung zu seiner Investitur im März 2016 verloren hatte, weil er die Unterstützung der Nationalisten und Unabhängigkeitsbefürworter abgelehnt hatte, obwohl im akkordierten Pakt mit *Ciudadanos* ausdrücklich jede Abstimmung, die die territoriale Einheit des Landes infragestellt, ausgeschlossen wurde, obwohl Sánchez in allen öffentlichen Auftritten an seinen Ansichten festhielt, wuchs die Falschmeldung weiter an, sodass Sánchez in den Augen vieler Spanier zu einer nationalen Bedrohung wurde. Sánchez selbst liefert dazu eine interessante Erklärung. In der spanischen Politik gäbe es eine schädliche und interessierte Identifizierung, die das einfache Sprechen mit Dialog, den Dialog mit Verhandlung und die Verhandlung mit Zugeständnis gleichsetze: „Realmente hay una identificación dañina e interesada en la política española, consistente en equiparar el simple hablar con el diálogo; el diálogo con la negociación, y la negociación con la concesión“ (Sánchez 2019: 173).

6. Die Krise in Katalonien

Die Krise in Katalonien bewertet Sánchez als politisches Erdbeben. Sie habe einen enormen Rückschritt in der spanischen Politik sowie in ihrer Empathie- und Dialogfähigkeit mit sich gebracht, aber auch zum Erwachen der extremen Rechten und zum Entstehen der migrationsfeindlichen, antifeministischen, nationalkonservativen, rechtspopulistischen Partei *Vox* geführt, die noch zusätzlich durch den radikal polarisierenden, zentralistischen Diskurs von *Partido Popular* und *Ciudadanos* im Streit um die Vorherrschaft im rechten Lager begünstigt wurde (vgl. Sánchez 2019:

46). Sánchez begründet die Zustimmung seiner Partei zum Artikel 155⁶ mit der Absicht, die Selbstverwaltung Kataloniens wiederherzustellen sowie die Kapitalflucht und Abwanderung von Unternehmen zu verhindern. Die katalanische Gesellschaft sei politisch tief gespalten, eine Hälfte will den Verbleib bei Spanien, die andere die Trennung (Sánchez 2019: 282-284). Katalonien sei ein Problem Spaniens und kein rein katalanisches. Daher gelte es das Vertrauen in den Dialog und in die aufrechte Überzeugung wiederherzustellen, dass jede Idee legitim sei, sofern sie sich an den Gesetzesrahmen hält und nicht auf Gewaltmittel zurückzugriffen wird (Sánchez 2019: 173). Für Sánchez besteht kein Zweifel, dass die Unabhängigkeitsbewegung nur mit einem alternativen Projekt für Spanien besiegt werden könne. Einen geeigneten Lösungsansatz sieht er in einer Inangriffnahme der Finanzierung der autonomen Region, insbesondere des öffentlichen Gesundheits- und Erziehungssystems (Sánchez 2019: 275).

Anstelle seines Vorgängers, Mariano Rajoy⁷, hätte Sánchez drei Maßnahmen gesetzt. Erstens hätte er sich mit Carles Puigdemont⁸ getroffen, da sich die Unabhängigkeitsbewegung vor allem durch ihre Opferrolle definiert. Zweitens hätte er die vom ehemaligen Präsidenten der *Generalitat*, Artur Mas, erstellte Liste mit 23 Punkten als Ausgangspunkt für einen parlamentarischen Dialog herangezogen, die außer der Forderung nach Unabhängigkeit zahlreiche Probleme Kataloniens thematisierte, die auch für andere Regionen zutreffen, um Lösungen für alle zu suchen wie etwa die Finanzierung des Gesundheits- und Bildungswesens, des Pflegegelds oder der Infrastruktur im Mittelmeerraum. Außerdem verfüge der Staat über noch ungenutzte Möglichkeiten zur gesetzlichen Harmonisierung. Drittens, als Reaktion

⁶ Nach dem Artikel 155 der spanischen Verfassung von 1978 sind die Autonomen Gemeinschaften Spaniens verpflichtet, die Verfassung und das allgemeine Wohl Spaniens (die Bewahrung seiner Einheit) einzuhalten. Bei schweren Verstößen können Autonomierechte entzogen und die Regionalregierung abgesetzt werden.

⁷ Mariano Rajoy war von 2011-2018 Ministerpräsident von Spanien und Parteivorsitzender des *Partido Popular*.

⁸ Carles Puigdemont war ab Jänner 2016 Präsident der katalanischen Autonomieregierung, der *Generalitat de Catalunya*. Nach dem illegal erklärten Unabhängigkeitsreferendum in Katalonien 2017 wurde er (und die von ihm geführte Regierung) am 27. Oktober 2017 unter Berufung auf Artikel 155 der spanischen Verfassung des Amtes enthoben und von der spanischen Justiz u. a. wegen des Tatbestandes der Rebellion angeklagt. Er entzog sich durch Flucht ins Ausland der Verhaftung.

auf den Vorwurf der Unterrepräsentation des spanischen Staates in Katalonien⁹ könnten einige staatliche Institutionen von Madrid auf andere Orte in ganz Spanien als symbolisches Zeichen der Einheit unter Spaniern verlegt werden. Wie diese Maßnahmen zeigen, weist Sánchez dem Symbolischen in der Politik einen äußerst hohen Stellenwert zu. (Vgl. Sánchez 2019: 292-296)

7. Ausblick

Im Schlusskapitel „Continuar la historia“ fasst Sánchez seine politischen Hauptanliegen und Zielsetzungen noch einmal zusammen. Es gehe darum, den Verfassungspakt zu erneuern, langfristig eine Kultur des Dialogs unter Spaniern, die über Wahltermine und Regierungen hinausgeht, zu etablieren. Spanien benötige einen Verfassungspakt als Basis für den Beginn einer Regeneration des öffentlichen Lebens und als Impuls für das Land. Die institutionelle Verfassung soll durch eine Verfassung der Bürgernähe abgelöst werden, die einen starken europäischen Fokus auf die Konsolidierung der demokratischen Stabilität als Ausdruck des Wunsches zum weiteren gesellschaftlichen Zusammenleben in Spanien in einem Prozess der Integration, der Verteilung von Macht und Kompetenzen sowie der Aktualisierung von Normen des Zusammenlebens für eine zukunftsorientierte Modernisierung des Landes anstrebt. Dabei sei die Europäische Union in die neue Verfassung zu integrieren. Zielsetzung der Sozialdemokratie sei die Stärkung und Vertiefung der europäischen Integration sowie die Verwirklichung einer europäischen Konstitution (vgl. Sánchez 2019: 303-309).

Interessanterweise dominiert bei Renzi im intendierten zukunftsorientierten Schlusskapitel „Domani“ der historische, sich rechtfertigende politische Rückblick. „Ho sbagliato a dare le dimissioni da capo del governo e a ricandidarmi alla guida del partito: avrei dovuto lasciare del tutto, come mi ero ripromesso“ (Renzi 2019: 231). Dazu gehört auch der Hinweis auf den großen Wahlerfolg der Linken bei den Wahlen zum europäischen Parlament von 2014 mit 41%. Der erwartete politische Ausblick beschränkt sich auf allgemeine, zum Teil schöne Formulierungen, zum Teil auf nichtssagende Phrasen:

⁹ Sánchez weist darauf hin, dass der spanische Staat sehr wohl in Katalonien in den Ratshäusern, aber auch in der *Generalitat* als höchste Staatsrepräsentation in Katalonien selbst präsent sei. (Sánchez 2019: 294).

Ma vogliamo immaginare l'orizzonte: il nostro nome è domani, il nostro spazio è domani, il nostro luogo è domani. Perché la politica o è futuro o non è. (Renzi 2019: 229)

Abbiamo tante storie «gonfie di fantasia» da raccontare e soprattutto da scrivere. [...] Abbiamo tempo, entusiasmo, libertà. Abbiamo sogni e sappiamo come realizzarli. Abbiamo gambe e testa. Abbiamo voglia e un desiderio profondo di fare dell'Italia un giardino di opportunità anziché una gabbia di paure. Lo abbiamo iniziato a fare, continueremo a farlo. E lo faremo ancora meglio, facendo tesoro dei nostri errori.

C'è un'altra strada che ci aspetta. Non so se alla fine raggiungeremo la Terra promessa. So però che, per chi crede alla Terra promessa, nel dubbio, è sempre meglio mettersi in cammino (Renzi 2019: 235).

Renzi will sich mit Leidenschaft für die Zukunft der Peripherie einsetzen, sich an der Debatte zur Schaffung von neuen Arbeitsplätzen sowie zur Steuersenkung beteiligen. Er beabsichtigt Projekte für Bildung und Kultur zu entwickeln, will lächelnd Politik machen, erfinden, experimentieren und riskieren. Aktuell führe er einen beharrlichen Kulturkampf gegen die komplizierte Welt der sozialen Medien im Dialog mit der Jugend und in Parlamentsreden. Er betreibe eine harte und kantige Oppositionspolitik gegenüber der Regierung von *Movimento 5 Stelle* und *Lega*, er kämpfe gegen ein Klima von Hass in Politik und Gesellschaft sowie gegen persönliche Angriffe des politischen Gegners. Der aktuellen Regierungspolitik stellt er als Angebot an die Wähler eine Alternative der Hoffnung gegenüber mit konkreten Ideen zur Veränderung Italiens wie die Vereinfachung der Arbeitswelt, der Einsatz zugunsten der sozial Schwachen ohne Rückfall in zentralistische Auswüchse des Wohlfahrtsstaats, die Reduktion der Steuerbelastung durch die Bekämpfung der Steuerhinterziehung, die Beendigung des Stillstands bei der Reform der Infrastruktur, eine Verschlankung der Bürokratie und die Vereinfachung des Systems der politischen Teilhabe. Dabei setzt er auf aktive Mitarbeit von engagierten Basisgruppen zur Gestaltung der Zukunft. (Vgl. Renzi 2019: 230-234) Die Aussage - „Non a caso ho scelto di non dare vita a una mia corrente, creando qualche affettuosa incomprensione anche con gli amici più cari.“ (Renzi 2019: 230) - wird kurze Zeit danach durch die Fakten widerlegt. Renzi verlässt am 17. September 2019 den *Partito Democratico* und gründet eine neue Partei, *Italia Viva*. De Lucia (2018: 192) hatte schon 2018 darauf hingewiesen, dass der *Partito Democratico* für Renzi keine Bedeutung habe und nur ein Instrument zur Machtergreifung und zum Machterhalt sei. Zu diesem Zeitpunkt konnte De Lucia noch nicht wissen, dass Renzi den *PD* verlassen und eine neue Partei gründen würde.

Zusammenfassend lassen sich gewisse Gemeinsamkeiten feststellen. Trotz der unterschiedlichen Ausgangssituation unterstreichen beide Politiker die Einmaligkeit, Einzigartigkeit und Ungewöhnlichkeit ihrer außerordentlichen politischen Karriere in dynamisch sich verändernden Zeiten. Sowohl Sánchez als auch Renzi setzen auf die partizipative Mitwirkung engagierter Jugendlicher zur Entwicklung neuer politischer Zielvorstellungen, um dem vielfach diagnostizierten Phänomen der Politikverdrossenheit durch das Ausgeschlossenheitsgefühl von politischen Entscheidungsprozessen aufgrund der Rücknahme bürgerlicher Partizipationsrechte entgegenzuwirken. Auch das Migrationsthema wurde von beiden Politikern prinzipiell affirmativ, zwar tendenziell eher restriktiv, jedoch ohne ausländerfeindlichen Unterton thematisiert. Beide Politiker waren in unterschiedlichem Ausmaß von *fake news* betroffen und dem Vorwurf des Populismus ausgesetzt. Beide sehen die Zukunft Spaniens und Italiens – enthusiastischer oder skeptischer – in einem geeinten, demokratisch weiter entwickelten gemeinsamen Europa. Die politischen Vorschläge von Sánchez sind langfristig, zukunftsorientiert, die von Renzi meist allgemeiner, aber auch aktualitätsbezogen vielfältiger. In der landesspezifischen Parteienlandschaft und in der politischen Praxis zeigen sich durchaus signifikante Unterschiede. Während in Italien zwei populistische Parteien, *Lega* und *Movimento 5 Stelle* regierten, ist die Linke in Spanien mit einem äußerst aggressiven *Partido Popular* und einer – auch durch die Katalonien-Krise – stark anwachsenden rechtsextremen Partei *Vox* konfrontiert.

Bibliografie

- Arditi, Benjamín (2019), „Il populismo come spettro della democrazia. Una risposta a Margaret Canovan“. In: Tarchi, Marco (Hrsg.), *Anatomia del populismo. Antologia dalla rivista Trasgressioni* (= matrici). Napoli: Diana edizioni, 147-157.
- Biorcio, Roberto (2018), „I populismi nella politica della Seconda Repubblica“. In: Sini, Lorella, Andretta, Massimiliano (Hrsg.), *Populismi, nuove destre e nuovi partiti: quali discorsi politici in Europa?* (= Saggi e studi). Pisa: Pisa university press, 49-69.
- Biorcio, Roberto (2015), *Il populismo nella politica italiana. Da Bossi a Berlusconi, da Grillo a Renzi* (= Mimesis / Passato prossimo Presente italiano). Milano – Udine: Mimesis edizioni.

- Born, Joachim (2017/18), „Quo vadis, Romania? – Ist Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft? Was wird dann aus der ‚Vollromanistik‘?“. In: *Quo vadis Romania?*, 50, 78-84.
- Born, Joachim (2005a), „Begriffe besetzen – Räume okkupieren: Leere kaschieren? Einführende Überlegungen zum politischen Diskurs“. In: *Quo vadis Romania?*, 25, 5-12.
- Born, Joachim (2005b), „Chiles Ränder sind dunkelrot: Zum (sprachlichen) Kampf der Peripherie gegen das Zentrum“. In: Cichon, Peter, Czernilofsky, Barbara, Tanzmeister, Robert, Hönigsperger, Astrid (Hrsg.), *Entgrenzungen. Für eine Soziologie der Kommunikation. Festschrift für Georg Kremnitz zum 60. Geburtstag*. Wien: Praesens, 297-315.
- Born, Joachim (2004), „Somos todos peronistas: La ocupación del espacio en el discurso postperonista“. In: Kremnitz, Georg, Born, Joachim (Hrsg.), *Lenguas, literaturas y sociedad en la Argentina. Diálogos sobre la investigación en Argentina, Uruguay y en países germanófonos* (= Beihefte zu Quo vadis Romania?, 17), Wien: Edition Praesens, 265-277.
- Born, Joachim (2002), „‘Somos todos peronistas’. Das Besetzen von Räumen und Begriffen im (post)peronistischen Diskurs“. In: *Quo vadis Romania?*, 20, 108-112.
- Born, Joachim (1998), „Die Sprache des *Front national*. Faschistischer Diskurs an der Schwelle zum dritten Jahrtausend“. In: Born, Joachim, Steinbach, Marion (Hrsg.), *Geistige Brandstifter und Kollaborateure: Schriftkultur und Faschismus in der Romania* (= Dresden: testi e Romania. Literaturen – Sprache – Länder, 3). Dresden, München: Dresden University Press, 35-63.
- Canovan, Margaret (2019a), „Abbiare fede nel popolo! Il populismo e i due volti della democrazia“. In: Tarchi, Marco (Hrsg.), *Anatomia del populismo. Antologia dalla rivista Trasgressioni* (= matrici). Napoli: Diana edizioni, 129-146.
- Canovan, Margaret (2019b), „Il populismo come l’ombra della democrazia“. In: Tarchi, Marco (Hrsg.), *Anatomia del populismo. Antologia dalla rivista Trasgressioni* (= matrici). Napoli: Diana edizioni, 159-170.
- Cedroni, Lorella (2017), *Politolinguistica. L’analisi del discorso politico* (= Biblioteca di testi e studi, 959). Roma: Carocci editore.
- Crapis, Giandomenico (2019), *Matteo Renzi dal pop al flop. Ascesa e declino di una leadership televisiva* (= Mimesis / Eterotopie, 535). Milano - Udine: Mimesis Edizioni.
- De Lucia, Michele (2016), *Il Ducetto di Rignano sull’Arno*. Milano: Kaos edizioni.

- Gallardo Paúls, Beatriz (2018), „Discurso político y desplazamientos discursivos”. In: Llamas Saíz, Carmen (Hrsg.), *El análisis del discurso político: géneros y metodologías*. Pamplona: Ediciones Universidad de Navarra (EUNSA), 13-41.
- Fuentes Rodríguez, Catalina (2016), „El discurso político: argumentación, imagen y poder”. In: Fuentes Rodríguez, Catalina (Hrsg.), *Estrategias argumentativas y discurso político* (= Bibliotheca Philologica). Madrid: Arco/Libros, 17-48.
- Inglese, Gaetano (2018), „Populismo in democrazia”. In: Sini, Lorella, Andretta, Massimiliano (Hrsg.), *Populismi, nuove destre e nuovi partiti: quali discorsi politici in Europa?* (= Saggi e studi). Pisa: Pisa university press, 19-34.
- Izquierdo Alegría, Dámaso (2018), „¿Puede la Lingüística de corpus medir el populismo? Aspectos metodológicos de la integración efectiva de la Lingüística de corpus en el análisis del discurso político”. In: Llamas Saíz, Carmen (Hrsg.), *El análisis del discurso político: géneros y metodologías*. Pamplona: Ediciones Universidad de Navarra (EUNSA), 195-240.
- Kremnitz, Georg (²2019), *Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der Zahl der romanischen Sprachen* (= Bachelor Master Studies, 8). Wien: Praesens.
- Lakoff, George (³2016), *Moral Politics. How Liberals and Conservatives Think*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Lakoff, George (2014), *The All New Don't Think of an Elephant! Know Your Values and Frame the Debate*. White River Junction: Chelsea Green Publishing.
- Renzi, Matteo (2019), *Un'altra strada. Idee per l'Italia di domani*. Venezia: Marsilio Editori.
- Renzi, Matteo (²2017), *Avanti. Perché l'Italia non si ferma* (= Serie Bianca Feltrinelli). Milano: Feltrinelli Editore.
- Salmorán, Guadalupe (2018), „„Populismo’: una ricostruzione storica della parola”. In: Sini, Lorella, Andretta, Massimiliano (Hrsg.), *Populismi, nuove destre e nuovi partiti: quali discorsi politici in Europa?* (= Saggi e studi). Pisa: Pisa university press, 35-47.
- Sánchez Pérez-Castejón, Pedro (2019), *Manual de resistencia*. Barcelona: Ediciones Península.
- Stella, Gian Antonio (2003), *L'orda. Quando gli albanesi eravamo noi*. Milano: BUR Rizzoli.
- Taguieff, Pierre-André (2019), „La scienza politica di fronte al populismo”. In: Tarchi, Marco (Hrsg.), *Anatomia del populismo. Antologia dalla rivista Transgressioni* (= matrici). Napoli: Diana edizioni, 35-66.

- Tarchi, Marco (2019a), „Una scarpa per il principe. Come liberare lo studio del populismo dal ‘complesso di Cenerentola’”. In: Tarchi, Marco (Hrsg.), *Anatomia del populismo. Antologia dalla rivista Trasgressioni* (= matrici). Napoli: Diana edizioni, 5-13.
- Tarchi, Marco (2019b), „Che cos’è il populismo”. In: Tarchi, Marco (Hrsg.), *Anatomia del populismo. Antologia dalla rivista Trasgressioni* (= matrici). Napoli: Diana edizioni, 17-34.
- Travaglio, Marco (2018), „Prefazione”. In: Vecchi, Davide, *L’intoccabile*. Milano: Chiarelettere editore, XIII-XV.
- Vecchi, Davide (2016), *Matteo Renzi. Il prezzo del potere*. Milano: Chiarelettere editore.
- Wodak, Ruth (2016), *Politik mit der Angst. Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien, Hamburg: Edition Konturen.

El análisis crítico del discurso: ¿cómo saber lo que entiende el receptor?

Klaus Zimmermann

1. El Análisis Crítico del Discurso y sus metas

El Análisis Crítico del Discurso (ACD) parte de la convicción de que los discursos contienen un aspecto del significado que no es o no ha sido suficientemente considerado por la semántica estructuralista (que se centra en el significado referencial y sistémico de lexemas y oraciones): el significado ideológico. Se supone que este influye de manera inconsciente la concepción del mundo del receptor. La meta del ACD es, *grosso modo*, detectar esta ideología “contenida” en el discurso y los mecanismos textuales por los que se construye.¹ Me dedicaré en este ensayo a dos aspectos concretos: la relación entre lo que detecta el analista científico y lo que construye el receptor ‘lego’, lo cual implica atender a las siguientes cuestiones: a) ¿Cómo se produce lo que llamamos ideología en el discurso? y b) ¿Cómo saber lo que construye el receptor a partir del discurso?

2. El discurso en la concepción construccionista o constructivista

Hasta ahora, el ACD se justifica por la hipótesis de que los discursos –a veces se habla inexactamente del lenguaje, en general– son manifestaciones de relaciones

¹ Es una disciplina heterogénea que tiene raíces diferentes en los años setenta y ochenta del XX en Francia (Foucault, Marcellesi, Gardin, Pêcheux), Inglaterra (Fairclough), Países Bajos (van Dijk), Alemania (Jäger) y Austria (Wodak). Cf. los artículos en Wodak/Meyer (eds.) (2001) para mencionar sólo los representantes más conocidos.

de poder, de desigualdades sociales y de ideologías. El orden social (en muchas sociedades) está basado en esos desequilibrios y son precisamente los discursos los que contribuyen a naturalizar la aceptabilidad mental de estas desigualdades; las justifican, las presentan como estructuras sin alternativas que ocultan a los que se aprovechan de las estructuras desiguales e injustas. El ACD no toma al discurso como un instrumento que comunica informaciones neutrales preexistentes, sino que el discurso se entiende como el lugar o medio en el que se produce y se comunica el sistema de creencias sociales, culturales, religiosas, estéticas y científicas que son las ideologías. Estas pueden ser abiertas o encubiertas. El análisis crítico trabaja preferentemente con los casos de ideologías no abiertamente visibles, ya que las primeras no necesitan un análisis especial para su detección. Muchos actores que producen textos/discursos ni siquiera se dan cuenta de la ideología subyacente. Esto se debe, por una parte, al hecho de que su ideología no les parece una construcción sociocognitiva de creencias, sino una representación objetiva de la realidad. En este sentido, los discursos racistas o sexistas (basados en sistemas de creencias que defienden que la diferencia y la discriminación son naturales u objetivas) pasan muchas veces inadvertidos por los mismos productores de tales discursos. El ACD no solo tiene como meta desvelar las ideologías en los textos/discursos lingüísticos y multimodales de los otros, sino que puede y debe aplicarse de manera autoreferencial, es decir, a los textos del propio emisor para descubrir nuestras ideologías encubiertas; debe, esencialmente, ser un instrumento de reconocimiento de cualquier sistema de creencias para llegar a una autoconcienciación del autoengaño, a fin de eliminar el pensamiento ideológico negativo que lleva aparejado el sostén de estructuras sociales desiguales en cualquier campo de la acción a nivel político, económico y social.

A este respecto, cabe distinguir dos acepciones que se manejan actualmente para el término *discurso*. En primer lugar, el discurso como texto con un inicio y un fin textualmente estructurado, producido por uno (o varios) autor(es) y, en segundo lugar,—siguiendo a Foucault 1971—, el discurso concebido como esfera ideológica de muchos otros discursos, esto es, el sistema de creencias tomadas como verdaderas inscritas en todo el entramado discursivo. Así, por ejemplo, el discurso como totalidad de discursos singulares sobre el valor diferencial de grupos étnicos o sociales, el discurso de la justificación de guerras, etc. Me ocuparé en lo que sigue de la primera acepción, lo cual supone, ciertamente, una simplificación, pero teniendo

en cuenta el nivel ideológico, es decir, cómo se manifiesta y se construye lingüísticamente la ideología² del segundo tipo en una entidad lingüística.³

Con ello, si bien el ACD considera el significado de un discurso como algo fijo e idéntico para cada receptor, la teoría construccionista del discurso (TCD), sin embargo, sabe que el significado discursivo y con ello las ideologías (y los conceptos básicos que las conforman) no están *en* el discurso de manera uniforme y estable, sino que se construyen cognitivamente de manera individual y en la interacción comunicativa misma, de manera distinta en cada acto de recepción. El significado de los lexemas adquiere, por lo tanto, un contenido ideológico que debe ser interpretado en unas determinadas coordenadas de producción y recepción. Así pues, puede afirmarse que el TCD constituye un reto a la teoría del lenguaje de la lingüística estructuralista *mainstream*, que obvia este aspecto. El método del ACD se basa en los instrumentos analíticos que ofrece la lingüística y la psicolingüística del texto (cf. entre otros van Dijk/ Kintsch 1983, Fairclough 2003). El significado del texto no se considera solo como un conjunto de significados de lexemas dados y su combinación textual, sino que se construye esencialmente en los procesos cognitivos de este conjunto (a través de presuposiciones, inferencias, implicaturas pragmáticas, preguntas sugestivas, uso de estructuras verbales pasivas para esconder actores, referencias personales de la 1ª pers. pl. inclusivas para sugerir intereses comunes, presentación selectiva de “hechos”, todo tipo de recursos retóricos y desde hace algunos años “fake news”, las noticias falsas, etc.). Haber desvelado este tipo de procesos mentales y estrategias discursivas en el productor y previstos por el receptor ha llevado a tomar conciencia de que los múltiples aspectos del significado del discurso deben entenderse como una compleja construcción mental. Y esta *construcción* la hace cada receptor en su universo cognitivo en base al material del discurso concreto presente, de otros discursos previamente recibidos y, en conjunto, con otros discursos de la misma temática o subtemática (cf. Jäger 2004: 188-194). La visión constructivista o construccionista del discurso relativiza el dogma de la “identidad de código” entre los hablantes-receptores de una lengua.⁴

² Para una explicación del concepto de ideología que se usa de manera distinta en varias teorías cf. van Dijk (1998).

³ Abordar el tema del entendimiento del discurso, tomado en su segunda acepción, es mucho más complejo y requiere mucho más espacio que el que puedo dedicar en este ensayo (un modelo de acercamiento ha sido propuesto por Jäger 2001, 2004).

⁴ Una teoría de individualidad de la lengua (idiolecto) la propuso ya el lingüista alemán Hermann Paul (1880).

Hay semejanza de códigos más o menos estrecha como resultado de viabilizaciones interpersonales que otorgan estas semejanzas dentro de variedades grupales, diatópicas, diatópicas, diafásicas, estándares etc. (pero ni siquiera existe plena identidad en el seno de tecnolectos con alto grado de normativización como da testimonio la terminología vacilante en la lingüística). Si los hablantes no tienen un código idéntico y unívoco es de suponer que la construcción del significado de un discurso tampoco es idéntico; depende de cada idiolecto y del conocimiento del mundo, de experiencias previas, de actitudes, del nivel de reflexión y otros.

Por consiguiente, los significados de palabras son producto de construcciones cognitivas individuales que se producen en el curso del universo discursivo recibido. Se han estabilizado en la comunidad de manera semejante en el transcurso de la comunicación en un momento dado del cambio constante de la evolución lingüística, el que incluye evidentemente el cambio semántico. En este proceso las palabras han adquirido un significado central ideológico o una connotación ideológica (muchas veces de índole valorativa, es decir negativa o positiva).⁵ Los significados se construyen discursivamente⁶ y ontológicamente, no tienen existencia anterior al discurso. Pero, una vez contruidos, los significados existen de manera latente en la mente de los hablantes, antes de cada recepción de un nuevo discurso. Se interiorizan de manera diferencial con cada procesamiento y pueden exteriorizarse de diferente manera, haciendo uso de la construcción de significados previos por parte de otros hablantes comunicados en discursos anteriores. Los significados son reconstruidos adaptándose al universo significativo del hablante-escritor y el receptor los adapta a su universo significativo e ideológico. Este significado ideológico se ve, por ejemplo, en la palabra *indígena*. Esta hoy día no solo designa a nivel de denotación a un grupo de seres humanos originarios de un territorio determinado que han vivido allí antes de la llegada de otras poblaciones, sino que su uso lleva muchas veces un significado colonialista: se toman como seres humanos con menos valor que el colonialista o siquiera el significado de la palabra incluye que no tendrían la calidad de ser humano).

⁵ Algunas más (*refugiado, indio, negro, judío, régimen, democracia, dictadura*) otros menos (*caza de elefantes, pesca de ballenas*) y otros encubiertos que salen solo en ciertos contextos (*árbol* en contexto de descripción poética vs. en contexto de cambio climático, *lobo* significado neutral en un tratado de biología vs. la difamación en el cuento de caperucita roja).

⁶ Cf. Wittgenstein (2001: § 43): “el significado de una palabra es su uso en el lenguaje”.

El ACD puede demostrar que la lengua es producto del discurso, es decir, del trabajo intelectual de categorías del pensamiento en la semiosis que el sistema cognitivo del ser humano es capaz de desarrollar y que construye en su praxis discursiva (cf. Halliday 1994, Roth 2003, Zimmermann 2005, 2008). Este planteamiento parecería ser, en la teoría estructuralista del lenguaje, una contradicción, ya que esta presupone la existencia de palabras y reglas de combinación (el sistema) antes de su uso y antes de poder establecerse la comunicación. Sin embargo, tenemos que suponer que la lengua se ha conformado no antes del habla sino a través de las interacciones de los seres humanos, que han construido las unidades que conforman poco a poco, en el transcurso de la evolución de la humanidad, lo que por construcción teórica concebimos hoy como lengua.

3. ¿Cuál es el estatus del análisis crítico científico de un discurso?

Como hemos aclarado más arriba, el significado de un discurso (que incluye el aspecto ideológico) es, por el lado del receptor, una reconstrucción con rasgos socioculturales e individuales no idéntica, sino, en parte, diferente de la construcción del significado del productor y, además, una construcción individual y no idéntica en cada receptor. Por ello, se plantea la pregunta de cómo saber lo que construye cada receptor individual, lo que nos lleva a otro interrogante sobre el estatus del análisis que desvela el analista científico del discurso. En principio es una más de las muchas reconstrucciones, pero es una reconstrucción apoyada por la aplicación de instrumentos científico-analíticos (de la lingüística) y expresada explícitamente en términos de teoría politológica, sociológica, económica (o en otros dominios de concepciones estéticas y científicas). Como tal, tiene el estatus de una propuesta *modélica* de los rasgos ideológicos, pero no solo eso. El análisis crítico ofrece la *detección explícita de los procedimientos lingüísticos* que producen tal resultado, es decir, el establecimiento de una relación instrumento y efecto, una relación que, no obstante, no puede tomarse como automática. El receptor o algunos receptores tienen recursos que le permiten rechazarla o modificarla de múltiples formas. Además, el significado de las palabras puede cambiarse voluntariamente. En la campaña electoral en Francia la derecha ha utilizado el vocabulario político típico y emblemático de la izquierda dándole otros sentidos, como ha demostrado Charau-deau (2005: 26).

4. ¿Cómo saber lo que construye/entiende el receptor de un discurso?

Una de las primeras dudas de la hipótesis de que el significado-sentido-ideología es idéntico para todos los hablantes de un discurso viene precisamente de uno de los primeros analistas del discurso: Michel Pêcheux et al. (1979). En este estudio pionero se demostró que “el mismo texto” presentado a dos grupos de estudiantes con informaciones previas diferentes sobre el autor del escrito produjo una lectura/reconstrucción ideológica diferente e incluso opuesta en cada grupo. El primer grupo consideró que había sido escrito por un marxista, mientras que el segundo señaló que el autor era un hombre de derecha. En realidad, el texto provenía del entonces presidente de la Comunidad Europea, Sicco Mansholt, un socialdemócrata. Este estudio revela que los hablantes/receptores no expertos evocan significados y connotaciones diferentes de las palabras y una manera propia de discursivizarlas. Podemos destacar entonces que, como existe variación idiolectal, dialectal, sociolectal y estilística en la lengua, se da variación en la construcción ideológica del discurso. ¿Es este un fenómeno que debe tener en cuenta el ACD?, o bien ¿es lícito limitarse, como se ha hecho hasta hoy en día, a desvelar solo las potencialidades de ideología en cada discurso o un conjunto de textos del mismo eje discursivo?⁷

Hemos dicho que detectar los procesamientos cognitivos en el receptor sobrepasa la capacidad metodológica del ACD cuyo objeto es la configuración del texto/discurso. Sin embargo, tiene una relación pertinente con él y, en cierto modo, justifica su papel crítico, consistente en detectar estructuras encubiertas del nivel semántico a fin de combatir ideologías discriminatorias, engañosas y manipulativas.

⁷ Otro ejemplo es el analizado por Zimmermann (2017), en el que receptores indígenas tomaron medidas de planificación lingüística propuestas por expertos no-indígenas como medidas en contra de la autenticidad de sus lenguas. Se trataba de medidas continuistas de opresión colonial, adoptadas solo por el hecho de que las propuestas provenían de personas no-indígenas (en un contexto de un taller organizado por una agencia gubernamental), es decir, por miembros pertenecientes al grupo de los históricamente opresores/colonialistas; por el contrario, los expertos se veían como aliados de los indígenas y presentaban sus propuestas como medidas de emancipación de estructuras (neo-)coloniales.

Antes de esbozar los métodos del análisis para explorar la construcción cognitiva del discurso del receptor, tenemos que distinguir –simplificando– dos grupos de textos/discursos. Por un lado, cabe considerar los *discursos del pasado*, que configuraron los conceptos ideológicos clave para la conformación de una lengua y de la respectiva comunidad cultural (como la ideología racista, sexista (minusvaloración de la mujer, homofobia, etc.), religiosa (cristianos vs. paganos); las enfermedades mentales, etc.)), y, por el otro, los *discursos actuales* de índole política, económica, educacional, publicitaria, mediática o estética. Cada tipo requiere enfoques y metodologías en parte diferentes, atendiendo a la diversidad de las coordenadas de la producción de los textos.

Por ello, los métodos de análisis de la recepción se pueden diferenciar, al menos, en estos tres grupos:

- a) Análisis de receptores y recepciones reales y autodenominadas en el pasado: la condición para aplicar este método es que los receptores del pasado hayan manifestado en forma escrita lo que han entendido. Muchas veces no se restringen al mero significado (en forma de resumen o algo semejante), sino que discuten los discursos de manera afirmativa, crítica, modificada, etc. Para acercarnos a su comprensión, tenemos que tomar los enunciados contruidos por este tipo de receptores como discursos y aplicar idealmente los métodos del ACD para descifrarlos. Estos discursos crean lo que se ha llamado intertextualidad o lo que ahora se puede llamar mejor interdiscursividad, ya que forman parte del *hilo de discurso* en términos de Foucault y de Jäger (2004). Este acercamiento permite un análisis longitudinal.
- b) Para el análisis de lo que han entendido receptores actuales tenemos a nuestra disposición otros métodos, incluyendo experimentales. Para estos casos se pueden escoger receptores según factores sociológicos (representativos, por grupos específicos etc.) y cuantificables. Hay toda una gama de pruebas de comprensión elaboradas desde la psicología de la lectura en el marco de la didáctica de las lenguas maternas y extranjeras, destinadas justamente a medir la comprensión “correcta”.⁸ Estas pueden adaptarse omitiendo su dogma y sus rasgos de comprensión única. Las entrevistas pueden ser también entrevistas individuales y profundas o también socialmente representativas y cuantificables, es decir, aplicadas a un conjunto de personas con el

⁸ No resulta, por tanto, extraño que partan de una concepción esencialista de significado de los discursos, no construccionista.

control de constantes, por ejemplo, los diferentes grados de edad, grupos sociales, sexos, procedencias étnicas, grados de escolarización etc. Las entrevistas pueden ser abiertas, permitiendo la libertad del entrevistado para introducir sus propios conceptos de análisis. También se pueden hacer preguntas o sugerencias temáticas controladas de acuerdo a los objetivos temáticos de análisis. Cabe tener en cuenta, sin embargo, que estas preguntas controladas son fruto de un análisis crítico del tipo anterior. Se deben adaptar estas formas experimentales a la meta de elicitar el entendimiento ideológico.

- c) Hay un tercer tipo de método que se ha elaborado, el del Análisis Conversacional en el marco de la Etnometodología, desarrollado para el análisis de eventos de comunicación oral (*conversaciones dialogadas o de grupos*). Es un método que pretende evitar proporcionar una interpretación “desde fuera” por parte del analista de lo que pasa conversacionalmente. Por el contrario, es un método émico, esto es, que propone obtener lo que entiende el interlocutor (no el analista), ya que para el *desarrollo interactivo* de una conversación lo importante es lo que comprende el interlocutor, no lo que interpreta el analista. A mi entender, no se ha aplicado este método para el análisis de discursos de los tipos que comentábamos. Y la diferencia entre ambos géneros es obvia: discursos dialogados, por un lado, y discursos monológicos, por otro.⁹ Podemos imaginarnos una variante de este método en el comportamiento interactivo de hoy en día cada vez más frecuente: respuestas y discusiones simultáneas (entre todo tipo de receptores, incluso de lectores cultos) después de haber escuchado un discurso político, mediático o de otro tipo. Se encuentran este tipo de comentarios y discusiones en internet, en foros, redes sociales, etc. Son reales en el sentido de que no han sido provocados ni controlados por un analista, pero la expresión de su entendimiento puede ser parcial o solo selectiva. Además, no son discursos representativos o la representatividad no se puede controlar. En esto se parecen a la interdiscursividad de los discursos del pasado. Su precariedad reside en que estos comentarios aparecen en la red muchas veces con identidad encubierta.

Como dije anteriormente, el ACD no tiene normalmente en cuenta al receptor concreto. No existen estudios como los que he esbozado que atiendan a la cuestión de

⁹ En lo que se refiere a la forma, claro está, porque implícitamente son textos dialogados y polifónicos también.

cómo los receptores procesan un discurso o una gran cantidad de discursos del mismo tipo ni tampoco qué efectos han tenido ciertos discursos o conjunto de discursos.

Lo único que tenemos son modelos teóricos del procesamiento psico-cognitivo de textos. Ya en los inicios de los años ochenta del siglo pasado, la psicolingüística del texto, con modelos como los de van Dijk y Kintsch (1983) que partían de los hallazgos de la narratología estructural trataban de analizar los textos desde una perspectiva psicolingüística. Entre los tipos de procesamiento cognitivo se pueden mencionar los fenómenos de *inferencia*, es decir de la intercalación mental de “información” que no está dicha explícitamente en un texto-discurso pero que el autor presupone que el receptor lo haga. Las informaciones producidas por este proceso cognitivo inferencial se deducen por el análisis de los discursos. La coherencia de la cadena de proposiciones del discurso no se manifiesta explícitamente en el discurso, sino que se construye en la mente del receptor. Otro tipo de procesamiento que lleva a cabo el receptor a partir de información no expresa, es la creación de macroestructuras, presuposiciones y las implicaturas conversacionales (así llamadas por Grice 1975); y abstracciones de los hechos concretos narrados de forma sintetizada, de manera que puedan ser más fácilmente procesadas cognitivamente.

Estos procesamientos cognitivos a nivel textual, de inferencia, implicatura, connotación, etc., ya indican que la visión de que existe una relación directa y determinada entre el material lingüístico del texto-discurso y la producción del sentido-significado sería demasiado simplista. Una teoría de cómo se lleva a cabo la construcción cognitiva de una o varias ideologías a partir del conjunto de discursos a los que estamos expuestos sigue siendo un *desideratum*.

¿Podemos imaginarnos estudios semejantes sobre el entendimiento de textos más complejos, por ejemplo, de las informaciones de televisión sobre el conclave para elegir al Papa, sobre autorías de asesinatos, sobre historias de la biblia, sobre un discurso de campaña electoral, sobre los pros o los contras de legalizar el casamiento entre homosexuales, etc.? Deberían ser estudios muy sofisticados, por supuesto, pero claro que sí son técnicamente posibles, aunque muy complicados (como demuestra el análisis de Pêcheux et al. arriba mencionado). El discurso es un fenómeno tan complejo que difícilmente se puede establecer una relación entre una determinada estrategia retórica concreta u otro recurso (modal) y el efecto que produce en el receptor. Pero ¿qué nos proporcionaría este tipo de estudios de la recepción? La comprensión e interpretación de los discursos son diversos dependiendo de la disposición ideológica del receptor. Así lo vemos actualmente en los discursos de Donald Trump; para unos son escandalosamente discriminatorios y

racistas, pero otros los festejan como un mensaje de salvación. ¿Supondría, pues, un avance?

Querría exponer, en primer lugar, lo que este tipo de estudios no puede ofrecer-nos: no nos proveen información sobre las estrategias de la prensa o de la televisión a la hora de seleccionar temas, exagerarlos o minimizarlos, de presentar un hecho con testigos o sin testigos, con opiniones de personas o expertos, de introducir comentarios de diversa índole, las repeticiones, las formas discursivas (estructura del discurso, entusiasmo, disgusto, música, etc.). Todo ello puede determinarse con un análisis de experto. La elicitación empírica del entendimiento nos puede, a lo mejor, dar un efecto muy somero, pero no nos permite vincular una estrategia discursiva particular con el efecto obtenido en cada receptor.

En segundo lugar, se requiere considerar otro aspecto. Existen diferentes géneros discursivos clasificados presumiblemente en relación a las distintas maneras de recepción: unas con lecturas atentas que requieren concentración y otras con una recepción “lateral”, por ejemplo, con los discursos publicitarios, noticias televisivas. Habrá que tener en cuenta estas diferencias y, probablemente muchas otras en el estudio de la recepción.

Por consiguiente, si bien es útil un acercamiento experimental a los efectos de la recepción, este puede ser tan solo un aspecto entre muchos otros que, por la cantidad misma de discursos, siempre será selectivo. Es importante saber que la recepción no es unívoca e idéntica entre los receptores y la heterogeneidad previsible no es manejable para el análisis crítico.

Nuestros esfuerzos en el ACD deben, por lo tanto, enfocarse no en los estudios empíricos de la recepción, sino en la enseñanza del análisis crítico, en la explicación de las estrategias discursivas, dejando a un lado cómo se manifiesta la ideología concreta en el receptor a nivel de conocimiento empírico, pues el receptor puede darse cuenta de la ideología subyacente, rechazarla, elaborar una ideología contraria a la contenida en el discurso, etc.

Hay un ejemplo fílmico muy ilustrativo del efecto de los discursos. Hace pocos años se estrenó la película chilena “¡No!”, que puede servirnos para sacar algunas conclusiones. La película muestra cómo lograr la persuasión en un referéndum con un voto afirmativo o negativo. En este caso, el protagonista de la campaña opta por otorgarle una *connotación positiva* al ¡*nó!* a través de varios textos. La estrategia del responsable de la campaña no es, pues, recordar las atrocidades del régimen de Pinochet, elaborando un discurso histórico, combativo y éticamente justificado

(como proponen sus ordenantes), es decir, recordar la verdad dolorosa de la dictadura, sino cambiar el enfoque y presentar el futuro positivo resultado del voto del referéndum, *sin* alusiones al pasado doloroso de la dictadura de Pinochet.

No sabemos cómo recibieron los chilenos estos mensajes publicitarios, únicamente que la campaña fue mayoritariamente exitosa y que la película fue el resultado de la intuición o experiencia de un experto en publicidad comercial. Este insistió varias veces en que su enfoque se basa en un análisis de la disposición psicológica de los chilenos que incluye la situación política e histórica. En este caso la estrategia es producir emociones positivas acerca del *¡no!* en el referéndum.

5. Conclusión

Sea como fuere, acercarse a los entendimientos de los receptores por métodos experimentales, de encuestas, de entrevistas temáticas, de manera cuantitativa o cualitativa, produce inevitablemente otros discursos porque los resultados obtenidos de los datos empíricos elicitados, presentados en forma de estadísticas, transcripciones de entrevistas, etc. son también *discursos*. Entonces, nos enfrentamos de nuevo con el problema del análisis crítico, ya que dichos discursos deberían ser también objeto de atención para el ACD. En este sentido, y esta consideración es importante, cualquier método científico de elicitación de la comprensión de discursos produce un discurso y debe ser potencialmente analizado con los métodos del ACD. Muchas veces se contraponen los métodos suaves y cualitativos de las ciencias humanas y sociales, y a los rígidos y cuantitativos propios de las ciencias “exactas”. No obstante, cualquier diseño experimental es resultado de un discurso y los resultados constituyen un conjunto de elementos a los que los científicos dan un sentido, una interpretación, construyendo un nuevo discurso. Las ciencias exactas lo saben y hacen una lectura-interpretación de sus discursos producidos por sus métodos críticos. Esta afirmación no pretende deslegitimar los estudios sobre la recepción de discursos, sino simplemente señalar que no es posible escapar al análisis (crítico) del discurso.

Referencias bibliográficas:

- Charaudeau, Patrick (2005): *Le discours politique: Les masques du pouvoir*. Paris: Vuibert.
- Dijk, Teun van (1998): *Ideology: A Multidisciplinary Approach*. London: Sage.
- Dijk, Teun van (2001): "Multidisciplinary CDA: a Plea for Diversity". En: Wodak, R./ Meyer, M. (Eds.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London et al. Sage Publ., 95-120.
- Dijk, Teun A. van/ Kintsch, Walter (1983): *Strategies of Discourse Comprehension*. New York: Academic Press.
- Fairclough, Norman (2001): "Critical discourse analysis as a method in social scientific research". En: Wodak, R./ Meyer, M. (Eds.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London et al. Sage Publ., 121-138.
- Fairclough, Norman (2003): *Analysing Discourse: Textual Analysis for Social Research*. London/ New York: Routledge.
- Grice, H. Paul (1975): "Logic and Conversation". En: Cole, P. /Morgan, J. (Eds.): *Speech acts* (=Syntax and Semantics, 3), New York: Academic Press, 41–58.
- Jäger, Siegfried (2001). "Discourse and Knowledge: theoretical and methodological aspects of a critical discourse and dispositive analysis". En: Wodak, R./ Meyer, M. (Eds.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London et al. Sage Publ., 32-62.
- Jäger, Siegfried (2004⁴): *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung*. Münster: Unrast.
- Marcellesi, Jean-Baptiste (1971): *Le Congrès de Tours: études de sociolinguistiques*. Paris: Le Pavillon.
- Meyer, Michael (2001): "Between theory, method, and politics: positioning of the approaches to CDA". En: Wodak, R./ Meyer, M. (Eds.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London et al. Sage Publ., 14-31.
- Paul, Hermann (1995 [1880]): [*Principien der Sprachgeschichte*](#). Tübingen: Niemeyer (10^a ed. 1995).
- Pêcheux, Michel (1969): *L'analyse automatique du discours*. Paris: Dunod.
- Pêcheux, Michel/ Haroche, Claudine/ Henry, Paul/ Poitou, Jean-Pierre (1979): "Le rapport Mansholt: un cas d'ambiguïté idéologique". En: *Technologies, Idéologies, Pratiques* 2, 1-83.
- Roth, Gerhard (2001): *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Schegloff, Emmanuel (1997): "Whose text? Whose context?" En: *Discourse and Society* 8: 2, 165-187.
- Wittgenstein, Ludwig (2001): *Philosophische Untersuchungen*. Kritisch-genetische Edition. Herausgegeben von Joachim Schulte. Frankfurt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Edición del original 1953).
- Wodak, Ruth (2001): "The discourse: historical approach". En: Wodak/Meyer (Eds.): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London et al. Sage Publ., 63-94.
- Wodak, Ruth/ Meyer, Michael (Eds.) (2001): *Methods of Critical Discourse Analysis*. London et al.: Sage.
- Zimmermann, Klaus (2004): "Die Frage der Sprache hinter dem Sprechen: Was kann die Gehirnforschung dazu beitragen?". En: Graumann, Andrea/ Holz, Peter/ Plümacher, Martina (Eds.): *Towards a Dynamic Theory of Language: A Festschrift for Wolfgang Wildgen on Occasion of his 60th Birthday*. Bochum: Brockmeyer, 21-57.
- Zimmermann, Klaus (2008): "Constructivist theory of language contact and the Romancisation of indigenous languages". En: Stolz, Thomas/ Bakker, Dik/ Salas Palomo, Rosa (Eds.): *Aspects of Language Contact: New Theoretical, Methodological and Empirical Findings with Special Focus on Romancisation*. Berlin: Mouton de Gruyter, 141-164.
- Zimmermann, Klaus (2017): "Construcción de identidad y problemas de mutuo entendimiento en un encuentro intercultural entre maestros indígenas y expertos lingüísticos (México). Para la inclusión del análisis crítico de discurso en la planificación lingüística". En: Palacios, Azucena (Ed.): *Variación y cambio lingüístico en situaciones de contacto*. Madrid: Iberoamericana, 279-295.

Sprachkontakte

Mehrsprachige Identität

Roberto Bein

1. Einleitung

Die Beziehungen zwischen Sprache, Identität, Nation, Staat, Kultur, Volk, Klasse und einigen anderen Begriffen sind seit Jahren aktuelle Diskussionsthemen in verschiedenen Disziplinen, vor allem in der Sprachsoziologie und der Anthropologie. Joachim Born hat sich oft mit der Beziehung Sprache-Identität beschäftigt. Um drei Schriften aus seiner reichhaltigen Produktion herauszugreifen: Schon in seinen *Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit in den ladinischen Dolomitentälern* (1991) trat die Frage, zwar nicht unter dem Begriff „Identität“, aber wohl was Attitüden angeht (Sprachstolz, Selbsthass usw.) und die Wichtigkeit, die die Befragten dem Erlernen, dem Gebrauch, der Schaffung einer einheitlichen Schriftsprache und auch der legalen Gleichberechtigung des Ladinischen zumessen. Im Jahre 2001 hielt Joachim Born am Instituto Cervantes in Wien den Vortrag „España y Latinoamérica se han entendido siempre, incluso en español“ – Problemas de identidad lingüística en la hispanofonía“¹, wobei der erste Teil des Titels eine Boutade von Gabriel García Márquez war.² In jenem Vortrag, in dem also die Beziehung Sprache-Identität konkret auftrat, beschäftigte er sich u.a. mit dem Begriff der Hispanophonie, der damals, im Gegensatz zu Frankophonie und Lusophonie, noch sehr wenig Beachtung fand und eher als Strategie Spaniens erschien, da „der alte Begriff der ‚hispanidad‘ im Sinne von, allgemeine Charakterzüge aller Völker spanischer Sprache und Kultur“ eigentlich nicht auf der gemeinsamen Sprache der *Sprecher* der Länder der ‚hispanischen Welt‘ gründete, sondern auf der der

¹ „„Spanien und Lateinamerika haben sich immer verstanden, sogar auf Spanisch“ – Probleme sprachlicher Identität in der Hispanophonie“.

² Sie erinnert natürlich an das Winston Churchill zugeschriebene Bonmot „England und Amerika, zwei große Nationen, getrennt durch eine gemeinsamen Sprache“.

herrschenden Kreise jener Gebiete“³ ; Born hob auch hervor, dass in der Romanistik immer noch das große Missverständnis einer monolithischen hispanischen und besonders auch lateinamerikanischen Identität anzutreffen sei, während die argentinische Soziolinguistin Fontanella de Weinberg (1993) schon vor vielen Jahren erläuterte, dass das „amerikanische Spanisch“ nur geographisch und historisch definierbar sei, aber nicht als sprachliche Einheit, da es die Gesamtheit der dialektalen Varietäten des Spanischen, die man in Amerika spricht, umfasse. Er erklärte ebenfalls, dass genauso wie weder Englisch oder Französisch noch beide zusammen nicht ausreichend für die Schaffung einer europäischen Identität seien, es auch nicht das Spanische für die Schaffung einer lateinamerikanischen Identität sei, da diese sowohl Beiträge der Kulturen und Vorstellungen der autochthonen Völker und der Einwanderer sowie von ihren Sprachen erhielten, aber vor allem wegen der massiven Präsenz des Portugiesischen durch Brasilien. Ferner meinte Born, dass die wichtigste Eigenschaft des Begriffes „Hispanophonie“ seine Anerkennung (im doppelten Sinne von Toleranz und Legitimität) sei, dass es auch in Staaten, in denen das Spanische die offizielle Sprache ist, weitere Phonien existieren, sei es in Spanien die Galicischphonie, die Asturianischphonie, die Katalanischphonie usw., oder in Lateinamerika die Aymaraphonie, die Quechuaphonie und viele andere. Und er fügte folgende Begriffe hinzu, die im Einklang mit den in diesem Aufsatz behandelten stehen:

Diejenigen, die auf jeden Fall eine ‚hispanische‘ Identität verteidigen, müssen akzeptieren, dass die Identität kein regungsloser und statischer Zustand ist, und dass jeder Mensch nicht nur über eine einzige Identität verfügt, sondern über zwei oder drei verschiedene, die er je nach Situation aktualisieren kann. [...] Man könnte hinzufügen, dass es auch keine absolute Identität gibt: Wir aktualisieren sie jedes Mal vollkommen pragmatisch und passen uns damit der jeweiligen Situation an.

Probleme der Beziehung zwischen Identität und Zweisprachigkeit sind auch im Artikel über die pommersche Sprache und die Interkulturalität in Brasilien zu finden, den Joachim Born gemeinsam mit Erineu Foerste, Gerda Margit Schütz-Foerste und Adriana Hartwig verfasst hat (in Born/Ladilova, 2016: 13-32), sowohl historisch gesehen, als man der großen Einwanderungswelle zu Anfang des 20. Jahrhunderts gegenüber vermittelt pädagogischer und politischer Strategien die

³ Ich übersetze frei aus Borns Vortrag, R.B.

Nationalidentität stärken wollte, als auch heutzutage, seit man in der Lehrerausbildung des *Programa de Educação Escolar Pomerana* u.a. „ethnische und gesellschaftliche Identität, Tradition und Wandel“ behandelt.⁴

Während nun Joachim Born eher vom Ist-Stand und auch von den über staatliche Sprachpolitik und Gemeinschaftsinitiativen zu erreichenden Veränderungen der Zwei- oder Mehrsprachigkeit ausgeht und ihre Wirkungen auf die Identität analysiert, wollen wird in diesem Beitrag die Beziehung Sprache/Identität eher bezüglich der theoretischen Frage, ob es zweisprachige Identitäten gibt, und auch ihre eventuellen Folgen behandeln. Diese Frage stellt nämlich einige als unveränderlich erachtete Kategorien zur Diskussion. Die Existenz zweisprachiger Identitäten könnte nicht nur unsere Forschungen, sondern auch unsere sprachpolitischen Vorschläge und Praktiken beeinflussen.

So stoßen wir in der Sprachsoziologie, der Ethnolinguistik und anderen Disziplinen oft auf das Postulat, dass es eine unweigerliche Beziehung zwischen Sprache und Identität gebe; dieses Postulat spiegelt sich in verschiedenen Formulierungen wider. So geht man beispielsweise davon aus, dass Sprache das ausschlaggebende Element für eine nationale Identität sei. Außerdem wird in der naiven Fassung der Sprachökologie – also der, die das Aussterben einer Sprache dem einer Pflanzen- oder Tierart gleichsetzt – besonders im Falle von Minderheiten behauptet, dass jede Sprache oder zumindest jede Varietät eine ethnische oder nationale oder gesellschaftliche Identität definiere; dass durch das Aussterben einer Sprache eine Identität verloren gehe, dass dann also das Volk oder die ethnische Gruppe oder Gemeinschaft, die sie spricht, sich in der Exogruppe auflöse, und dass Sprache und Kultur ebenfalls untrennbar seien.

Diesen Haltungen gegenüber kann man nicht umhin zu fragen, was z.B. mit der Identität in Paraguay geschieht, wo die Bevölkerung weitgehend zweisprachig (Guarani-Spanisch) ist; oder in indigenen Gemeinschaften, die in unterschiedlichem Maße ihre Herkunftssprache beibehalten, aber mit der Exogruppe auf Spanisch kommunizieren; oder in der von Camblong (2018 [2001]: 62) beschriebenen Situation von Einwohnern deutscher Herkunft, die aus Brasilien kamen, jetzt in der

⁴ Im gleichen Band (Born/Ladilova 2016) behandeln zwei weitere Artikel das Identitätsthema: „Doppelkonsonanten als italienische Identitätsmarker in italo-brasilianischen Geschäftsnamen“ (S. 171-189), von Katharina Müller, und „Narrative Identitätskonstruktionen‘ in transnationalen Räumen – Das Beispiel der Brasiguaios“, von Alexandra Pereira Martins (S. 225-246).

argentinischen Provinz Misiones an der Grenze zu Brasilien leben und seit einigen Generationen Deutsch als erste, Portugiesisch als zweite Sprache und wenig Spanisch zur Kommunikation mit der Außenwelt sprechen; oder mit den Nachkommen der (spanischsprachigen) Andalusier in Katalonien, wo Katalanisch heute die offizielle und Hauptunterrichtssprache ist. Dazu werden wir zunächst die beiden Elemente des Titels, also „Identität“ und „mehrsprachig“ analysieren, d.h. Begriffe, die aus verschiedenen Disziplinen stammen und über die selbst innerhalb jeder Disziplin keine Einigkeit besteht, außer im Fall der Identität in der Mathematik und der formalen Logik.

2. Die Identität

2.1 Mathematische und logische Identität

In der Mathematik und der formalen Logik ist Identität absolute Gleichheit. Eins plus eins ist gleich zwei ($1 + 1 = 2$), aber es ist auch möglich, eine Mathematik zu postulieren, in der $1 + 1 = 3$ ist. Im Gegensatz dazu ist eins identisch mit eins ($1 \equiv 1$); die Identität wird durch den dritten Strich angegeben. Die formale oder aristotelische Logik beruht auf dem Identitätsprinzip und auf zwei weiteren Prinzipien: dem des Widerspruchs und dem des ausgeschlossenen Dritten, die auch für die Wahrheit der Propositionen gelten: Wenn p wahr ist, ist p (immer) wahr; wenn p wahr ist, ist *nicht* p falsch; und p kann wahr oder falsch sein; es gibt keine dritte Möglichkeit. Aber sie beansprucht eine rein formale Gültigkeit⁵ und ist daher universell auf einen als unveränderlich postulierten Zustand anwendbar, im Gegensatz zur dialektischen oder hegelschen Logik, die die allgemeinen Gesetze des Wandels und der Bewegung aufstellt: warum, wie und wohin sich die Dinge bewegen, und wo also a aufhören kann, a zu sein und auch wahre Sätze ihren Wahrheitswert verlieren können.

⁵ Die Möglichkeit einer nur auf Formen ohne jeglichen Inhalt angewandte Logik ist diskutabel. Wenn man sagt, dass A identisch zu A sei, ist das als vollständige Abstraktion zu verteidigen, aber wenn man behauptet, dass A von nicht A verschieden sei, warum sollte es verschieden sein, wenn wir von der reinen Form ohne Substanz sprechen? Siehe z.B. Lefebvre (1969: 18-19).

2.2 Individuelle Identität

Identität fordert also in der Logik und in der Mathematik eine vollständige Übereinstimmung aller Merkmale, und der Begriff ist (in erster Linie) synchron. Die (Individual)Psychologie hingegen interpretiert sie diachron, und bezieht so die Dimension des Wandels mit ein. Es gibt Begebenheiten, die der Einzelne nicht sein ganzes Leben lang auf dieselbe Weise wahrnimmt. Nach Vygotsky (1995 [1934]: 165ss.) fasst der Einzelne im Laufe seines Lebens sogar die Bedeutung der Wörter verschieden auf: „Die Beziehung zwischen Gedanke und Wort ist keine Tatsache, sondern ein Prozess“ (ebd., 166). Damit sich der Einzelne aber als Teil eines Kollektivs fühlen kann, damit er sich also identisch zu den anderen fühlt, muss es eine Kontinuität der (Selbst-)Wahrnehmung geben, und dazu muss die Summe der als konstant empfundenen Elemente immer die Summe der Veränderungen übersteigen, damit die Wahrnehmung der Kontinuität der eigenen Existenz nicht in Frage gestellt wird (vgl. Kremnitz, 1995: 3 ff.). Der Einzelne nimmt das Gleichgewicht zwischen Kontinuitäten und Veränderungen in der Regel nicht klar wahr und neigt dazu, die Konstanten in seiner Selbstwahrnehmung zu betonen; und wenn er das Gefühl hat, dass seine Identität in Gefahr sei, lehnt er die Veränderungen oft ab und neigt dazu, sich gegen den Wandel zu wehren (vgl. Kremnitz, ebd.). Aber er neigt auch dazu, andere Veränderungen zu akzeptieren und sogar zu betonen, wie z.B. einige von denen, die sich im Übergang von der Kindheit zur Adoleszenz abspielen.

Eine übliche Art und Weise den Begriff „Identität“ zu behandeln, besteht gerade darin zwischen konstanten und variablen Elementen zu unterscheiden. Von einer anderen theoretischen Warte aus spricht man auch von primären und sekundären Merkmalen. Die primären sind die relativ stabilen: Neben denen, die uns als Spezies definieren (wir sind Säugetiere, im Gegensatz zu Affen können wir den Daumen gegen die anderen Finger halten usw.), sind es das Geschlecht, die Hautfarbe, die Stimmlage als Erwachsener und einige andere; die sekundären hingegen variieren mehr, wie etwa der Familienstand, die gesellschaftliche Zugehörigkeit, der Arbeitsposten und der Wohnort. Auch die Sprache gilt als relativ stabil. Außerdem müssen nicht alle Komponenten des Identitätskonzepts miteinander konsistent sein, da die Identität von Widersprüchen durchzogen ist: Oft hängen die Antworten bezüglich des Kollektivs, dem sich ein Subjekt zugehörig fühlt, von der Art und Weise des Fragens ab, und Pierre Bourdieu spricht sogar von der Illusion, die den Namen als Träger einer konstanten Identität darstellt, was bei Marcel Proust durch den Gebrauch der bestimmten Artikel veranschaulicht wird: „der Swann des Buckingham-Palastes“, „die Albertina von damals“ (Bourdieu, 2011: 125).

2.3 Kollektive Identität

Die kollektive Identität hebt notwendigerweise bestimmte Merkmale hervor, während andere untergeordnet und wieder andere völlig ausgespart werden (vgl. Kremnitz, 1995: 4-5). Wenn wir also von Einwanderergemeinschaften sprechen, beziehen wir uns gewöhnlich auf das Herkunftsland; zum Beispiel auf „die Italiener“, und es ist für die allgemeine Charakterisierung dieser Gruppenidentität nicht wichtig, ob es sich um Nord- oder Süditaliener handelt (der Unterschied tritt natürlich in den Vordergrund, wenn man z.B. Sprachvarietäten, Kultur oder Wirtschaftslage vergleicht). Aber außerdem können wir uns fragen, wie viele Generationen und auf Grund welcher Faktoren eine Gruppe ihre Identität beibehält. Historisch gesehen gibt es effektiv wirksame Faktoren, die den Zusammenhalt von Gruppen schaffen, die aber in verschiedenen ökonomischen Gesellschaftsformationen unterschiedlich sind. Beispielsweise spielte die Religion in der Feudalgesellschaft eine wichtige Identitätsrolle; heutzutage ist sie wohl nur ein Identitätsfaktor, wenn sie mit der nationalen Identität zusammenfällt, etwa in Irland.

Darüber hinaus impliziert die kollektive Identität – im Gegensatz zum Identitätsbegriff der Individualpsychologie – eine Abgrenzung: „Sie bildet sich immer auch gegen andere Gruppen“ (Kremnitz, 1995: 5). In diesem Sinne stimmen wir mit dem relationalen Charakter überein, den die Sozialpsychologie der Identität verleiht, die Kontraste braucht; eine isolierte Gruppe hat keine ethnische Identität.

2.4 Andere Ansätze

Auch bei anderen Ansätzen kann man diejenigen, die die beständigen Elemente der Identitäten hervorheben, von denen unterscheiden, die sie als diskursives Konstrukt betrachten. Erstere behaupten, dass die Identität stabil und permanent sei. Im Gegensatz dazu gehen die konstruktivistischen Theorien davon aus, dass Identität sowohl individuell als auch sozial sein kann, dass sie in der Interaktion konstruiert wird und daher variabel, in diesem Sinne oberflächlich und nicht permanent ist.

Aber es gibt auch Wissenschaftler, die beide Standpunkte kritisieren oder zumindest behaupten, dass die Identität einen variablen und einen festen Bestandteil hat. Auch Grimson (2004) kritisiert die essentialistischen Ansichten, die glauben, dass Identitäten aus objektiven und immerwährenden gemeinsamen Merkmalen zusammengesetzt sind, aber auch die Konstruktivisten, weil sie der Ansicht sind,

dass Identitäten im Grunde „erfunden“⁶ sind: Sie postulieren, dass Identität eine (diskursive) Konstruktion sei, Grimson nach würde das aber nicht erlauben zu verstehen, weshalb *einige* Konstruktionen erfolgreich waren. Deshalb behauptet er, dass sich Identität aus den historischen „prägenden“ Erfahrungen zusammensetzt, die konstitutiv für die Vorstellungs-, Erkenntnis- und Handlungsweisen sind. Die historischen Erfahrungen, die die Organisationen teilen, festigen sich indem sie ihre Identitäten aus einem historisch-sozialen Prozess heraus miteinander verbinden und bestätigen. Deshalb haben wir alle das Gefühl, dass wir verschiedenen Gemeinschaften, Dörfern, Städten, Altersgruppen, Geschlechtern und kulturellen Bewegungen angehören. Aber bis zu einem gewissen Grad entscheidet jeder von uns, mit welchen Gruppen er sich identifiziert und welche Bedeutungen und Gefühle jede dieser Kategorien in uns weckt. Daher schlägt er vor, unsere üblichen, stark gefestigten Praktiken, Überzeugungen und Bedeutungen als *Kultur* zu bezeichnen, und unser Zugehörigkeitsgefühl zu einem Kollektiv *Identität* zu nennen (Grimson, 2010: 63). Darüber hinaus stimmen die Grenzen der Kultur, wie empirisch überprüft werden kann, nicht immer mit den Grenzen der Identität überein.

Es gibt noch andere Identitätskonzepte; u.a. das von Harald Weydt (2008: 95), der der Ansicht ist, dass Identität graduell und nicht absolut sei: man könne sich *teilweise* mit einer Gruppe, einer Partei, einer Religion identifizieren, und dass sie kein stabiles Merkmal, sondern additiv sei, was er am Beispiel der „Mexikanisch-Amerikaner“ veranschaulicht.

3. Die Beziehung Sprache/Identität

Angesichts dieser Vielzahl von Positionen werden wir hier einen Standpunkt einnehmen, der uns erlaubt das Verhältnis von Sprache und Identität zu analysieren. Aus diesem Grund werden wir effektiv davon ausgehen, dass ein Teil der Identität eher unveränderlich ist, wenn wir die Eigenschaften berücksichtigen, die Individuen sich selbst zuschreiben, weil sie sich als Mitglieder von Gruppen erkennen,

⁶ Grimson benutzt im Spanischen das Wort *imaginadas*, also „vorgestellt“, wie es bei Benedict Anderson auftritt, wenn er die Nation als politisch vorgestellte Gemeinschaft, *imagined community*, definiert.

aber dass sie auch einen variablen Teil hat, weil sie weiterhin in konkreten Interaktionen verhandelt wird.

So würde nach Ansicht derjenigen, die der Meinung sind, dass Identität aus konstanten Merkmalen besteht, z.B. die gegenwärtige argentinische Identität Elemente enthalten, die bereits im 19. Jahrhundert existierten, wie das Territorium, der Volkscharakter und bestimmte Merkmale des Nationalstaates, bei denen u.a. der Unabhängigkeitsprozess von Spanien tragend war (z.B. in der Errichtung einer Republik statt einer Monarchie). Aber diese Unabhängigkeit fand nicht im Bereich der Sprache (außer in Varietätsunterschieden) statt. Wie Anderson (1993: 77 ff.) es hervorhebt, wurde auf dem amerikanischen Kontinent der Kampf um die Unabhängigkeit von Bevölkerungen geführt oder zumindest von Befehlshabern kommandiert, die die gleiche Sprache wie die Kolonialherren sprachen, anders als etwa im Unabhängigkeitsprozess Algeriens gegen die französische Herrschaft.

Wie zentral ist also die Sprache bei der Gestaltung von Identität? Wir haben implizit die Existenz verschiedener Arten von Identität aufgeführt: *gruppenbezogene, nationale, soziale, kulturelle Identität*; wir wollen jetzt aber dazu postulieren, dass bei diesen verschiedenen Arten die Sprache heutzutage nicht unbedingt die gleiche Rolle spielt. So sagt Mauro Fernández, dass der Sprachgebrauch immer eine Quelle sozialer Identitäten sei, aber er fügt hinzu:

Obsérvese que hablo en general de usos lingüísticos, y no de lenguas [...]. Nos sentimos miembros del grupo de personas que habla de una determinada manera. La identidad cultural, o la nacional, u otras no tienen por qué coincidir con una identidad lingüística específica: el hecho de compartir la calidad de miembros del mismo grupo lingüístico no ha sido suficiente para evitar enormes matanzas entre etnias diferentes, como hutus y tutsis. Y se pueden conservar importantes elementos de una identidad cultural pese a la desaparición de la lengua a la que estaban asociados (Fernández, 2000: 51).⁷

⁷ „Ich spreche wohlgerne von Sprachgebrauch, nicht von Sprachen [...]. Wir fühlen uns als Mitglieder derjenigen Gruppe von Menschen, die auf eine bestimmte Art und Weise sprechen. Kulturelle, nationale oder andere Identitäten müssen nicht notwendigerweise mit einer bestimmten sprachlichen Identität übereinstimmen: Die Angehörigkeit zur gleichen Sprachgruppe hat nicht ausgereicht um Massenmorde zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen, wie Hutus und Tutsis, zu vermeiden. Und wichtige Elemente einer kulturellen Identität können trotz des Verschwindens der Sprache, mit der sie verbunden waren, bewahrt werden“ (Eigenübersetzung, R.B.).

Er behauptet auch, dass es schwieriger sei Beispiele für das Gegenteil zu finden, also für Gruppen, in denen unterschiedliche Sprachgebräuche herrschen, ohne dass diese Unterschiede auch kulturell oder ethnisch wären: Wenn irgendwo sprachliche Unterschiede zwischen Gruppen auftreten, so bedeutet das meist, dass diese Gruppen sich auch kulturell oder ethnisch unterscheiden. Das ist klar, wenn es um verschiedene Sprachen geht: So haben z.B. die flämischsprachigen und die französischsprachigen Belgier kulturelle und ethnische, und sogar religiöse Unterschiede. Sprachliche Unterschiede sind auch oft, aber nicht unbedingt, das Vehikel für nationale Identitäten, auch wenn die Unterschiede nicht von vornherein existieren, sondern absichtlich zur Schaffung eines Nationalbewusstseins ausgebaut werden, wie sie heutzutage die Kroaten und Bosnier bezüglich des Serbischen unternehmen.

Hier aber wollen wir die Fälle von Gruppen behandeln, deren soziale Identität nicht auf einer, sondern auf zwei (oder mehr) verschiedenen Sprachen gründet, weshalb wir uns jetzt mit Zweisprachigkeit befassen werden.

4. Zweisprachigkeit

In der Moderne sind die Staaten nicht nur politische Organisatoren, sondern sie generieren auch kollektive Identität. Die Staaten Westeuropas tendierten im 19. Jahrhundert dazu, sich zunehmend als Nationalstaaten mit einer einzigen offiziellen Sprache und Kultur zu organisieren (mit einigen Ausnahmen: Belgien, Schweiz, Österreich-Ungarn). In Südamerika fand dieser Prozess gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts statt. Z.B. führte in Argentinien der Staat 1884 die allgemeine Grundschulpflicht ein, vor allem um die nationale Identität mittels der Hispanisierung der Einwanderer zu generieren. Die Hispanisierung sollte auch erlauben, dass alle Einwohner ihre Rechte und vor allem ihre Pflichten begriffen. Wir wissen jedoch, dass Zweisprachigkeit – auch mit einigen Sprachen der Ureinwohner – und Mehrsprachigkeit aller Art weiter bestanden. Wir könnten nun von einer Definition des Begriffs der Zweisprachigkeit ausgehen, aber dass das keine einfache Wahl ist, beweist schon die Tatsache, dass Hugo Baetens Beardsmore (1989: 13ss.) in seiner Arbeit über die Grundprinzipien der Zweisprachigkeit 35 verschiedene Arten der Zweisprachigkeit nennt. Um nur einige davon aufzuführen, spricht Baetens von natürlicher, primärer, fast passiver, additiver, subtraktiver, wachsender, asymmetrischer, konsekutiver, koordinierter, verdeckter, ausgewogener, frühreifer, symmetrischer, vertikaler Zweisprachigkeit, und

auch von Restbilingualismus und *Ambilingualismus* (wenn eine Person zwei Sprachen mit großer und gleicher Kompetenz spricht). Hier werden wir uns jedoch mit keiner dieser Zweisprachigkeitsarten befassen, sondern uns der *gesellschaftlichen* Zweisprachigkeit widmen; wer aus individuellen Gründen mehr als eine Sprache spricht, selbst wenn er *ambilingual* ist, wird kein Gegenstand unserer Überlegungen sein.

Wir werden von der Empirie ausgehen, vorerst ohne die Machtasymmetrien in Betracht zu ziehen, d.h. wir werden nicht die Diglossie, sondern nur das Vorhandensein verschiedener Sprachen berücksichtigen, auch wenn wir wissen, dass es genauer wäre, von kommunikativen Praxen in Varietäten (und nicht in Sprachen) zu sprechen; die Varietäten können einer Norm oder einem Standard (wenn es ihn gibt) unterschiedlich nahe stehen.

Man trifft folgende Fälle an; sie sind in der Literatur bereits sowohl in ihrer Wirklichkeit als auch in ihren Klassifikationsproblemen reichlich beschrieben worden:

- 1) Staaten mit einer Hauptsprache, die die offizielle Sprache, die Landessprache und die am häufigsten verwendete Sprache sein kann;
- 2) Staaten mit Multilingualismus, aber ohne Plurilingualismus, d.h. dass es innerhalb des Staates verschiedene Bevölkerungsgruppen gibt und jede von ihnen ihre eigene Sprache spricht, dass es also Koexistenz verschiedener Hauptsprachen gibt, wie es in Belgien und der Schweiz der Fall ist;
- 3) Staaten mit gesellschaftlicher Zweisprachigkeit, wie Paraguay, wo der Hauptteil der Bevölkerung bilingual ist, oder mit gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit, wie es in mehreren afrikanischen Ländern und Indien der Fall ist;
- 4) Regionen mit starken autochthonen alloglotten Minderheiten, wie Québec oder Katalonien;
- 5) Situationen, in denen allochthone Minderheiten neue, obgleich oft vorübergehende Sprachkonstellationen schaffen. Dieser Prozess fand schon infolge der sehr starken Migrationsströme des letzten halben Jahrhunderts statt; jetzt müssen wir auch die tausenden Flüchtlinge, die vor der Hungersnot, dem Krieg oder der politischen, ethnischen oder religiösen Verfolgung fliehen, in Betracht ziehen. Gleichzeitig werden die Städte, im gegenwärtigen Kontext der Migration und der wachsenden Verstädterung der Bevölkerung (die z.B. in Argentinien über 90% beträgt) zu einem Mosaik von Sprachen: Z.B. In London werden angeblich über 200 Sprachen gesprochen.

Wenn wir die Lage der Ureinwohner Lateinamerikas, was Einsprachigkeit oder gesellschaftliche Zweisprachigkeit angeht, klassifizieren, finden wir folgende Fälle:

- a) Gemeinschaften, die (fast) nur die indigene Sprache sprechen.
- b) Gemeinschaften, die die indigene Sprache und Spanisch (oder Portugiesisch, im Falle indigener Minderheiten in Brasilien) sprechen.
- c) Gemeinschaften, die nur Spanisch sprechen, aber dennoch ihre indigene Identität beanspruchen.
- d) Gemeinschaften, die eine andere als ihre ursprüngliche Sprache angenommen haben: Z.B. haben einige indigene Minderheiten ihre Minderheitensprache zugunsten des Quechua oder des Guaraní abgelegt.⁸

Aus diesen Beispielen können wir ableiten, dass der gemeinschaftliche – nicht der individuelle – Gebrauch der indigenen Sprache eine hinreichende aber keine notwendige Bedingung ist, um sich selbst als eine eigene Identität besitzend zu erkennen und von den anderen als solcher anerkannt zu werden, und dass zumindest Fall (b) der einer gesellschaftlichen Identität – in dem Sinne, wie wir sie vorgeschlagen haben – zweisprachig ist. Das bedeutet, dass diese Gemeinschaften beide Sprachen benutzen – Spanisch und die indigene Sprache – mit unterschiedlichen Funktionen, bedingt durch gesellschaftspolitische Zwänge und durch den Bedarf an Arbeitskräften, aber auch durch diglossische Repräsentationen und Vorurteile der Mehrheitsgesellschaft. Jedoch benutzen sie das Spanische nicht nur zur Kommunikation mit der Außenwelt; ihre Identität wird zumindest im argentinischen und in einigen anderen Kontexten nicht oder nicht mehr nur durch ihre ursprüngliche Sprache bestimmt. Im afrikanischen Kontext beschreibt Louis-Jean Calvet (1999) sogar Situationen, in denen die Identität durch vier oder mehr Sprachen gekennzeichnet ist.

⁸ Es gibt noch andere, seltenere Situationen, die wir hier nicht behandeln können, z.B. Minderheiten, deren Identität von einer Kreolsprache bestimmt wird, sowie nicht-guaranitische Indiominderheiten in Paraguay, die das Guaraní und nicht das Spanische als Vehikularsprache benutzen; in den Guyanas treten natürlich Englisch, Französisch und Holländisch auf, usw.

5. Die politische Funktion von Sprachen

Bisher haben wir diese Situationen mit einer Art ideologischen Asepsis beschrieben, obwohl wir wissen, dass die Einsprachigkeit in vielen Ländern historisch gesehen ein Produkt der Machtkonzentration und der Errichtung des Nationalstaates war, in jenem Prozess des 19. Jahrhunderts, in dem eine herrschende Klasse den Staat zur Entwicklung jenes Sektors des Kapitalismus, der ihr in der Weltverteilung zukam (z.B., des Agrarexports in Argentinien und Uruguay, der Bodenschätze in Chile und Bolivien usw.), benutzte. Daher fungierten die spanische und die portugiesische Sprache seit der massiven europäischen Einwanderung, die in Argentinien, Brasilien und Uruguay um 1880 begann, als ein bindendes Element der Nationalität – nicht mehr als Demarkationslinie der ethnokulturellen Grenze zu den Ureinwohnern – und die Sprachen einiger Einwanderergemeinschaften wurden unterdrückt.⁹ Andererseits wurden sie von der Elite gepflegt, weil die Beherrschung von Fremdsprachen zum europäischen Kulturideal dieser Elite gehörte.

Letzterer Unterschied zeigt, dass die Funktion der verschiedenen Sprachen nicht von vornherein fest liegt und sich auch im Laufe der Zeit ändern kann. Wolf Lustig (2008) analysiert beispielsweise die verschiedenen Funktionen des Guaraní in Paraguay, von der Sprache der Krieger bis hin zum Symbol der nationalen Identität. Laut Lustig diente der Einsatz von Guaraní während des Tripel-Allianz-Krieges (Paraguay gegen Argentinien, Brasilien und Uruguay, 1864-1870) und des Chaco-Krieges (Paraguay gegen Bolivien, 1932-1935) als ideologisches Symbol der Abgrenzung zu benachbarten feindlichen Nationen, während seit dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts versucht wird, den Einsatz von Guaraní neben Spanisch als wesentlichen Bestandteil der nationalen Identität zu fördern; die Diglossie-Situation bleibt aber zumindest teilweise noch bestehen. Aus der Perspektive, die wir hier zum Ziel haben, wurde die paraguayische Identität also zuerst ausschließlich von der Guaraní-Sprache definiert – man nennt Paraguay heutzutage noch „*la nación guaraní*“ – , und verwandelte sich später zu einer zweisprachigen Identität,

⁹ So sprach sich der einflussreiche argentinische Schriftsteller und Politiker Ricardo Rojas in *La Restauración Nacionalista* (1909) sehr scharf gegen die von Einwanderergruppen (Italiener, Juden, Deutschen, Anarchisten usw.) gegründeten Privatschulen aus, die in der Primarschule Fremdsprachen unterrichteten: „la Escuela privada ha sido en nuestro país uno de los factores activos de disolución nacional“ (1971 [1909]:123) („die Privatschule ist in unserem Land einer der aktiven Faktoren der nationalen Zerrüttung gewesen“).

mit Guarani als unverzichtbarem, aber nicht einzigem Bestandteil, wie es im Kontext Galiziens mit Galicisch und Spanisch geschieht. Mauro Fernández (2000: 52-53) zeigt die Existenz einer zweisprachigen Identität auf der Grundlage der sozio-linguistischen Karte Galiciens, die Ergebnis einer Umfrage im Jahre 1996 für die Stadt Vigo war, und kommt bei der Untersuchung der Identitätsfunktion, die die Einwohner der Stadt ihrer Sprache zuschreiben, zu einigen überraschenden Ergebnissen: Wie jede Bevölkerungsgruppe verfügen sie über ein Repertoire an gesellschaftlichen Identitäten, aber haben sie zwei sprachliche Identitäten oder nur eine? Und sollten es zwei sein, werden sie mit der ethnischen Identität (die Tatsache, sich als Galicier zu betrachten) oder mit nationaler Identität (sich als eine Nation zu betrachten, die ihren eigenen Staat bilden sollte) assoziiert? Die Antworten waren nicht eindeutig. Nur 15 % waren der Meinung, dass diejenigen, die das Galicische sprechen, stärker Galicisch sind, aber die Mehrheit (68 %) meinte, dass die Galicier beide Sprachen, Spanisch und Galicisch, sprechen sollten, und 80 % waren der Meinung, dass den Kindern beide Sprachen beigebracht werden sollten. 75% dachten sogar, dass die Identität und die Kultur Galiciens durch das Verschwinden der galicischen Sprache verloren gehen würden.

Natürlich muss man in jeder sprachpolitischen Situation die Wirtschaftsstruktur, in die die Minderheiten eingefügt werden, und die damit verbundene Dialektik von Integration und Bewahrung der Eigenart untersuchen. In Südamerika haben wir das Beispiel der Agrarkolonien von Einwanderern, die ihre Herkunftssprachen über mehrere Generationen hinweg bewahrt haben und es im Falle der Mennoniten weiterhin tun, während die meisten anderen Einwanderer ihre Sprache bei der Integration in die Mehrheitsgesellschaft aufgegeben haben, indem sie sich verstädtert und exogame Ehen geschlossen haben. Aber es sind gerade ökonomische und politisch-ideologische Faktoren, die die Funktionen von Sprachen und den Aufbau von Identitäten bestimmen. Während z.B. in Argentinien ein Beamter nur Spanisch zu können braucht, musste in Bolivien bis vor kurzem¹⁰ jeder Beamte Spanisch und diejenige der 36 indigenen Sprachen können, die in der Region seines Wohnortes vorherrschte, wobei Quechua und Aymara die meistverbreiteten indigenen Sprachen sind.

¹⁰ Wir schreiben „bis vor kurzem“, weil uns die Sprachenregelung seit dem erzwungenen Rücktritt des Präsidenten Evo Morales (am 10. November 2019) unklar ist.

In die zweisprachige Identität der Bolivianer geht also nicht nur die Selbsterkenntnis von Elementen bestimmter Dauerhaftigkeit ein, sondern auch die diskursive Konstruktion dieser Identität durch den Staat, die natürlich den politischen Begebenheiten unterworfen ist.

6. Überstaatliche zweisprachige Identitäten?

Zu diskutieren ist noch eine weitere Möglichkeit, die einige Politiker und Linguisten im Falle des Mercosur befürworten: Die Schaffung einer zweisprachigen Identität, die nicht eine Minderheit oder eine Region innerhalb eines Staates betrifft, sondern supranational ist und somit zum Aufbau einer neuen überstaatlichen politischen Einheit verhilft. Können Sprachen das bewirken? Kann der Unterricht von Portugiesisch in den mehrheitlich spanischsprachigen Ländern und von Spanisch in Brasilien eine Mercosur-Identität schaffen? Gemäß meiner Auffassung des Sprachfetischs¹¹ ist es zu bezweifeln, dass Sprachen allein diese Macht haben. Wir haben bereits einsprachige, zweisprachige und mehrsprachige ethnische Identitäten behandelt, Identitäten, die mit der Sprache der Vorfahren verbunden sind und andere, die sie aufgegeben haben, Identitäten, die vom Staat unterdrückt oder von ihm gefördert werden usw., und dass Sprachen daher in verschiedenen Epochen in den verschiedenen ökonomischen Gesellschaftsstrukturen unterschiedliche Funktionen erfüllen.

Die Förderung der gegenseitigen Sprachkenntnisse der Mercosur- und anderer Unionen muss auf einer anderen Ebene behandelt werden. Die gegenwärtige Weltkonjunktur scheint das Ende einer Ära des Kapitalismus zu kennzeichnen, die relativ demokratisch agierte. Die nationalen Identitäten werden durch Globalisierungsprozesse erschüttert, deren Folge Ungleichheit, Elend, eine maximale Konzentration von Reichtum und auch die weltweite Plünderung der Natur vertiefen, Situationen, gegen die der klassische Staat fast schutzlos ist.

¹¹ Als „Sprachfetisch“ bezeichne ich, in Anlehnung an den Begriff „Warenfetisch“ bei Karl Marx, das magische Denken, das den Strukturmerkmalen einer Sprache (statt ihren Gebrauchsbedingungen) die Macht zuschreibt eine Religion zu erhalten, den Zusammenhalt eines Volkes zu garantieren oder Arbeitsplätze zu beschaffen (cf. Bein, 2012: 30-32).

Hiermit wollen wir nicht die nationalen Identitäten anheben, sondern beschreiben, dass sie für den Einzelnen verschwimmen, und oft nur bei Sportweltmeisterschaften wieder in den Vordergrund treten. Was die Sprachen angeht, so erlauben die modernen elektronischen Medien immer bessere Übersetzungen und Simultanübersetzungen, so dass die Existenz einer einzigen Verwaltungssprache für eine überstaatliche Integration nicht mehr notwendig ist; sie ist auch nicht mehr innerhalb eines Staates notwendig. Dennoch werden anderssprachige Einwanderer und Flüchtlinge von ultrarechten Nationalismen abgelehnt.

Angesichts dieser negativen Evolution glauben wir, dass die Analyse der sehr unterschiedlichen Identitätsarten zum Abbau von Vorurteilen beitragen kann und dass darüber hinaus die Entwicklung von demokratisierenden Alternativen durch die Förderung und Kenntnis der Mehr- und Minderheitssprachen über die Grenzen hinweg fördert, ohne dass dabei von Identität gesprochen werden müsste, sondern vielmehr vom Zusammenschluss derer, die sich diesen Gesellschaftsentwicklungen widersetzen. Wenn auf der Grundlage dieser Praxis dann zwei- oder mehrsprachige Identitäten entstehen sollten, wäre das sicher zu begrüßen, aber nicht das automatische Ergebnis vom gegenseitigen Sprachunterricht.

Bibliografie

- Anderson, Benedict (1993), *Comunidades imaginadas*. México: Fondo de Cultura Económica [Orig. *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, 1983], spanische Übersetzung von Eduardo L. Suárez.
- Baetens Beardsmore, Hugo (1989), *Principis bàsics del bilingüisme*. Barcelona: Edicions de la Magrana.
- Bein, Roberto (2012), *La política lingüística respecto de las lenguas extranjeras en la Argentina a partir de 1993*. Dissertation, Universität Wien. http://othes.univie.ac.at/18168/1/2012-02-01_0868071.pdf [31.03.2020].
- Born, Joachim (1991), *Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit in den ladinischen Dolomitentälern. Ergebnisse einer soziolinguistischen Befragung*. Wilhelmsfeld: Gottfried Egert.
- Born, Joachim (2001), „España y Latinoamérica se han entendido siempre, incluso en español“. Problemas de identidad lingüística en la hispanofonía“. In: Dahmen, Wolfgang / Holtus, Günter / Kramer, Johannes / Metzeltin, Michael / Schweikard, Wolfgang / Winkelmann, Otto (Hrsg.), *Actas del XVII coloquio internacional celebrado entre los días 17 y 19 de mayo de 2001 en el Instituto*

- Cervantes de Viena. Lengua, historia e identidad / Sprache, Geschichte und Identität*. Tübingen: Gunter Narr.
- Born, Joachim / Ladilova, Anna (Hrsg.) (2016), *Sprachkontakte des Portugiesischen. Ausgewählte Beiträge der gleichnamigen Sektion des 10. Deutschen Lusitanistentages vom 10.-14. September 2013 in Hamburg*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Born, Joachim / Foerste, Erineu / Schütz-Foerste, Gerda Margit / Hartwig, Adriana (2016), „Questões sobre língua pomerana e interculturalidade em um contexto no Brasil“. In Born, Joachim / Ladilova, Anna (Hrsg.), *op. cit.*, 2016, 13-32.
- Bourdieu, Pierre (2011), „La ilusión bibliográfica“. In: *Acta Sociológica*, Nr. 56, 121-128. Wiedergegeben aus *Historia y fuente oral*, Nr. 2, 1989.
- Calvet, Louis-Jean (1999) *Pour une écologie des langues du monde*. París: Plon.
- Camblong, Ana María (2018 [2001]), „Habitar la frontera, un viaje perpetuo a lo paradójico“. In: Carissini da Maia, Ivone / Méndez, Silvina Cecilia: “Historia, entramados y cruces de la cultura fronteriza: efectos en los discursos”. *La Rivada*, 2018, vol. 6, N° 10.
- Fernández, Mauro (2000), „Cuando los hablantes se niegan a elegir: multilingüismo e identidad múltiple en la modernidad reflexiva“. In: *Estudios de Sociolingüística*, 1 (1), 47-58.
- Fontanella de Weinberg, María Beatriz (1992), *El Español de América*. Madrid: MAPFRE.
- Grimson, Alejandro (2004), „La experiencia argentina y sus fantasmas“. In: Grimson, Alejandro (Hrsg.), *La cultura en las crisis latinoamericanas*. Buenos Aires, CLACSO, 177-193.
- Grimson, Alejandro (2010), „Cultura, identidad: dos nociones distintas“. In: *Social Identities*, vol. 16, n° 1, 63-79.
- Kremnitz, Georg (1995), *Sprachen in Gesellschaften. Annäherung an eine dialektische Sprachwissenschaft*. Wien: Wilhelm Braumüller.
- Lefebvre, Henri (1969), *El materialismo dialéctico* [Orig. *Le matérialisme dialectique*, 1936], Buenos Aires, La Pléyade.
- Lustig, Wolf (2008), „De la lengua de guerreros al Paraguái 'ẽ: Coyunturas del guaraní paraguayo como símbolo de identidad nacional“. In: *Lengua, nación e identidad. La regulación del plurilingüismo en España y América Latina*, 387-411. URL: https://publications.iai.spk-berlin.de/receive/reposis-iai_mods_00001018 [27.12.2019].

- Müller, Katharina (2016), „Doppelkonsonanten als italienische Identitätsmarker in italo-brasilianischen Geschäftsnamen“. In: Born, Joachim / Ladilova, Anna (Hrsg.), *op. cit.*, 171-189.
- Pereira Martins, Alexandra (2016), „Narrative Identitätskonstruktionen‘ in transnationalen Räumen – Das Beispiel der Brasiguaios“. In: Born, Joachim / Ladilova, Anna (Hrsg.), *op. cit.*, 225-246.
- Rojas, Ricardo (1971 [1909]), *La restauración nacionalista*. Buenos Aires: A. Peña Lillo.
- Vygotsky, Lev (1995 [1934]), *Pensamiento y lenguaje*. Buenos Aires: La Pléyade.
- Weydt, Harald (2008), „The Semantics of Ethnic Denominations: What is the Meaning of Mexican-American, etc.?“. In: Süselbeck, Kirsten / Mühlischlegel, Ulrike / Masson, Peter (Hsg.), *Lengua, nación e identidad: la regulación del plurilingüismo en España y América Latina*. Madrid – Frankfurt a.M.: Iberoamericana – Vervuert, 89-98.

Herausforderung Mehrsprachigkeitsdidaktik

Peter Cichon

1) Erhalt und Förderung der europäischen Mehrsprachigkeit bei gleichzeitiger Gewährleistung der innereuropäischen Kommunikationsfähigkeit ist eine Grundmaxime der Sprachpolitik der EU. Ihren bekanntesten Ausdruck findet sie im Weißbuch „Lehren und Lernen. Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft“ der Kommission der Europäischen Gemeinschaften aus dem Jahre 1995, in dem postuliert wird, dass „[...] *jedem - unabhängig vom Bildungs- und Ausbildungsweg – die Möglichkeit gegeben wird, die Fähigkeit zur Kommunikation in mindestens zwei Gemeinschaftssprachen neben seiner Muttersprache zu erwerben und zu erhalten [...]*“. Interpretiert wird dies gemeinhin als Beherrschung einer paneuropäischen Verkehrssprache – aktuell vor allem des Englischen¹ – und zumindest einer weiteren Gemeinschaftssprache, was in der schulischen Umsetzung seit inzwischen 25 Jahren nahezu ausschließlich auf die dominierenden Staatssprachen abzielt. Hiervon profitieren im Besonderen die romanischen Sprachen Französisch, Spanisch und Italienisch. Das freut die RomanistInnen, gleichwohl stellt sich die Frage, ob es im Sinne einer stärker auch alltagsweltlich gelebten Mehrsprachigkeit in Ergänzung zu einer oft nur sporadisch genutzten Bildungsmehrsprachigkeit nicht sinnvoll wäre, den Pool der angebotenen Sprachen um Regionalsprachen, Nachbarsprachen und MigrantInnensprachen zu erweitern. Bisher führen diese an den öffentlichen Schulen ein Schattendasein.

„[...] *Fähigkeit zur Kommunikation in mindestens zwei Gemeinschaftssprachen [...]*“ heißt, am besten noch mehr Sprachen zu erlernen. Soll der Schulunterricht einen substantiellen Beitrag zum Erreichen dieses ambitionierten Zieles leisten, so gilt es, alle im Wahrnehmungsfeld der SchülerInnen präsenten Sprachen didaktisch

¹ Interessant zu beobachten wird sein, ob der Austritt Großbritanniens aus der EU Auswirkungen auf die amts- und arbeitssprachlichen Regelungen innerhalb der EU-Administration hat. Immerhin ist nunmehr in keinem Mitgliedsland der EU Englisch offizielle Sprache (in Irland ist es das Irische und auf Malta Maltesisch). Hiervon könnte das Französische profitieren.

in Wert zu setzen. Die Mehrsprachigkeitsdidaktik interpretiert dies vor allem als Nutzung des Transferpotentials bereits unterrichteter (Fremd-)Sprachen für den Erwerb weiterer Sprachen. Damit wird die Kompetenzausstattung der SchülerInnen zur Maßgabe für didaktische Überlegungen und Planungen. In einer entsprechend schülerzentrierten Didaktik spielen Selbststeuerung bzw. Lernautonomie² eine Schlüsselrolle. Besondere Relevanz kommt diesen Elementen in der Zweitspracherwerbsforschung (Wode, Felix u.a.) zu, der zufolge der Fremdspracherwerb, sei er gesteuert oder ungesteuert, unabhängig von externen Einflussfaktoren weitgehend gleichen Verlaufswegen folgt³, es mithin sinnvoll ist, im Fremdsprachenunterricht Lernbedingungen zu schaffen, die denen des natürlichen Spracherwerbs nahekommen. Dem hält die Sprachlehrforschung (Bausch, Königs u.a.) entgegen, dass schulischer Unterricht eine Erwerbsform *sui generis* ist, die eigenen Regularien folgt und in der die Bedingungen eines natürlichen Zweitspracherwerbs nicht herstellbar sind. Deshalb sollte sich die Fremdsprachendidaktik auf die Erforschung des gesteuerten Lernens konzentrieren und solcherart auf die Optimierung der Fremdsprachenvermittlung hinarbeiten. Einig ist sich die Forschung darüber, dass SchülerInnen fremdsprachige Lehrinhalte nicht in der Form aufnehmen, in der sie von den Lehrenden präsentiert werden, sondern in Funktion des altersabhängigen Stadiums ihrer kognitiven Entwicklung, ihrer bereits erreichten Mehrsprachigkeitskompetenz und ihres metasprachlichen Wissens. Sinnvoll und nützlich ist die Maßgabe ihrer bereits erworbenen Kompetenzen für den schulischen Fremdspracherwerb vor allem dort, wo es sich für sie wie bei den romanischen Sprachen oft bereits um die dritte oder vierte zu erlernende Sprache handelt. Diese SchülerInnen verfügen über ein schon erprobtes Wissen über eigene Stärken und Schwächen im Fremdspracherwerb, darüber, zu welchem Lernstil sie tendieren, zu einem eher analytischen oder globalen, eher reflexiven oder impulsiven, eher ambiguitätsintoleranten oder ambiguitätstoleranten (vgl. Grotjahn 2003: 328), und in welchem Maße ihnen die verschiedenen Lernkanäle, der visuelle, auditive, haptische und kinästhetische im Spracherwerb von Nutzen sind. Dabei kommt den Lehrenden die Aufgabe zu, die SchülerInnen mit Lernstrategien vertraut zu machen,

² Mit Lernautonomie gemeint sind „[...] *Lernformen, in welchen sich der Lehrer darum bemüht, die Lernenden in die Prozesse einzubeziehen, die erforderlich sind, um erfolgreich zu lernen, und ihnen mehr und mehr Verantwortung für das eigene Lernen zu übertragen*“ (Wolff 2003: 321).

³ Siehe hierzu auch Roche 2003: 77.

seien es kognitive (z.B. Inferenzstrategien) oder metakognitive (wie die Planung und Wirkungskontrolle des eigenen Sprechens in Bezug auf formale Richtigkeit und pragmatische Angemessenheit), die ihrem jeweiligen Lernstil und den präferierten Lernkanälen am dienlichsten sind (vgl. Tönshoff 2003: 332).

Im Weiteren möchte ich auf drei zentrale Gegenstandsbereiche von Mehrsprachigkeitsdidaktik eingehen: zunächst auf die bereits angesprochene Transferenz, dann auf die Förderung individueller Mehrsprachigkeit und zu dritten auf die Vermittlung interkultureller Kompetenz.

2) Mit Blick auf die uns hier besonders interessierenden romanischen Sprachen bezeichnet Transferenz die verstärkte Sichtbarmachung und unterrichtliche Nutzung des umfangreichen Transferpotentials, das zwischen den romanischen Sprachen vor allem für den Wortschatz- und Grammatikerwerb existiert, dabei mit dem Französischen als häufig ersterworbener romanischer Fremdsprache in einer Schlüsselstellung.

Das Thema Transferenz hat in der Fremdsprachendidaktik lange Zeit mit dem Vorurteil zu kämpfen, dem negativen Transfer bzw. der Interferenz⁴ Vorschub zu leisten und dem es mit einer relativ strikten Einsprachigkeit (Stichwort: Direkte Methode) zu begegnen gelte (vgl. Reinfried 1998: 25). Lernpsychologische Maßgabe für die allmähliche Öffnung hin zu einer Fremdsprachendidaktik, die auch Erkenntnisse der kontrastiven Linguistik stärker berücksichtigt, sind Forschungen wie die zur sog. Kontrastivhypothese, das Schichtungsmodell der Sprache von Hans Glinz⁵ oder das Konzept der Psychotopologie, derzufolge weniger die objektive strukturelle Nähe oder Distanz zwischen Sprachen für das Maß an erfolgtem Transfer und Interferenz verantwortlich ist, sondern die Art ihrer Wahrnehmung durch die SprecherInnen⁶. Ihnen zugrunde liegt die Annahme, dass vorerworbene Sprachen, seien es Muttersprache(n) oder andere bereits erlernte schulische Fremdsprachen, für die neu zu erlernende Fremdsprache wie eine Art Matrix bzw. Filter funktionieren, die vor allem im Frühstadium des Fremdspracherwerbs diesen stark konditionieren – und durch Rückkoppelungen ihrerseits Beeinflussungen erfahren.

⁴ Interferenz ist die „Verletzung der Norm eines Sprachsystems durch ein anderes Sprachsystem“ (Lewandowski 1990: 477).

⁵ Siehe Glinz 1989.

⁶ Siehe Roche/Terrasi-Haufe 2018: 177.

Daraus lässt sich die Maxime ableiten, dass wenn vorerworbene Sprachen im Prozess des Fremdsprachenerwerbs unterschwellig stets präsent sind, dies didaktisch und methodisch gezielt eingesetzt werden sollte. Umgesetzt wird dies z.B. von Wolfgang Butzkamm (1978, 2002) mit dem Modell der „muttersprachlichen Spiegelung“ fremdsprachlicher Elemente.⁷

Für den interromanischen Transfer bietet sich zunächst und vor allem der Wortschatz an. Eine besonders ertragreiche Transferbasis stellt dabei der lateinischbasierte Wortschatz dar, auf den sich z.B. Til Stegmann und Horst Klein (2000) in ihrem *EuroComRom*-Konzept der Vermittlung von Textverstehenskompetenz in verschiedenen romanischen Sprachen auf Basis nur einer beherrschten Referenzsprache stützen. Förderlich für einen gelingenden Transfer ist dabei etymologische Kompetenz bzw. Kenntnis des gemeinsamen lateinischen Etymons der Wörter.⁸ Die relativ große Ähnlichkeit unter den romanischen Sprachen führt natürlicherweise zu umfangreichem lexikalischem Transfer, doch gilt es die SchülerInnen darauf aufmerksam zu machen, dass Wörter mit gleichem Schrift- und Lautbild in zwei verschiedenen Sprachen auch bei gleichem lateinischen Ursprungswort durchaus unterschiedliche Bedeutung haben können (Stichwort „falsche Freunde“).

Ebenso nützlich sind die romanischen Sprachen füreinander als Transferbasen im Bereich der Grammatik, etwa in der Vermittlung von Modus und Tempus. Dies gilt im Bereich des Modus z.B. für die relativ große inhaltliche Nähe zwischen dem Grundwert des französischen subjunctif und des spanischen subjuntivo⁹. Und im Bereich des Tempus gilt dies z.B. für den Verbalaspekt, der deutschsprachigen SchülerInnen einige Mühe bereitet, weil es die grammatikalisierte Perfekt-Imperfekt-Unterscheidung im Deutschen nicht gibt, wohl aber in allen romanischen Sprachen. Entsprechend bietet es sich an, die SchülerInnen gezielt auf die Analogie zwischen dem Verbalaspekt im Französischen als wie bereits erwähnt häufig erst-erworbener romanischer Fremdsprache beim anschließenden Erwerb des Spanischen und Italienischen hinzuweisen. Und nicht nur alle romanischen Sprachen inklusive des Lateins, sondern auch das Englische als übliche Einstiegsfremdspra-

⁷ Eine solche „muttersprachliche Spiegelung“ fremdsprachiger Elemente findet sich z.B. in den bekannten Kauderwelsch-Sprachführern.

⁸ Siehe dazu Meißner 1998: 226f.

⁹ Siehe dazu Schifko 1967.

che verfügt über „[...] eine vollständig grammatikalisierte und obligatorische aspektuelle Opposition [...]“ (Eibensteiner 2019: 36), und zwar in Form der Unterscheidung zwischen dem imperfektivischen *past progressive* (My brother was talking to our father.) und dem perfektivischen *simple past* (My brother talked to our father.) und bietet sich damit als Transferbasis für den Erwerb des romanischen Verbalaspekts an. Jedoch ist dies, wie der Autor in seiner Feldstudie mit Blick auf den Spanischunterricht feststellt, den SchülerInnen kaum bewusst, weil, wie sie sagen, Sprachvergleiche in ihrem Unterricht nicht stattfinden (vgl. Eibensteiner 2019: 307ff). Ein zusätzliches Problem stellt die bei vielen SchülerInnen oft längerfristig oder auch dauerhaft unvollständig bleibende Beherrschung der zielsprachlichen Grammatik dar. Das relativiert natürlich die Leistung des interromanischen Transfers und macht es didaktisch umso wichtiger, ihnen gleichermaßen erklärungsstarke wie einprägsame Erklärungen bzw. Definitionen für die Aneignung grammatischer Schlüsselemente an die Hand zu geben. Mit Blick auf die Perfekt-Imperfekt-Unterscheidung in den romanischen Sprachen arbeiten Lernergrammatiken vorrangig mit binären temporalen Begriffspaaren bzw. dem Inzidenzschema.¹⁰ Diese haben einen zwar weiten, aber nicht umfassenden Erklärungsradius. Dies zeigt sich z.B. an dem französischen und spanischen Satzpaar *Pierre devait venir.* vs. *Pierre dut venir.* respektive *Pedro tenía que venir.* vs. *Pedro tuvo que venir.* Der Unterschied zwischen den beiden Sätzen liegt darin, dass durch die Verwendung des Imperfekts im jeweils ersten Satz offen bleibt, ob Pierre bzw. Pedro wirklich gekommen ist, durch die Verwendung des *passé simple* bzw. *pretérito indefinido* hingegen Handlungsvollzug bzw. Erfüllung zum Ausdruck gebracht wird.¹¹ Hier gelangt eine tempusorientierte Erklärung an ihre Grenzen und als erklärungsstarke Alternative bietet sich z.B. die von Oswald Ducrot

¹⁰ So verwenden z.B. im Bereich der Französischgrammatiken Klein/Kleineidam (1991) die Begrifflichkeiten relational mit *Handlungskette/Vordergrund* vs. *Begleitumstände/Hintergrund*, Dethloff/Wagner (2002) die Oppositionspaare *abgeschlossen/nicht abgeschlossen*, *Begrenzung/Nichtbegrenzung* und in Bezug auf die Aktionsart *iterativ* vs. *duativ* bzw. *sich wiederholend* vs. *noch andauernd*, und Confais (²1980) das Begriffspaar *abgeschlossen/nicht abgeschlossen*; unter den Spanischgrammatiken arbeiten z.B. Reumuth/Winkelman (²1993) mit dem Begriffspaar *abgeschlossen/nicht abgeschlossen* und Halm (⁴1990) mit *Erfassung von Beginn und Ende einer Handlung in der Vergangenheit* vs. *Zustand oder Handlung, die bereits andauerte, als eine neue Handlung einsetzte*.

¹¹ Das Französischbeispiel ist dem Aufsatz von Peter Blumenthal 1976 entnommen.

und Tzvetan Todorov (1972) vorgeschlagene, inhaltlich weiter gefasste Begriffsoption *essence* für Imperfektives und *accidence* für Perfektives an.

3) Während vernetztes Sprachlernen zwischen den verschiedenen in der Schule unterrichteten Sprachen ein zentrales Anliegen der Mehrsprachigkeitsdidaktik ist, ist es der Erhalt und die Förderung lebensweltlicher, familiär erworbener und von vielen SchülerInnen bereits in den Unterricht mitgebrachter Mehrsprachigkeit bisher weit weniger. Das sollte sich ändern. Angesichts der verbreiteten Mehrsprachigkeit der heutigen Schülerschaft – in Wien, um ein Beispiel zu geben, ist der Ausländeranteil an der Bevölkerung von 20,5% in 2010 auf 30,8% in 2020 gestiegen¹² – ist eine Öffnung der Schule gegenüber ihrem plurilingualen und plurikulturellen Umfeld ein Gebot curricularer Vernunft und letztlich die schlichte Anerkennung der gesellschaftlichen Realität (vgl. Busch 2013: 182).

Mehrsprachigkeitsdidaktik heißt hier, beginnend mit der Primarschulerziehung, schulische Inwertsetzung individueller Mehrsprachigkeit. Dazu gehört zunächst und vor allem eine von der Schule deutlich zum Ausdruck gebrachte Wertschätzung vorerworbener Mehrsprachigkeitskompetenz und die Ermutigung der SchülerInnen zu deren Erhalt und Ausbau. Für den Erhalt zentral wichtig ist dabei ein stabiles sprachliches Selbstbewusstsein, gestützt auf die Gewissheit, dass jede Form der Mehrsprachigkeit eine kulturelle Bereicherung darstellt und alles Recht hat, sich gegen das verbreitete Einsprachigkeitsdenken und die damit verbundene Forderung nach sprachlicher Assimilierung an die dominierende Staatssprache zu behaupten. Und mit Ausbau ist die Aneignung von Mehrsprachigkeitskompetenz in allen vier sprachlichen Grundfertigkeiten gemeint, mit Blick auf die MigrantInnensprachen auch in den oft weniger entwickelten schriftsprachlichen. Stimulierend kann hier der Hinweis wirken, dass bei solcherart breit angelegter Kompetenz individuelle Mehrsprachigkeit nicht nur sozial, sondern auch beruflich kapitalisierbar ist. Mehrsprachigkeit ihrer Mitarbeiter ist neben fachlicher Qualifikation eine von vielen Arbeitgebern gern gesehene Zusatzqualifikation, die dort, wo sie für ein Unternehmen einen Mehrwert darstellt, durchaus einstellungs- und einkommensrelevant werden kann. Dies gilt in Österreich mit Blick auf das sog. Ethnobanking z.B. für Bankangestellte mit verhandlungssicherer Beherrschung der stark verbreiteten MigrantInnensprachen (vgl. Cichon/Cichon 2017).

¹² Siehe Statistik Austria, http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschenund_gesellschaft/bevoelkerung/index.html

Erhalt und Ausbau individueller Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit kommen auch dem schulischen Fremdspracherwerb zugute. So ist sich die Wissenschaft heute weitgehend darüber einig, dass bilinguale Kinder und Jugendliche im Vergleich zu monolingualen kognitiv oft beweglicher sind, ein größeres pragmalinguistisches Know-how haben, über ein ausgeprägteres metalinguistisches Bewusstsein verfügen und im Besitz eines größeren Fundus an praktischen Erfahrungen im Spracherwerb sind. Sie wissen oft recht genau um die ihnen adäquaten Sprachlernstrategien, was sie im schulischen Fremdspracherwerb oft autonomer, kreativer und effizienter als andere agieren lässt.

Motivierend und zugleich erwerbsfördernd kann hier auch der Sprachvergleich zwischen den verschiedenen von den SchülerInnen beherrschten Sprachen und der zu erlernenden Fremdsprache wirken. Ich habe kürzlich eine Diplomarbeit betreut, in der die Kandidatin das frz. Lehnwort im Türkischen untersucht hat.¹³ Dazu hat sie alle 743 in dem Französischlehrwerk „On y va!“ der Stufe A1 vorkommenden Substantive zusammengestellt und ist zu dem bemerkenswerten Ergebnis gelangt, dass ein rundes Drittel von ihnen als Lehnwort im Türkischen existiert, mit entsprechenden graphischen, lautlichen und z.T. auch semantischen Modifizierungen, so etwa bei dem frz. Wort *alliance*, das im Türkischen zu *alyans* wird und den Verlobungs- bzw. Ehering bezeichnet, oder das frz. Partizip *habillé*, das zu *abiye* wird und nominal die Kleidung bezeichnet. Solche Formen des Sprachvergleichs können den Wortschatzaufbau in der schulischen Fremdsprache befördern, doch sollten die SchülerInnen wie bereits erwähnt darauf hingewiesen werden, dass Entlehnungen nicht immer eins zu eins aus der anderen Sprache übernommen werden.

4) Neben der Stärkung interlingualer Kompetenz zählt die Förderung interkultureller Kompetenz der SchülerInnen zu den Hauptaufgaben der Mehrsprachigkeitsdidaktik. Es ist unbestritten, „[...] dass der kompetente Zugang zu einer fremden Kultur nicht ohne sprachliche Kenntnisse und der kompetente Erwerb einer fremden Sprache nicht ohne einen kompetenten Zugang zu der dazugehörenden fremden Kultur erfolgen kann.“ (Roche 2013: 202). Interlinguale und interkulturelle Kompetenz bilden eine Einheit, die sich auf formalsprachliche, pragmatische und kulturelle Trägerelemente stützt und bei der interlinguale Kompetenz vor allem auf

¹³ Rupnig 2019.

den Bereich der Kommunikation, interkulturelle Kompetenz auf Einstellungen und Werthaltungen abzielt.

Obwohl der Begriff der interkulturellen Kompetenz heute in aller Munde ist, gibt es bisher keine konsensuelle Definition und ist eine solche wohl auch kaum zu erwarten. Das hat damit zu tun, dass die verschiedenen an der Diskussion über Gegenstand, Sinn und Zweck interkultureller Kompetenz beteiligten Wissenschaftsdisziplinen z.T. recht unterschiedliche Zugänge und Akzentsetzungen haben. Dazu gehören Fragen wie: Was soll interkulturelle Kompetenz leisten? Wie ist sie zu dimensionieren, eher kulturgruppenspezifisch oder eher universell? Unterliegt eine auf das Gelingen von Interaktion fokussierte interkulturelle Kompetenz nicht einem Effizienz-Denken, das die Gefahr ihrer Instrumentalisierung zur Durchsetzung eigener Interessen in sich birgt? Wie sind ihre Anwendungsfelder abzustecken, eher inter-national oder infra-national? Und vor allem: Wie ist das Konzept „Kultur“ inhaltlich definiert? (s. hierzu Rathje 2006)

Ungeachtet der Breite der Diskussion gibt es gleichwohl weitgehenden Konsens über den Mindestbestand dessen, was interkulturelle Kompetenz ausmacht. Dazu gehört, dass sie eine zugleich kognitive, affektive und konative Komponente hat, dass sie auf einen verstehenden, einfühlsamen und toleranten Umgang mit sprachlich-kultureller Alterität abzielt, und dass ihr, wie es Laurenz Volkmann (2002: 25f) formuliert, die Erkenntnis zugrunde liegt, dass man, egal auf welcher Betrachtungsebene, von Kultur stets im Plural sprechen sollte, also von Kulturen statt von Kultur, und dass alle sich einheitlich gebenden Kulturkonzepte, u.a. nationale, Konstrukte sind, die hinterfragbar sind.

Bisweilen wird interkulturelle Kompetenz als Etappenziel auf dem Weg hin zu transkultureller Kompetenz definiert und zwar in dem Sinne, dass, gestützt auf Elemente wie Empathie, Toleranz und Offenheit gegenüber Angehörigen anderer Kulturen ein interkultureller Dialog auf Augenhöhe entsteht, bei dem es zur Übernahme von Elementen der Kultur des Anderen in die eigene Kultur sowie zur Ausbildung einer Schnittmenge an gemeinsamen, durch die Begegnung generierten Kulturelementen kommt, dabei gleichwohl die Spezifik der je eigenen Kultur erhalten bleibt.

Angesichts ihrer sozialen Relevanz sollte die Vermittlung von interkultureller Kompetenz nicht alleinige Aufgabe des Fremdsprachenunterrichts sein, sondern eine, der sich auch andere Unterrichtsfächer wie Deutsch, Sozialkunde, Geschichte und Geographie widmen. Auf sich gestellt ist der Fremdsprachenunterricht, zumal sein curricularer Schwerpunkt im formalsprachlichen Bereich liegt, mit dieser Aufgabe wohl überfordert.

Ein wichtiger Anstoß zur Sensibilisierung der SchülerInnen für Interlingualität und Interkulturalität kann von der authentischen Begegnung mit praktizierter Mehrsprachigkeit in ihrem eigenen Lebensumfeld ausgehen, z.B. durch die Betrachtung schriftsprachlicher Präsenz verschiedener Sprachen im öffentlichen Raum, mit der sich besonders die Forschungsrichtung der Linguistic landscape beschäftigt. Solcherart können SchülerInnen Mehrsprachigkeit als gelebte soziale Praxis erfahren. Zugleich können sie in der häufig hierarchisch gestaffelten Verteilung der Sprachen die in jedem Sprachkontakt deutlich werdende Machtdimension von Sprachen erkennen, auf die Landry und Bourhis, die Begründer der Linguistic landscape-Forschung hinweisen: „[...] *the linguistic landscape may serve important informational and symbolic functions as a marker of the relative power and status of the linguistic communities inhabiting the territory* [...]“ (Landry/Bourhis 1997: 23).

Sprachenlandschaften als Anschauungsmaterial für die Erfahrung von sozialer Mehrsprachigkeit als gesellschaftliche Normalität können darüber hinaus wichtige Impulsgeber für die Wertschätzung von Interlingualität und Interkulturalität sein. Und die sich im Sprachkontakt zeigende Machtdimension von Sprachen kann zur Reflexion und Diskussion darüber anregen, was es für ein gedeihliches Neben- und Miteinander verschiedener Sprach- und Kulturgemeinschaften braucht, bzw. was es andersherum für Folgen hat, wenn die staatliche Autorität die mehrsprachige gesellschaftliche Realität sprachpolitisch ignoriert. Auch hierfür gibt es reichlich Anschauungsmaterial.

Ein Beispiel für die Ignorierung gegebener sozialer Mehrsprachigkeit durch die öffentliche Hand und deren Folgen liefert die staatliche Sprachenpolitik in den beiden spanischen Enklaven Ceuta und Melilla an der nordafrikanischen Mittelmeerküste. In ihnen werden die altansässigen Sprachen, Arabisch in Ceuta und die Berbersprache Tamazight in Melilla, aus dem öffentlichen Leben, der Verwaltung und den Schulen strikt ausgegrenzt. So findet selbst in rein arabophonen bzw. berberophonen Stadtvierteln der Schulunterricht ausschließlich in Spanisch statt, was zu erheblichen Einbußen im Bildungsertrag führt. Zahlreiche SchülerInnen, anteilig die meisten in ganz Spanien, verlassen die Pflichtschule vorzeitig ohne Abschluss und riskieren damit, in sozial prekäre Verhältnisse abzurutschen.¹⁴

¹⁴ Siehe hierzu Sánchez Fernández 2010 und 2013.

Das Bild eines weitgehend gedeihlichen Zusammenlebens verschiedensprachiger Gemeinschaften bietet demgegenüber z.B. die Stadt Biel/Bienne im schweizerischen Kanton Bern.¹⁵ In ihr herrscht Kooffizialität zwischen Deutsch und Französisch und die öffentliche Verwaltung, soziale Einrichtungen, Banken, Versicherungen und andere Dienstleister ebenso wie Wirtschaft und Handel funktionieren zweisprachig. In anderen Bereichen wie Schule und Vereinswesen haben sich hingegen sprachlich parallel verlaufende Infrastrukturen ausgebildet, und auch im Privatbereich herrschen mehrheitlich getrennte Sprachpraxen, wobei Deutsch- ebenso wie Welschbieler diese partielle Rückzugsmöglichkeit auf die eigensprachliche Community als Bedingungen für das friedliche Zusammenleben der beiden Sprachgruppen in der Stadt benennen.

Durch die analytische Beschäftigung mit verschiedenen Formen des Umgangs mit sozialer Mehrsprachigkeit in der eigenen und in anderen Gesellschaften können die SchülerInnen erkennen und verinnerlichen, dass das wechselseitige Verstehen und Eingehen auf die sprachlich-kulturellen Befindlichkeiten des Anderen und die Gewährleistung von ausreichend Raum für dessen Selbstentfaltung Voraussetzung dafür ist, dass es nicht nur ein Neben-, sondern auch ein Miteinander der Kulturen gibt.

Bibliographie:

- Bausch, Karl-Richard / Königs, Frank Gerhard (1983), „Lernt oder erwirbt man Fremdsprachen im Unterricht? Zum Verhältnis von Sprachlehrforschung und Zweitspracherwerbsforschung“. In: *Die Neueren Sprachen*, Nr. 4, 308-336.
- Bausch, Karl Richard / Christ, Herbert / Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2003), *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, Tübingen, Basel: Francke.
- Blumenthal, Peter (1976), „Imperfekt und Perfekt der französischen Modalverben“. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur*, Bd. 86, H.1, 26-39.
- Busch, Brigitta (2013), *Mehrsprachigkeit*. Wien: Facultas.
- Butzkamm, Wolfgang (1978), *Aufgeklärte Einsprachigkeit: Zur Entdogmatisierung der Methode im Fremdsprachenunterricht*. Heidelberg: Quelle & Meyer.

¹⁵ Siehe hierzu Cichon 1998: 182ff.

- Butzkamm, Wolfgang (²2002), *Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts: Von der Muttersprache zur Fremdsprache*. Tübingen, Basel: Francke.
- Cichon, Peter (1998), *Sprachbewusstsein und Sprachhandeln. Romands im Umgang mit Deutschschweizern*. Wien: Braumüller.
- Cichon, Ludmila / Cichon, Peter (2017), „Möglichkeiten beruflicher Wertschöpfung migrationsbedingter Mehrsprachigkeit: eine empirische Studie über ZuwanderInnen aus Mittelost- und Südosteuropa in Österreich“. In: Ambrosch-Barua, Tina u.a. (Hrsg.), *Mehrsprachigkeit und Ökonomie*. Münster: readbox publishing, 43-55.
- Confais, Jean-Paul (²1980), *Grammaire explicative*. Ismaning: Hueber.
- Dethloff, Uwe / Wagner, Horst (2002), *Die französische Grammatik*. Tübingen u. Basel: Francke.
- Ducrot, Oswald / Todorov, Tzvetan (Hrsg.) (1972), *Dictionnaire encyclopédique des sciences du langage*. Paris: Seuil.
- Eibensteiner, Lukas (2019), *Transfer im schulischen Drittspracherwerb des Spanischen*. Mannheim: Diss. Universität Mannheim.
- Felix, Sascha Walter / Hahn, Angela (1985), „Fremdsprachenunterricht und Spracherwerbsforschung. Eine Antwort an Karl-Richard Bausch und Frank Königs“. In: *Die Neueren Sprachen*, Nr. 2, 191-206.
- Glinz, Hans (1989), „Die Stellung und Funktion von Sprachen im schulischen und nicht-schulischen Fremdsprachenerwerb“. In: Bausch, Karl Richard u.a. (Hrsg.), *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, 1. Auflage, Tübingen, Basel: Francke, 61-65.
- Grotjahn, Rüdiger (2003), „Lernstile/Lerntypen“. In: Bausch u.a. (Hrsg.), 326-31.
- Halm, Wolfgang (⁴1990), *Moderne spanische Kurzgrammatik*. München: Hueber.
- Klein, Hans-Wilhelm / Kleineidam, Hartmut (1991), *Grammatik der französischen Sprache*. Stuttgart: Klett.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften (1995), *Lehren und Lernen. Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft, Weißbuch*. https://europa.eu/documents/comm/white_papers/pdf/com95_590_de.pdf
- Landry, Rodrigue / Bourhis, Richard (1997), „Linguistic Landscape and Etnolinguistic Vitality. An Empirical Study“. In: *Journal of Language and Social Psychology*, 16(1), 23-49.
- Lewandowski, Theodor (⁵1990), *Linguistisches Wörterbuch 2*. Heidelberg, Wiesbaden: Quelle&Meyer.

- Meißner, Franz-Josef (1998), „Gymnasiasten der Sekundarstufe I lernen den interlingualen Transfer“. In: Meißner / Reinfried (Hrsg.), 217-37.
- Meißner, Franz-Josef / Reinfried, Marcus (Hrsg.) (1998), *Mehrsprachigkeitsdidaktik. Konzepte, Analysen, Lehrerfahrungen mit romanischen Fremdsprachen*. Tübingen: Narr.
- Mißler, Bettina (2000), „Previous experiences of foreign language learning and its contribution to the development of learning strategies“. In: Dentler, Sigrid / Hufeisen, Britta / Lindemann, Beate (Hrsg.), *Tertiär- und Drittsprachen. Projekte und empirische Untersuchungen*. Tübingen: Stauffenberg, 7-21.
- Rathje, Stefanie (2006), „Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts“. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 11:3, 1-21.
- Reinfried, Marcus (1998), „Transfer beim Erwerb einer weiteren romanischen Sprache“. In: Meißner / Reinfried (Hrsg.) 23-43.
- Reumuth, Wolfgang / Winkelmann, Otto (²1993), *Praktische Grammatik der spanischen Sprach*. Wilhelmsfeld: Egert.
- Roche, Jörg (2013), *Mehrsprachigkeitstheorie. Erwerb – Kognition – Transkulturalität – Ökologie*. Tübingen: Narr.
- Roche, Jörg / Terrasi- Haufe, Elisabeth (Hrsg.) (2018), *Mehrsprachigkeit und Sprachenerwerb*. Tübingen: Narr.
- Rupnig, Corinna (2019), *Von ‚haut-parleur‘ zu ‚hoparlör‘ und zurück: sprachlicher Transfer und Wortschatzlernen im Französischunterricht*, Diplomarbeit. Wien: Universität Wien.
- Sánchez Fernández, Sebastián et al. (2010), *El abandono escolar temprano en las ciudades de Ceuta y Melilla*. Madrid: Ministerio de Educación / Granada: Universidad de Granada.
- Sánchez Fernández, Sebastián (Hrsg.), (2013), *¿Por qué dejé de estudiar? El abandono escolar temprano en Ceuta y Melilla*. Granada: Universidad de Granada.
- Schifko, Peter (1967), *Subjonctif und Subjuntivo. Zum Gebrauch des Konjunktivs im Französischen und Spanischen*. Wien: Braumüller.
- Statistik Austria, http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/index.html [27.09.2020]
- Stegmann, Tilbert / Klein, Horst (²2000), *EuroComRom – die sieben Siebe: romanische Sprachen sofort lesen können*. Aachen: Shaker.
- Tönshoff, Wolfgang (2003), „Lernstrategien“. In: Bausch u.a. (Hrsg.), 331-35.

- Volkman, Laurenz u.a. (Hrsg.) (2002), *Interkulturelle Kompetenz*. Tübingen: Narr.
- Wode, Henning (1985a), „Die Revolution frißt ihre Eltern. Eine Erwiderung auf Bausch/Königs „Lernt oder erwirbt man Fremdsprachen im Unterricht? Zum Verhältnis von Sprachlehrforschung und Zweitspracherwerbsforschung.““. In: *Die Neueren Sprachen*, Nr. 2, 206-218.
- Wode, Henning (1985b), „Zweitspracherwerbsforschung im Rückblick“. In: Eppeneder, Ralf (Hrsg.), *Lernersprachen. Thesen zum Erwerb einer Fremdsprache*. München: Goethe-Institut, 7-66.
- Wolff, Dieter (2003), „Lernautonomie und selbst gesteuertes fremdsprachliches Lernen: Überblick“. In: Bausch u.a. (Hrsg.), 321-26.

Rumänische „Dialekte“ auf dem Balkan?

Wolfgang Dahmen & Johannes Kramer

1. Einleitung

In nahezu jedem Handbuch in die Romanistik wird das Rumänische so aufgeteilt, wie es Carlo Tagliavini in seiner klassischen *Einführung* umschrieben hat (²1998, 282–287):

Das *Rumänische* gliedert sich in vier Hauptdialekte:

1. Das *Dakorumänische* (*dacoromân*), das im heutigen Staatsgebiet Rumäniens gesprochen wird, innerhalb der «GUS» in Bessarabien und einem Teil der Bukowina, Gebieten, die während des zweiten Weltkriegs oder danach annektiert wurden. [...]
2. Das *Mazedorumänische* oder *Aromunische* (*aromân*), welches von den Aromunen (Vlachen, Kutzowalachen, Zinzaren) gesprochen wird, die fast über die ganze Balkanhalbinsel verstreut sind. [...]
3. Das *Meglenorumänische* oder *Meglenitische* (*meglenoromân*, ein Name, der allerdings bei den Meglenoromänen selbst – die sich *Vlahi* nennen – unbekannt ist). Es wird von einigen tausend Personen in einem Gebiet nordöstlich¹ von Saloniki gesprochen. [...]
4. Das *Istrorumänische* (*istroromân*), gesprochen noch von ungefähr 1500 Personen, die aber alle zweisprachig sind, in einem sehr kleinen Gebiet beim Monte Maggiore (Učka), nicht weit von Fiume (Rijeka), das von 1918 bis 1945 zu Italien gehörte.

In der neuen englischsprachigen Einführung in die *Romance Languages* schreibt Martin Maiden (2016, 91):

¹ Auch in der zweiten Auflage der deutschen Übersetzung des Handbuchs von Tagliavini liegt wie schon in der ersten Auflage von 1973 hier ein Fehler vor, der allerdings nicht dem Übersetzer, sondern dem Autor anzulasten ist, da im italienischen Original von „parlato [...] in una zona a NE di Salonicco“ die Rede ist. Tatsächlich liegt das Meglengebiet, in dem das „Meglenorumänische“ gesprochen wird, aber nicht nordöstlich, sondern nordwestlich von Saloniki.

Romanian (and other, closely related, ‘Daco-Romanian’ varieties), Aromanian (also called ‘Macedo-Romanian’), Istro-Romanian, and Megleno-Romanian jointly constitute the four subdivisions of the ‘Daco-Romance’ branch of the Romance languages.

Er fügt aber vorsichtigerweise hinzu:

Although they share a common ancestor, their early history (including the location and extent of the territory where ‘Daco-Romance’ originated [...]) and the historical links between them, remain obscure. Aromanian and Romanian probably became separate before the eleventh century, Istro-Romanian and Romanian not before the thirteenth; the affiliation of Megleno-Romanian is debated.

Das, was Carlo Tagliavini als „Hauptdialekte“ des Rumänischen bezeichnet hat, hat nach Martin Maiden im hohen Mittelalter einen Trennungsprozess erlebt. Was die Scheidung zwischen Rumänisch und Aromunisch betrifft, geschah sie „before the eleventh century“; danach gab es nur noch gelegentliche zufällige Kontakte zwischen beiden Sprachformen, aber keinen dauerhaften Sprachkontakt.

Die Frage, die sich hier jedem sprachwissenschaftlichen Beobachter stellen muss, ist einfach zu formulieren: Sind das Aromunische² und das (Dako-)Rumänische Dialekte einer einzigen Sprache, obwohl sie seit mindestens einem Jahrtausend keine direkten Berührungen mehr haben, andere geschichtliche Entwicklungen erlebten und gegenseitig ohne Übung nicht verständlich sind? Und selbst wenn man diese Frage positiv beantworten sollte, ergibt sich eine neue Frage: Sprach man um das Jahr 1000 schon Rumänisch oder nur eine Vorstufe dieser Sprache, ob man diese nun als spätes Balkanlatein oder als Balkanromanisch oder als Proto-Rumänisch bezeichnen will?

Das Grundlagenwerk zur Definition von Sprachen und Dialekten ist und bleibt die Arbeit von Heinz Kloss (²1978), die in vielen Studien zu Minderheitensprachen

² Das Aromunische soll dabei aus pragmatischen Gründen stellvertretend für die beiden anderen süddanubischen Varietäten, das so genannte Meglenorumänische und Istrorumänische, stehen, da es heute die meisten Sprecher dieser drei Idiome hat (seriöse Schätzungen gehen von etwa 300.000 Aromunisch-Sprechern aus). Außerdem hat es für das Aromunische verschiedene Versuche gegeben, eine Kodifizierung und Normierung zu erzielen, um es als Literatursprache zu etablieren, und – *last but not least* – ist es die Varietät, die sich als erste von einer – wie auch immer im Detail aussehenden – balkanromanischen Einheit entfernt hat, was man nicht zuletzt daran erkennt, dass es die geringste Beeinflussung durch frühe Slavismen erfahren hat.

von Joachim Born, dem diese Zeilen gewidmet sind, eine Rolle spielt. Die Grundidee von Heinz Kloss besteht darin, dass es soziolinguistisch ein Nebeneinander von *Abstandssprachen* und *Ausbausprachen* gibt. Erstere sind Sprachen, die „so verschieden sind, daß sie auch dann als Sprache bezeichnet werden würden, wenn es in ihnen keine einzige gedruckte Zeile gäbe“ (Kloss ²1978, 24); hierzu werden aus dem Bereich der Romania etwa Okzitanisch und Sardisch gezählt. Ausbausprachen wiederum sind solche Idiome, mit denen man alle Facetten ausdrücken kann, die dem sprachlichen Bereich zuzuordnen sind. Sie werden von Kloss definiert als „Sprachen, die als solche gelten aufgrund ihres Ausbaus, ihres «Ausgebautseins» zu Werkzeugen für qualifizierte Anwendungszwecke und -bereiche“ (Kloss ²1978, 25). Die Ausbausprachen waren zuvor oft Dialekte von Abstandssprachen, die durch Sprachplanung und Sprachpflege einen Ausbau erfuhren und somit den Status als Dialekte verloren, weil sie „das Ausdrucksmittel einer vielseitigen, besonders auch eine beträchtliche Menge von Sachprosa umfassenden Literatur“ (Kloss ²1978, 25) wurden. Eine Übersicht über germanische Ausbausprachen ermöglicht eine Vorstellung davon, was Heinz Kloss unter „Sprachen und Dialekte mit hochdeutscher Lautstufe“ (²1978, 90), unter den Fortsetzungen „anderer festlandwestgermanische[r] Sprachen und Dialekte“ (²1978, 146), unter „skandinavischen Sprachen und Dialekte“ (²1978, 207), unter „Englisch und nächste[n] Verwandten“ (²1978, 253) und unter „angelkreolische[n] Sprachen“ (²1978, 269) versteht.

Diese Liste ist natürlich schon vor mehr als einem halben Jahrhundert zusammengestellt worden und kann die enormen Fortschritte beispielsweise in der Kreolistik nicht wiedergeben, aber das ist hier auch nicht die Absicht: Es geht vielmehr um die Definition eines Sonderfalles, nämlich den der *dachlosen Außenmundarten*. Das sind Dialekte, „deren Sprecher in ihren Volksschulen nicht die ihrem Dialekt linguistisch zugeordnete, gleichzeitig aber in einem anderen Lande, dem «Kernland» der Sprachgemeinschaft, als Amts- und Schulsprache verwendete Hochsprache zu erlernen Gelegenheit haben, so daß diese Mundarten gleichsam ohne das schützende Dach dieser Hochsprache bleiben und somit den Einwirkungen einer unverwandten Hochsprache stärker ausgesetzt sind als ihre «überdachten» Schwestermundarten“ (Kloss ²1978, 60). Genannt werden einige Beispiele, aus dem Bereich der Romania etwa das Korsische im Vergleich zum Italienischen, das (Malmedyer) Wallonische im Vergleich zum Französischen oder das Aromunische im Vergleich zum Rumänischen. Die Auskünfte von Heinz Kloss sind ziemlich allgemein und beziehen sich nur auf Sprachausbauprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts: Zum Aromunischen heißt es, dass „seit der 2. Hälfte des 19. Jh. großer

Aufschwung von Schrifttum und Schule“ zu vermelden sei, „bis auf die Balkankriege (1913) ein schroffer Rückgang, auf den 2. Weltkrieg die Auslöschung aller muttersprachlichen Arbeit folgt“ (Kloss ²1978, 62). Es ist offenkundig, dass hier nur Bezug auf den Sprachausbau im 19. Jahrhundert genommen und auf die tatsächlichen genetischen Beziehungen zwischen der (dako-)rumänischen Schriftsprache und dem unüberdachten Aromunischen nicht eingegangen wird.

Das Verhältnis zwischen Rumänisch und Aromunisch bleibt ein Sonderfall, weil ja das Aromunische – abgesehen von mehr oder weniger abenteuerlichen Konstruktionen rumänischer Intellektueller, auf die im Folgenden kurz eingegangen werden soll – nie wirklich eine echte Beziehung zum (Dako-)Rumänischen hatte. Man sollte also, wie Thomas Krefeld (2003, 82) betont hat, nicht von den vier „traditionellen“ rumänischen Dialekten, also von der ausgebauten Schriftsprache (Dako-)Rumänisch und den drei dachlosen Außenmundarten Aromunisch, Meglenitisch und Istrorumänisch sprechen, denn man kann ja nicht „eine eigenständige voll ausgebaute historische Sprache [...] mit nicht ausgebauten Idiomen [...] auf ein und dieselbe sprachsoziologische Hierarchiestufe, nämlich die des Dialekts“ (Krefeld 2003, 85) stellen, zumal die meisten Sprecher der süddanubischen Idiome die Zugehörigkeit zur rumänischen Sprache nicht empfinden. Krefeld glaubt, aus der Impasse zu kommen, indem er von einer „dislozierte[n] Abstandsprache Rumänisch im weiteren Sinn“ spricht, die sich unterteilt in ein „Rumänisch im engeren Sinn (Dakorumänisch)“ sowie Istrorumänisch, Aromunisch, Meglenorumänisch; die Einschätzung von Kloss, der das Aromunische als „dachlose Außenmundart des (Dako-)Rumänischen“ einordnet, wird von Krefeld ausdrücklich zurückgewiesen (2003, 85–86 und 89). Das ist aber nur ein terminologischer Trick, mit dem man nichts gewinnt: Für das Aromunische, „Meglenorumänische“ und „Istrorumänische“ wird eine neue Kategorie eröffnet, die es sonst in der Romania in dieser Form nirgendwo gibt, und dem für Laien einzig relevanten Problem „Sprache oder Dialekt?“ ist man mit dieser neuen Kategorie keinen Schritt näher gekommen.

2. Der rumänische Deckel auf dem aromunischen Topf

Man muss sich also fragen, wie es kommt, dass das Aromunische einerseits zwar auf dieselbe hierarchische Stufe wie das (Dako-)Rumänische gestellt wird, andererseits aber dann doch einer Entität zugeordnet wird, die den Titel „Rumänisch“ trägt, die nicht nur von sprachwissenschaftlichen Laien mit der in Rumänien und der Republik Moldau verbreiteten, von ca. 25 Millionen Menschen gesprochenen

und bestens ausgebauten rumänischen Sprache identifiziert wird, die nach dem System von Kloss sicherlich als Ausbau- und Abstandsprache zu charakterisieren ist. Hierfür sind im Wesentlichen zwei Punkte festzumachen: Der erste ist die natürlich vorhandene sprachliche Ähnlichkeit, die hier nicht weiter diskutiert werden soll. Es sei allerdings darauf verwiesen, dass dies nun wirklich nicht übermäßig verwunderlich ist bei zwei Idiomen ein und derselben Sprachfamilie. Bei allen Übereinstimmungen, die es ganz offensichtlich etwa zwischen Portugiesisch und Spanisch, zwischen Spanisch und Katalanisch, zwischen Katalanisch und Okzitanisch usw. gibt, wird man die jeweiligen Sprachen auf die gleiche Hierarchiestufe stellen, aber sicherlich nicht eine der anderen hierarchisch unterordnen, sondern die nächsthöhere Ebene wäre dann die der Sprachfamilie (Romania) bzw. eines Teiles davon (Iberoromania, Galloromania etc.). Außerdem gehören viele der Besonderheiten, die die balkanromanischen Idiome von der übrigen Romania unterscheiden und die gerne genannt werden, um eine panrumänische Einheit zu begründen (vgl. Pușcariu 1943: 283–299), den bekannten sprachlichen Balkanismen wie postponierter bestimmter Artikel, Objektwiederholung, eingeschränkter Infinitivgebrauch, Futurbildung, lokativische Zählweise usw. an, die sich in gleicher oder ähnlicher Form vor allem im Albanischen und Bulgarischen, weniger zahlreich auch im Griechischen, Serbischen, Türkischen und Ungarischen finden. Andere solcher angeführter Phänomene wie etwa die Steigerung mit *MAGIS* lassen sich durch die ebenfalls bestens bekannten Besonderheiten der *area laterale* erklären. Wie gut es um die gegenseitige Verständigung zwischen Dakorumänisch und Aromunisch bestellt ist, ist natürlich subjektiven Kriterien unterworfen. Pușcariu (1943: 283) zitiert den Anfang eines meglenitischen Märchens, das er selbst „in die dakorumänische Literatursprache“ sowie P. Papahagi als aromunischer Muttersprachler in sein Mutteridiom übertragen haben, um die Behauptung zu untermauern, dass sich „alle für das Rumänische charakteristischen Züge ... in allen vier Dialekten“ finden:

Dakorumänisch:

Era odată un împărat care nu avea niciun fiu și dorea mult să aibă un fiu, ca să nu i se stingă numele. De aceea se ruga la Dumnezeu să-i dea un fiu. Într’o zi se duse la un vrăjitor, să vadă dacă-i va da Domnul un fiu, sau nu.

Aromunisch:

Eara nă oară un amiră țe no-avea nițun h’il’ŭ și multu durea s’aibă un h’il’ŭ tra s nu-l’ se-astîngă numa. De-ațea nășura la Dumnidzău să-l’ da un h’il’ŭ. Nă dzuă si duse la un magŭ, ma-zveadă di se va-l’ da Domnul hil’ŭ (sic!), ică nu.

Iară acel vrăjitor îi dete un măr și-i zise: Am ațel mag îl' deade un mer și-l'
 să dai nevestii tale acest măr să-l dzâse: si-l dai a mul'are-tăi aestu mer și
 mănânce și ea va naște un fiu așa cum s-lu măncă, și ea va s-facă un h'il'ŭ,
 îți cere inima. așite cum îl' doare inima.

Selbstverständlich findet der Sprachwissenschaftler, der über entsprechende Kenntnisse verfügt, Parallelen und Differenzen wie etwa *fiu* – *h'il'ŭ* leicht heraus und vermag sie auch zu erklären. Pușcarius Einschätzung, dass sich die vier Idiome durch Gemeinsamkeiten in der Bewahrung bzw. Weiterentwicklung bestimmter lautlicher, morpho-syntaktischer und lexikalischer Phänome auszeichnen, wird man nicht widersprechen wollen. Aber ist das nicht auch gerade das Kriterium, nach dem die Romania in Bereiche wie Galloromania, Iberoromania, ItaloRomania gegliedert wird? Und natürlich erkennt selbst ein Laie, dass eine Sprachverwandtschaft vorliegt, aber geht diese so weit, dass man hier von zwei (auf einer gemeinsamen Hierarchiestufe stehenden) Dialekten einer einzigen Sprache ausgehen kann?

Damit sind wir beim zweiten Punkt, der mit diesem ersten eng zusammenhängt: Offenkundige Sprachähnlichkeiten waren ja schon im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit wichtige Argumente beim Aufkommen der Erkenntnis, dass die romanischen Sprachen vom Lateinischen abstammen und damit untereinander entsprechend verwandt sind. Man denke an Dantes *De vulgari eloquentia* oder an die einschlägigen Schriften italienischer Humanisten. Auf diese Weise ist das Rumänische überhaupt erst in Mitteleuropa bekannt geworden, und in der Folge dieser Erkenntnis italienischer Humanisten ist das Bewusstsein, eine romanische Sprache zu sprechen, über Vermittlung durch die polnischen Jesuitenkollegs dann auch in die Moldau und in die Walachei gelangt, wo diese Tatsache begeistert aufgenommen wurde, erinnert sei nur an Grigore Ureches berühmt gewordenen Satz *De la Rîm ne tragem* (vgl. Kramer 1999).

Genau diese Parallelen stehen am Anfang eines Prozesses, mit dem man in den (dako-)rumänischsprachigen Gebieten der Moldau und der Walachei versucht hat, das Aromunische zu einem rumänischen Dialekt zu erklären, woraus dann später von einigen das Recht abgeleitet wurde, nicht nur in Sprachfragen für die „Brüder“ sprechen zu können, denen die entsprechenden Rechte vorenthalten würden. Der vermutlich erste Beleg für die erkannte Sprachähnlichkeit datiert aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, in der das Rumänische überhaupt noch nicht schriftlich verwandt wurde. Bezeichnenderweise ist es ein byzantinischer Geschichtsschreiber, Laonicos Chalcocondyles (ca. 1423–1490), der

schreibt, dass die Vlachén des Pindus, also die Aromunen, mit den Dakern, womit er zweifellos die romanische Bevölkerung nördlich der Donau meint, „ὁμόγλωτται“ seien (Näheres bei Dahmen 2018: 48). Das wahrscheinlich älteste entsprechende Zeugnis aus dem dakorumänischen Sprachraum ist dann am Beginn des 18. Jahrhunderts dem moldauischen Gelehrten Dimitrie Cantemir zu verdanken. Er macht sich – zu einer Zeit, als es noch keine normierte schriftsprachliche Form des Rumänischen gab – Gedanken über die Qualität der rumänischen Varietäten und vergleicht zunächst das Moldauische und das Walachische miteinander, wobei er dem Moldauischen eindeutig den Vorzug gibt. Anschließend aber wirft er noch einen Blick auf die Aromunen, die er als Cuzzo-Walachen bezeichnet. Ihnen bescheinigt er, dass sie eine „weit schlechtere Sprache“ sprächen als die Moldauer und Walachen, was er damit begründet, dass das Aromunische seit langem durch benachbarte Sprachen, vor allem das Albanische und das Griechische, beeinflusst worden sei (vgl. Cantemir 1973: 336). Die Parallelen zu entsprechenden Korruptionstheorien, die in anderen Teilen der Romania zur Erklärung bemüht wurden, warum sich das Latein zu den romanischen Sprachen verändert hat, liegen auf der Hand.

Damit beginnt ein Prozess, in dem von rumänischer Seite immer wieder versucht wird, das Aromunische als einen Dialekt des Rumänischen darzustellen. Dieser Prozess ist einerseits außerordentlich facettenreich, andererseits haben sich damit auch schon mehrere Publikationen (z.B. Dahmen 1987; Kahl & Prifti 2016; Dahmen 2018) beschäftigt, so dass dies hier nicht detailliert dargestellt werden soll. Es sei lediglich daran erinnert, dass es einen besonderen Höhepunkt gibt, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in dem Rumänien seine nationale Einheit erlangt und eine Welle der nationalen Begeisterung durch die Donaufürstentümer schwappt, ganz verstärkt Blicke auf die „Brüder südlich der Donau“ geworfen werden, um die man sich intensiv kümmern müsse. Da eine territoriale Vereinigung natürlich unmöglich war, wurden zahlreiche Initiativen gestartet, um bei den Aromunen auf dem Balkan ein nationales Bewusstsein zu stärken, etwa durch den Aufbau eines von Rumänien unterstützten Schulsystems, in dem weniger Aromunisch als eher Dakorumänisch gelehrt wurde. Einer der unerfreulichen Nebeneffekte war eine deutliche Spaltung unter den Aromunen in Gräkophile, die meistens der sozial

besser gestellten Schicht angehörten, und solchen, die sich an Rumänien orientierten, was bis zu massiven Gewalttaten führte.³ Obendrein fehlte es schon frühzeitig nicht an Versuchen, eine gesamtrumänische Schriftsprache zu konstruieren, deren Basis natürlich das (Dako-)Rumänische gewesen wäre (vgl. Dahmen 1987).

Hier soll stattdessen ein Blick auf einen häufig übersehenen Nebeneffekt geworfen werden, durch den deutlich wird, wie die drei süddanubischen Idiome eher unterschwellig zu Dialekten des Rumänischen gemacht werden, nämlich die Frage ihrer Benennung. Auch dies kann – bedingt durch die quantitativen Vorgaben eines Festschriftartikels – nur sehr summarisch geschehen: Der Terminus „Aromunisch“ geht auf Gustav Weigand zurück, der damit die – allerdings durchaus nicht bei allen Aromunen verbreitete – Selbstbezeichnung als *armân*, *rrmân* (die lautgerechte Fortsetzung von lat. ROMANUS) aufgriff, was dann in entsprechend adaptierter Form in die Wissenschaftsterminologie fast aller Sprachen übergang. Er verdrängte das ältere *Mazedorumänen* (rum. *macedo-român*), was nicht zuletzt deshalb unpräzise war, weil natürlich nicht alle Aromunen in Mazedonien leben. Allerdings taucht die Bezeichnung *macedo-român* bis in die Gegenwart immer wieder auf, wie man nicht zuletzt an den eingangs zitierten Handbüchern sehen kann.

Deutlicher wird die terminologische Expansion des Rumänischen bei der Bezeichnung der beiden anderen Idiome, der in der Fachliteratur normalerweise als *Meglenorumänisch* bezeichneten Sprachform im Grenzgebiet zwischen Nordmazedonien und Griechenland sowie dem *Istrorumänischen* im Hinterland von Rijeka. Bei den heimischen Sprechern sind diese Bezeichnungen mit der Verbindung zum Rumänischen nicht bekannt, sowohl bei den so genannten Meglenorumänen wie bei den Istrorumänen gibt es als Selbstbezeichnung *Vlachen* (*vlaș*), außerdem benennt man sich gerne nach dem Heimatdorf. Im Falle des „Meglenorumänischen“ ist Gustav Weigand (1892) mit seiner Habilitationsschrift der Namensgeber für den ersten Teil dieses Terminus: „Ich bezeichne mit Meglen (slav. *meglen*, *moglen* – Nebel) nicht nur das Land, wie es dort geschieht, sondern auch gleichzeitig die Sprache, um einen bestimmten Ausdruck zu haben; denn das dort

³ Ein spannend zu lesendes Bild dieser Situation im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zeichnet Cornelia Golna (2017) in ihrem Roman *Tainted Heroes* nach. Ihr Vater war Aromune, der zwischen den beiden Weltkriegen nach Rumänien auswanderte, von dort wieder zurück nach Griechenland ging und dann in die USA emigrierte. Das Buch ist jüngst auch in aromunischer Übersetzung erschienen (Golna 2020).

übliche ‚*vlaški*‘ – walachisch, ist zu allgemein“ (Weigand 1892, VI). Er spricht aber nicht vom Meglenor**umänischen**, sondern unterscheidet zwischen dem romanischen „Vlacho-Meglen“ und dem slavischen „Bulgaro-Meglen“, während in den rumänischen Publikationen, die kurze Zeit nach Weigand erschienen, bereits von den Meglenor**umänen** die Rede ist (z.B. Papahagi 1900).

Ähnlich ist der Fall bei den „Istrorumänen“: Auch hier steht am Beginn die Feststellung der Ähnlichkeit mit dem (Dako-)Rumänischen, die dann schon bald dazu führt, dass man dieses Idiom dem Rumänischen zuschlägt: Der früheste bekannte Beleg stammt aus der Chronik der Stadt Triest des Karmelitenpaters Ireneo aus dem Jahre 1698, der von einem „Idioma [...] consimile a quello della Valachia“ spricht, das von einer Bevölkerungsgruppe gesprochen wird, die sich „nel proprio linguaggio Rumeri“ (Dahmen 1989, 448) nennt. Diese – lautgerechte – Ableitung von lat. ROMANUS ist heute allerdings nicht mehr bekannt. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ist in den ersten Abhandlungen, in denen dann in den rumänischen Fürstentümern auf diese Gruppe aufmerksam gemacht wird, von den Istror**umänen** die Rede, erstmals wohl in einer *Istro-Românii* betitelten kurzen Notiz von Gheorghe Asachi aus dem Jahre 1847 (vgl. Dahmen 1989, 448). So können durch einmal eingeführte Bezeichnungen für Sprachen und ihre Sprecher Abhängigkeiten erstellt werden, die dann auch Eingang in Handbücher finden, tradiert und selten reflektiert werden.

Noch ein weiteres Detail sei in diesem Zusammenhang ganz kurz angeschnitten: In der rumänischen Sprachgeschichtsschreibung wird immer wieder der berühmt gewordene Ausspruch *torna, torna, fratre* zitiert, der auf das Jahr 587 datierbar ist und eine im Detail durchaus lustige Geschichte wiedergibt (Verwirrung in einem Heereszug auf dem Balkan durch ein Missverständnis dieses Ausrufs). Die Begebenheit wird festgehalten bei zwei späteren byzantinischen Geschichtsschreibern (Theophylaktos Simokattes, erste Hälfte 7. Jh., und Theophanes Homologetes, Ende 8. Jh., Kramer i. Druck). Bei der philologischen Diskussion geht es in der Regel um die Frage, ob es sich bei diesen Worten um den ersten Beleg des Rumänischen handelt oder aber um eine militärische Formel auf Latein, das in dieser Zeit in Teilen des byzantinischen Heeres möglicherweise noch verbreitet war: Zuletzt hat etwa noch Schmitt (2007, 472) diesen Ausruf einen „anekdotenhaften Wortwitz von Landsern“ genannt, was Saramandu (2012) energisch zurückweist. Egal, wie man diese Passage nun bewerten will, sie ist sicherlich kein Dokument des frühen (Dako-)Rumänischen, sondern man kann sie ggbf. für einen frühen Be-

leg der Balkanromania halten, aus der sich dann die heute noch existierenden romanischen Idiome entwickelt haben (in diesem Sinne äußert sich übrigens auch Saramandu 2012).

3. Konsequenzen

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war die Feststellung, dass in nahezu allen Handbüchern der Romanistik das merkwürdige Modell vertreten wird, dass es eine Sprache Rumänisch gibt, die aus vier „Hauptdialekten“ besteht, von denen einer hierarchisch auf einer deutlich anderen Stufe steht als die übrigen drei. Im Anschluss daran sollten einige Fakten aufgezählt werden, um nachvollziehen zu können, wie es zu dieser Einschätzung, die dann immer weiter tradiert wurde, gekommen ist. Gerade die zuletzt genannten Diskussionen um den Ruf *torna, torna, fratre* zeigen aber, wo die Lösung liegt: Er ist ein Beleg für eine Sprachform, die man als *Balkanromanisch* bezeichnen kann, die man aber noch nicht mit einer frühen Form einer heutigen romanischen Sprache identifizieren kann. Auch in der Westromania kann man in Bezug auf die Zeit am Ende des 6. Jahrhunderts doch noch nicht von verschiedenen romanischen Sprachen wie Portugiesisch, Spanisch, Französisch usw. sprechen. Aus diesem Balkanromanisch haben sich mit (Dako-)Rumänisch und Aromunisch dann mindestens zwei verschiedene Sprachen entwickelt⁴, die inzwischen seit mehr als 1.000 Jahren nicht nur geographisch grundsätzlich getrennte Wege gehen, selbst wenn von rumänischer Seite häufig versucht wurde und wird, Einfluss auf das Aromunische zu nehmen.

Kommen wir damit noch einmal auf die eingangs vorgestellte Kategorisierung bei Kloss zurück, der das Aromunische für eine „dachlose Außenmundart“ des Rumänischen (²1978, 62) hält. Er ist damit genau der Darstellung auf den Leim gegangen, die sich in den meisten Handbüchern der Romanistik findet und deren Hintergrund hier kurz nachgezeichnet werden sollte, weswegen man gerade Kloss als Germanisten keinen Vorwurf machen sollte. Bleibt man bei den von ihm vorgeschlagenen Kategorien, wäre eher an eine Charakterisierung als „scheindialekti-

⁴ An diesem Punkt sollen das so genannte Megleno- und Istrorumänische nicht weiter diskutiert werden, da deren historische Entwicklung komplexer und in der Forschung dementsprechend auch umstrittener ist.

sierte Abstandsprache“ (Kloss ²1978, 67–70) zu denken, allerdings mit einer Modifizierung: Kloss hat bei diesem Modell an Fälle von Okzitanisch vs. Französisch, Sardisch vs. Italienisch usw. gedacht, d.h. dass die Sprache A überdacht wird von einer prestigereicheren, aber mit ihr verwandten Sprache B, die auch „Verwaltungs-, Kirchen- und Schulsprache ist“, so dass bei den Sprechern der Sprache A das Gefühl aufkommt, dass „ihr häusliches Umgangsidiom [...] gleichsam ein Ast an deren Stamm“ (Kloss ²1978, 68) sei. Dies ist beim Aromunischen nicht direkt der Fall, es ist jedoch besonders am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Einführung eines Schulsystems versucht worden, in den Köpfen der Aromunen ein solches Modell zu implantieren, was eine erstaunliche Wirkung selbst in der romanistischen Fachwelt erzielt hat. So bleibt das Aromunische zunächst einmal eine Abstandsprache, es gibt aber in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten (vgl. Kahl & Prifti 2016, 54–60) durchaus Bestrebungen, „den mühsamen Weg zur Ausbausprache“ (Kloss ²1978, 63) zu gehen.

Für die Behandlung der balkanromanischen Idiome bietet die Anerkennung des Aromunischen als eigene Sprache den Vorteil, dass das merkwürdige Modell der Differenzierung von „Hauptdialekten“, die kein gemeinsames Dach haben, *ad acta* gelegt werden kann. Die terminologische Konsequenz wäre, dass *Rumänisch* nur noch für die bislang als *Dakorumänisch* bezeichneten Idiome verwendet würde, wie es de facto jeder sprachwissenschaftliche Laie tut. Die Bezeichnung *Aromunisch* ist und bleibt in dieser Hinsicht unproblematisch, *Meglenorumänisch* sollte durch *Meglenoromanisch* oder in Anlehnung an die Weigandsche Terminologie als *Vlachomeglenisch* oder *Meglenovlachisch* ersetzt werden. Problematisch bleibt dann die bisher *Istrorumänisch* genannte Varietät, da *Istroromanisch* bekanntlich schon für andere romanische Idiome auf der Halbinsel Istrien steht. Hier würde sich dann am ehesten wohl *Istrovlachisch* oder *Vlachoistrisch* anbieten, das zudem die bei zumindest der südlichen Bevölkerungsgruppe bekannte Form *Vlache* aufgreifen würde.

4. Bibliographie

- Cantemir, Dimitrie (1973), *Beschreibung der Moldau*. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1771, Bukarest: Kriterion.
- Dahmen, Wolfgang (1987), „Latein und Romanisch und die Versuche zur Verschriftung des Aromunischen zu Anfang des 19. Jahrhunderts“. In: Dahmen, Wolfgang et al. (Hrsg.), *Latein und Romanisch* (=Tübinger Beiträge zur Linguistik 308). Tübingen: Narr, 40–52.

- Dahmen, Wolfgang (1989), „Rumänisch: Areallinguistik IV. Istrorumänisch“. In: Holtus, Günter / Metzeltin, Michael / Schmitt, Christian (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*, vol. III, Tübingen: Niemeyer, 448–460.
- Dahmen, Wolfgang (2018), „Das Aromunische – ein Dialekt des Rumänischen?“. In: Mensching, Guido et al. (Hrsg.), *Sprache – Mensch – Maschine. Beiträge zu Sprache und Sprachwissenschaft, Computerlinguistik und Informationstechnologie für Jürgen Rolshoven aus Anlass seines sechsundsechzigsten Geburtstages*. Köln: KUPS, 43–56.
- Golna, Cornelia (2017), *Tainted Heroes. A Novel*, Leiderdorp: Go-Bos Press.
- Golna, Cornelia (2020), *Iroi lăspusits. Armăneashti di pi limba engleză di Maria Bara*, Leiderdorp: Go-Bos Press.
- Kahl, Thede & Prifti, Elton (2016), „Geschichte der Kodifizierung des Aromunischen“, in: Dahmen, Wolfgang et al. (Hrsg.), *Romanische Kleinsprachen heute* (=Tübinger Beiträge zur Linguistik 546), Tübingen: Narr, 33–64.
- Kloss, Heinz (²1978), *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwann.
- Kramer, Johannes (1999), „Die Entstehung der romanischen Sprachen bei frühen italienischen und rumänischen Sprachbetrachtern. Dante, Bruno, Biondi, Cante-mir, Maior e tutti quanti...“. In: do Carmo Enriquez Salido, Maria / Esparza Torres, Miguel Ángel (Hrsg.), *Estudios de historiografía lingüística hispánica ofrecidos a Hans-Josef Nedderhede*. Vigo: Dept. de Fil. Española, 97–108.
- Kramer, Johannes (i. Druck), „La glottogenèse du roumain“. In: Dahmen, Wolfgang / Munteanu, Eugen (Hrsg.), *Manuel de linguistique roumaine*. Berlin & Boston: de Gruyter.
- Krefeld, Thomas (2003), „Rumänisch – mit «Abstand» ein Unikum“, in: Busse, Winfried / Schmidt-Radefeldt, Jürgen (Hrsg.), *Rumänisch und Romanisch. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h.c. Rudolf Windisch* (=Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft 13). Rostock: Universität, 73–90.
- Maiden, Martin (2016), „Romanian, Istro-Romanian, Megleno-Romanian, and Aromanian“. In: Ledgeway, Adam / Maiden, Martin (Hrsg.), *The Oxford Guide to the Romance Languages*. Oxford: University Press, 91–123.
- Papahagi, Pericle (1900), *Românii din Meglenia*. Bucuresci: Tiparul.
- Pușcariu, Sextil (1943), *Die rumänische Sprache*. Aus dem Rumänischen übersetzt und bearbeitet von Heinrich Kuen. Leipzig: Harrassowitz (Nachdruck mit einem Nachwort von Artur Greive, Bukarest: Grai și Suflet – Cultura Națională 1997).

- Saramandu, Nicolae (2012), „Torna, torna, fratre într-o «interpretare» recentă“. In: Brad Chisacof, Lia / Vătășescu, Cătălina (Hrsg.), *Polychronion. Profesorului Nicolae Șerban Tanașoca la 70 de ani*. București: Ed. Acad. Rom., 413–416.
- Schmitt, Christian (2007), „Von der Polysemie zur Homonymie. Zur Wiederholung sprachlich bedingter Geschichte(n): torna, torna, fratre“. In: Reinheimer Rîpeanu, Sanda / Vintilă-Rădulescu, Ioana (Hrsg.), *Limba română, limba romanică. Omagiu acad. Marius Sala la împlinirea a 75 de ani*. București: Ed. Acad. Rom., 465–474.
- Tagliavini, Carlo (²1998), *Einführung in die romanische Philologie*. Tübingen & Basel: Francke.
- Weigand, Gustav (1892), *Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung*. Leipzig: Barth.

Das Portugiesische in Äquatorialguinea

Max Doppelbauer

1. Einleitung

Seit 2010 ist das Portugiesische neben dem Spanischen und Französischen offizielle Sprache in Äquatorialguinea, wobei dieses Land als einziges spanischsprachiges Land in Afrika gilt. Die portugiesische Kolonialgeschichte endet in diesem Gebiet bereits im 18. Jahrhundert und so verwundert es einigermaßen, dass diese romanische Sprache mit jenem hohen offiziellen Status ausgezeichnet wurde: eine kommunikative Notwendigkeit dafür bestand keineswegs.

Um uns einer schlüssigen Erklärung anzunähern, wollen wir nach einigen grundlegenden Informationen die Geschichte dieses Staates nachzeichnen, um zu einer Beschreibung der aktuellen sprachlichen Situation der Gesellschaft Äquatorialguineas zu gelangen, und um die Frage nach der Sinnhaftigkeit einer Offizialisierung des Portugiesischen zu stellen.

2. Äquatorialguinea: Daten und Fakten¹

Die geographische Zusammensetzung von Äquatorialguinea (Größe: 28.051 km²) im Golf von Guinea verweist auf eine koloniale Geschichte: das Land besteht aus mehreren Inseln, die größte, *Bioko* mit der Hauptstadt *Malabo*, liegt ca. 30 km vor der Küste Kameruns; *Annobón* ist die am weitesten vom afrikanischen Kontinent entfernte Insel, sie liegt 335 km vor der Küste Gabuns, wobei die Inselrepublik *São Tomé e Príncipe* zwischen *Bioko* und *Annobón* liegt; außerdem zählen noch die drei vor der gabunischen Küste liegenden Inseln *Corisco*, *Elobey Grande* und *Elobey Chico* dazu. Den Großteil des Landes nimmt mit ca. 26.000 km² der Kontinentalteil ein, der im Norden an Kamerun und im Süden und Osten an Gabun

¹ Teile der Kapitel 2-5 wurden bereits in Doppelbauer 2018 und 2019 publiziert.

grenzt. Die Grenzen des kontinentalen Landesteils wurden erst am Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Lineal in den Kolonialkonferenzen von Berlin (1885) und Paris (1900) gezogen und in die spanische Kolonie *La Guinea Española* integriert.

Das Klima wird durch den tropischen Regenwald und starke Regenfälle charakterisiert, mit einer Temperatur von ca. 30 Grad Celsius das ganze Jahr über. Die Bevölkerung wird auf 700.000 bis 1.000.000 geschätzt. Im Jahre 2010 betrug die Lebenserwartung 51 Jahre (OID 2013). Die Angaben zur Alphabetisierungsrate variieren zwischen 46% (Morgades 2005) und 93% (OID 2013).

Das Bruttoinlandsprodukt besteht zu 91% aus Einnahmen durch Erdöl und Erdgas. Das Land ist einer der größten Erdölproduzenten Afrikas. Die wichtigsten Handelspartner sind die USA und China. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt bei 37.400 USD (im Vergleich dazu Österreich ca. 50.000 USD). Es handelt sich hierbei natürlich um Durchschnittswerte, und durch kleptokratische Machtverhältnisse kommt der Reichtum des Landes nicht bei der Normalbevölkerung an, was vielleicht am besten durch die niedrige Lebenserwartung zum Ausdruck kommt.

Politisch ist Äquatorialguinea eine Präsidialrepublik mit einer Verfassung aus 1982, die ein paarmal reformiert und ergänzt wurde, zuletzt 2011/12. Die Anzahl an Ministern und Staatssekretären, nämlich 73 (*sic!*), sagt einiges über die Effizienz des politischen Systems aus.

Äquatorialguinea gilt heute als einziges spanischsprachiges Land Afrikas, wobei natürlich erst definiert werden müsste, was nun ein solches ausmacht. Zumindest ist Spanisch aktuell eine der offiziellen Sprachen der Republik Äquatorialguinea; es kommt in der Verwaltung, in den Medien und im Erziehungssystem zum Einsatz. Seit 1998 ist das Französische kooffiziell, seit 2010 auch das Portugiesische. Die wichtigsten einheimischen Sprachen sind Fang, Bubi, Pichi, Ndowe und Fá d'Ambô.

3. Historischer Hintergrund

Seit Jahrhunderten versuchen die Portugiesen den Seeweg nach Indien zu entdecken und den afrikanischen Kontinent zu umsegeln. Im Jahre 1472 wurde auf diesem Wege die heutige Insel *Bioko* vom portugiesischen Seefahrer *Fernão de Pôo* entdeckt und für die portugiesische Krone in Besitz genommen. Ab 1475 wird die ehemals unbewohnte Insel *Annobón* von den Portugiesen mit verschleppten Sklaven (vermutlich aus der Gegend des heutigen Angola) besiedelt. Doch der Golf von Guinea stellte sich als schwieriges Segelgewässer heraus und es war einfacher, Afrika von der Mitte des Atlantiks aus zu umschiffen.

Durch den Vertrag von Tordesillas aus 1494 war – bis auf wenige Ausnahmen – den Spaniern die Kolonisierung Afrikas eigentlich nicht gestattet, denn Amerika sollte das alleinige Ziel der spanischen Ausbeutung sein. Durch den Freundschaftsvertrag mit Portugal von San Ildefonso aus dem Jahre 1777 und jenem von El Pardo aus 1778 konnte Spanien aber sein Kolonialreich auf das tropische Afrika ausweiten. In diesen Verträgen wurde die Insel *Santa Catalina* vor Brasilien gegen die portugiesischen Besitzungen Fernando Pôo und Annobón im Golf von Guinea getauscht. Vermutlich war unter anderem der Zugang zum Sklavenhandel ein Grund der spanischen Krone, ihre Interessen hier neu auszurichten. Doch nach anfangs eher halbherzigen Kolonisierungsversuchen und massiven (auch innen-)politischen Problemen zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann Spanien erst ab der zweiten Hälfte besagten Jahrhunderts diese Inseln und das anschließende kontinentale Küstengebiet als eigene Kolonie zu verwalten. Inzwischen hatten britische Geistliche die Insel Fernando Pôo zu missionieren begonnen, und die britische Hafensiedlung *Port Clarence* war entstanden (die spätere spanische Kolonialhauptstadt *Santa Isabel*, das heutige Malabo).

Da Versuche, das Gebiet an Großbritannien zu verkaufen, aus unbekannten Gründen gescheitert waren, versuchte Spanien nun sein Glück verstärkt in Afrika. Einer der Gründe für das intensiviertere Engagement in Afrika ist sicher auch, dass sich der Großteil der amerikanischen Kolonien seit Beginn dieses Jahrhunderts in die Unabhängigkeit verabschiedet hatte. Die Kolonisierung (und vermutlich auch die Hispanisierung) erreichte dann im Franquismus einen Höhepunkt.

Nach der Unabhängigkeit Marokkos im Jahre 1956 wurde aber der internationale Druck auf Spanien immer größer und 1968 wurde die Kolonie als *República de Guinea Ecuatorial* in die Unabhängigkeit entlassen. Als Teil des franquistischen Spanien wurde bis zu diesem Zeitpunkt als einzig mögliche Verwaltungssprache das Spanische verwendet.

In den ersten freien Wahlen 1968, die freilich vom faschistischen Franco-Spanien mitorganisiert wurden, trat Francisco Macías Nguema als Sieger hervor. Wenige Monate nach seinem Wahlsieg verabschiedete er sich von den demokratischen Spielregeln und errichtete eine Diktatur. Im Jahre 1979 wurde er vom Anführer der Streitkräfte und eigenen Neffen, Teodoro Obiang Nguema, gestürzt und hingerichtet. Seitdem regiert dieser das Land.

4. Die ethnische und sprachliche Zusammensetzung der Bevölkerung

Justo Bolekia Boleká (2015) unterscheidet in Äquatorialguinea vier größere ethnische Gruppen mit ihren Sprachen, wobei alle Gruppen ethnisch der Bantufamilie zuzuordnen sind: die *Ámbös*, die *Bubi*, die *Fang* und die *Ndowès*.

Die *Ámbös* lebten ursprünglich auf der Insel Annobón und sprechen *Fá d'Ámbô*, eine portugiesisch basierte Kreolsprache, ähnlich jener auf São Tomé e Príncipe. Heute leben viele von ihnen – vermutlich die Mehrheit – in der Hauptstadt Malabo. Näheres bei Zamora Segorbe (2010).

Die *Bubi* waren die ursprünglichen Inselbewohner von Bioko. Durch die unterschiedlichen Etappen der Kolonisierung wurden sie aber zur minorisierten Gruppe auf der Insel. Die Hauptstadt Malabo wird heute wahrscheinlich mehrheitlich von *Fang* bewohnt. *Rebola*, ein Städtchen östlich der Hauptstadt gilt heute als eines der Zentren der *Bubi*-Kultur. Dieser Ort ist außerdem jener, in dem die regierende Partei des Präsidenten (der Partido Democrático de Guinea Ecuatorial, PDGE) regelmäßig am schlechtesten abschneidet. Sprachlich stehen die *Bubi* unter mehrfachem Druck; die jüngere Generation scheint das *Bubi* zugunsten des Spanischen, vielleicht auch des *Pichi* aufzugeben. Dies sind jedoch Vermutungen, die ich auf persönliche Beobachtungen stütze.

Die *Fang* bilden heute die große Mehrheit im Land und siedelten ursprünglich eher im östlichen Gebiet des kontinentalen Landesteils. Die beiden bisherigen Präsidenten gehören dieser ethnischen Gruppe an. Die ca. 60 km von der Küste entfernte Stadt Niefang bezeichnete ursprünglich den Beginn des Siedlungsgebietes; *nie-fang* bedeutet „Grenze der *Fang*“. Laut Bibang Oyée (2010) wanderten die *Fang* vor ca. 1000 Jahren aus Ostafrika in dieses Gebiet zu, das ursprünglich von Pygmäen besiedelt war. Die größten Städte des Landes Malabo und Bata werden hauptsächlich von *Fang* bewohnt. Die übrigen größeren Städte bzw. Siedlungen wie Micomeseng, Añísoc, Ebebiyín, Mongomo, Evinayong, etc. befinden sich ohnedies im ausschließlichen Siedlungsgebiet der *Fang*.

Die *Ndowès* siedelten ursprünglich an der kontinentalen Küste des Landes. In einigen Romanen aus der Gegend (zB. Mbomío 2016) werden sie auch als „playeros“ bezeichnet, also Strandbewohner. Hauptsiedlungsgebiete dürften immer noch die Küstenregion um Mbini und Kogo bilden. Auch in der Hauptstadt Malabo treffen wir auf diese Gruppe.

In anderen ethnischen Aufzählungen wird weiters noch die Gruppe der Bisios erwähnt, wobei es sich bei dieser Gruppe um eine Mischung bzw. Übergangsgruppe zwischen Ndowès und Fang handeln dürfte. Außerdem siedeln Pygmäen vereinzelt im Lande. Informationen zu dieser Gruppe sind äußerst spärlich; wissenschaftliche Studien dazu sind mir nicht bekannt.

In Malabo treffen wir auf eine weitere sprachlich und historisch hochinteressante Gruppe, die heute als solche verschwunden sein dürfte, aber sprachlich eine äußerst wichtige Spur hinterlassen hat: die *Fernandinos*. Mit britischen Missionaren dürften zu Beginn des 19. Jahrhunderts Sklaven aus Sierra Leone ins damalige Port Clarence (später Santa Isabel, seit 1973: Malabo) gekommen sein. Diese brachten ihre eigene Sprache ein englisch basiertes Kreol auf die Insel, das *Pichinglis* genannt wurde. Dieses Pichinglis – auch *Pichi* – ist heute die Lingua Franca von Personen, die zwischen den einzelnen Staaten im Golf von Guinea Handel treiben. Während die ursprüngliche Gruppe der Fernandinos, die am Ende des 19. Jahrhunderts innerhalb der Gesellschaft Guineas eine Art reicheres Bürgertum repräsentierte, heute verschwunden ist und nur mehr in Nachnamen (wie zB. Davies, Johnson, etc.) weiterlebt, ist deren Sprache ein sehr lebendiges Kommunikationsmedium nicht nur auf den Märkten Malabos und Umgebung, sondern es wird innerhalb der jüngeren Generationen vor allem von Bubi (aber auch von Fang, Ámbös, etc.) verwendet. Ich vermute, dem Pichi kommt hier neben der Rolle einer internationalen Kommunikationsmöglichkeit auch noch eine gewisse Widerstandsfunktion gegen die Allmacht der regierenden Fang, bzw. der Partei des Präsidenten zu (Näheres bei Doppelbauer 2018).

Abschließend sei noch erwähnt, dass über 90% der Bevölkerung sich zum Christentum bekennen (die große Mehrheit ist röm.-kath.). Es gibt eine kleine muslimische Minderheit, Wikipedia spricht von 4% (was mir fragwürdig scheint). Interessant ist, dass an der Südausfahrt von Malabo eine neue Moschee gebaut wurde, die vom Gebäude her größer ist (bzw. aussieht) als die römisch-katholische Kathedrale an der *Plaza de la Independencia*.

5. Sprachenpolitik seit der Unabhängigkeit 1968

Politisch betrachtet kann man die Zeit der Unabhängigkeit sehr leicht in zwei Phasen teilen; die erste entspricht der Regierungszeit von Francisco Macías Nguema von 1968-1979 und die zweite der Regierungszeit seines Neffen Teodoro Obiang Nguema Mbasogo von 1979 bis heute.

Der erste gewählte Präsident Macías schaltete ziemlich schnell seine demokratischen Mitstreiter aus und errichtete ein blutiges Terrorregime, dem tausende Bürger zum Opfer fielen; viele, besonders Intellektuelle mussten ins Exil. Er verbot alles Spanische, die spanische Sprache, die katholische Kirche und schloss die Schulen, ohne entsprechende Institutionen der einheimischen Kulturen und Sprachen stattdessen einzusetzen. Nach dem Militärputsch seines Neffen und Militäρχefs Obiang am 3. August 1979 wurde er nach kurzem Prozess hingerichtet; das Spanische und die katholische Kirche wurden wieder erlaubt und institutionalisiert. Betrachtet man heute das politische System Äquatorialguineas wird man allzu oft an den klerikalen Faschismus Francos erinnert. Es scheint, als orientiere sich der aktuelle Präsident, der sich in regelmäßigen Abständen wählen lässt, ideologisch am Modell des Franquismus.

Vier Gesetzestexte illustrieren die Sprachpolitik der bereits über 50jährigen Unabhängigkeit:

- die Verfassung von 1968, die sog. „Constitución de la Independencia“
- die Verfassung von 1973, die sog. „Constitución de Bata“
- die Verfassung von 1982, die sog. „Carta Magna de Aconibe“
- die Reform von 2011, die sog. „Carta Magna de San Antonio de Palé“

Während in der Verfassung von 1968 das Spanische als Staatssprache verankert wird, wird in jener von 1973 alles Koloniale abgelehnt und de facto verboten, also auch das Spanische – und dieses Verbot wird kurioserweise auf Spanisch formuliert.

In der Verfassung von 1982 wird das Spanische in Äquatorialguinea rehabilitiert und neuerlich als einzige Staatssprache festgelegt. In den darauffolgenden Jahren wird das Spanische um das Französische (1998) und das Portugiesische (2010) ergänzt.

Seit 2010 ist also das Portugiesische kooffiziell. Da eine der einheimischen Sprachen (Fá d'Ambô) eben *portugiesisch* basiert sei, trage dies einerseits diesem Umstand Rechnung, war die offizielle Argumentation, andererseits und analog zum Französischen wurden auch internationale Argumente angeführt.

Im Jahre 2012 wurde eine neue Reform der Verfassung erarbeitet. Sie wurde am 23. November 2011 in einem Referendum angenommen und am 16. Februar 2012 offiziell verabschiedet. Für dieses Referendum gab es keine Wählerlisten, und der Verfassungstext war der Opposition, bzw. dem Stimmvolk unbekannt (EGJustice 2011). Es stellt sich die Frage, wer nun über die neuen sprachlichen Regelungen eigentlich abgestimmt hat.

Es sollten (zumindest auf dem Papier) neue und moderne Institutionen und Verfassungsorgane offiziell mit dem Ziel der Stärkung der Demokratie in Äquatorialguinea geschaffen werden.

Ein parlamentarisches Zwei-Kammern-System wurde wieder eingeführt, ein Rechnungshof wurde errichtet, um die öffentliche Funktion der Finanzkontrolle auszuüben (Art. 115), und ein sog. *Defensor del Pueblo* wurde geschaffen, der zur Verteidigung der in diesem Grundgesetz enthaltenen Rechte der Bürger benannt wurde (Art. 122). Politische Parteien sollen zwar Ausdruck von politischem Pluralismus und Demokratie sein, es sollte aber auch sichergestellt werden, dass ethnische Zugehörigkeit, Religion, etc. kein Inhalt einer möglichen kollektiven Manifestation sein darf. Da dieser Text in San Antonio de Palé, der Hauptstadt der Insel Annobón, verabschiedet wurde, wird er auch „Magna Carta de San Antonio de Palé“ genannt (Pérez Vaquero 2016).

Da nun die authochthone Sprache in San Antonio de Palé das Annobonesische ist, und diese als Portugiesisch basiert gilt, passt nun die Offizialisierung der dritten romanischen Sprache perfekt in das Gesamtbild.

Die einheimischen Sprachen werden nicht näher benannt. An den öffentlichen Schulen und Universitäten wird wieder Spanisch gelehrt. Das Spanische ist auch Sprache der Medien, wobei Printmedien im heutigen Äquatorialguinea eigentlich nicht existieren. Einziges zeitungähnliches mir bekanntes Produkt ist *El Ébano*, der viermal pro Jahr auf 8 Seiten erscheint. Inhaltlich geht es hauptsächlich um Berichte über Erfolge der Präsidentenfamilie. In anderen offiziellen Hochglanzbroschüren, die manche Ministerien als Jahresberichte präsentieren, werden manche Berichte neben Spanisch auch Französisch abgedruckt. Die offiziellen Seiten des Staates im Internet werden ausschließlich auf Spanisch betrieben.

6. Das Portugiesische in Äquatorialguinea

Wie bereits erwähnt sprechen die einzelnen Ethnien in Äquatorialguinea ihre eigenen Sprachen und auf der Insel Bioko und in den größeren Städten (Malabo, Bata) hat sich das Spanische als interethnische Sprache etabliert. Das Französische dient an den Landesgrenzen mit Kamerun und Gabun als wichtiges Kommunikationsmittel. Außerdem sind die meisten internationalen Medien aus Afrika ebenso auf Französisch. Das Portugiesische hat hier eigentlich keinen Platz – und dennoch wurde es kooffizialisiert.

Wenn wir nun die Ereignisse nach der Offizialisierung näher betrachten, wird vielleicht eine Erklärung geliefert, denn Äquatorialguinea beziehungsweise sein

Präsident wollte in die Gemeinschaft der portugiesischsprachigen Länder (*Comunidade dos Países da Língua Portuguesa* – CPLP) aufgenommen werden. Die spanische Tageszeitung *El País* formuliert, dass sich Präsident Obiang damit einen weiteren Traum erfüllt hätte. Der große Befürworter des Beitritts Äquatorialguineas zur portugiesischen Gemeinschaft im Jahre 2014 ist der Präsident von Angola, José Eduardo dos Santos. Zwischen ihm und Obiang besteht eine Freundschaft, die fast gleichzeitig und in ähnlichen Situationen auf dem Zugang zur Macht beruht (Martín del Barrio 2014).

Aber Portugal hat gegen Äquatorialguinea stets sein Veto eingelegt. Begründet wurde dieses einerseits mit der fehlenden sprachlichen Präsenz der Sprache im Lande, aber andererseits auch mit der Todesstrafe, die in Äquatorialguinea zu Anwendung kam. Erst nachdem Obiang versprach, die Todesstrafe auszusetzen, stimmte Portugal der Aufnahme Äquatorialguineas in die CPLP zu. Somit ist Äquatorialguinea seit 2014 gemeinsam mit Angola, Brasilien, Cabo Verde, Guiné Bissau, Mosambik, Portugal, São Tomé e Príncipe und Ost-Timor Teil des exklusiven Klubs der CPLP (2020).

Obiang hat es also geschafft, in eine internationale Organisation einzutreten, spricht eine neue Bühne für sich und seine Diplomaten zu erschaffen. Wozu er diese Bühne nutzen will, bleibt jedoch sein Geheimnis.

Bibliographie

- CPLP (2020), Comunidad de Países de Lengua Portuguesa. www.cplp.org (20.09.2020).
- GEP (Guinea Ecuatorial Press) (2010), “El portugués será el tercer idioma oficial de la República de Guinea Ecuatorial”, in: <https://www.guineaecuatorialpress.com/noticia.php?id=703#> (20.09.2020).
- AEGLE: Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española (o.J), Una lengua, un destino, (Carpeta de información), Malabo: AEGLE.
- Bolekia Boleká, Justo (2015a), „Identidades etnoculturales de Guinea Ecuatorial”, *Quo Vadis Romania?*, Nr. 45, 98-100.
- CIHAC: Congreso Internacional Hispánico-Africano de Cultura (1985), *Informe final del primer Congreso Internacional Hispánico-Africano de Cultura*. Malabo: Ediciones Guinea (gedruckt bei Anzos S.A., Fuenlabrada, Madrid).
- Castillo Rodríguez, Susana (2016), “África”, *Revista de Antropología Social*, 25(2), 251-260.

- Constitución de Bata* (1973), in: http://www.cmeyanchama.com/Documents/Guinee/La_constitucion_de_Bata.pdf (20.09.2020).
- De Castro, Mariano L. / De la Calle, María Luisa (1992), *Origen de la colonización española de Guinea Ecuatorial (1777-1869)*, Valladolid: Universidad de Valladolid / Caja de Salamanca y Soria.
- De Castro, Mariano L. / De la Calle, María Luisa (2007), *La colonización española en Guinea Ecuatorial (1858-1900)*, Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.
- Doppelbauer, Max (2018), „Metropolen, Sprachen und Identitäten. Die Rolle des Spanischen in der Konstruktion von Stadtidentitäten: 5 Beispiele aus Afrika“, *Quo Vadis Romania*, No. 51/52, 77-101.
- Doppelbauer, Max (2019), „Postkoloniale Sprachenpolitik in Afrika: Äquatorialguinea und die *Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española* (AEGLE)“, *Quo Vadis Romania*, No. 53/54, 73-91.
- EGJustice (2011), “Guinea Ecuatorial celebra referendun sin listas electorales”, in: <https://elcultural.com/La-RAE-nombra-cinco-corresponsales-en-Guinea-Ecuatorial> (20.05.2020).
- Fryer, T. Bruce (2000), “Aspectos políticos de Guinea Ecuatorial: Raices hispánicas en África”, *Afro Hispanic Review*, Spring 2000, 3-10.
- Maroto Blanco, José Manuel (2019), “Bí môle y los hermanos Zamora. Memoria de Annobón y crítica al poder”, *Wiriko. Artes y culturas africanas*, <https://www.wiriko.org/aula-wiriko/bi-mole-y-los-hermanos-zamora/> (20.05.2020).
- Martín del Barrio, Javier (2014), “Guinea Ecuatorial entra en la Comunidad de Países de Lengua Portuguesa“, in: El País: https://elpais.com/internacional/2014/07/20/actualidad/1405852956_098717.html (20.07.2014)
- Morgades Besari, Trinidad (2005), “Breve apunte sobre el español en Guinea Ecuatorial”, in: *El español en el mundo. Anuario del Instituto Cervantes 2005*. Madrid: Instituto Cervantes, http://cvc.cervantes.es/lengua/anuario/anuario_05/morgades/p01.htm (20.05.2020).
- Oliveira de Queiroz, Amarino (2010), “Áfricas losófonas, África iberógrafa: a experiência literária da Guiné Equatorial” in: *Cadernos Imbondeiro*, Vol. 1, Nr. 1., 6 pp., <https://periodicos.ufpb.br/index.php/ci/issue/view/1078> (20.05.2020).
- OID: Oficina de Información Diplomática (2018), *Ficha País: Guinea Ecuatorial*, Madrid: Ministerio de Asuntos Exteriores / Gobierno de España, in:

http://www.exteriores.gob.es/Documents/FichasPais/GUINEAECUATORIAL_FICHA%20PAIS.pdf (20.05.2020).

Pérez Vaquero, Carlos (2016), “Las constituciones de Guinea Ecuatorial”, in: <http://archivodeinalbis.blogspot.com/2016/10/las-constituciones-de-guinea-ecuatorial.html> (20.05.2020).

Yakpo, Kofi (2010), *Gramática del Pichi*, Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.

Zamora Segorbe, Armando (2010), *Gramática descriptiva del Fá d'Ambô*, Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.

Die Dynamik im lusophonen Varietätengefüge aus der Perspektive des Sprachkontakts am Beispiel von Brasilien und Angola

Eva Gugenberger

1. Einleitung

Durch die koloniale Expansion Portugals wurde die portugiesische Sprache in drei außereuropäische Kontinente getragen. Nach der Unabhängigkeit der Kolonien von Portugal, die Brasilien 1822, die kolonialisierten Gebiete in Afrika Mitte der 1970er Jahre erlangten, wurde Portugiesisch zur offiziellen Sprache in den neu gegründeten Staaten. Im Zuge der Verbreitung des Portugiesischen unter unterschiedlichen Bedingungen und Kontaktkonstellationen kam es zu einem Diversifizierungsprozess, in dem eine Reihe von lusophonen Varietäten und Sprachen entstand.¹

¹ Dem Vorschlag des brasilianischen Linguisten Marcos Bagno (2012: 209ff.) folgend, kann das gesamte lusophone Spektrum unter dem Sammelbegriff *grupo português* gefasst werden; dieser schließt mit ein:

1. Das Galicische und das europäische Portugiesisch als die beiden ältesten lusophonen Sprachformen, die im Mittelalter eine gemeinsame Etappe teilten und sich Ende des 14. Jh. zu diversifizieren begannen.
2. Die portugiesischen Varietäten in Brasilien, in den afrikanischen PALOP-Staaten (Angola, Mosambik, Guinea-Bissau, São Tomé und Príncipe sowie die Kapverden; seit 2007 ist Portugiesisch neben Spanisch und Französisch auch Amtssprache in Äquatorialguinea) und in Asien (Osttimor, Reste in Goa [Indien] und Macau [China]).
3. Die portugiesisch-basierten Kreolsprachen in Afrika (Kapverden, São Tomé e Príncipe, Guinea-Bissau) und Asien (Malaysia: Kristang, Indien: Korlai-Kreol u.a., China: Macau-Kreol) [das Papiamentu in der Karibik gilt als iberoromanische Kreolsprache].

Im Mittelpunkt dieses Beitrags soll die Beteiligung der afrikanischen Sprachen in diesem Prozess stehen. Während diese im Fall der Kreolsprachen in Afrika, die hier nicht behandelt werden, unumstritten ist, so wird das Ausmaß ihres Einflusses bei der Entstehung portugiesischer Varietäten, insbesondere im Fall Brasiliens, kontrovers diskutiert. Um dieser Frage nachzugehen, richtet sich mein Hauptaugenmerk in diesem Beitrag einerseits auf Brasilien, wo – bedingt durch die massive Deportation von Sklav*innen aus Afrika – afrikanische Sprachen jahrhundertlang präsent waren, andererseits auf Angola, das sich auch heute noch durch eine große sprachliche Vielfalt auszeichnet. Als theoretischer Ausgangspunkt meiner Ausführungen dient mir das von Godenzzi (2010) entwickelte Modell kontaktinduzierter sprachlicher Dynamik, das in modifizierter und adaptierter Form auf das Varietätengefüge des Portugiesischen in den beiden Ländern angewandt wird. Mein Ziel ist dabei, Parallelen sowohl in der Chronologie des Sprach- und Varietätenkontakts als auch im Hinblick auf einzelne sprachliche Besonderheiten und deren Rückführbarkeit auf den Kontakt des Portugiesischen mit afrikanischen Sprachen herauszuarbeiten. Mit ausgewählten Beispielen aus der Morphosyntax und Lexik wird das „Wandern“ kontaktinduzierter Merkmale im Varietätenraum verdeutlicht.

2. Einflussfaktoren in der Genese neuer lusophoner Varietäten

Als außersprachlicher Faktor, der die Distanzierung von der europäischen Norm und die Entstehung neuer lusophoner Varietäten in Brasilien und Afrika begünstigte, ist zunächst die große geographische Distanz von Portugal zu nennen, zusammen mit der geringen normativen Ausstrahlung von Portugal. Die große Mehrheit der Bewohner*innen der kolonisierten Gebiete kam gar nicht oder kaum mit Sprecher*innen sowie schriftlichen Texten des europäischen Portugiesisch (EP) in Kontakt.

Hingegen stellen Kontaktsituationen mit in Brasilien und Afrika gesprochenen Sprachen eine unübersehbare Realität dar. Es ist daher naheliegend, den Auslöser für sprachliche Innovationen primär im Sprachkontakt zu suchen, und zwar einer-

4. Die portugiesischen Dialekte in Nord-Uruguay (*fronterizo*).

Die einzelnen Sprachen bzw. Varietäten weisen nochmals eine (variierend hohe) Heterogenität auf. Somit ergibt sich insgesamt ein sehr breites sprachliches Varietätenspektrum.

seits im Einfluss der Kontaktsprachen und andererseits im Erwerb des Portugiesischen als L2 unter polyglossischen Bedingungen. Wenn auch kontaktinduzierter und intrinsisch motivierter Sprachwandel oft Hand in Hand gehen und nicht trennscharf abgegrenzt werden können, soll daher im Folgenden der Sprachkontakt als Motor des Sprachwandels im Fokus stehen. Als den Diversifizierungsprozess des Portugiesischen beeinflussende Kontaktsprachen sind sowohl in Brasilien als auch in Angola afrikanische Sprachen zu nennen; für Brasilien zusätzlich die dortigen autochthonen Sprachen (v.a. Tupi) sowie in manchen Regionen Immigrantensprachen (z.B. Varietäten des Deutschen und Italienischen in Südbrasilien).

In Angola gibt es rund 40 Bantu-Sprachen (daneben auch einige Khoisan-Sprachen), die v.a. im ländlichen Bereich auch heute noch hohe Präsenz im Alltag haben. Laut Heimer (1974, zit. in Inverno 2009: 92) hatten am Vorabend der Unabhängigkeit (1975) auf dem Land noch 59% keine, 24% nur rudimentäre Kenntnisse des Portugiesischen, nicht einmal 1% gebrauchten es mit gewisser Häufigkeit. In den letzten Jahrzehnten ist die Zahl derjenigen, die Portugiesisch sprechen, kontinuierlich gestiegen. Laut Zensusdaten von 2014 ist Portugiesisch gegenwärtig die gewöhnlich zu Hause gesprochene Sprache von 71,15% der angolischen Bevölkerung, wobei ein großes Stadt-Land-Gefälle zu verzeichnen ist (85% in urbanen, 49% in ruralen Gebieten). Unter den afrikanischen Sprachen führt Umbundu mit 23% die Liste der habituellen Sprachen im Familienkreis an, gefolgt von Kimbundu und Kikongo mit jeweils rund 8% (INE de Angola 2016). Wenn diese Zahlen sicherlich mit Vorsicht zu genießen sind und sie auch nichts über den Anteil von L1- und L2-Sprecher*innen sowie über plurilinguale Kompetenzen und Gebrauchsmuster aussagen, so lässt sich darin doch eine deutliche Tendenz des Fortschreitens des Portugiesischen bei gleichzeitiger Abnahme der autochthonen Sprachen erkennen.

Brasilien ist zwar mit ca. 180 indigenen Sprachen und einer Reihe von Immigrantensprachen ebenfalls ein Land mit großer sprachlicher Diversität, allerdings haben diese Sprachen mit 2% heute numerisch kaum mehr Gewicht. Mit dem transatlantischen Sklavenhandel kamen vom 16. bis zum 19. Jh. ca. 4 Mill. Afrikaner*innen ins Land. Unter Zugrundelegung ihrer Herkunftsregionen schätzt man die afrikanischen Sprachen, die sie mitbrachten, auf 200-300 (Grimes 1996, zit. in Petter 2005: 199), von denen die Bantu-Sprachen (Kimbundu, Kokongo, Umbundu) die größten Sprechergruppen aufwiesen. Sie erhielten sich bis ins auslaufende 19. Jh., einige von ihnen fungierten auch als regionale Verkehrssprachen, wie die *língua angola* (Kimbundu) im 17. Jh., eine hybride Sprachform mit Beteiligung mehrerer westafrikanischer Sprachen der Gruppe Gbe (Eve, Fon, Gen u.a.)

im 18. Jh. in Minas Gerais sowie Nagô (Yoruba) im 19. Jh. in Bahia, das heute nur noch im kultischen Bereich gewisse Präsenz hat (Petter 2005: 203, Bartens-Adawonu 1997: 99). Das bedeutet, dass in Brasilien massiver Sprachkontakt ein historisches Phänomen der Kolonialzeit und des 19. Jh. ist, während der Kontakt zwischen dem Portugiesischen und lokalen Sprachen in Afrika bis heute anhält.

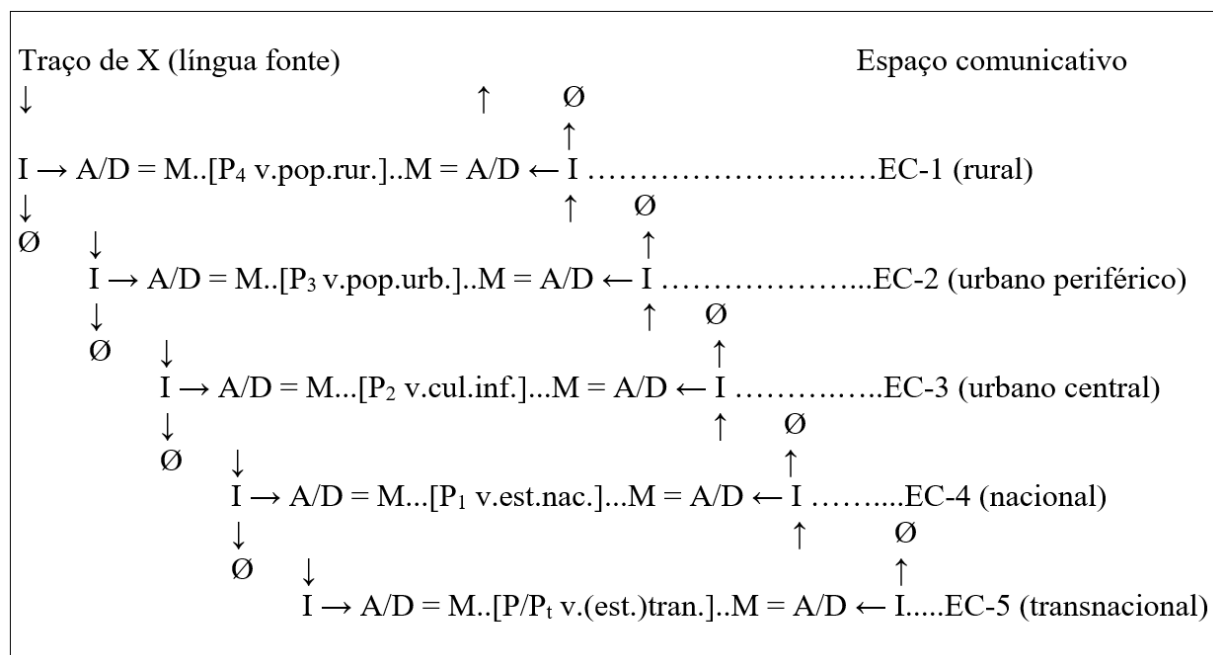
Aus dem Interagieren der Sprecher*innen und ihren unterschiedlichen Sprachen kam es zur Herausbildung neuer lusophoner Varietäten, worauf im folgenden Abschnitt eingegangen wird. Im Vorfeld ist hier anzumerken, dass die sprachlichen Neuerungen aber weder in Brasilien noch in Angola zum Entstehen von Kreolsprachen im Sinne eines eigenen Sprachtyps führten.²

3. Modell der Dynamik im lusophonen Varietätengefüge aus der Perspektive des Sprachkontakts

Nach Oesterreicher (2001: 1565) lassen sich zwei Komponenten von Sprachwandel identifizieren: 1. die Veränderung des Sprachmaterials innerhalb einer Varietät, also Veränderung der Bedeutung von in der Varietät bereits bestehendem Material, Neuschöpfungen auf der Basis von Entlehnungen bzw. Umdeutungen von Material aus anderen Sprachen und innersprachlichen Varietäten sowie völlig neue Kreationen; und 2. die Veränderung der variationellen Markierung, also wenn eine Erscheinung ihre ursprüngliche Markierung verliert und in einer anderen Varietät „heimisch“ wird.

Um diese beiden Komponenten geht es auch in einem von Godenzzi (2010) unter Rückgriff auf die Begriffe ‚Innovation‘, ‚Adoption‘ und ‚Diffusion‘ von Coseriu (1973) entwickelten Modell zur Erfassung des Wanderns kontaktinduzierter sprachlicher Neuerungen im hispanophonen Varietätenraum in Peru. Dieses bietet sich – modifiziert und adaptiert an den hier diskutierten Kontext – auch als theoretischer Ausgangspunkt für meine Ausführungen an.

² Dennoch werden sie oftmals im Kontext von Kreolisierung oder Semikreolisierung (und in Brasilien von einer nachfolgenden Dekreolisierung) diskutiert; siehe dazu etwa Guy (1981) und Baxter/ Lucchesi (1997) für Brasilien, Vilela (1995: 49) und Endruschat (2008: 91ff.) für Angola.



Graphik 1: Dynamik im lusophonen Varietätengefüge
(adaptiert nach Godenzzi 2010)

Ein(e) Sprecher*in produziert, bedingt durch den Kontakt zwischen dem Portugiesischen und einer Sprache X³, eine Innovation (I) in der Interaktion mit anderen in einer Kommunikationssituation. Diese kann verloren gehen (Ø) oder von anderen Individuen der Sprechergemeinschaft übernommen und zum Modell für künftige kommunikative Akte verwendet werden. Der Wandel (M – *mudança*) geschieht im Moment der Adoption (A – *adopção*), die Innovation verbreitet sich (D – *difusão*), zunächst kleinräumig und sprechergruppen- bzw. varietätenbezogen, im konkreten Fall in der *variedade popular rural* (P₄), der diastratisch niedrig markierten Sprachvarietät des ruralen kommunikativen Raums (EC-1).

Wieder über Adoption und Diffusion kann die Innovation in andere kommunikative Räume wandern, wird von anderen Sprechergruppen übernommen und in andere Varietäten inkorporiert. So gelangt sie durch interne Migration möglicherweise in den kommunikativen Raum der Stadtrandviertel (*favelas*, *musseques*) – *espaço urbano periférico* (EC-2) – und wird Bestandteil der *variedade popular urbana* (P₃). Von da kann sie auch in die Umgangssprache höherer sozialer Schichten – in die *variedade culta informal* (P₂) – übernommen werden und damit in den *espaço*

³ X steht hier als resümierendes Symbol für alle Sprachen, die als Quellsprachen für Innovationen in den portugiesischen Varietäten in Frage kommen.

urbano central gelangen. Sie steigt damit in der Varietätenkette auf, ist also nicht mehr diastratisch, sondern diaphasisch markiert.

Darüber hinaus kann die sprachliche Neuerung in die *variedade culta formal*/nationale Standardvarietät⁴ (P_1) weiterwandern (eine solche hat sich in den afrikanischen Ländern bislang noch nicht etabliert). Durch grenzüberschreitenden Kontakt ist zudem ihre Verbreitung bis in andere Länder der Lusophonie möglich. In diesem transnationalen Raum verorte ich einerseits die europäische *língua padrão* (P), die eventuell lexikalische Entlehnungen in ihren Wortschatz aufnimmt und in umgekehrter Richtung normgebend auf die nationalen Standardvarietäten wirkt. Andererseits können sprachliche Elemente eines Landes in andere Länder der Lusophonie gelangen und auch in dortigen portugiesischen Varietäten heimisch werden (P_i). Dabei kann auch eine Ebene „übersprungen“ werden, d.h., die Vermittlung geht nicht notwendigerweise über die nächstgelegene Ebene. Denkbar ist hier etwa die Übernahme umgangssprachlicher Formen eines Landes in das informelle Register des anderen Landes.

Möglich ist auch eine gegenläufige Bewegung, d.h. das Wandern eines Merkmals einer Varietät in umgekehrter Richtung bis in die Kontaktsprache X (in der Graphik mit den nach oben gerichteten Pfeilen dargestellt). Bei der Adoption kann es – in beide Richtungen – zu Veränderungen kommen, wie zur phonologisch-morphologischen Anpassung an die inkorporierende Sprache bzw. Varietät, aber auch zur Einführung einer neuen Bedeutung oder einer neuen Sprachregel, z.B. einer, die die Verwendung der Formen nach phonologischen, morphosyntaktischen oder semantisch-pragmatischen Kriterien regelt.

Im Folgenden wird dieses Modell auf das Portugiesische in Brasilien und Angola angewandt. Bevor ich auf einzelne Beispiele sprachlicher Innovationen eingehe, wird die Entwicklung der Varietäten in beiden Ländern in ihrem Phasenverlauf aufgezeigt. Um die einzelnen Etappen deutlich zu machen, werden in Ergänzung des Modells die sich herausbildenden Varietäten je nach Phase mit unterschiedlichen Farben in den entsprechenden Graphiken umrandet.

⁴ Lucchesi (1998: 73) verwendet im brasilianischen Kontext den Begriff *norma culta*, den er mit *português standard* gleichsetzt, also dem Portugiesisch der Bildungsschichten Brasiliens. Davon unterscheidet er die *norma padrão*, die dem Modell der normativen Grammatiken des Portugiesischen entspricht.

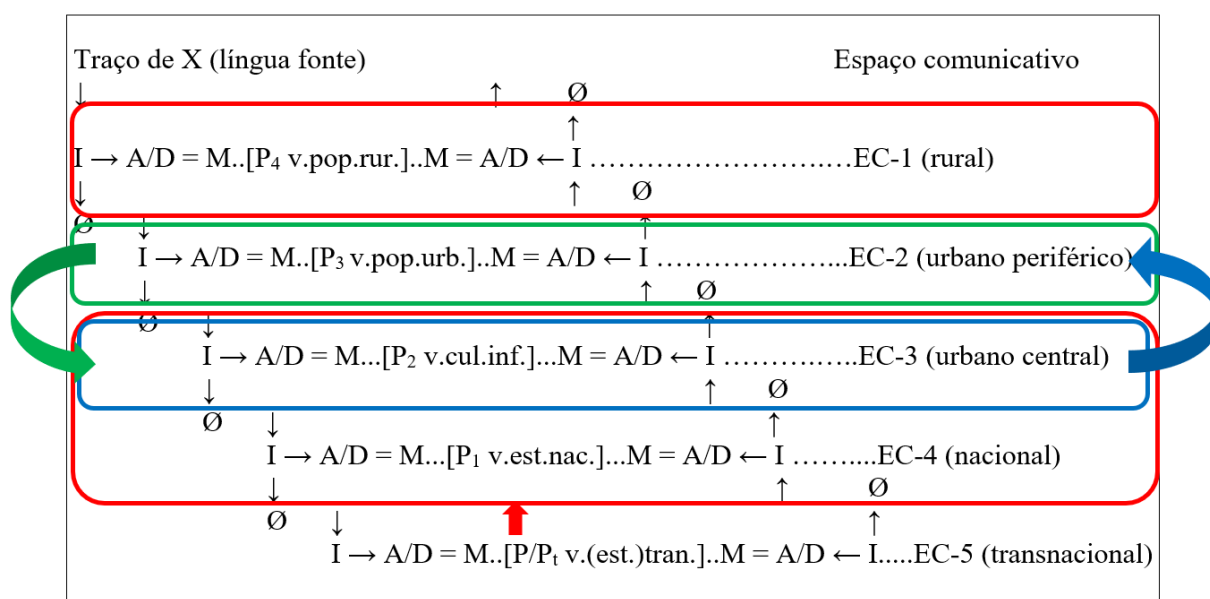
3.1. Brasilien

Das soziolinguistische Panorama Brasiliens war in der gesamten Kolonialzeit und der Epoche des Kaiserreichs von einer Polyglossiesituation geprägt, in der laut Lucchesi (2013: 197) nur ein Drittel der Bevölkerung die Sprache der portugiesischen Kolonisatoren sprach, während von zwei Drittel Hunderte von indigenen und afrikanischen Sprachen gesprochen wurden, neben einem als L2 erworbenen Portugiesisch, das durch eine Reduzierung grammatischer Regeln, insbesondere der nominalen und verbalen Konkordanzregeln, gekennzeichnet ist. Diese, im Sprachkontakt emergierende Varietät, wurde von den Nachkommen der unterjochten Afrikaner*innen⁵ und Indigenen übernommen (Lucchesi 2006: 90-93). Ab dem 17. Jh. war der Anteil der Menschen aus Afrika in der ethnischen Zusammensetzung am höchsten, noch um die Mitte des 19. Jh. machten diese, zusammen mit ihren Nachkommen sowie Mulatt*innen, 65% der brasilianischen Bevölkerung aus (Mussa 1991: 163, zit. in Lucchesi 2013: 200). In dieser polyglossischen Situation gründete sich die soziolinguistische Polarisierung, die bis ins 20. Jh. hinein die Sprachsituation prägte (in Graphik 2 durch rote Umrandung markiert):

- auf der einen Seite die Prestige-Varietäten der portugiesischstämmigen städtischen Eliten, die sich am Modell der europäischen *língua padrão* orientierten (sie werden unter dem Begriff *norma culta* zusammengefasst);
- auf der anderen Seite die ruralen Varietäten großer Gruppen von Sprecher*innen indigener und afrikanischer Herkunft, die durch den irregulären Erwerb⁶ des Portugiesischen als L2 entstanden.

⁵ In diesem Kontext ist anzumerken, dass die Afro-Brasilianer*innen bis zur Abschaffung der Sklaverei (1888) keine Schule besuchen durften (Gondim Jacoby 2011: 88).

⁶ Lucchesi (2013: 195) hat dafür den Begriff *transmissao linguística irregular de tipo leve* vorgeschlagen, den er vom Prozess der *transmissao linguística radical*, aus dem typische Pidgins und Kreolsprachen entstehen, abgrenzt. Erstere führt nicht zu einer Restrukturierung der Grammatik, sondern zur Erosion grammatischer Mechanismen, die keinen Informationswert haben.



Graphik 2: Dynamik im lusophonen Varietätengefüge Brasiliens

Im 20. Jh. kam es zu einer Dynamisierung dieses bipolaren Varietätenspektrums, die mit der Industrialisierung ab den 1930er Jahren begann und sich mit der stark steigenden Urbanisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jh. beschleunigte.⁷

Zum Gegensatz Stadt vs. Land kam nun eine innerstädtische Opposition der Kommunikationsräume – Zentrum vs. Peripherie – hinzu: die Varietäten der Bewohner*innen der Innenstadtviertel (*variedades cultas de prestígio*) (blau markiert), die den Varietäten der *Favelas* (*variedades urbanas e rurbanas estigmatizadas – norma popular urbana*) (grün markiert) gegenüberstanden. Wenn auch heute noch die Grenze zwischen diesen Varietäten erkennbar ist, so wird sie doch zusehends durchlässiger und unschärfer. Merkmale der *variedade popular* gelangen in das informelle Register höherer Schichten und umgekehrt werden Merkmale der *norma culta* von ärmeren und bildungsferneren Sektoren übernommen (Bagno 2012: 249) (grüner und blauer Pfeil in Graphik 2). Damit kommt es zu neuen emergenten Varietäten, die Merkmale beider Varietäten vereinen. Bagno (2012: 249f.) identifiziert mehrere Faktoren, die zu dieser Nivellierung führten: die massive Verbreitung moderner Kommunikationstechnologien, der vermehrte Zugang zu Bildung, der Anstieg von Lehrer*innen aus mittleren und unteren sozialen Schichten, die Redemokratisierung der brasilianischen Gesellschaft ab den 1980er

⁷ Laut Zensusdaten stieg von 1960 bis 2000 der Anteil der städtischen Bevölkerung von 45% auf 80% (zit. in Bagno 2012: 248).

Jahren sowie größere soziale Mobilität und das Entstehen einer „neuen“ Mittelschicht.

Die hier aufgezeigte Dynamik im Varietätengefüge lässt den Schluss zu, dass der Sprachkontakt eine wichtige Komponente bei der Herausbildung des brasilianischen Portugiesisch (BP) spielte. Diese Ansicht wird aber in der Fachliteratur nicht einhellig geteilt, zumindest, was die *norma culta* anbelangt. So etwa gehen namhafte Linguist*innen wie Mattoso Câmara (1976) und Silva Neto (⁶1992 [1957]) von einer nach wie vor bestehenden Bipolarität (*popular* – *culta*) aus, indem sie zwar einräumen, dass sich Spuren der afrikanischen (und indigenen) Sprachen in den *variedades populares* finden lassen, aber nicht ihre Beteiligung am Entstehen der *norma culta* anerkennen.⁸ Dieser Position kann entgegengehalten werden, dass durch die Interaktion zwischen diesen Varietäten sprachkontaktinduzierte Merkmale im Varietätengefüge wandern konnten und somit, wie Lucchesi (1998: 77) festhält, teilweise die Unterschiede des BP zum EP erklärbar sind.

3.2. Angola

Obwohl bereits 1483 der portugiesische Seefahrer Diogo Cão an der Küste des heutigen Angola landete, beschränkte sich die Präsenz der Portugiesen bis ins 19. Jh. auf an der Küste errichtete Handelsstützpunkte. Portugal strebte zunächst nicht die Eroberung und Kolonialisierung des Gebietes an, vielmehr richtete sich das Interesse auf die Deportation von Sklav*innen nach Brasilien und in die Karibik. Da ihre Rekrutierung über einheimische Mittelsmänner erfolgte, drangen die portugiesischen Sklavenhändler nicht ins Hinterland vor, womit es nur in sehr beschränktem Ausmaß zu Sprachkontaktsituationen kam.

Ein Kurswechsel vollzog sich erst im 19. Jh., als nach der Unabhängigkeit Brasiliens Afrika in den Fokus des kolonialen Machtstrebens Portugals rückte und als Folge der Aufteilung Afrikas auf der Berliner Konferenz (1885) die Kolonisierung des Landesinneren begann. Als Sprache der Kolonisten wurde das Portugiesische nun als politisches Machtinstrument eingesetzt. Im 20. Jh. erreichte die koloniale Ausbeutung und Assimilierungspolitik mit der Gründung des *Estado Novo* durch Antonio de Oliveira Salazar (1933) ihren Höhepunkt. Nach französischem Vorbild des „Code de l’indigénat“ wurde die kolonisierte afrikanische Bevölkerung aller

⁸ Siehe dazu etwa die Polemik in Petter (2005: 206ff.) oder Lucchesi (1998: 75ff., 2013: 202ff.).

Rechte beraubt und zur Zwangsarbeit verpflichtet. Nur wer fließend Portugiesisch sprach und einen europäischen Lebensstil annahm, erreichte den Status eines *assimilado*. Damit war der Mehrheit der Angolaner*innen auch der Zugang zur Schulbildung verwehrt (Inverno 2004: 206).

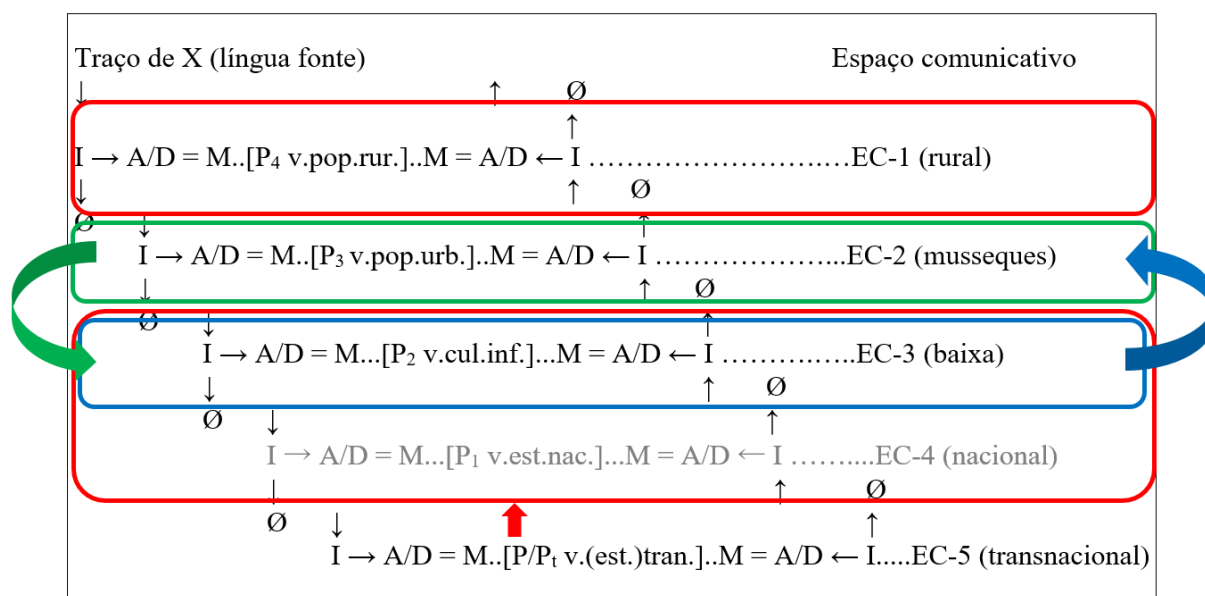
Als Folge dieser Kolonialpolitik kam es zur Herausbildung der bis heute deutlich erkennbaren soziolinguistischen Polarität Stadt – Land: im ländlichen Kommunikationsraum afrikanische Sprachen, Sprachmischungen (Portugiesisch – Bantu) und eine durch Einflüsse der indigenen Sprachen geprägte portugiesische Varietät (*variedade popular rural* = P₄), im urbanen Raum das Portugiesisch der städtischen Eliten. Aufgrund der massiven Abwanderung in die Städte und der Ausbreitung der Stadtrandviertel (*musseques*) bildete sich eine *variedade popular urbana* (P₃) heraus, die als *linguagem dos musseques* bekannt ist. Da die Beherrschung afrikanischer Sprachen in der Stadt von Generation zu Generation abnimmt, ist diese bereits die mehrheitliche L1 in den *musseques* (Endruschat 2008: 81). Damit kam es – ebenso wie in Brasilien – zu einer Bipolarität innerhalb des städtischen Portugiesischen, repräsentiert durch die diastratisch niedrig markierte Varietät der *musseques* auf der einen Seite und der – der europäischen *língua padrão* nahestehenden – Prestigevarietät der Bildungselite auf der anderen Seite, wie Vilela (1995: 49) betont:

Nunca se poderá confundir o português falado pela população que mais contacto teve com a língua portuguesa, ou que tem a língua portuguesa como língua materna⁹, em que a norma linguística se situa muito próximo da do eixo Lisboa-Coimbra, com o português resultante da progressiva colonização portuguesa, em que os estratos sociais colonizadores eram os mais variados diatópica e diastraticamente, e com a língua representada nos chamados “crioulos secundários” (por exemplo, a língua dos musseques) (...).

Die *linguagem dos musseques* hob sich zunächst auch noch durch bestimmte Merkmale von der Umgangssprache des Stadtzentrums (*baixa*; P₂) ab, da die Bewohner*innen je unterschiedlichen sozialen Schichten entstammten (Endruschat 2008: 87). Aber ähnlich wie in Brasilien lässt sich ein Nivellierungsprozess zwischen den Varietäten der *musseques* und der *baixa* erkennen, aus dem laut Endruschat eine Stadtsprache entstand, in der sich einige aus den *musseques* kommende sprachliche Innovationen bereits verfestigt haben.

⁹ Recorde-se a velha distinção colonial entre “indígena” e “assimilado” (Cfr. Leiste 1986: 54).

Diese emergente Varietät kann zukünftig möglicherweise zur Entwicklung eines überregionalen Standards beitragen. Bislang fehlt aber noch eine Normierung der aufkommenden Eigenentwicklung (deshalb ist die Ebene P_1 in Graphik 3 grau markiert)¹⁰. Begünstigt wird diese durch die kaum vorhandene normierende Ausstrahlung von Portugal (Endruschat 2008: 81).



Graphik 3: Dynamik im lusophonen Varietätengefüge Angolas

Der Vergleich Brasilien – Angola aus soziohistorischer und soziolinguistischer Perspektive zeigt, dass die Entwicklung des lusophonen Varietätengefüges in den beiden Ländern einen ähnlichen Verlauf genommen hat. Ebenso geht daraus hervor, dass beiderorts ein langandauernden Kontakt – in unterschiedlichen Epochen – mit afrikanischen Sprachen zu verzeichnen ist. Wie sich dieser auf sprachstruktureller Ebene niederschlägt, wird im folgenden Abschnitt beleuchtet.

¹⁰ Laut Endruschat/ Huth (1993: 54f.) funktioniert in den angolanischen Städten Portugiesisch als Verkehrssprache über seine umgangssprachlichen Formen. Als offizielles Register fungiert im Wesentlichen die von Portugal übernommene Norm, die jedoch nur von Personen mit höherem Bildungsniveau beherrscht wird und eng an den offiziellen Kommunikationsbereich in der Hauptstadt gebunden ist.

4. Sprachkontakt und sprachliche Innovationen: ausgewählte Beispiele

Bevor im Folgenden ausgewählte Beispiele grammatischer Konstruktionen und lexikalischer Neuschöpfungen im Portugiesischen Angolas und Brasiliens, die auf den Einfluss afrikanischer Sprachen rückführbar sind, aufgezeigt werden, sei eingangs festgehalten, dass sich neue emergente Konstruktionen, wie sie Hopper (1987) nennt, nicht einfach als Resultat von Interferenz oder Transfer aus der Kontaktsprache erklären lassen. Fasst man Sprachkontakt als kommunikative Praxis auf, so entstehen Innovationen im Miteinander-Sprechen der Menschen, in einer permanenten Dynamik von Bildung und Umbildung im Sprachgebrauch. Neue Formen, Konzepte und Bedeutungen werden in einer produktiven Interaktion zwischen den Sprecher*innen kreiert. Dabei dient die Kontaktsprache nur als Kopiervorlage, wie Pfänder (2009: 57) in Anlehnung an Johanson (1992: 174ff.) für das bolivianische Spanisch mit Quechua als Kontaktsprache feststellt. In diesem Verfahren des Kopierens werden mitunter nicht alle, sondern nur bestimmte Eigenschaften (semantische, materielle, kombinatorische etc.) einer Konstruktion der Modellsprache ausgewählt (*selektives Code-Copying*). Neben der Kontaktsprache spielen in diesem Prozess auch andere Faktoren eine Rolle, wie kommunikative Bedingungen und Notwendigkeiten, typische Funktionen von Oralität, L1 der Sprecher*innen, Strategien des Erwerbs der L2, universelle Grammatikalisierungstendenzen, soziolinguistische Faktoren, die etwa das Prestige bzw. die Stigmatisierung bestimmter Formen betreffen, u.a.m. (Pfänder 2009: 52, 215). Auszugehen ist daher von einer *multiple-birth* (Aitchison 1995), d.h. von einer Plurideterminiertheit der neu entstehenden sprachlichen Phänomene. Dies gilt auch für den hier behandelten Forschungskontext, wie Endruschat/ Huth (1993) für den Fall Angola hervorheben:

Nicht die Kontamination durch Bantu-Sprachen allein, aber auch nicht ausschließlich Archaisierungs-, Weiterentwicklungs- und Vereinfachungsprozesse schlechthin vermögen die vielfältige Natur solcher Phänomene wie die im folgenden beschriebenen hinreichend zu deuten. In den meisten Fällen müssen wir von einer Konvergenz verschiedener Einflüsse ausgehen (Endruschat/ Huth 1993: 53).

Im brasilianischen Kontext wird die Bedeutung des Sprachkontakts bei der Herausbildung der sozialen Varietäten des BP je nach Forschungslinie und theoretischem Ansatz unterschiedlich bewertet und gewichtet.¹¹ In einem Erklärungsansatz – der internalistischen Hypothese –, vertreten etwa von Silva Neto (⁶1992 [1957]) oder Naro/ Scherre (2000), wird dem Sprachkontakt nur eine sekundäre Bedeutung zugeschrieben, als Beschleunigungsfaktor von Tendenzen, die bereits im System des Portugiesischen latent vorhanden waren. Mit Rückgriff auf den Drift-Begriff von Sapir (1921) berufen sich die Internalist*innen dabei auf die allen Sprachen immanente Tendenz zum Wandel (Silva Neto ⁶1992: 594; Naro/ Scherre 2000: 236-237).

Die externalistische Hypothese (Sprachkontakthypothese) betont hingegen Sprachkontakt als primären Faktor des Wandels. Ihre Verfechter*innen, zu denen u.a. Lucchesi (1998, 2006 u.a.), Petter (2005, 2009), und Kreolisten wie Guy (1981), Holm (1992) und Lipski (2008) gehören, versuchen, den Einfluss der Substratsprachen bei der Herausbildung des BP nachzuweisen. Dieser Ansatz erhält nicht zuletzt dadurch Plausibilität, dass eine Reihe von Phänomenen sowohl in Brasilien als auch in Angola (und Mosambik) in den *variedades populares* auftreten. Gärtner (1998) führt dazu aus:

Die Tatsache, daß in Brasilien und in Afrika dieselben Sprachen (Sudan- und Bantusprachen), deren wesentliche typologische Merkmale sich zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert nicht grundlegend gewandelt haben dürften, mit dem Portugiesischen in Berührung getreten sind, erklärt (...) eine Vielzahl von Übereinstimmungen, vor allem in den Substandard-Varietäten.

Exemplarisch möchte ich im Folgenden zwei dieser Übereinstimmungen näher betrachten, und zwar die beiden in der Fachliteratur am häufigsten diskutierten sprachlichen Innovationen in der Grammatik des BP und des AP. Um die Plausibilität der afrikanischen Sprachen als Modellsprachen bei ihrer Herausbildung aufzuzeigen, werde ich die portugiesischen mit den äquivalenten Konstruktionen in den Bantusprachen vergleichen. Im Anschluss werde ich dann auf den afrikanischen Einfluss in der Lexik eingehen.

11 Eine ausführliche Darstellung dieser kontroversen Debatte mit Abwägung der Argumente beider Seiten unternimmt Gondim Jacoby (2011: 82ff.), auf die hier nicht im Detail eingegangen werden kann.

4.1. Sprachliche Innovationen im Bereich der Morphosyntax

4.1.1. Reduzierung des Verbalparadigmas

Im Verbalparadigma fallen die Flexionsmorpheme nicht gänzlich weg (wie es für Kreolsprachen typisch ist), die Erneuerung liegt vielmehr in der Variation in ihrem Gebrauch, wie Lucchesi (2013: 213) für die brasilianischen Varietäten feststellt (die Klammern in Tab. 1 zeigen die Variation an). Die Nicht-Kongruenz zwischen Person und Verbform ist in der *linguagem popular rural* (P₄) am häufigsten. Für die Pluralformen (Bsp.: *nós/ vocês/ eles trabalha*) beträgt sie fast 80%; in abgelegenen afrobrasilianischen Gemeinschaften liegt sie noch darüber. Diese Innovation gelangte – mit sinkender Frequenz – auch in die urbanen Varietäten, wo sie mit 50% in der *linguagem popular urbana* noch relativ häufig zu konstatieren ist. Für die 3.P.Pl. ist sie auch, abhängig vom Bildungsgrad der Sprecher*innen, mit 20% (bei mittlerer Bildung) und nur noch mit 5%¹² (bei höherer Bildung) in der *linguagem semiculta* bzw. *culta* anzutreffen (Lucchesi 2006: 97).

Norma padrão P	Linguagem culta P ₁ /P ₂	Linguagem popular urbana P ₃	Linguagem popular rural P ₄ (afro-brasileiro)
eu trabalho tu trabalhas ele trabalha nós trabalhamos vós trabalhais eles trabalham	eu trabalho você trabalha ele trabalha nós trabalhamos vocês trabalham eles trabalha(m)	eu trabalho tu/ você trabalha ele trabalha nós trabalha(mo(s)) vocês trabalha(m) eles trabalha(m)	eu trabalho(-a) tu/ você trabalha ele trabalha nós trabalha(mo(s)) vocês trabalha(m) eles trabalha(m)

Tab. 1: Variation der Person-Numerus-Kongruenz nach Varietäten
(erstellt auf Basis von Lucchesi 2013: 213)

12 Dieser Prozentsatz resultiert aus einer Studie von Graciosa (1991), die auf dem Korpus des in den 1970er-Jahren durchgeführten NURC-Projekts beruht. Wie oben ausgeführt, sind die Kategorien *culto* – *popular* heute in dieser Trennschärfe nicht mehr gültig. Daher haben sich möglicherweise die Prozentsätze durch den Nivellierungsprozess zwischen den Varietäten inzwischen mehr angenähert.

Aus der Tabelle geht hervor, dass in P₄, besonders im *Afro-Brasileiro*, der Gebrauch der 3.P.Sg. (*trabalha*) als invariable Form sehr häufig (für die 1.P.Sg. nur selten) vorkommt. Dieses Phänomen ist auch typisch für Kreolsprachen und findet sich ebenfalls in Angola, mit besonders hoher Frequenz in der *linguagem dos musseques* in Luanda, und zwar für alle grammatischen Personen (auch für die 1.P.Sg.); z. B. *eu vai ajudar minha tia na praça, eu fica aí mesmo só criada, A Eva e a Engrácia vai muito bem de biscoleta, as crianças vai passar férias* (Belege aus Endruschat 2008: 94). Auch Nascimento et al. (2008: 56) konstatieren fehlende Person-Numerus-Kongruenz in vorwiegend mündlichen informellen Registern des angolanschen Portugiesisch (AP), z. B.: *os laços de amizade que nos reúne entre Angola e Portugal, os filhos também fala, tudo eles lava*.¹³ In beiden Ländern zeigt sich also die Bewegung der Innovation durch den Varietätenraum, von ihrer Entstehung in den von afrikanischen Sprachen beeinflussten ruralen Varietäten, über ihr Vordringen in den Kommunikationsraum der urbanen Peripherie, bis hin zu ihrer Übernahme in die städtische Umgangssprache (bei abnehmender Häufigkeit ihres Gebrauchs).

Aus der Perspektive des Sprachkontakts lässt sich die Vereinfachung des Verbalparadigmas einerseits mit dem Erwerb des Portugiesischen als L2 bei limitiertem Zugang zur Standardvarietät, andererseits mit strukturellen Merkmalen der Bantu-Sprachen erklären (Lipski 2008: 88). In den Bantu-Sprachen gibt es keine Flexionssuffixe, Person und Tempus werden durch Präfixe am Verbstamm markiert. Ein Verb wird demnach nach dem Muster Personalpräfix + Tempusmarker + Radikal gebildet, wie folgendes Beispiel aus dem Kiswahili¹⁴ zeigt:

¹³ Die Belege sind dem von den Autor*innen erstellten *Corpus África* entnommen. Das mündliche Korpus ihrer Studie beinhaltet vorwiegend informelle Gespräche und einige Aufnahmen formeller Diskurse (Radiointerviews, politische Diskurse). Von den untersuchten Sprecher*innen haben 80% mittlere oder höhere, 20% niedrige Schulbildung (Nascimento et al. 2008: 39).

¹⁴ Dass ich hier öfters auf das Kiswahili rekurriere, eine Bantu-Sprache, die in Ostafrika (u. a. in Mosambik), aber nicht in Angola gesprochen wird, ist der Tatsache geschuldet, dass mir Daten zum Kiswahili eher zugänglich waren.

ni – *na* – *soma* (ich lese)
1 SG – PRÄS – RAD lesen

wa – *na* – *soma* (sie lesen)¹⁵
3 PL – PRÄS – RAD lesen

ni – *me* – *soma* (ich habe gelesen)
1 SG – PERF – RAD lesen

Die flexionslose Verbform der Bantu-Sprachen kann also als Kopiervorlage gedient haben und das Fehlen der Flexionssuffixe in den niedrig markierten sozialen Varietäten im AP und BP erklären. Für Lipski ist es zwar nicht möglich, eine direkte Verbindung zwischen Angola und Brasilien in Bezug auf den Gebrauch der 3.P.Sg. als invariabler Form herzustellen, da es sich um einen natürlichen Prozess handle, der spontan beim Erwerb des Portugiesischen als L2 entstehe. Gleichwohl sei es signifikant, dass sich im vernakulären brasilianischen Portugiesisch die invariable Form in der 1. und 3.P. Plural erhalten hat (Lipski 2008: 88).

Demgegenüber steht der Versuch von Naro und Scherre (2000), die internalistische Hypothese mit Evidenzen aus dem Altportugiesischen und dem heutigen EP zu stärken. Sie betonen, dass variable Konkordanz bereits in einigen Varietäten des EP auftrat, die mit den portugiesischen Kolonisten nach Brasilien gelangten. In ihrer Studie fanden sie allerdings für die Variation bei der 3.P.Pl. (also Wegfall des finalen -m) im Altportugiesischen nur eine Häufigkeit von weniger als 1%, in den heutigen ruralen (und popularen) Varietäten nur sporadisches Auftreten. Daraus schließen sie – trotz mangelnder statistischer Signifikanz –, dass der Unterschied im EP und BP eine Sache des Grades und nicht des Typs sei, da die Reduzierung der Verbflexion einer allgemeinen Tendenz der indoeuropäischen Sprachen entspreche (Naro/ Scherre 2000: 248). Dieser Befund kann jedoch die Sprachkontakthypothese nicht entkräften, wie Lucchesi entgegenhält. Die Diskrepanz im Gebrauch der Konkordanzregeln zwischen der *norma culta* und den *normas populares*

não pode ser explicada por uma deriva secular da língua portuguesa, encontrando uma explicação mais plausível nas mudanças induzidas pelo contato que estariam na origem das variedades populares do português brasileiro, enquanto que a fala de sua elite letrada só teria sido afetada indiretamente por esse processo (Lucchesi 2013: 214-215).

¹⁵ Beispiel aus *Suahili-Grammatik* (o. J.: 37).

4.1.2. Einmalige Pluralmarkierung in der Nominalphrase

Eine Innovation, die ebenfalls am häufigsten in P₄ auftritt, aber auch in P₃ sehr gebräuchlich ist und zudem durchaus bei Sprecher*innen höherer sozialer Herkunft in locker-informeller Situation verzeichnet werden kann, ist die einmalige Pluralmarkierung in der Nominalphrase, in den meisten Fällen am Determinanten:

*essas água*Ø, *dois ano*Ø (Bras., Rodrigues 1974, zit. in Gärtner 1997b: 343)

*meus filho*Ø *mais velho*Ø (Bras., Lucchesi 2008: 33)

*os problema*Ø *maior*Ø (Angola, Chavagne 2005: 241)

Um die mögliche Rolle des Sprachkontakts in der Genese dieses Phänomens zu identifizieren, soll der Pluralbildung in der Nominalphrase in afrikanischen Sprachen, die im Kontakt mit dem Portugiesischen standen oder stehen, nachgegangen werden. In den westafrikanischen Sprachen gibt es keine Numeruskongruenz in der Nominalphrase. Nur, wenn Ambiguität vermieden werden muss, wird ein Pluralisator gesetzt, z.B. das Pronomen der 3.P.Pl. (Lipski 2008: 86). In den Bantu-Sprachen werden die Numeri durch Präfixe markiert, die je nach Nominalklasse (z.B. menschliche Wesen) variieren; Beispiele aus verschiedenen Bantu-Sprachen sind:

Kimbundu: *nguma* – Feind, *junguma* – Feinde

Umbundu: *uti* – Baum, *oviti* – Bäume

Kikongo: *salu* – Arbeit, *bisalu* – Arbeiten

(Marques 1983: 221, zit. in Inverno 2004: 207)

Kiswahili: *ki-azi* – Süßkartoffel, *vi-azi* – Süßkartoffeln (Welmers 1973: 169)

Das der jeweiligen Nominalklasse entsprechende Präfix steht vor allen Radikalen der Nominalphrase; z.B. (Kiswahili)¹⁶:

<i>m-toto</i>	<i>m-moja</i>	<i>m-dogo</i>	<i>wa-toto</i>	<i>wa-tatu</i>	<i>wa-dogo</i>
SG-Kind	SG-ein	SG-klein	PL-Kind	PL-drei	PL-klein

Ähnlich wie im Portugiesischen wird in den Bantu-Sprachen also der Plural an allen Elementen der Nominalphrase markiert, aber nicht in Form von Flexionssuffixen, sondern durch Wortklassenpräfixe. Wie lässt sich nun die einmalige Pluralmarkierung im Portugiesischen aus der Perspektive des Sprachkontakts erklären? Marques (1983) zufolge, der sich u. a. auch Lipski (2008: 86) anschließt, interpretieren Bantu-Sprecher*innen die portugiesischen Nominalphrasen als invariable Einheit, da keines der Radikale präfigiert wird. Diese Einheit wird dann an dem Wort, das links im

¹⁶ Persönliche Information von Christiane Feller.

Syntagma steht, markiert, also etwa: *essa criança pobre*. Die Innovation ist also nicht das Resultat eines direkten Transfers des morphosyntaktischen Musters der Bantu-Sprachen, kann aber dennoch als Phänomen, das im Sprachkontakt durch Reanalyse entstanden ist, interpretiert werden. Eine weitere Erklärung fügt noch Chavagne hinzu:

Mais une autre raison pourrait être phonologique étant donné que tous les mots kimbundu se terminent par une voyelle. Dans les trois syllabes de *os outros* c'est la dernière qui a la moins d'intensité, qui est donc la moins perceptible, et la consonne finale est plus faible que la voyelle par le fait qu'elle n'existe pas dans cette position en kimbundu. Nous avons donc deux influences convergentes et toutes deux du substrat bantu (Chavagne 2005: 241).

Signifikant ist, dass die Innovationen jeweils dieselben grammatischen Bereiche betreffen. Dies belegen auch viele weitere Ähnlichkeiten zwischen dem BP und dem AP in der Morphosyntax (und auch in anderen sprachlichen Bereichen), wie in einer Reihe einschlägiger Studien gezeigt worden ist. Diese Befunde sind als Indizien zu werten, dass afrikanische Sprachen an der Herausbildung des Portugiesischen beider Länder beteiligt waren.

4.2. Sprachliche Innovationen im Bereich der Lexik

Am offenkundigsten zeigt sich der Sprach- und Kulturkontakt in der Lexik des BP und AP. So beläuft sich nach einer Studie von Schneider (1991) die Zahl der Afrikanismen im BP auf 2500, auch wenn die Zahl der häufig gebrauchten relativ gering ist. Die lexikalischen Entlehnungen werden oft an die portugiesische Phonetik und Morphologie angepasst und zum Teil in veränderter Bedeutung verwendet. Viele von ihnen sind umgangssprachliche Ausdrücke (Petter 2005: 211), aber ein Teil davon ist in der Varietätenkette weiter bis in die *norma culta* aufgestiegen und damit in den nationalen Kommunikationsraum gelangt. Im Fall Brasiliens ist eine Reihe von Entlehnungen in den *Dicionário Aurélio* aufgenommen worden.

Im Folgenden werde ich einige Beispiele etablierter lexikalischer Entlehnungen heranziehen, um die Adoption und Diffusion von Innovationen bis in die nationalen Varietäten und – in manchen Fällen – auch bis in einen transnationalen Wortschatz zu beleuchten.

Beispiele für das brasilianische Portugiesisch¹⁷ (aus Bartens-Adawonu 1997):

- bambo* – ‚schwach‘, ‚müde‘, ‚unsicher‘, ‚unentschieden‘; davon abgeleitet auch:
bambear – ‚schwach werden‘, ‚straucheln‘, ‚schwanken‘
 < Kikongo: *ba'mbala* – ‚sich wie eine verletzte Schlange winden‘, ‚zappeln‘
 < Kimbundu: *mbambi* – ‚kalt‘, ‚vor Fieber zitternd‘
bunda – ‚Hinterteil‘; ‚schäbig‘, ‚unbedeutende Person‘
 < Kimbundu: *mbunda* – ‚Gesäß‘, ‚Pobacken‘
cafua – ‚Höhle‘, ‚Lager‘, ‚dunkler, verschlossener Raum‘, ‚armselige Behausung‘, ‚Hütte‘
 < Bantu (evtl. Kikongo): *kafua* – ‚einer, der gestorben und an einen dunklen Ort gegangen ist‘
sungar – ‚hochheben‘, ‚Hose oder Rock hochziehen‘; davon abgeleitet auch:
sunga – ‚kurze Hose für Kinder‘, ‚Badehose‘
 < Kimbundu: *kúsûnga* – ‚hochziehen‘, ‚hissen‘

Beispiele für das angolische Portugiesisch (aus Chavagne 2005: 179-180)¹⁸:

- kazucuta* – ‚Chaos‘, ‚Disziplinlosigkeit‘; davon abgeleitet auch:
kazucuteiro – ‚undisziplinierte Person‘; *kazukutar* – ‚nichts tun‘
 < Kimbundu: *kazucuta* – Name eines traditionellen Tanzes
cangonhar – ‚rauchen‘
 < Bantu: *kangonha* – ‚Tabak‘
jangutar-se – ‚essen‘
 < Kimbundu: *kujanguta* – ‚kauen‘
xaxatar – ‚lieblosen‘, ‚betasten‘
 < Kimbundu: *kuxaxata* – ‚betasten‘

Ein Neologismus, an dem die Verbindung zwischen Sprach- und Kulturkontakt sehr deutlich wird, ist die Redewendung *queimar o cabelo* mit der metaphorischen Bedeutung ‚sich etwas aus dem Kopf schlagen‘. Der Ausdruck rührt vom ländlichen Brauch her, sich die Haare zu verbrennen, um eine Vorstellung, eine Idee oder ein Vorhaben aufzugeben (Campo 2001: 57).

¹⁷ Die meisten Entlehnungen (71%) afrikanischer Herkunft im BP stammen aus Bantu-Sprachen (Bagno 2012: 239).

¹⁸ Chavagne (2005) bietet eine umfangreiche Zusammenstellung von Entlehnungen aus den Bantu-Sprachen Angolas, die Etyma sowie Derivationsverfahren enthält. In seiner Studie stellt er fest, dass die wichtigste Gebersprache für Entlehnungen das Kimbundu ist, stammen doch in seinem Korpus (insg. 2172 lexikalische Einträge) 918 (56,84%) aus dieser Sprache (Chavagne 2005: 144).

Die Dynamik in der Lexik lusophoner Varietäten zeigt sich nicht nur innerhalb eines Landes, sondern auch in der Bewegung von Wortschatzelementen im transnationalen Raum. So stellt Chavagne fest, dass viele Entlehnungen aus dem Kimbundu sowohl in Angola als auch in Brasilien verwendet werden. Da das AP auch Entlehnungen aus dem BP aufgenommen hat, können auch in Brasilien lusitanierte Kimbundu-Wörter zurückgekehrt und über diesen Weg ins AP Eingang gefunden haben, besonders in der Periode des intensiven Austauschs im 18. Jh. Deshalb könne man heute nicht mit Sicherheit wissen, ob alle Entlehnungen aus dem Kimbundu, die gegenwärtig in Angola gebraucht werden, auf angolanischem Boden entstanden sind (Chavagne 2005: 149f.).

Von der grenzüberschreitenden Verbreitung von Entlehnungen aus afrikanischen Sprachen zeugen die folgenden Beispiele: Einige Wörter wie *bunda* (‚Gesäß‘), *moleque* (‚Junge‘) oder *quitanda* (‚Kleinhandel‘) gelangten schon früh von Angola ins brasilianische Portugiesisch. *Bufunfa* (‚Geld‘), *fofoca* (‚Klatsch‘, ‚üble Nachrede‘) und *quenga* (‚Prostituierte‘) sind – aus Brasilien kommend – in Angola erst seit einiger Zeit in Gebrauch. In Portugal werden in derselben Bedeutung wie in Angola umgangssprachlich *bué* (‚sehr‘, ‚viel‘), *bazar* (‚flüchten‘, ‚abhauen‘) oder *garina* (‚Mädchen‘, ‚Frau‘) verwendet. Auch Angola und Mosambik teilen im Wortschatz einige Bantu-Entlehnungen, z.B. *cacimba* (‚Nebel‘; von Kimbundu *kixima*) oder *maximbombo* (‚Reisebus‘)¹⁹ (Chavagne 2005: 219, 143; Lopes/ Siteo/ Nhamuende 2002: 38, 86).

Besonders hohe Verbreitung – einschließlich einiger Bedeutungserweiterungen – fand das Kimbundu-Wort *kandong* (‚Schwarzmarkt‘) und davon abgeleitet *candongueiro* (‚Schwarzmarkthändler‘, in Angola auch ‚Transportmittel des informellen Sektors‘ [Bus, Taxi]). In der Bedeutung ‚Schwarzmarkthändler‘ wird *candongueiro* auch in Mosambik, Portugal und Brasilien benutzt; in Brasilien zusätzlich für ‚Schwätzer‘, ‚Gauner‘, ‚Schlingel‘ (*Dicionário Houaiss*, zit. in Chavagne 2005: 182).

Zuletzt sei ein Beispiel genannt, das nicht nur im Portugiesischen, sondern auch sprachübergreifend internationale Diffusion erfuhr, und zwar *samba* als Bezeichnung für einen Musik- und Tanzstil. Das Wort *samba* leitet sich von Kimbundu

¹⁹ Chavagne klassifiziert *maximbombo* als Bantu-Entlehnung, ebenso Lopes/ Siteo/ Nhamuende (Etymon: *xibomba*). Letztere nennen noch eine weitere – ihrer Einschätzung nach aber weniger plausible – Interpretation, und zwar die Herleitung aus dem Englischen (*machine*+*pump*).

disemba („Stoß gegen den Bauch“) her oder auch von *samba*, das in mehreren Bantu-Sprachen „(freudig) herumhüpfen“, „aufgeregt sein“ bedeutet (Bartens-Adawonu 1997: 128). Die ursprüngliche afrikanische Tanzform, die von Sklav*innen in Brasilien eingeführt wurde, erfuhr im Prozess der Transkulturation Um- und Neugestaltungen, aus denen neue partikuläre Ausprägungen hervorgingen, von der brasilianischen Tanzform der Samba bis hin zur europäischen Variante als Bestandteil des Repertoires lateinamerikanischer Tänze im Turnierprogramm. Im Zuge dieses Transformationsprozesses nahm auch die Bezeichnung Samba veränderte Bedeutungen an. Das Beispiel der Samba zeugt damit von der Bewegung sprachlicher und kultureller – miteinander interagierender – Formen durch Zeit und Raum und von der mit ihrer Adoption und Diffusion einhergehenden Transformation. Zudem zeigt es, wie diese weit weg vom Ort ihrer Entstehung heimisch werden können²⁰, gilt die Samba doch als Symbol brasilianischen Lebensgefühls schlechthin.

5. Fazit

In diesem Beitrag wurde die Dynamik im Varietätengefüge des Portugiesischen aus der Perspektive des Sprachkontakts für den Fall von Brasilien und Angola vergleichend aufgezeigt und anhand ausgewählter Beispiele verdeutlicht. Das dabei zur Anwendung gebrachte Modell erwies sich als nützliches Instrument, um – sowohl soziolinguistische als auch sprachstrukturelle Aspekte betreffende – Analogien in der Entwicklung der diasystematischen Variation in den beiden Ländern herauszuarbeiten. In Ergänzung des Modells wurden die jeweils entstehenden Varietäten durch farbige Umrandungen in den Graphiken gekennzeichnet, mit deren Hilfe der Phasenverlauf auch bildlich gut nachvollziehbar wird. Dieser umfasst die folgenden drei Etappen: Zunächst kam es zu einer in der Kolonialgeschichte begründeten Polarisierung zwischen ruralen und urbanen Varietäten (rot umrandet), die im Zuge steigender Migration vom Land in die Stadt durch eine innerstädtische Opposition zwischen *norma culta* und *norma popular* (blau bzw. grün umrandet)

20 Dieser Prozess, in dem ein importiertes Kulturprodukt eine spezifische lokale Ausprägung annimmt, wird in den Kulturwissenschaften als Indigenisierung bezeichnet (Scholz 2004: 63).

ergänzt wurde. In den letzten Jahrzehnten kam es beiderorts zu einer Dynamisierung dieser urbanen Varietätenlandschaft (blauer und grüner Pfeil), aus der durch den Zusammenfluss von Merkmalen beider Varietäten neue emergente Sprachformen hervorgingen. Diese sind auch richtungsweisend in den laufenden Debatten um die Entwicklung eigener nationaler Varietäten und ihrer Normierung sowie deren Implikationen z.B. für den Schulunterricht, ein Aspekt, der v.a. in Brasilien große Polemiken entfacht²¹, auf den ich – wie auch auf viele andere – hier nicht mehr eingehen kann.

Der Vergleich Brasilien – Angola anhand ausgewählter Merkmale des BP und des AP zeigte exemplarisch auf, wie sich die Gemeinsamkeiten auf der sprachstrukturellen Ebene manifestieren. Diese beruhen zum einen darauf, dass sich beiderorts große Sprechergruppen Portugiesisch in einem irregulären Erwerb als L2 (möglicherweise auch als L3 oder L4) angeeignet haben. Zum anderen belegte der Rückgriff auf äquivalente grammatische Konstruktionen der Bantu-Sprachen die Rückführbarkeit der übereinstimmenden Besonderheiten auf strukturelle Eigenschaften dieser afrikanischen Sprachen, die als Kopiervorlage gedient haben können.

Alle in diesem Beitrag erörterten Indizien sprechen dafür, dass in beiden Ländern Sprachkontakt gleichzeitig als Ursache und treibende Kraft für sprachliche Erneuerungen fungiert bzw. fungierte, wenn wir es hier auch mit unterschiedlichen Stadien des Sprachkontakts zu tun haben: In Angola ist das Interagieren der Sprachen ein nach wie vor laufender Prozess, während sich in Brasilien der Sprachkontakt vom 16. bis zum 19. Jh. vollzog und die afrikanischen Sprachen nur noch als Substrat im Portugiesischen vorhanden sind. Möglicherweise können wir also in Angola ein Stadium des Sprachkontakts beobachten, das in Brasilien bereits der Vergangenheit angehört.

21 S. dazu etwa die Polemik um ein vom brasilianischen Erziehungsministerium herausgegebenen Didaktikbuch der portugiesischen Sprache, die z. B. Lucchesi in einem Vortrag aufgreift (2011: 19).

Literaturhinweise

- Aitchison, Jean (1995), „Tadpoles, cuckoos, and multiple births: Language contact and models of change“. In: Fisiak, Jacek (Hrsg.), *Linguistic Change under Contact Conditions*. Berlin/New York: de Gruyter, 1-13.
- Bagno, Marcos (2012), *Gramática pedagógica do português brasileiro*. São Paulo: Parábola.
- Bartens-Adawonu, Angela (1997), „Lexikalische Afrikanismen im Standardbrasiliannischportugiesischen (anhand von literarischen und Presstexten sowie des NURC-Korpus)“. In: Degenhardt, Ruth/ Stolz, Thomas/ Ulferts, Hella (Hrsg.), *Afrolusitanistik - eine vergessene Disziplin in Deutschland*. Bremen: Universität Bremen, 97-145.
- Baxter, Alan/ Lucchesi, Dante (1997), „A relevância dos processos de pidginização e crioulização na formação da língua portuguesa no Brasil“. In: *Estudos Lingüísticos e Literários*, 19, 65-84.
- Câmara Jr., Joaquim Mattoso (1976), *História e estrutura da língua portuguesa*. Rio de Janeiro: Padrão.
- Campo, José Luís de Azevedo do (1997), „Funktional-kommunikative Darstellung eines angolischen Originaltextes sowie Vergleich mit seinen Entsprechungen im europäischen Portugiesischen und Deutschen“. In: Degenhardt, Ruth/ Stolz, Thomas/ Ulferts, Hella (Hrsg.), *Afrolusitanistik: eine vergessene Disziplin in Deutschland?*, Bremen: Universität Bremen, 60-78.
- Chavagne, Jean-Pierre (2005), *La langue portugaise d'Angola: Etudes des écarts par rapport à la norme européenne du portugais*. Lyon: Université de Lyon 2 (Dissertation).
- Coseriu, Eugenio (²1973), *Sincronía, diacronía, historia. El problema del cambio lingüístico*, Madrid: Gredos.
- Endruschat, Annette (2008), „Linguagem dos musseques - die Stadtsprache Luan-das“. In: Krefeld, Thomas (Hrsg.), *Sprachen und Sprechen im städtischen Raum*. München: Lang, 77-102.
- Endruschat, Annette/ Huth, Karin (1993), „Interferenz und Sprachwandelprozesse am Beispiel grammatikalischer Strukturen des angolischen Portugiesisch“. In: *Lusorama*, 20, 50-74.

- Gärtner, Eberhard (1997a), „Coincidências dos fenómenos morfo-sintácticos do substandard do português do Brasil, de Angola e de Moçambique“. In: Degenhardt, Ruth/ Stolz, Thomas/ Ulferts, Hella (Hrsg.), *Afrolusitanistik - eine vergessene Disziplin in Deutschland*. Bremen: Universität Bremen, 146-180.
- Gärtner, Eberhard (1997b), „Entstehung und Entwicklung der europäischen und brasilianischen Varietät des Portugiesischen“. In: Briesemeister, Dietrich/ Schönberger, Axel (Hrsg.), *Portugal heute: Politik - Wirtschaft - Kultur*. Frankfurt am Main: Vervuert, 335-352.
- Gärtner, Eberhard (1998), „Einige Bemerkungen zu Stand und Aufgaben der lusitanistischen Sprachwissenschaft“. In: Briesemeister, Dietrich/ Schönberger, Axel (Hrsg.), *Bestandsaufnahme und Zukunftsperspektiven der deutschsprachigen Lusitanistik: Standpunkte und Thesen*. Frankfurt am Main: TFM, 225-256. Verfügbar in: <http://lusitanistenverband.de/was-ist-lusitanistik/zum-stand-der-lusitanistischen-sprachwissenschaft/> (20.04.2020).
- Godenzzi, Juan Carlos (2010), „Innovación y adopción en variedades lingüísticas: el caso del doble posesivo en el español de los Andes“. In: *RILI. Revista Internacional de Lingüística Iberoamericana*, 15, VIII, 1, 57-69.
- Gondim Jacoby, Vitória (2011), *Vier Theorien über die Entstehung des brasilianischen Portugiesisch*. Tübingen: Univ. Tübingen (Dissertation). Verfügbar in: <http://hdl.handle.net/10900/46926> (20.04.2020).
- Graciosa, Diva (1991), *Concordância verbal na fala culta carioca*. Rio de Janeiro: Universidade Federal do Rio de Janeiro (Tese de Mestrado).
- Grimes, Barbara F. (1996), *Ethnologue: Languages of the World*. Dallas (Texas): Summer Institute of Linguistics.
- Guy, Gregory (1981), *Linguistic Variation in Brazilian Portuguese: Aspects of the Phonology, Syntax and Language History*. Michigan: University of Pennsylvania, UMI Dissertation Service.
- Heimer, Franz-Wilhelm (1974), *Educação e sociedade nas áreas rurais de Angola: Resultados de um inquérito*, vol. 2, Análise do universo agrícola. Luanda: Serviços de Planeamento e Integração Económica de Angola.
- Holm, John (1992), „Popular Brazilian Portuguese: a semi-creole“. In: d’Andrade, Ernesto/ Kihm, Alain (Hrsg.), *Actas do colóquio sobre crioulos de base lexical portuguesa*. Lisboa: Colibri, 37-66.
- Hopper, Paul (1987), „Emergent grammar“. In: *Berkeley Linguistics Society*, 13, 139-157.

- Houaiss, Antônio/ Villar, Mauro de Salles (2001), *Dicionario da lingua portuguesa*. Rio de Janeiro: Editora Objetiva.
- Instituto Nacional de Estatística de Angola (2016), *Resultados definitivos do recenseamento geral da população e da habitação de Angola 2014*. Luanda. Verfügbar in: www.ine.gov.ao (20.04.2020).
- Inverno, Liliana (2004), „Português vernáculo do Brasil e português vernáculo de Angola: reestruturação parcial vs. mudança linguística“. In: Fernández, Mauro/ Fernández-Ferreiro, Manuel/ Vázquez Veiga, Nancy (Hrsg.), *Actas del III Encontro de ACBLPE*. Madrid/ Frankfurt am Main: Iberoamericana/ Vervuert, 201-213.
- Inverno, Liliana (2009), „A transição de Angola para o português vernáculo: estudo morfossintático do sintagma nominal“. In: Carvalho, Ana M. (Hrsg.), *Português em contato*. Madrid/ Frankfurt am Main: Iberoamericana/ Vervuert, 87-106.
- Johanson, Lars (1992), *Strukturelle Faktoren in türkischen Sprachkontakten*. Stuttgart: Steiner.
- Leiste, Doris (1986), „Quelques réflexions sur la situation linguistique en République Populaire de Mozambique“. In: Perl, Matthias (Hrsg.), *Le Portugais en Afrique (Linguistische Arbeitsberichte 53)*, 46-59.
- Lipski, John (2005), *A History of Afro-hispanic Language: Five Centuries, Five Continents*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lipski, John (2008), „Angola e Brasil: vínculos lingüísticos afro-lusitanos“. In: *Veredas*, 9, 83-98.
- Lopes, Armando/ Siteo, Salvador/ Nhamuende, Paulino (2002), *Moçambicanismos. Para um Léxico de Usos do Português Moçambicano*. Maputo: Univ. Eduardo Mondlane, Livraria Universitária.
- Lucchesi, Dante (1998), „A constituição histórica do português brasileiro como um processo bipolarizado: tendências atuais de mudança nas normas culta e popular“. In: Große, Sybille/ Zimmermann, Klaus (Hrsg.), *„Substandard“ e mudança no português do Brasil*. Frankfurt am Main: TFM, 73-100.
- Lucchesi, Dante (2006), „Parâmetros sociolingüísticos do português brasileiro“. In: *Revista da ABRALIN*, 5, 1, 83-112.
- Lucchesi, Dante (2008), „A diversidade e a desigualdade lingüística no Brasil“. In: *Português: um nome, muitas línguas*. Salto para o futuro, Ano XVIII, boletim 08. Castelo: Centro Universitário Claretiano (CEUCLAR), 29-37.

- Lucchesi, Dante (2011), „Racismo linguístico ou ensino pluralista e cidadão?“. Vortrag 31.05.2011. Verfügbar in: <http://www.scribd.com/doc/56289842/Racismo-linguistico-ou-ensino-pluralista-e-cidadao> (10.02.2019).
- Lucchesi, Dante (2013), „O contato entre línguas e a origem do português brasileiro“. In: Gugenberger, Eva/ Monteagudo, Henrique/ Rei-Doval, Gabriel (Hrsg.), *Contacto de linguas, hibrididade, cambio: contextos, procesos e consecuencias*. Santiago de Compostela: Consello da Cultura Galega, 191-221.
- Marques, Irene Guerra (1983), „Algumas considerações sobre a problemática linguística em Angola“. In: *Actas do Congresso sobre a Situação actual da Língua Portuguesa no Mundo*, Vol. 1. Lisboa: Instituto de Cultura e Língua Portuguesa, 205-223.
- Mattos e Silva, Rosa Virgínia (2004), *Uma sócio-história do português brasileiro*. São Paulo: Parábola.
- Mussa, Alberto Baeta Neves (1991), *O papel das línguas africanas na história do português do Brasil*. Rio de Janeiro: Universidade Federal do Rio de Janeiro (Tese de Mestrado).
- Nascimento, Maria Fernanda Bacelar do/ Pereira, Luísa/ Estrela, Antónia/ Gonçalves, José Bettencourt/ Oliveira, Sancho (2008), „Aspectos de unidade e diversidade do Português: As variedades africanas face à variedade europeia“. In: *Vereadas*, 9, 35-60.
- Naro, Anthony Julius/ Scherre, Maria Marta Pereira (2000), „Variable Concord in Portuguese: The Situation in Brazil and Portugal“. In: McWhorter, John (Hrsg.), *Language Change and Language Contact in Pidgins and Creoles*. Amsterdam/ Philadelphia: Benjamins, 235-255.
- Oesterreicher, Wulf (2001), „Historizität — Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel“. In: Haspelmath, Martin/ König, Ekkehard/ Oesterreicher, Wulf/ Raible, Wolfgang (Hrsg.), *Language Typology and Language Universals/ Sprachtypologie und sprachliche Universalien/ La typologie des langues et les universaux linguistiques*, Bd. 2. Berlin/ New York: de Gruyter, 1554-1595.
- Petter, Margarida Maria Taddoni (2005), „Línguas africanas no Brasil“. In: *Gragoatá*, 19, 193-217.
- Petter, Margarida Maria Taddoni (2009), „Aspectos Morfossintáticos comuns ao Português Angolano, Brasileiro e Moçambicano“. In: *PAPIA. Revista Brasileira de Estudos Crioulos e Similares*, 19, 201-219.

- Pfänder, Stefan (2009), *Gramática mestiza. Con referencia al Castellano de Cochabamba. Presencia del quechua en el castellano boliviano Vol. II.* (Colaboradores: Juan Ennis, Mario Soto Rodríguez, España Villegas Pinto). La Paz: Instituto Boliviano de Lexicografía y otros Estudios Lingüísticos.
- Rodrigues, Ada Natal (1974), *O dialeto caipira na região de Piracicaba*, São Paulo: Ática.
- Sapir, Edward (1921), *Language: An introduction to the Study of speech*. New York: Harcourt.
- Scherre, Maria Marta Pereira/ Naro, Anthony Julius (2009), „Sobre as origens estruturais do português brasileiro: o garimpo continua“. In: Carvalho, Ana M. (Hrsg.), *Português em contato*, Madrid/ Frankfurt am Main: Iberoamericana/ Vervuert, 131-151.
- Schneider, John T. (1991), *Dictionary of African Borrowings in Brazilian Portuguese*. Hamburg: Buske.
- Scholz, Arno (2004), „Kulturelle Hybridität und Strategien der Appropriation an Beispielen des romanischen Rap unter besonderer Berücksichtigung Frankreichs.“ In: Kimminich, Eva (Hrsg.), *Rap. More than Words*. Frankfurt am Main u. a.: Lang, 45-65.
- Silva Neto, Serafim da (⁶1992 [1957]), *História da língua portuguesa*. Rio de Janeiro: Dinalivro Presença.
- Suahili-Grammatik* (o. J.). Verfügbar in: Online Media World <http://www.sprachenlernen24.de> (20.04.2020).
- Vilela, Mário (1995), „Algumas tendências da língua portuguesa em África“. In: Vilela, Mário (Hrsg.), *Ensino e língua portuguesa: léxico, dicionário, gramática*. Coimbra: Almedina, 45-72.
- Welmers, William Everett (1973), *African Language Structures*. Berkeley/ Los Angeles/ London: University of California Press.

Juegos interlingüísticos en el español de la Argentina

Yolanda Hipperdinger

1. Palabras liminares

Admiro mucho la capacidad para el humor, intrínsecamente humana (como el lenguaje, y fuertemente imbricada con él) aunque muy desigualmente distribuida entre los humanos, y siempre la he admirado particularmente en nuestro querido colega y amigo Joachim Born. Es por esa razón que he decidido contribuir a este volumen en su honor con un aporte sobre usos lingüísticos, como corresponde a lingüistas, pero no de cualquier tipo, sino de impulso lúdico: me detendré, en este capítulo, en algunos juegos lingüísticos seleccionados por recurrir por igual a recursos que los productores reconocen como pertenecientes a lenguas distintas de aquella en la que construyen las emisiones pertinentes. Me limitaré, adicionalmente, a juegos empleados recurrentemente en el español de la Argentina y, específicamente, en la variante rioplatense de la que soy (aunque de origen inmigratorio, como no es raro en estas latitudes) hablante nativa.

A todos los juegos (inter)lingüísticos aquí enfocados me he referido ya con anterioridad en producciones académicas, si bien no del modo conjunto en que compendio el acercamiento a ellos en esta oportunidad: me refiero a los llamados *chistes de cómo se dice*, a la imitación lúdica de la interferencia de otras lenguas sobre el español en remedos de la actuación lingüística de hablantes no nativos de esta lengua, y a una escritura “extranjerizada” de emisiones españolas que se orienta a destacarlas para llamar la atención de los lectores¹.

¹ Véanse principalmente mis contribuciones acerca de la imitación lúdica de la interferencia a nivel fónico (Hipperdinger 2017) y su comparación con los chistes de base léxica (Hipperdinger 2018), por un lado, y acerca de la hipercharacterización de la escritura de palabras españolas, en oposición a la hipercorrección de la de palabras no españolas (Hipperdinger 2014, 2019), por otro.

Los tres tipos de juego referidos tienen en común, además de su uso por miembros de una misma comunidad de hablantes de español que comparten sus reglas, tanto el hecho de consistir en emisiones españolas que invocan lenguas diferentes, aunque sin implicar *sensu stricto* cambios de código, como el de que lo importante (como suele ocurrir igualmente en los cambios de código, cuando menos intracomunitarios) no es tanto *qué* se dice, sino *cómo* se lo dice.

Dedicaré entonces los apartados siguientes a la presentación, ejemplificación y discusión de ese conjunto de juegos, en el orden en el que han sido enumerados más arriba. Es de mi interés que ello contribuya a una expansión de los estudios sobre el humor verbal, menos desarrollados en español que en otras lenguas (cf. López García 2008: 242), en especial en la escala regional. Con cualquier continuación de este trabajo en ese sentido, así como con cualquier sonrisa que merezcan al lector los ejemplos consignados, se habrá cumplido mi homenaje al humor de Joachim, siempre tan cordial y, por lo mismo, tan amable.

2. Cómo jugar

En palabras de Michelle Lecolle (2016: 63), la clave de cualquier juego lingüístico radica en que sea reconocido como tal: “wordplay is not just a fact; *it has to be recognized*” (destacado mío)². Así, cuando un hablante rioplatense bromea diciendo “¿Cómo se dice ‘beso’ en árabe?” hace efectivamente una pregunta, que exige respuesta, pero que no sigue el patrón pragmático de las que genuinamente buscan información: esa pregunta no requiere una respuesta que oriente un desconocimiento, ni el intercambio toleraría una discusión destinada a obtener precisiones dialectológicas acerca de la variedad de árabe de que se trata; en cambio, quien pregunta espera que su interlocutor simplemente reconozca su intención lúdica para, contestando que no sabe, permitirle completar el chiste dando la respuesta intencionada: “Saliva va”³. El preguntado, a su vez, puede festejar esta respuesta

² Aunque en la bibliografía citada se emplea hiperonímicamente *wordplay*, o juego de (con) palabras, prefiero emplear el hiperónimo alternativo de *juego lingüístico* para eludir la referencia a la palabra, ya que los tipos de juego en tratamiento aquí corresponden regularmente a niveles de organización lingüística inferiores a ella.

³ El chiste, de vigencia constatada en diferentes variedades territoriales de español, puede verse en línea, por ejemplo, en <https://www.chistegenial.com/como-se-dice-beso-en-arabe/>. Para todas las indicaciones de sitios web incluidas en este trabajo, se

porque no solamente sabe de besos e intercambios de saliva sino también de Alí Babá y sus cuarenta ladrones, y sobre la base de ese antropónimo puede suponer que el árabe secuencia sílabas abiertas y prefiere la acentuación oxítónica. La cuasi-homofonía entre /a'li ba'ba/ y /sa'liba 'ba/ restringe fuertemente las posibilidades de interpretación de la respuesta intencionada, que por lo tanto anticipa con eficacia el efecto jocoso.

Este *chiste de cómo se dice*, como cualquier juego lingüístico, se ancla en la lengua en que se lo formula: requiere un conocimiento tácito compartido crucial, que es el de las reglas formales de esa lengua (cf. Aarons 2017: 80); no obstante, requiere igualmente acuerdos entre los interactuantes respecto de otros conocimientos compartidos (aun cuando puedan ser muy provisionales). Lo que caracteriza a este tipo de juego, así como a los dos restantes que serán considerados en este capítulo, es que esos otros conocimientos tienen que ver con otras lenguas. Si bien en grado diverso, ello hace que los juegos enfocados no solo sean lingüísticos, sino que sean interlingüísticos, y por ese motivo han sido agrupados en este trabajo. Me abocaré, a continuación, al tratamiento de cada uno en particular.

2.1 ¿Cómo se dice...? (y a elegir la lengua)

Todos los llamados chistes de cómo se dice se adecuan al formato de esa pregunta (*¿cómo se dice X...?*) seguida de la especificación de la lengua (*¿...en Y?*). Como parte de las reglas de juego, el que es preguntado nunca repregunta pidiendo precisiones sobre qué variedad concreta de la lengua de que se trate se halla implicada: jugar supone asumir que cualesquiera diferencias en ese sentido no son relevantes en el marco de un juego que, asentado en una estereotipación simplificatoria, no busca sino la recepción favorable (la comprensión y el festejo) de una respuesta que se asume alejada de la que requeriría una interpretación literal de la pregunta. En el ejemplo anterior, tanto quien pregunta como quien es preguntado son conscientes de que ninguno sabe en realidad *cómo se dice* ‘beso’ en árabe, pero saberlo efectivamente no es en absoluto condición para que la respuesta sea aceptada y festejada; solo son condiciones que la emisión española que se ofrece como res-

deja constancia de que la última consulta por parte de la autora, realizada para verificar la permanencia en línea de los correspondientes contenidos, corresponde a los cinco días finales del mes de enero de 2020.

puesta se reconozca como semánticamente pertinente, y que su configuración formal se adecue a las expectativas sobre la otra lengua, de aplicación exigua, que la estereotipación compartida posibilita: toda instancia de un juego de *cómo se dice* se asienta en la estereotipación (del diverso y macroextendido árabe en el caso del ejemplo, y de manera equiparable en general en cualquier otro). Solamente se intenta sorprender al interlocutor con una respuesta ingeniosa, casi siempre procurada por quien inicia el intercambio verbal, siguiendo a una manifestación de ignorancia que le devuelve el turno y que resulta admisible, además, por descansar en la temporaria suspensión –que el mismo intercambio lúdico promueve– de exigencias relativas a la veracidad.

Lo dicho puede corroborarse fácilmente al revisar las listas de *chistes de cómo se dice* que, para el caso del español, suelen ofrecerse tanto en línea como en publicaciones impresas (v. e.g. <http://chistes.chiquiwiki.com/como-se-dice> y Red 2002: 132ss., respectivamente). Revisemos algunos de los que pueden oírse con frecuencia en esta región dialectal:

- a) En el caso de la “imitación” del japonés asume notoria preponderancia la preferencia por las sílabas abiertas, seguida por la de fonemas oclusivos; sobre esa base los chistes se sostienen, según puede observarse, en una respuesta española a la pregunta en la misma lengua, que presuntamente invoca el japonés (o que, más precisamente, trae a colación su estereotipación simplificatoria socialmente compartida), que tanto se adecua semánticamente en español a la pregunta cuanto lo hace al estereotipo formal referido de la lengua japonesa. Así, el ‘peor jugador de fútbol de Japón’ puede, según la respuesta prevista, llamarse *Nikito Nitoko* (en grafía convencional española⁴, <ni quito ni toco>), en referencia a acciones valoradas en el campo de juego; de igual manera, la respuesta a cómo se dice ‘al contado’ puede ser *taka-taka*, forma que efectivamente se usa con ese significado en español rioplatense pero que proviene del lunfardo (v. e.g. <http://www.todotango.com/comunidad/lunfardo/termino.aspx?p=tacataca>).

⁴ En las versiones escritas de estos chistes, las distintas representaciones gráficas de /k/ española han sido unificadas en <k>, cuando se trata de *cómo se dice en japonés*, para acomodar la ortografía, en ese punto, a las transliteraciones del japonés al alfabeto latino, difundidas en la región a través de conocidos topónimos (como *Nagasaki*) o marcas comerciales (como *Kenzo*).

- b) En el caso de la “imitación” del chino, la estereotipación difiere de la del japonés en tanto se reiteran los monosílabos, por un lado, y el uso de la consonante africada —en sustitución de las fricativas dentoalveolar y palatal—, por otro; es así que la respuesta a cómo se dice ‘niño huérfano’ puede ser *Chin Chumamá*, como puede serlo *Chin lancha* a cómo se dice ‘náufrago’, y hasta puede llamarse *Chin Chan Pú* alguien que no se baña con frecuencia.

Cada uno de estos chistes combina la invocación de otra lengua, como se ha comentado, con un razonable cumplimiento de expectativas a nivel léxico: un niño huérfano está de hecho ‘sin su mamá’, y una persona que no suele bañarse puede vivir ‘sin champú’. La invocación de la otra lengua se opera a nivel subléxico, pero las selecciones léxicas son orientadas por la posibilidad que las respectivas configuraciones formales ofrecen de adaptarse al remedo: se propician asociaciones léxicas sobre una base fónica, tal como suele ser el caso en los juegos lingüísticos (cf. Attardo 2018: 103ss.).

2.2 Cuando hay que elegir: fidelidad y estereotipo en la imitación de la interferencia

Algo diferente en lo que atañe a lo recién señalado resulta el segundo juego lingüístico del que se trata aquí: la imitación lúdica de la interferencia de diversas lenguas sobre el español. Este juego es frecuente en el marco de narrativas en las que distintos personajes, presuntos hablantes ni nativos ni dominantes de español rioplatense, son caracterizados mediante el modo de hablar⁵, tanto para resaltar mediante él lo que sea que se les haga decir cuanto para que la imitación *per se* sea festejada. Por lo mismo, y probablemente para optimizar las posibilidades de reconocimiento del esfuerzo imitativo, el nivel de organización lingüística privilegiado es el fónico —o su correspondencia grafémica, si se trata de escritura—, en vistas de su ubicuidad (cf. Winter-Froemel 2016: 38 *et alibi*). En este caso, las selecciones

⁵ De acuerdo con las observaciones recogidas en Hipperdinger (2018), el juego no se limita a la imitación de la interferencia de otras lenguas, sino que abarca también (aunque ello no será objeto de análisis en esta contribución) la de otros dialectos del español sobre la variedad rioplatense.

léxicas son estrictamente secundarias: no son preferibles unas a otras por su configuración fónica, sino que, cualesquiera que sean, la interferencia imitada se les impone por igual.

Son ejemplos del procedimiento descrito emisiones recogidas por observación participativa en la ciudad sudbonaerense de Bahía Blanca:

- a) En el remedo del habla española de supuestos inmigrantes italianos se aprecia regularmente la elisión de *-s/*, alargamientos vocálicos (preeminente en vocales tónicas) y una *-e/* paragógica (en particular siguiendo a *-r/*, sobre todo en infinitivos)⁶: /'bo sa'be muj 'bje:n 'komo ʃo'ra:re la 'ka:rta/ ('vos sabés muy bien cómo llorar la carta'⁷) (Hipperdinger 2018: 121).
- b) De manera similar, la imitación del habla española de hablantes con el inglés como lengua dominante asume como claves la neutralización de la oposición entre las vibrantes simple y múltiple españolas, fusionadas en una consonante alveolar con articulación retrofleja, y la diptongación de */o/*, preeminente en posición átona⁸: [ʎsomos ʎ'hodows muj k'h'o'lektəs ʎ'p'e.ɪo ə ʎ'p'ončow no apa'lese] ('somos todos muy correctos pero el poncho no aparece', variante de un dicho popular que se refiere a declamar la honradez sin practicarla) (Hipperdinger 2018: 120).

Como puede apreciarse, en los dos ejemplos consignados se incluyen expresiones consideradas propias de la región (*llorar la carta* en el primero, el dicho popular que remite a un poncho criollo en el segundo), y en ambos casos se procura hacer reír al ponerlas en boca de personajes, cuya habla se remeda, que no son “telúricos”.

Las reglas de este juego imitativo, sin embargo, tampoco reclaman fidelidad: lo que importa, aun si la imitación no es ajustada, es que la intención de imitar pueda ser reconocida. Para ese reconocimiento, una vez más, el puente entre los interlo-

⁶ A nivel fonético, se aprecia además comúnmente una realización oclusiva de los alófonos espirantes de */b/*, */d/* y */g/*.

⁷ En español rioplatense, por ‘llorar la carta’ se entiende buscar aquiescencia o compasión mediante manifestaciones no siempre sinceras, tal como se lo consigna en <https://diccionarioactual.com/llorar-la-carta/>.

⁸ A nivel fonético aparece regularmente, además la aspiración de las oclusivas iniciales, una articulación alveolar de */t/* y */d/*, una realización oclusiva de los alófonos espirantes de */b/*, */d/* y */g/*, y la centralización de */e/* átona, realizada [ə].

cutores lo provee, inmejorablemente, el estereotipo. Lo muestra el remedo del habla española de hablantes con el japonés como lengua dominante, en el que las consonantes líquidas españolas (/l/, /r/ y /ɾ/) son fusionadas en /l/: la fusión se enraíza en una efectiva disimetría interlingüística en la oposición fonológica entre líquidas, pero la realización lateral categórica no se ajusta a la pauta japonesa ni a la preferencia por /ɾ/ en el habla interferida real (v. e.g. Fernández Mata 2012). Así, una emisión como *largo ruido raro* sería imitada como interferida, de modo típico, diciendo /lalgo luido lalo/, a pesar de que la interferencia fónica del japonés hubiera dado mucho más probablemente /rargo ruido raro/⁹. No obstante, las imitaciones de japoneses en español rioplatense no se reconocerían si se escogiera /ɾ/: entre la fidelidad y el estereotipo, por lo tanto, es este último el que mejor garantiza la consecución del efecto intencionado.

2.3 Escribir distinto

Por último, es también de estereotipos que se trata, aunque ahora exclusivamente en la escritura, en el caso de la hipercaracterización “extranjerizadora” de palabras patrimoniales e, incluso, de préstamos léxicos difundidos bajo una forma adaptada. Si bien la escritura no normativa puede obedecer a motivos muy diversos, y la procurada expresamente puede recurrir a distintos recursos, importan aquí solo los que remiten a la escritura convencional de otras lenguas. En la región de la que se ocupa esta contribución, tal representación grafémica no normativa “extranjerizadora” es visible con cierta frecuencia en el paisaje lingüístico, aunque es también posible encontrar estas formas de escritura en múltiples otras instancias de comunicación, siempre con la misma finalidad de llamar la atención de los potenciales lectores. Tanto estas últimas como las ocurrencias en el paisaje lingüístico son ejemplificadas seguidamente:

- a) Entre las palabras que vienen del lunfardo y son muy usadas en el español rioplatense se encuentran *escabio* y su verbo correspondiente, *escabiar*: *escabio* significa ‘vino’ según Gobello y Oliveri (2005: 116) y, de allí, pasó a

⁹ Solo por ejemplo, puede verse una enfática presentación de esto último por un hablante nativo de japonés, orientada a los “imitadores”, en <https://www.youtube.com/watch?v=tQxgq3cKk54> (4:20 en adelante).

significar ‘bebida alcohólica’ en general (v. *e.g.* <https://portenisima.com.ar/notadetalle.php?notaid=85>), por lo que el verbo derivado *escabiar* significa ‘emborracharse’ (<http://www.todotango.com/comunidad/lunfardo/termino.aspx?p=escabiar>). Como forma de origen, Gobello (2005) y otros autores remiten a *scabbi(o)*, ‘vino’, del genovés o milanés jergales, por lo que ni en tiempos de su ingreso al español regional a finales del siglo XIX ni en su uso posterior en él la escritura del radical léxico implicó el grafema <k> que, en cambio, aparece en una publicación de la conocida artista argentina Jimena Barón en su cuenta de Instagram, en ocasión de la última Navidad: “Ámense, cómprense un regalito y *skabiense* rico pensando todo lo bueno que vendrá” (https://www.instagram.com/p/B6dgnArgu92/?utm_source=ig_embed;destacado_mío). Como puede verse, la forma ha sido “desadaptada” *ex professo* para llamar la atención sobre ella; incluso se ha ido más allá de una eventual reposición de la forma de origen (a lo que podría apuntar la supresión de <e>), dado que el referido uso de <k> muestra que la intención no ha sido recuperar una cierta forma pretérita sino enrarecer la escritura de la actual. Pero no se trata de cualquier escritura alternativa destinada a llamar la atención: se trata de una que remite a otra lengua, por cuanto no solo la combinación de /s/ y consonante en posición inicial es extraña a las pautas fonotácticas del español y común en otras, como el inglés, sino que lo mismo vale para la combinación grafémica <sk>, incluso en distintas posiciones. La forma enfocada, en consecuencia, hace ingresar a la oración española un detalle de escritura que reconociblemente no corresponde a esta lengua, aunque al mismo tiempo no entorpece la lectura en la medida en que en español la epéntesis de /e/ es automática ante secuencias de sibilante más consonante –especialmente oclusiva– en posición inicial, según se ha notado consistentemente en el tratamiento de los préstamos léxicos (*e.g.* Gómez Capuz 2001: 31-32), por lo que la realización oral de la palabra “extranjerizada” será la corriente y reconocible aunque su forma escrita sea rupturista y llamativa.

- b) Tales representaciones escritas atípicas que invocan rasgos escriturarios extraños al español suelen encontrarse asimismo en el paisaje lingüístico, y muy especialmente en las denominaciones comerciales. Es el caso de las denominaciones de las tiendas de indumentaria *Ackitud* (< *actitud*) y de accesorios de vestir femenino *Wapas* (< *guapas*) de Bahía Blanca (Hipperdinger 2019: 263). Pueden hallarse asimismo denominaciones comerciales que hacen uso del llamado genitivo sajón, *i.e.* <’s>, para consignar el plural de

palabras españolas¹⁰, como lo ejemplifican los nombres de tiendas de indumentaria *Diva's* y *Guappa's*, ambas también de Bahía Blanca (Hipperdinger 2019: 268). Como puede apreciarse, en este último caso se ha duplicado además la grafía correspondiente a la consonante oclusiva labial, haciendo uso de un recurso que no está presente en español, pero sí en otras lenguas – como el inglés y el italiano, aunque subordinado a diferentes indicaciones fónicas–, para enrarecer aún más la forma en cuestión.

Una variante de este tipo de juego, igualmente entre lenguas y exclusivamente gramatical pero limitada a la escritura de palabras completas, es la que usa la configuración formal de una palabra importada para que sea leída en español, explotando lúdicamente la homografía interlingüística. Ejemplo de ello puede verse en la promoción de ventas de temporada, otra vez en el paisaje lingüístico, en el uso de *sale* ya no como importación léxica del inglés para indicar ‘rebaja’ o ‘liquidación’, como es costumbre, sino en el marco de sintagmas españoles, como *sale o sale*¹¹, en los que la forma homógrafa corresponde a un verbo. La creatividad de quienes procuran llamar la atención sobre su cartelería llega incluso a sintagmas como *sale con fritas*, que expande el juego a un cruce no solo de lenguas sino también de ámbitos: en su sentido estricto, este sintagma se emplea solamente en gastronomía, para indicar que un pedido específico de plato cárnico se servirá acompañado por una guarnición de papas fritas (v. *e.g.* <https://forum.wordreference.com/threads/sale-con-fritas.2149365/>); los productores pueden suponer, así, que el sintagma será tan reconocido como el uso de *sale* para publicitar una oferta y que por lo tanto los lectores, a partir de la activación simultánea de ambos reconocimientos, apreciarán el juego propuesto.

¹⁰ También puede encontrarse el genitivo sajón para señalar posesión, como en *Pepe's* ‘lo de Pepe’, registrado en diversos lugares del mundo hispánico (v. *e.g.* Silva-Corvalán y Enrique-Arias 2017: 313); en tal caso, sin embargo, no se trata solamente de una “extranjerización” de la escritura, sino que se halla implicada una transferencia morfológica.

¹¹ En el español regional, las expresiones construidas sobre la base de la estructura *X o X* son enfáticas: indican la inexistencia de la opción que la disyunción sugiere. La expresión *sale o sale* es empleada en ese sentido, por ejemplo, para denominar un premio específico –el que nunca queda vacante– de entre los comprendidos por la popular lotería *Loto* (v. *e.g.* <http://servicios.lanacion.com.ar/loterias/loto>).

3. Consideraciones finales

Esta revisión de los juegos interlingüísticos que tienen lugar entre hablantes de español rioplatense no tiene pretensiones de exhaustividad: una investigación más detenida podría quizás encontrar también nuevos procedimientos de remisión a otra lengua para “decir en español”, además de los incluidos en este apretado repaso que he constatado con frecuencia y he considerado pertinente agrupar.

No obstante, y como he dicho al principio, entiendo que reviste importancia *per se* dejar constancia de qué tipos de juego interlingüístico son comunes en esta influyente región dialectal, para contribuir a ampliar la base empírica de estudios de mayor alcance sobre el humor verbal en español. Y si ello sirve para homenajear a Joachim, mucho pero mucho mejor.

Referencias bibliográficas

- Aarons, Debra (2017), “Puns and Tacit Linguistic Knowledge”. En: Attardo, Salvatore (Ed.), *The Routledge Handbook of Language and Humour*. London: Routledge, 80-94.
- Attardo, Salvatore (2018), “Universals in puns and humorous wordplay”. En: Winter-Froemel, Esme y Verena Thaler (Eds.), *Cultures and Traditions of Wordplay and Wordplay Research*. Berlin: Walter de Gruyter, 89-110.
- Fernández Mata, Rafael (2012), “Los fonemas españoles /l/, /ɾ/ y /r/ en la interlengua de alumnos nativos japoneses”. En: *wredELE. Revista electrónica de didáctica del español lengua extranjera*, 24 [en línea]. Disponible en: https://www.educacionyfp.gob.es/dctm/redele/Material-RedEle/Revista/2012/2012_redELE_24_11Rafael_Fernanedz_Mata.pdf?documentId=0901e72b8138a460 [27.01.2020].
- Gobello, José (2005), *Blanqueo etimológico del lunfardo*. Buenos Aires: Marcelo Oliveri.
- Gobello, José y Marcelo Héctor Oliveri (2005), *Summa lunfarda*. Buenos Aires: Corregidor.
- Gómez Capuz, Juan (2001), “Estrategias de integración fónica de los anglicismos en un corpus de español hablado: asimilación, compromiso y efectos estructurales”. En: *Estudios de Lingüística*, 15, 1-85. Disponible en https://rua.ua.es/dspace/bitstream/10045/6222/1/EL_15_03.pdf [27.01.2020].

- Hipperdinger, Yolanda (2014), “Estereotipos que no simplifican. Hipercorrección grafémica en importaciones léxicas”. En: Hipperdinger, Yolanda (Comp.), *Lenguas: conceptos y contactos*. Bahía Blanca: EdiUNS, 107-123.
- Hipperdinger, Yolanda (2017), “De otras lenguas. Selecciones rioplatenses para el tratamiento de las importaciones léxicas y el remedo de la interferencia”. En: *V Jornadas Internacionales de Fonética y Fonología y I Jornadas Nacionales de Fonología y Discurso* (conferencia plenaria). La Plata: Universidad Nacional de La Plata (en prensa).
- Hipperdinger, Yolanda (2018), “La imitación de la interferencia fónica como juego lingüístico”. En: *Cuadernos de la ALFAL*, 10, 2, 116-126. Disponible en https://www.mundoalfal.org/sites/default/files/revista/10_2_cuaderno_009.pdf [27.01.2020].
- Hipperdinger, Yolanda (2019), “Sobre la (hiper)extranjerización de configuraciones grafémicas”. En: *Onomázein*, 45, 259-277. Disponible en http://onomazein.letras.uc.cl/Articulos/N45/45_7-Hipperdinger.pdf [28.01.2020].
- Lecolle, Michelle (2016), “Some Specific Insights into Wordplay Form: Sublexical vs. Lexical Level”. En: Knospe, Sebastian, Alexander Onysko y Maik Goth (Eds.), *Crossing Languages to Play with Words. Multidisciplinary Perspectives*. Berlin: Walter de Gruyter, 63-70.
- López García, Ángel (2008), “Consideraciones sobre el humor verbal”. En: *Boletín de Filología*, XLIII, 1, 241-253. Disponible en <https://boletinfilologia.uchile.cl/index.php/BDF/article/view/18052/18833> [27.01.2020].
- Red, Samuel (2002), *Los mejores chistes del mundo* (Vol. 2). Barcelona: Robinbook.
- Silva-Corvalán, Carmen y Andrés Enrique-Arias (2017), *Sociolingüística y pragmática del español*. Washington: Georgetown University Press.
- Winter-Froemel, Esme (2016), “Approaching Wordplay”. En: Knospe, Sebastian, Alexander Onysko y Maik Goth (Eds.), *Crossing Languages to Play with Words. Multidisciplinary Perspectives*. Berlin: Walter de Gruyter, 11-46.

Contacto lingüístico entre el español y la lengua indígena pemón, en el sureste de Venezuela: el caso de la comunidad de San Ignacio de Yuruaní

Julia Kuhn y Rafael Eduardo Matos

1. Introducción

Los pemón¹ son un grupo indígena transfronterizo de lengua caribe que habita principalmente en la región sureste de Venezuela (en el Estado Bolívar, en particular, en el municipio Gran Sabana), extendiéndose hasta zonas vecinas de Guyana (al norte de la Sierra de Pacaraima) y de Brasil (en el Estado de Roraima).

Los territorios comprenden dos zonas ecológicas: a) de sabana, que va desde 550 a 1500 metros sobre el nivel del mar, con una precipitación anual de 1100 a 2200 mm, una temperatura media anual de 18 a 24 grados y donde predomina una topografía ligeramente ondulada, interrumpida por montañas abruptas, cubiertas de bosque, lechos de ríos y caños; y b) de selva fluvial, que va de 500 a 1700 metros sobre el nivel del mar, con una precipitación anual de 2000 a 4000 mm y una temperatura media anual de 18 a 24 grados. La zona de sabana alberga el grueso de la población (cf. Thomas 1983: 317–318).

¹ En la lengua indígena del mismo nombre, la palabra *pemón* no posee marca de género. Si bien esta lengua distingue entre dos géneros, no posee una terminación genérica que indique de por sí el género de una palabra. Cuando se precisa hacerlo, se añaden las palabras *warato* o *kurai*, para el masculino, y *weri* o *nopue*, para el femenino. Por ejemplo: *kabare* (caballo, masculino o femenino), *kabare weri* (yegua), *kabare warato* (caballo) (cf. Gutiérrez Salazar 2012: 18–19).

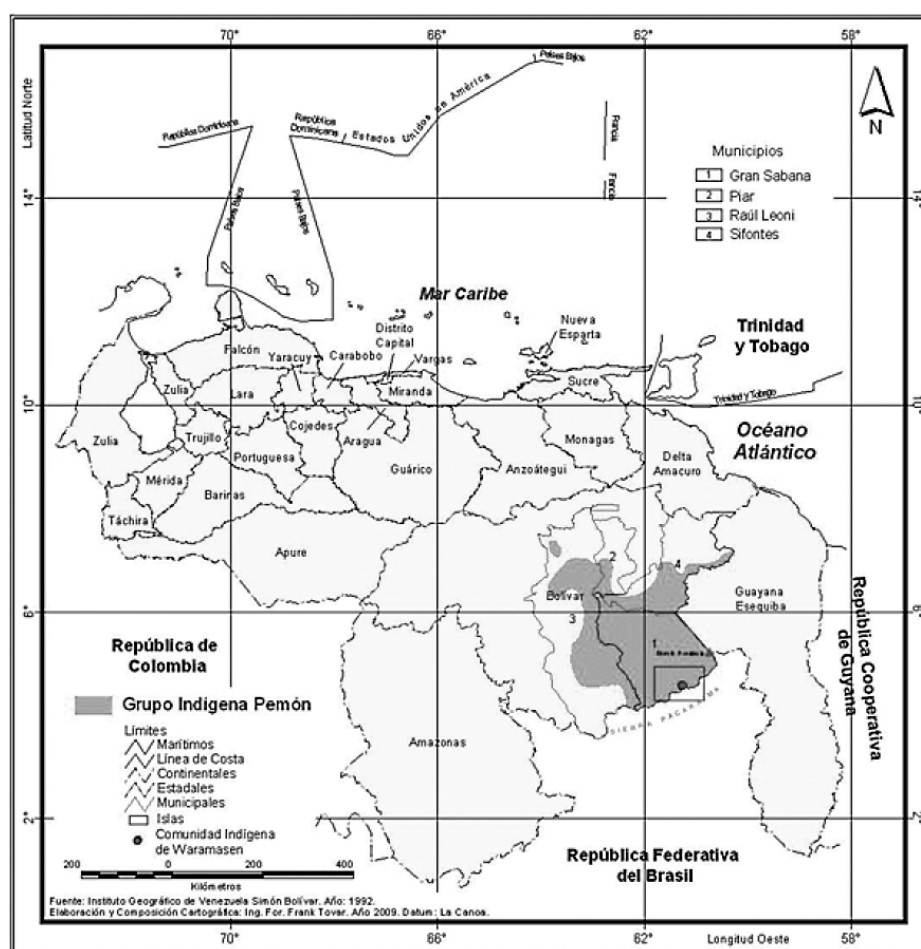


Gráfico 1. Mapa de Venezuela indicando la localización del grupo indígena pemón, en el estado Bolívar
(tomado de Rojas López y Tovar Z. 2011)

Hace unos 10.000 años, los primeros pobladores recorrieron la zona cazando grandes animales, y, además, provocaron grandes cambios en el medioambiente a través de incendios que extendieron el área de la sabana; así se sucedieron diversos grupos a lo largo de la historia (cf. Rostain 2003: 32). Sin embargo, todavía no existen datos arqueológicos precisos que determinen exactamente la fecha de llegada de los pemón a la zona (cf. Rodríguez 2007: 338). Hasta principios del siglo pasado, fueron mínimos los contactos continuos y directos de los pemón, tanto con venezolanos, brasileños y guyaneses como con europeos. La instalación de misiones religiosas (capuchinos y adventistas) y la llegada de mineros a las zonas diamantíferas pusieron fin a ese aislamiento. Los capuchinos crearon diversas misiones, la primera en Santa Elena, en 1931, y luego en otras regiones como Kavanayén (1942) y Kamarata (1954). Las primeras incursiones de las misiones adventistas

comenzaron en 1911, siendo más importantes las que sucedieron entre 1927 y 1930, cuando se establecieron en Santa Elena. La influencia de la minería, que se limita mayormente al siglo XX, es considerable a partir de 1945, año a partir del cual se intensifica (cf. Thomas 1983: 313).

Este pueblo habla pemón, una lengua de la familia caribe que se conserva sin mayores alteraciones lingüísticas, con la excepción de algunos individuos muy “criollizados” que evidencian que el español va ganando terreno entre la juventud escolarizada (cf. Benavides 2000: 493). La palabra *pemón* significa *gente* y el término se utiliza para designar a quienes no pertenecen a este grupo étnico, sean criollos u otros indígenas. Tradicionalmente, se distinguen tres dialectos mutuamente inteligibles: el *kamarakoto*, el *arekuna*, y el *taurepán* (cf. Thomas 1983: 310). Estos dialectos se ubican en territorios relativamente bien delimitados: si se traza una línea en dirección este-oeste, a través del río Mauruk, afluente del Karuai, se encontraría que el *arekuna* se ubica al norte, el *kamarakoto* en el centro-oeste (en las zonas de Kamarata y Urimán) y el *taurepán* al sur. Sin embargo, y dadas las considerables similitudes entre el *taurepán* y el *arekuna*, algunos autores consideran que debe hablarse de sólo dos variantes geográficas, el *kamarakoto* y el *taurepán-arekuna*, agregando que el primero se ha ido aproximando al segundo en las últimas generaciones (cf. Benavides 2000: 494).

Desde que se realizan registros en Venezuela, se observa un rápido crecimiento demográfico del pueblo pemón. Se estimaron 1.600 habitantes del pueblo pemón en 1937, llegando a los 4.000, en 1970 (cf. Thomas 1983: 310). El censo indígena del 2001 registró 24.119 habitantes (cf. INE 2010), ubicados en 296 comunidades de este pueblo y se encontró que un 51,9% de las personas eran bilingües², con una tasa de alfabetismo³ en castellano del 74,6% y del 52,2% en pemón (cf. INE 2010). Según este mismo censo, el 65,5% de los pemón habitaba en el municipio Gran Sabana. El censo más reciente, realizado en el año 2011, registró un total de 30.148 personas pertenecientes al pueblo pemón (cf. INE 2013).

En Brasil, el pueblo pemón es conocido como *taurepang* y se emplea preferentemente esta última denominación. Se ubica en la parte norte de la región de campos y sierras del estado de Roraima, en la frontera con Venezuela y Guyana. Las comunidades se encuentran en las Tierras Indígenas Raposa Serra do Sol y São

² En castellano y pemón.

³ Personas mayores de 15 años que saben leer y escribir.

Marcos, donde también habitan otros grupos indígenas. Para el 2010, la población se estimaba en 673 personas (cf. Andrello 2013).

Del lado de Guyana, son identificados como amerindios del grupo lingüístico arekuna y se ubican mayormente al norte de la Sierra de Pacaraima, en la Aldea de Paruima, cerca al área Gran Sabana de Venezuela. Para el año 2002, la población se estimaba en 500 personas (cf. Bulkan 2009: 411).

La distribución de las comunidades en el territorio es heterogénea. En algunos casos, la comunidad se ubica en un contexto suburbano de fácil acceso, contando con carreteras asfaltadas y transporte público. En otros, la comunidad se localiza en un contexto rural de difícil acceso, dándose el caso de comunidades las que solo se acceden de forma fluvial o aérea. En este mismo sentido varía la dotación de servicios públicos (como agua, luz, electricidad, etc.) y el alcance de los medios de comunicación social.

La comunidad de San Ignacio de Yuruaní está ubicada junto a la carretera que conduce de El Dorado a Santa Elena de Uairén (Troncal 10), a unos 50 kilómetros antes de esta ciudad, en un territorio que pertenece al Parque Nacional Canaima. Estando junto a la carretera principal que une a la capital del municipio con el resto del país, se puede decir que la comunidad se encuentra en un contexto rural de fácil acceso.

Esta comunidad fue creada en 1969 para ubicar a un grupo de refugiados de la región de Rupununi, sur de Guyana, que se habían levantado en contra de su gobierno central. Como la región de Rupununi se localiza dentro de una zona que Venezuela reclama como suya, se les recibió como nacionales y se les ubicó en diversas sectores (cf. Torre Arranz 2013: 259–260). Seguramente debido a su origen, en esta comunidad es frecuente el uso del inglés y, en menor medida, del portugués. El censo de 2011 registró 319 habitantes en la comunidad, 66,6% de ellos se identificó como pemón, en tanto que 8,2% se declaró perteneciente a otro grupo indígena (casi todos makushí) (cf. INE 2013). Al momento de la visita, la capitana informó que el lugar cuenta con unos 400 habitantes, la mayoría de los cuales trabaja localmente. En la comunidad funciona una escuela primaria.

2. Datos empíricos

Para conocer la situación actual de la lengua pemón hemos realizado tres investigaciones de campo en Venezuela. Allí hemos encuestado a un grupo de habitantes

de nueve comunidades del pueblo pemón. Este artículo sólo tratará de los habitantes de la comunidad de San Ignacio de Yuruaní.

La metodología, incluyendo la construcción del cuestionario, se realizó siguiendo las consideraciones y lineamientos de Terborg y García Landa (2011). El cuestionario se aplicó oralmente, en español, visitando las casas de la comunidad.

A los habitantes se les preguntó según los siguientes criterios: conocimiento tanto del pemón como del español, el uso de la lengua en el hogar y su utilización en diferentes dominios (la familia, los amigos, la tienda, la escuela, la iglesia, la asamblea comunitaria y en las relaciones con el Estado).

La muestra quedó constituida por 96 aplicaciones (46 de género femenino y 50 de masculino). La distribución de la muestra, según la edad y el género, aparece en la tabla 1.

grupos de edad	frecuencia		
	femenino	masculino	total
menos de 12	5	13	18
12-19	6	8	14
20-35	15	15	30
36-49	10	9	19
50 o más	10	5	15
total	46	50	96

Tabla 1. Frecuencia por género y grupos de edad

En lo referente a la competencia lingüística, el gráfico 2 muestra los resultados tanto en la lengua indígena como en español. Como se observa, la competencia en la lengua indígena es relativamente baja. Cerca de un tercio de los encuestados (32,3%) dijo hablar bien pemón, 5,2% dijo hablarlo poco, 12,5% indicó que solo lo entendía y 50,0% dijo no hablarlo nada. En cuanto al español, el resultado es considerablemente alto: 93,8% de los entrevistados dijo hablarlo bien, 4,2% dijo hablarlo poco y 2,1% dijo solo entenderlo.

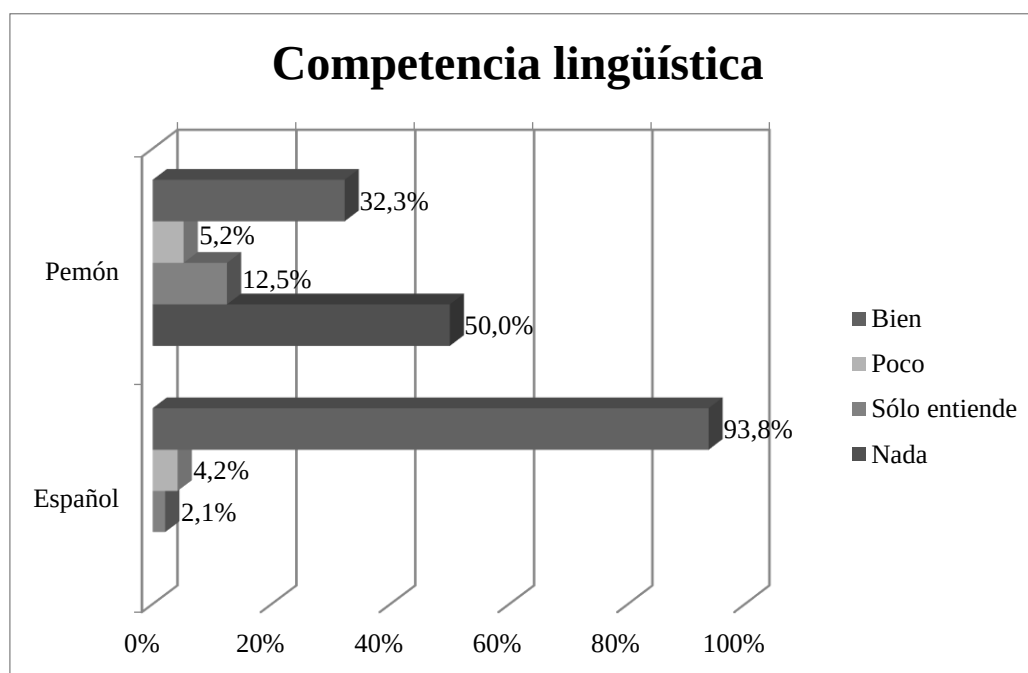


Gráfico 2. Competencia lingüística

Al considerar estos resultados de la competencia lingüística según los grupos de edad (gráfico 3, se puede observar que la competencia en la lengua indígena aumenta a medida que se avanza en el grupo de edad. En el grupo de los menores de 12 años nadie dijo hablar bien pemón y en el de 12 a 19 años 14,3% dijo hablarlo bien. En el grupo siguiente (de 20 a 35 años) la proporción fue 33,3%, luego 42,1% (de 36 a 49 años) y, finalmente, 73,3% en los mayores de 50 años.

En cuanto a la competencia lingüística en español, excepto en el grupo de los mayores de 50 años, el buen dominio es absoluto (en el grupo de 20 a 35 años la proporción es 93,3%). En el grupo de los mayores de 50 años la proporción es 73,3%.

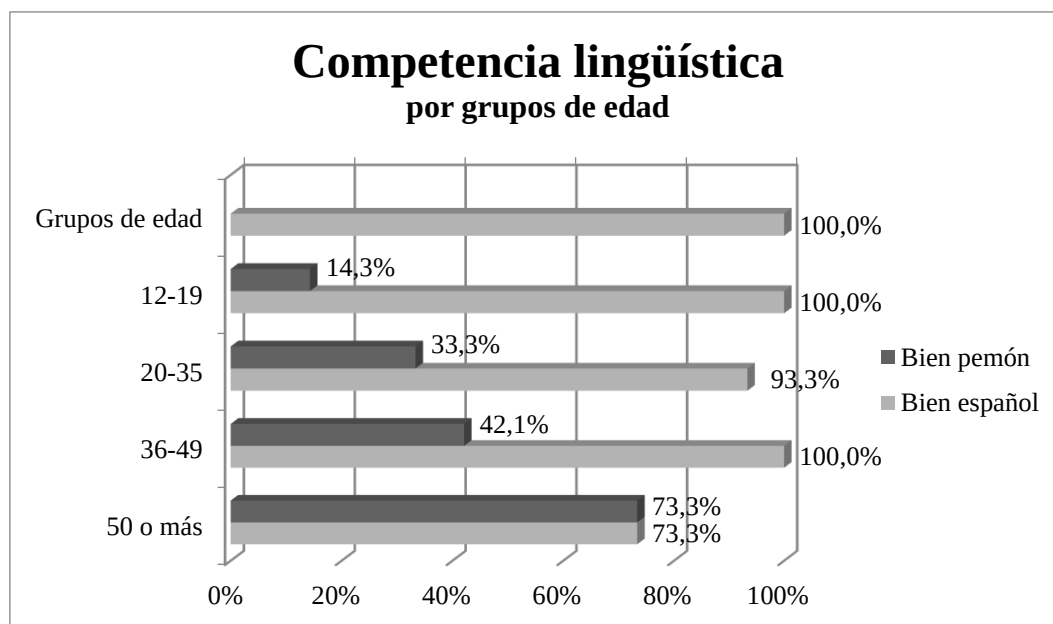


Gráfico 3. Competencia lingüística por grupos de edad

Si los resultados de la competencia lingüística son agrupados según el género (gráfico 4), se observa una gran diferencia en la lengua indígena. La proporción del género femenino (50,0%) triplica a la del masculino (16,0%). En español las proporciones son similares (91,3%, en femenino y 96,0%, en masculino).

El gráfico siguiente (gráfico 5) muestra los resultados de la lengua de uso según la edad del interlocutor; es decir, si se habla con un niño, con un adolescente, con un adulto o con un anciano. En este caso, la lengua indígena es principalmente empleada con los ancianos (62,5%), siendo poco utilizada en los otros grupos (con niños, 16,7%, con adolescentes, 4,8%, y con adultos, 11,9%). Al hablar con niños y adolescentes se utiliza preferentemente el español (57,1% en cada caso). Con los adultos suelen utilizarse ambas lenguas (47,6%).

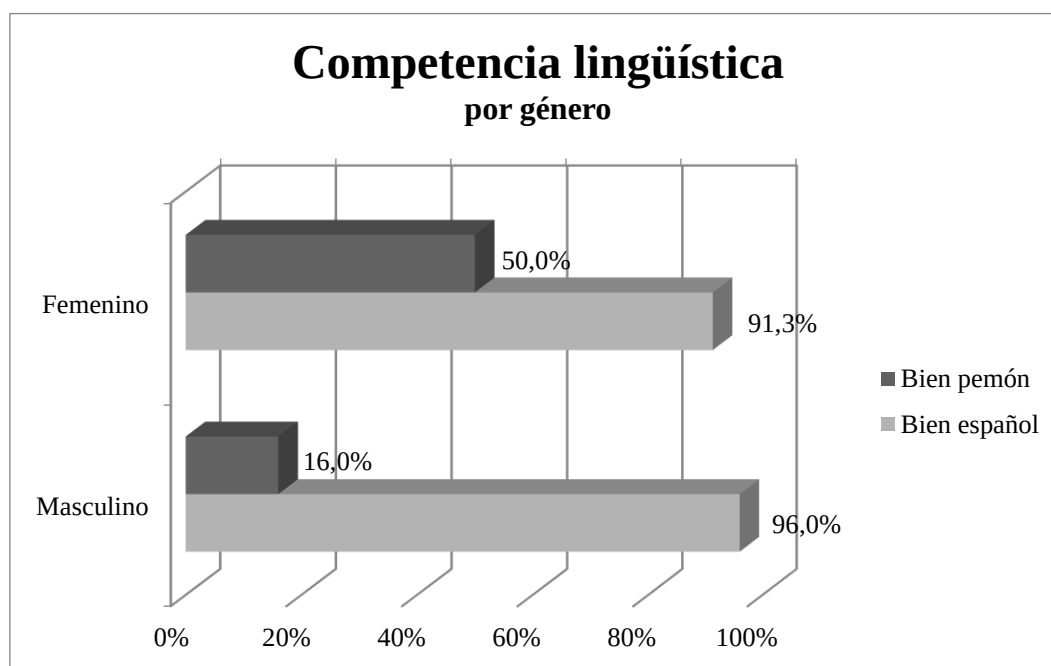


Gráfico 4. Competencia lingüística por género

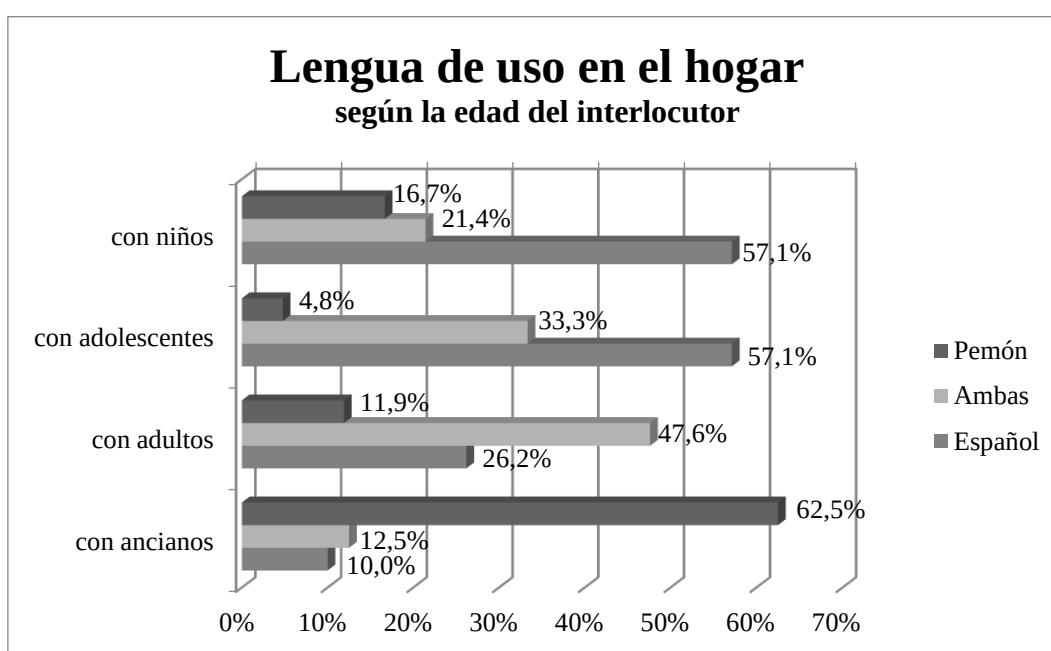


Gráfico 5. Lengua de uso según la edad el interlocutor

En cuanto a la lengua empleada en los diferentes dominios de uso (gráfico 6), se observa que el español predomina en todos los dominios y que en ninguno de ellos la lengua indígena registra una proporción de uso importante. Así, la proporción de uso del español es la mayor en los dominios familia (35,7%), amigos (41,5%),

tienda (85,4%), escuela (80,0%), iglesia (70,6%), asamblea comunitaria (66,7%) y en las relaciones con el Estado (94,9%).

La utilización de ambas lenguas alcanza proporciones destacables en los dominios familia (33,3%), amigos (34,1%), asamblea comunitaria (27,3%) e iglesia (20,6%), pero siempre con valores inferiores a los que alcanza el uso del español, en cada uno de los casos.

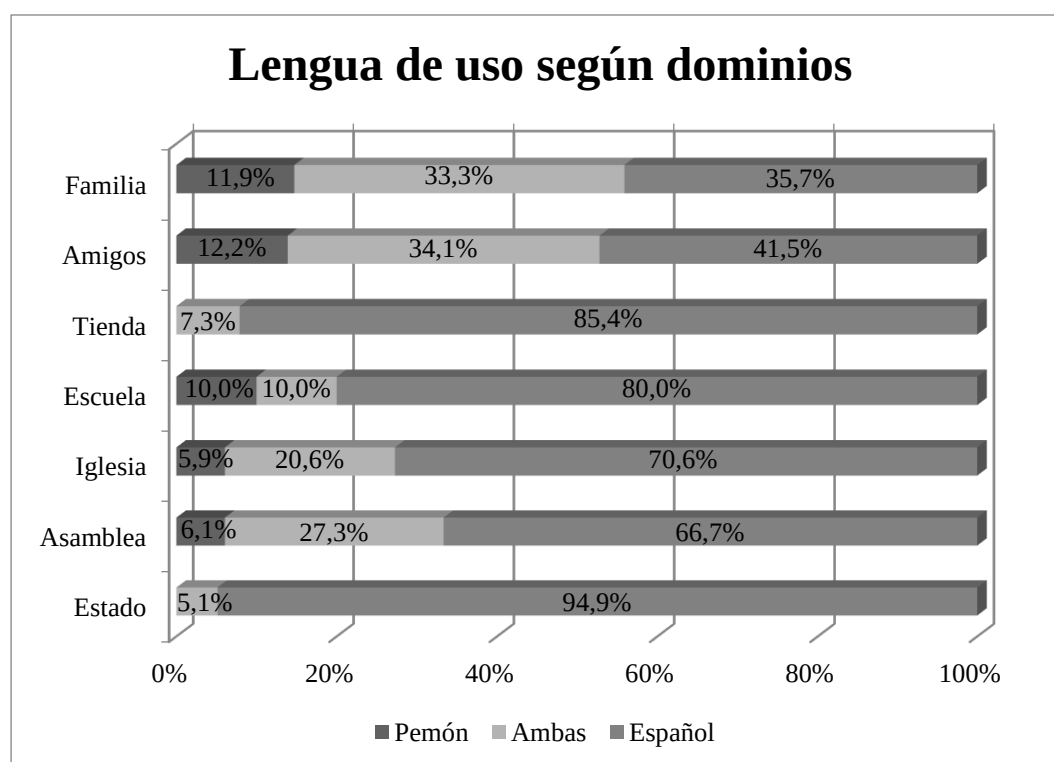


Gráfico 6. Lengua de uso según dominios

3. Discusión

En la comunidad de San Ignacio de Yuruaní se observó, a través de una encuesta, es decir de forma indirecta, el uso mayoritario del español en detrimento de la lengua indígena. La proporción de quienes hablan bien español (93,8%) es casi tres veces mayor a la de los que hablan bien pemón (32,3%). Si estos resultados se consideran según los grupos de edad, se observa que el dominio del español es casi absoluto en todas las edades, excepto en los mayores de 50 años (73,3%). En cuanto al pemón, se observa que la proporción de buena competencia aumenta a medida que se avanza en los grupos de edad. Así, son precisamente los más jóvenes los que poseen una menor competencia lingüística en la lengua indígena. Esto señala una ruptura en la transmisión intergeneracional de la lengua. Es interesante

destacar que se observó un efecto de género. La competencia en la lengua indígena es tres veces mayor en el género femenino (50,0%) que en el masculino (16,0%).

En el hogar y según quién sea el interlocutor, la lengua indígena es poco utilizada, salvo cuando se habla con ancianos (62,5%). El español es la lengua preferente cuando se habla con los más jóvenes, es decir, con niños (57,1%) y con adolescentes (57,1%). Mientras que con los adultos se utilizan mayormente ambas lenguas (47,6%).

Al considerar los diferentes dominios de uso de la lengua, se observa que en todos predomina el español. El uso de ambas lenguas alcanza una proporción destacable en los dominios familia (33,3%), amigos (34,1%), asamblea comunitaria (27,3%) e iglesia (20,6%).

Estos resultados indican que, en la comunidad de San Ignacio de Yuruaní, como consecuencia del contacto lingüístico, el español está desplazando progresivamente a la lengua indígena y, de este modo, podría estar en vías de convertirse en la única lengua de uso de la comunidad.

Bibliografía

- Andrello, Geraldo (2013), “Taurepang”. En: *Enciclopédia dos Povos Indígenas no Brasil*. Instituto Socioambiental. Disponible en línea en <http://pib.socioambiental.org/es/povo/taurepang/print>. Fecha de consulta: 01-07-2013.
- Benavides, Basilio (2000), “Pemón”. En: Mosonyi, Esteban Emilio / Mosonyi, Jorge Carlos (Eds.), *Manual de las lenguas indígenas de Venezuela*. Caracas: Fundación Bigott, 493–543.
- Bulkan, Janette (2009), “Guyana”. En: Inge Sichra (Ed.): *Atlas sociolingüístico de pueblos indígenas en América Latina*. Cochabamba, Bolivia: UNICEF - FUNPROEIB Andes, 409–420.
- Gutiérrez Salazar, Mariano (2012), *Gramática didáctica de la lengua pemón*. Caracas: Orden de Hermanos Menores Capuchinos/Universidad Católica Andrés Bello.
- INE (2010), *Síntesis estadística estatal 2001: Bolívar*. Caracas: Instituto Nacional de Estadística. Disponible en línea en <http://www.ine.gov.ve/documentos/see/sintesisestadistica2011/estados/Bolivar>. Fecha de consulta: 12-06-2013.

- INE (2013), *XIV Censo Nacional de Población y Vivienda, 2011*. Procesado con Redatam+SP, CEPAL/CELADE 2003-2013. Caracas: Instituto Nacional de Estadística.
- Rodríguez, Iokiñe (2007), “Pemon Perspectives of Fire Management in Canaima National Park, Southeastern Venezuela”. En: *Human Ecology*, 35 (3), 331–343.
- Rojas López, José Jesús / Tovar Z., Frank (2011), “Lectura etnogeográfica del territorio Pemon-Taurepan en la frontera sureste de la Guayana Venezolana”. En: *Revista Venezolana de Ciencia Política*, 39, 113–134.
- Rostain, Stephen (2003), “Cinq petits tapirs: les Guyanes amérindiennes d’avant 1499”. En: *Cahiers des Amériques latines*, 43, 19–38.
- Terborg, Roland / García Landa, Laura (Eds.) (2011), *Muerte y vitalidad de lenguas indígenas y las presiones sobre sus hablantes*. México, DF: Univ. Nacional Autónoma de México.
- Thomas, David J. (1983), “Los Pemón”. En: Lizarralde, Roberto/ Seijas, Haydée (Eds.): *Los Aborígenes de Venezuela* (=Monografía/Fundación La Salle, 29). Caracas: Fundación La Salle de Ciencias naturales- Instituto Caribe de Antropología y Sociología, 303–379.
- Torre Arranz, Jesús A. de la (2013), *Historia de Santa Elena de Uairén y hábitat de la Gran Sabana*. Caracas: Orden de Hermanos Menores Capuchinos / Universidad Católica Andrés Bello.

Sprachkontakte in der Bornistik: Aktuelle Sprachdynamiken bei deutschen und italienischen Migrant*innen in Brasilien und Argentinien im Vergleich

Anna Ladilova & Katharina Müller

1. Einleitung

Sprache als Schlüssel „zu Identität und Kulturräumen“ (Born et al. 2002: 161) ist nicht nur für Nationalstaaten von Bedeutung, sondern stellt auch wichtiges Kulturgut von Minderheitengruppen dar:

In den aktuellen Identitätsbildungsprozessen, die zu einem neuen Selbstbewusstsein gerade in jenen Räumen führen, die sich der Dominanz der Nationen Europas ausgesetzt sahen – und sehen, wird Sprache zum distinktiven Merkmal; die Sprachkenntnis wird – in der Rede oder Schrift – zum Zeichen der Zugehörigkeit. Und zudem erweist sich Sprache als Speicher für das Gedächtnis dieser ‚Kulturen‘, sie erst öffnet den Zugang zu deren spezifischem kulturellen Erbe (Born et al. 2002: 166).

Der vorliegende Beitrag vergleicht den Spracherhalt¹ bei italienisch- und deutschsprachigen Migrant*innen in Argentinien und Brasilien. Während bei der ersten Gruppe in beiden Ländern eine schnellere sprachliche Assimilierung stattfand, haben die deutschsprachigen Migrant*innen ihre Herkunftsvarietäten teilweise bis heute erhalten. Um mögliche Gründe für den unterschiedlichen Spracherhalt herauszuarbeiten, sollen Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Gruppen gegenübergestellt werden. Dabei ist hervorzuheben, dass die Möglichkeiten des

¹ Im Falle von Spracherhalt „bleibt die Sprache über viele Jahrhunderte erhalten und wird von Generation zu Generation weitergegeben“ (Riehl 2014: 185).

Spracherhalts mit den sprachpolitischen Gegebenheiten der jeweiligen Siedlungsländer zusammenhängen, denn „[n]ur wenn eine Sprache dieselben Rechte hat wie die mit ihr koexistierenden Sprachen, hat sie eine günstige Überlebenschance für die nächste Generation“ (Born 1992: 123). Der Zusammenhang zwischen Spracherhalt und Sprachpolitik zeigt sich besonders eindrucksvoll an der aktuellen Ko-Offizialisierung der deutschen und italienischen Varietäten in Brasilien und am Interesse an den Herkunftssprachen in Brasilien und Argentinien.

2. Brasilien

Von der Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal 1822 bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs wanderten etwa fünf Millionen Menschen aus Europa nach Brasilien ein. Die zweitgrößte Gruppe nach den Portugiesen kam aus Italien. Während die italienische Massen-Einwanderung 1875 begann, kamen deutschsprachige Migrant*innen bereits 50 Jahre zuvor ins Land. Zu Beginn wurden sie gezielt von der brasilianischen Regierung (die erste Kaiserin war Leopoldine von Österreich) angeworben, um die dünn besiedelten Gebiete in Südbrasilien zu bevölkern und die Grenzen zu sichern. Durch die isolierte Lage hatten die Migrant*innen zunächst wenig Kontakt zur luso-brasilianischen Bevölkerung und blieben unter sich. Dies trifft auch auf die Italiener*innen² zu, die nach Südbrasilien kamen, wobei ein Großteil der italienischen Migrant*innen die Stadt oder den Bundesstaat São Paulo zum Ziel hatte, wo sie meist auf den Kaffeeplantagen oder in der Industrie arbeiteten und eine schnellere sprachliche Assimilation stattfand (vgl. Born 1995: 141ff.).

2.1 Deutsche Varietäten in Brasilien

Zwischen 1824 und 1969 kamen etwa 250.000 deutschsprachige Migrant*innen nach Brasilien. Diese siedelten sich insbesondere in den südlichen Bundesstaaten Rio Grande do Sul, Santa Catarina, Paraná und Espírito Santo an und sprachen verschiedene germanische Varietäten, die miteinander in Kontakt kamen: Hunsrückisch, Pommerisch, Westfälisch, Wolgadeutsch, Plattdeutsch, Böhmisches,

² Hinzu kamen italienischsprachige Migrant*innen aus dem Trentino, das bis 1918 zu Österreich-Ungarn gehörte. Hier ergeben sich Ähnlichkeiten zu den Russlanddeutschen in Argentinien, deren Staatsangehörigkeit ebenfalls nicht mit der Nationalsprache ihres Herkunftslandes übereinstimmt (vgl. Fußnote 8).

Schwäbisch, Bairisch und Jiddisch (vgl. Born 1995: 143f.). Durch den Kontakt von mosel- und rheinfränkischen mit anderen deutschen Varietäten (Westfälisch, Pommerisch u.a.), dem Hochdeutschen und dem Portugiesischen sowie sprachliche Ausgleichsprozesse bildete sich in Rio Grande do Sul das so genannte Riograndenser Hunsrückisch heraus, das heute vor allem in informellen Kontexten auf dem Land verwendet wird (vgl. Altenhofen et al. 2018: 37). Allerdings sind auch andere Varietäten wie das Westfälische (im Vale do Taquarí) oder das Plautdietsche (in Mennonitengemeinden wie Colônia Nova in Rio Grande do Sul und Colônia Witmarsum in Paraná) noch präsent. So gaben in einer Studie von Sulzbach aus dem Jahr 2004 (zitiert in Rosenberg 2018: 131) im Ortsteil Schmidt in der Gemeinde Westfália bei Teutônia 80% aller Befragten an, Hunsrückisch oder Westfälisch zu sprechen, in den westfälischstämmigen Familien wurde Westfälisch sogar zu 90% gesprochen, während in der Öffentlichkeit zu 40% Hunsrückisch gesprochen wurde. Allerdings zeichnet sich bei den jüngeren Generationen ein Sprachwechsel vom Westfälischen oder Plautdietschen zum Portugiesischen ab. Das nach dem Hunsrückischen am zweithäufigsten gesprochene Pommerische hingegen wird insbesondere in einigen ländlichen Gemeinden in Espírito Santo und in Canguçu bei Pelotas im südlichen Rio Grande do Sul im privaten Umfeld noch gebraucht (vgl. Rosenberg 2018: 239). Diese Varietäten stehen jedoch nicht nur in Kontakt und Konkurrenz zum Portugiesischen, sondern auch zum Hochdeutschen, das als Sprache der Bildung und der Kirche ein höheres Prestige hat.

Seit 2008 ist Pommerisch in Espírito Santo ko-offizielle Sprache in der Gemeinde Laranja da Terra, seit 2009 in Santa Maria de Jetibá, Pancas und Vila Pavão, seit 2010 in Canguçu, seit 2011 in Domingos Martins und seit 2017 in Itarana. Auch in der Gemeinde Pomerode in Santa Catarina hat es seit 2017 einen ko-offiziellen Status (vgl. Savedra/Rosenberg 2019: 22). Das Hunsrückische ist offiziell als Kulturerbe der Bundesstaaten Rio Grande do Sul (seit 2012) und Santa Catarina (seit 2016) anerkannt (vgl. Altenhofen/Morello 2018: 234f.), bereits seit 2010 ist es ko-offizielle Sprache in Antônio Carlos in Santa Catarina und Santa Maria do Herval in Rio Grande do Sul und seit 2016 in São João do Oeste in Santa Catarina. Das Hochdeutsche hat in Santa Catarina einen ko-offiziellen Status in den Gemeinden Pomerode (seit 2010), São João da Boa Vista (seit 2016) und Bela Vista (seit 2017) (vgl. Savedra/ Rosenberg 2019: 22). Darüber hinaus wurde das Hunsrückische von 2017 bis 2018 in 30 Gemeinden, in Rio Grande do Sul, Santa Catarina und Espírito Santo für das *Inventário Nacional da Diversidade Linguística* (INDL) dokumentiert (vgl. Altenhofen/Morello 2018), seit 2019 wird auch ein Inventar für das Pommerische in Espírito Santo erstellt (vgl. IPOL 2019).

Während es in Brasilien 1937 über 1000 deutschsprachige Gemeindeschulen gab (1935 waren es 570 evangelische, 429 katholische und 42 gemischte Schulen)³, wurden 1938 ausländische Schulen im Rahmen der Nationalisierungskampagne von Getúlio Vargas verboten, was zu einer Stigmatisierung der Einwanderersprachen führte. Deutsch als Fremdsprache durfte erst ab 1961 wieder an brasilianischen Schulen unterrichtet werden. Heute wird Deutsch in ganz Brasilien von fast 80.000 Schüler*innen in 343 Schulen gelernt, es gibt vier deutsche Auslandsschulen und 51 PASCH-Schulen⁴ (vgl. Rosenberg 2018: 234). In Rio Grande do Sul wird Deutsch an etwa 200 Schulen als Wahlpflichtfach unterrichtet (vgl. Altenhofen/Morello 2018: 201). In 75 Kindergärten und Grundschulen von fünf Gemeinden in Espírito Santo, in denen das Pommerische ko-offizielle Sprache ist (s.o.), wird seit 2005 im Rahmen des Projekts PROEPO (*Projeto de Educação Escolar Pomerana*), das Teil einer größeren Initiative zur Integration der kulturellen und ethnischen Diversität in Espírito Santo ist, Pommerisch bis zur 9. Klasse unterrichtet. Für die Zukunft wird „eine zweisprachige Alphabetisierung mit Portugiesisch und Pommerisch ab der 1. Klasse, Standarddeutsch ab der 3. Klasse und Englisch ab der 5. Klasse“ (Savedra/Rosenberg 2019: 39) mit dem Pommerischen als Brückensprache diskutiert. Hunsrückisch-Unterricht gibt es seit 2011 in Santa Maria do Herval an drei Grundschulen von der Vorschule bis zur 5. Klasse (vgl. Maselko/Johann/Dewes 2014: 100).⁵ In anderen Hunsrückischen Gemeinden wird Hochdeutsch unterrichtet, das Hunsrückische aber in den Unterricht miteinbezogen (vgl. Altenhofen/Morello 2018: 218). Savedra/Rosenberg (2019: 24) sprechen in diesem Zusammenhang nicht von ‚Revitalisierung‘ oder ‚Renaissance‘ der Einwanderersprachen, sondern von einer „hybriden Konstruktion transnationaler Räume“, bei der die Herkunftssprachen und -kulturen mit der nationalen Zugehörigkeit verbunden werden.

³ Kreutz (2000: 173) spricht von insgesamt 1579 deutsch-brasilianischen Schulen im Jahr 1937, davon 1041 in Rio Grande do Sul und 361 in Santa Catarina.

⁴ Dabei handelt es sich um die seit 2008 existierende Initiative „Schulen: Partner der Zukunft“ des Goethe-Instituts (vgl. <https://www.goethe.de/de/spr/eng/pas.html>, letzter Zugriff 14.04.2020).

⁵ Zur Schreibweise, die in den Lehrwerken für das Hunsrückische in Santa Maria do Herval verwendet wird, vgl. auch Radünz/Schweitzer (in diesem Band).

2.2 Italienische Varietäten in Brasilien

Von 1884 bis 1939 kamen ca. 1,5 Millionen italienische Migrant*innen nach Brasilien, über eine Million von ihnen kamen allein bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 ins Land. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts stellte Brasilien sogar das zweithäufigste Ziel für italienische Auswanderer*innen nach Argentinien dar (vgl. Bagna 2011: 328). Der größte Teil der Migrant*innen blieb im Staat São Paulo (ca. 800.000 bis 1910), ca. 250.000 hatten den südlichsten brasilianischen Bundesstaat Rio Grande do Sul zum Ziel, weitere 30.000 Italiener*innen gingen nach Santa Catarina, ca. 50.000 nach Espírito Santo und 20.000 nach Paraná (vgl. Birindelli/Bonifazi 2011: 513). Die Einwanderer*innen kamen insgesamt in etwa gleicher Zahl aus Nord- und Süditalien⁶, wobei sich lokale und regionale Schwerpunkte bildeten. Während es in São Paulo in bestimmten Stadtvierteln einen hohen Anteil von Einwohner*innen beispielsweise aus Kalabrien oder Kampanien gab, siedelten sich in den ländlichen Gebieten Rio Grande do Suls, Santa Catarinas und Espírito Santos fast ausschließlich Norditaliener*innen an.⁷ Dies führte zur Herausbildung einer venetischen Koiné, neben der andere norditalienische Varietäten weiter existierten (vgl. Frosi/Mioranza 1983; Pinheiro 2014)⁸, so auch das Trentinische in Santa Catarina und Espírito Santo. Es besteht jedoch eine Tendenz zur passiven Mehrsprachigkeit und zum Sprachverlust bei der jüngeren Generation auch auf dem Land (vgl. Pertile et al. 2010: 21ff.).

Die von den italienischen Einwanderer*innen und ihren Nachfahr*innen in Südbrasilien gesprochene venetische Koiné, Talian genannt, wurde 2009 in Santa Ca-

⁶ Regionale Herkunft von 1876-1920: Veneto: 29,4%, Kampanien: 13,4%, Kalabrien: 9,1%, Lombardei: 8,5%, Abruzzen: 7,5%, Toscana: 6,5%, Emilia-Romagna: 4,8%, Basilicata: 4,3% (vgl. Gomes 2000: 164); geringfügig abweichende Zahlen präsentiert Franzina (1995: 452).

⁷ Herkunft der Einwanderer*innen in Rio Grande do Sul: 54% Veneto, 33% Lombardei, 7% Trentino, 4,5% Friaul (vgl. Frosi/Mioranza 1983), in Espírito Santo: 40% Veneto, 20% Lombardei, 13,3% Trentino, 10% Emilia-Romagna, 5% Piemont, 4% Friaul (vgl. Franceschetto 2014: 108).

⁸ Pinheiro (2014: 111) identifiziert unter Rückgriff auf die Daten von Frosi/Mioranza (1983) neben der Koiné zwölf italienische Varietäten in Rio Grande do Sul, die sie den drei Hauptgruppen Venetisch (Feltrinisch-Bellunesisch, Vicentinisch, Trevisanisch, Paduanisch, Veronesisch, Roviginisch), Lombardisch (Bergamaskisch, Cremonesisch, Mantuanisch, Milanesisch) und Friaulisch zuordnet.

tarina und Rio Grande do Sul offiziell anerkannt und erhielt 2014 nach ihrer Dokumentation für das *Inventário Nacional da Diversidade Linguística* als erste und bisher einzige allochthone Minderheitensprache auch auf Bundesebene die Anerkennung als immaterielles brasilianisches Kulturerbe (*Língua de referência nacional e patrimônio cultural e imaterial do Brasil*) (vgl. IPOL 2015). Dies führte dazu, dass neben Serafina Corrêa, wo das Talian bereits seit 2009 einen ko-offiziellen Status hat, weitere Gemeinden in Rio Grande do Sul es als ko-offizielle Sprache eingeführt haben, so Flores da Cunha im April 2015, Paraí im August 2015, Nova Roma do Sul im Oktober 2015, Guabiju im April 2016, Bento Gonçalves im Juni 2016, Fagundes Varela im Juli 2016, Antônio Prado im September 2016, Camargo im Oktober 2017, Caxias do Sul im Oktober 2017 (vgl. IPOL 2017) und Ivorá im März 2018.⁹ Hinzu kommt die Gemeinde Nova Erechim in Santa Catarina, wo das Talian im August 2015 ebenfalls ko-officialisiert wurde (vgl. IPOL 2015). Seit Juli 2020 ist außerdem das Trentinische in Rodeio (Santa Catarina) ko-offizielle Sprache (vgl. Lima 2020). Bis heute gibt es Theateraufführungen, Radioprogramme, Zeitungskolumnen und literarische Texte auf Talian (vgl. Pertile et al. 2010). Darüber hinaus sind die italienischen Varietäten in der sprachlichen Landschaft Südbrasilens vor allem in Toponymen, Gastronymen und Merkonymen, also Namen von Orten, Restaurants und Geschäften sowie Namen von Festen präsent (vgl. Born 2004: 53ff.).

Ortale/Zorzan (2013: 126) führen 19 Gemeinden in Rio Grande do Sul auf, in deren Grundschulen in Zusammenarbeit mit der *Associação Cultural Italiana do Rio Grande do Sul* (ACIRS) Standarditalienisch unterrichtet wird. Ähnlich verhält es sich in den Bundesstaaten Paraná und Santa Catarina, wo 2008 in mindestens zehn Gemeinden an staatlichen Schulen (Standard-) Italienisch gelehrt wurde (vgl. De Marco 2009: 113f.; Ortale/Zorzan 2013: 126f.). 2009 wurde schließlich beschlossen, Talian als Pflichtfach in Grundschulen in Serafina Corrêa einzuführen, wo es seitdem auch ko-offizielle Sprache ist (vgl. Pertile et al. 2010: 89). Seit 2017 ist es außerdem Pflichtfach in den Grundschulen in Camargo (vgl. Revista Graffos 2018). Allerdings kritisiert Faggion (in Frosi et al. 2010: 131), dass die Alphabeti-

⁹ Vgl. Prefeitura Municipal de Guabiju 2016; Município de Bento Gonçalves 2016; Município de Fagundes Varela 2016; Câmara Municipal de Antônio Prado 2016; Prefeitura Municipal de Camargo 2017; Prefeitura Municipal de Ivorá 2018.

sierung im Dialekt in den Schulen 80 Jahre zu spät komme und wenig erfolgversprechend sei. Sie empfiehlt stattdessen eine Thematisierung der sprachlichen und kulturellen Diversität in der Region in den Schulen.

3. Argentinien

In den Jahren 1821-1932 lag Argentinien an zweiter Stelle nach den USA in Bezug auf die Gesamtzahl der Migrant*innen. Dabei war das Verhältnis der Einwanderer*innen zu der Gesamtbevölkerung prozentual aber wesentlich höher: bis zu 30,3% in Argentinien, in den USA dagegen maximal 14,4%. Zudem ließen sich die Migrant*innen vorzugsweise in bestimmten Regionen nieder, so dass der Anteil der Zugewanderten in der Hauptstadt Buenos Aires zeitweise fast 70 % betrug (vgl. Fontanella de Weinberg 1978: 5f.). Nichtsdestotrotz oder gerade deswegen fand eine rasche sprachliche Assimilierung statt (vgl. Fontanella de Weinberg 1978: 8). Zudem wurde in Argentinien die Einsprachigkeit durch die Bildungspolitik implementiert, indem einerseits in staatlichen Schulen ausschließlich auf Spanisch gelehrt wurde, während Privatschulen stark kontrolliert wurden. Dabei war das Spanische stark an den Nationalstolz geknüpft: „En el aspecto oficial, esta visión nacionalista del lenguaje se refleja en la denominación ‚idioma nacional‘ com que se há designado al español en el curriculum de la escuela primaria“ (Fontanella de Weinberg 1978: 29). Dabei war die Zugehörigkeit zu der spanischsprachigen Gemeinschaft von Bedeutung, denn wie Born et al. (2002: 164) konstatieren, basierte in Lateinamerika die transnationale Identitätsbildung auf der spanischen Sprache. Somit dient die Sprache als Schlüssel zu kulturellen Räumen, die durch Konstitution gemeinsamer Traditionen und Werte eine einigende Identität konstruieren.

3.1 Italienische Varietäten in Argentinien

In Argentinien gab es ca. drei Millionen italienische Einwanderer*innen, ca. 2,5 Millionen kamen von 1861 bis 1945, die größte Zahl zwischen 1906 und 1915. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts stammten diese, ebenso wie in Brasilien, hauptsächlich aus Norditalien (Piemont, Ligurien, Lombardei, Veneto, Friaul), im 20. Jahrhundert dann verstärkt aus Süditalien (Kampanien, Kalabrien, Sizilien und später Abruzzen und Molise). Im Gegensatz zu Brasilien siedelten sich die Einwanderer*innen hauptsächlich in den städtischen Gebieten von Buenos Aires,

Córdoba, Santa Fe und Entre Ríos an. 1914 waren 36,6% der Migrant*innen Analphabet*innen, die verschiedene Dialekte sprachen (vgl. Bagna 2011: 311ff.). Daher bildeten sich eine italienisch-spanische Mischsprache, das *Cocoliche*, und ein städtischer Jargon, das *Lunfardo*, heraus, dessen Lexik ungefähr zu 40% aus Italianismen besteht (vgl. ebd. 324). Die sprachliche und kulturelle Nähe zwischen den italienischen Varietäten und dem Spanischen führte insgesamt zu einem schnellen Sprachwechsel. So stellt Veith (2008: 184) fest:

Anders als in den dörflichen Kolonien der argentinischen Provinz und in Südbrasilien, wo man Italienisch in der vierten und fünften Generation spricht, wird es in der Weltstadt Buenos Aires schon in der dritten Generation weitgehend aufgegeben.

Eine Ausnahme stellen ländliche Gemeinden wie Colonia Caroya in der Provinz Córdoba dar, die ab 1878 von Einwanderer*innen aus dem Friaul bevölkert wurde. Ähnlich wie in Südbrasilien versucht man dort durch Feste u.ä. die friaulischen Traditionen (Weinanbau) wiederaufleben zu lassen, was auch dem Tourismus dient (vgl. Finco 2014: 94ff.).

Die rasche sprachliche Assimilation der Italiener*innen führt Fontanella de Weinberg (1978: 15) auf vier Faktoren zurück: sprachliche Faktoren, migratorische Eigenarten der Gruppe, die Bedingungen in Argentinien sowie die soziokulturellen Charakteristika der Gruppe. Zu den sprachlichen Faktoren zählen die Nähe zum Spanischen und Unterschiede zwischen den italienischen Varietäten, die untereinander nicht immer verständlich waren. Zudem hatten die Einwander*innen nur unzureichende Kenntnisse des Standarditalienischen. Die dialektale Vielfalt hing unter anderem mit der massiven und lang (über 30 Jahre) andauernden Migration aus Italien zusammen, die meist unorganisiert verlief und bei der sich keine Migrationszentren herausbildeten, weshalb es zu einem Zusammentreffen von Migrant*innen aus verschiedenen Teilen Italiens kam. Dabei ließen sich die meisten in Städten nieder, beispielsweise aufgrund von Schwierigkeiten mit dem Land-erwerb, wo der Kontakt zu der Mehrheitsbevölkerung stärker war. Es gab dort keine *barrios*, in denen nur Italiener*innen lebten, sondern die meisten sahen sich vielmehr gezwungen in *conventillos*, also Wohngemeinschaften mit Menschen verschiedener Herkunft, zu leben, was den raschen Erwerb des Spanischen förderte. Zudem bot Argentinien die Möglichkeit eines schnellen sozialen Aufstiegs, der ebenfalls Spanischkenntnisse voraussetzte. Des Weiteren führten gute Bildungsmöglichkeiten zu einem intergenerationellen Bruch innerhalb der italienischen Gemeinschaften, was zur Ablehnung der italienischen Varietäten führte. Hinzu kamen die kulturelle und religiöse Ähnlichkeit italienischer Migrant*innen mit der Mehrheitsgesellschaft, was interkulturelle Ehen begünstigte, in denen das

Italienische vom Spanischen verdrängt wurde. Auch politische Aktivitäten, an denen die italienischen Zugewanderten beteiligt waren, erforderten Spanischkenntnisse.

Trotz der schnellen Aufgabe der italienischen Varietäten durch die Migrant*innen und ihre Kinder ist das Interesse am Erlernen der italienischen Sprache in den letzten Jahrzehnten wieder gestiegen. Seit 1989 ist es möglich, fünf Jahre Italienisch in weiterführenden Schulen zu lernen. Es ist heute nach Englisch die am zweithäufigsten gelernte Sprache in Argentinien. Außerdem gibt es sechs italienische Schulen in Argentinien, davon vier in Buenos Aires, eine in La Plata und eine in Mendoza (vgl. Bagna 2011: 323). In einer Studie über Spracherhalt bei den Nachfahr*innen italienischer Migrant*innen in Bahía Blanca stellt Lasry (2017: 79) fest, dass vor allem der Erwerb des Standarditalienischen angestrebt wird:

A partir de los datos obtenidos, observamos que las entidades referidas se manifiestan a favor del mantenimiento del italiano estándar, por ejemplo a través del impulso al estudio formal de la lengua, mientras que los dialectos representan un uso restringido a circunstancias muy particulares.

3.2 Deutsche Varietäten in Argentinien

Nach den Italiener*innen machen die deutschsprachigen Migrant*innen die zahlenmäßig größte Migrant*innengruppe in Argentinien aus. Zudem ist Argentinien „der südamerikanische Staat, der nach Brasilien die größte Zahl an Deutschsprachigen beheimatet“ (Born/Dickgiesser 1989: 19). Der Großteil wanderte zwischen 1857 und 1910 ein (vgl. Saint Sauveur-Henn 2010: 24f.) und ließ sich in und um die Hauptstadt und in den Provinzen Entre Ríos, Misiones und im Süden der Provinz Buenos Aires nieder. Es gibt etwa eine Million Deutschstämmige (von denen etwa 200.000 deutsche Staatsbürger*innen sind) und über 30 Millionen deutschsprachige Argentinier*innen (etwa 1% der Gesamtbevölkerung Argentiniens). Zu den Russlanddeutschen zählen die Schwarzmeerdeutschen, die sich um Coronel Suárez und Bahía Blanca ansiedelten, und die Wolgadeutschen vor allem in Entre

Ríos.¹⁰ Die Zahl Letzterer wird auf etwa 300-350.000 geschätzt,¹¹ 40% von ihnen leben auf dem Land und nach einer Schätzung von Born/Dickgiesser (1989: 20) beträgt der Anteil der Muttersprachler*innen noch ca. 40%.

Während sich die Deutschen und Österreicher*innen hauptsächlich in urbanen Gebieten niederließen, wo eine schnelle sprachliche Assimilierung stattfand (vgl. Fontanella de Weinberg 1978: 23f.), „hält sich die deutsche Sprache in ihrer dialektalen Varietät bei Schwarzmeer- und Wolgadeutschen wesentlich besser“ (Born/Dickgiesser 1989: 20f.). Dies hängt einerseits damit zusammen, dass sich die deutschen Dialekte sowohl vom Spanischen wie auch vom Hochdeutschen unterscheiden, was die Bewahrung klarer Grenzen zwischen den Varietäten begünstigte und einen fließenden Übergang (durch eine Zwischenform, wie das *cocoliche*) verhinderte, andererseits kamen die russlanddeutschen Kolonist*innen meist aus Siedlungen, die in Russland nahe beieinander gelegen waren, was zu einer sprachlichen Homogenität führte (vgl. Fontanella de Weinberg 1978: 21). Hinzu kam die Vorerfahrung als Migrant*innengruppe in Russland, die über ein Jahrhundert gedauert hatte und durch eine Haltung geprägt war, die auch in Argentinien weitergelebt wurde. Die geographisch konzentrierten und ausschließlich ruralen Siedlungen trugen auch dazu bei, dass kaum Kontakte zu der Mehrheitsbevölkerung gepflegt wurden. Die Gründung von Privatschulen, in denen Hochdeutsch gelehrt wurde, trug einerseits direkt zur Aufrechterhaltung des Deutschen bei, andererseits zum Konservatismus der Gruppe, die somit unabhängig von staat-

¹⁰ Während Born/Dickgiesser (1989) zwischen Schwarzmeer- und Wolgadeutschen unterscheiden, spricht Fontanella de Weinberg (1978) nur von *ruso-alemanes* und Hipperdinger (2017) von *alemanes del Volga* im Süden der Provinz Buenos Aires (um Coronel Suárez). Dies könnte damit zusammenhängen, dass seit der Hundertjahrfeier der Russlanddeutschen in Argentinien 1978 die Selbstbezeichnung als *alemanes del Volga* populär wurde und die bis dahin übliche Bezeichnung als *rusos* ersetzte. Da bei letzterer keine Unterscheidung zwischen Schwarzmeer- und Wolgadeutschen vorgenommen wurde und die Nachfahr*innen der beiden Migrant*innengruppen meist keine genauen Informationen über die Herkunftsorte ihrer Vorfahr*innen in Deutschland und Russland hatten (vgl. Ladilova 2013: 109f.), übernahmen auch die Schwarzmeerdeutschen die Selbstbezeichnung als Wolgadeutsche.

¹¹ Da die Russlanddeutschen bei der Einreise nach Argentinien teilweise als „russisch“ registriert wurden, ist es schwer bis unmöglich genauere Zahlen über diese Gruppen zu erhalten. Aktuell wird die Anzahl ihrer Nachkommen auf bis zu zwei Millionen geschätzt (vgl. Ladilova 2013: 5).

lichen Schuleinrichtungen war. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit sowie das damit in Verbindung stehende Desinteresse am sozialen Aufstieg und an politischen Aktivitäten dienten ebenfalls als ein sprach- und kulturbewahrender Faktor bei den Russlanddeutschen, da im Spanischerwerb, der dafür notwendig wäre, somit kein Wert gesehen wurde. Dies hat sich mit der Industrialisierung in den 1950ern jedoch geändert, denn die Notwendigkeit, Arbeit außerhalb der Kolonien zu suchen, trug zum vermehrten Kontakt mit der Mehrheitsbevölkerung und zum Spanischerwerb bei, wodurch die wolgadeutschen Varietäten immer mehr verdrängt wurden (vgl. Fontanella de Weinberg 1978: 22ff.).

Somit ist die Verwendung deutscher Varietäten hauptsächlich auf den familiären Bereich beschränkt. Vom argentinischen Staat, der nur Spanisch als offizielle Sprache anerkennt, werden die Minderheitensprachen auch nicht gefördert. Daher wird die Sprachpflege hauptsächlich von privaten Organisationen getragen, wobei die „deutschen Vereine“ meist beruflicher, kultureller, sportlicher oder landsmannschaftlicher Natur sind und „Sprachpflege, wenn überhaupt, nur nebenbei betreiben“ (Born/Dickgiesser 1989: 22). Trotz des niedrigen *overt prestige* genießen die dialektalen Varietäten mittlerweile ein hohes *covert prestige* innerhalb der Gruppe, das mit starker Sprachloyalität einhergeht. Damit hängen auch einige Initiativen zur Sprachplanung zusammen, wie die Veröffentlichung des wolgadeutsch-hochdeutsch-spanischen Wörterbuches (vgl. Jungblut/Prost Ruppel 2009) und die Initiativen zur Entwicklung einer einheitlichen Orthografie des Wolgadeutschen sowie eines Lehrer*innenbildungsprogramms für einen dialektbasierten Hochdeutschunterricht, die sich in ähnlicher Form auch für das Hunsrückische (vgl. Altenhofen/Morello 2018: 185; Radünz/Schweitzer in diesem Band), das Pommerische (Savendra/Rosenberg 2019: 38) und das Talian in Brasilien (Pertile et al. 2010) finden. Insgesamt herrscht aber eine Tendenz zur Aufrechterhaltung bzw. Wiederbelebung der Standardsprache vor: So konstatieren 72,4 % der 381 Teilnehmenden der Studie von Ladilova (2013: 104), dass Hochdeutsch an argentinischen Schulen gelehrt werden sollte. Der wolgadeutsche Dialekt wird dagegen häufig (von 34,6 % der Befragten) nicht als eine „richtige“ Sprache empfunden und fast die Hälfte der Informant*innen (46,5 %) sind der Meinung, dass das Hochdeutsche nützlicher sei als das Wolgadeutsche (vgl. Ladilova 2013: 69).

4. Vergleich

Die folgende Tabelle stellt die italienisch- und deutschsprachigen Migrant*innen in Brasilien und Argentinien in Bezug auf die bereits besprochenen sprachbewahrenden Faktoren gegenüber:

	Italiener*innen in Argentinien	Russland-deutsche in Argentinien	Italiener*innen in Brasilien	Deutsche in Brasilien
Sprachliche Faktoren				
Nähe zur Sprache der Aufnahmegesellschaft	ja (Cocoliche)	nein	ja	nein
Dialektale Unterschiede zwischen den Varietäten	ja, kaum Verständigung	nein, Siedler*innen aus gleichen Dörfern in Russland	ja, aber Verständigung möglich	ja, aber gemeinsame Dachsprache
Kenntnisse der Standardsprache	nein	ja	nein	ja
Spontane, unorganisierte Migration – dialektale Unterschiede	ja	nein	ja	ja
Erfahrung als Migrant*innen-gruppe – kultureller Konservatismus	nein	ja	nein	nein
Hohe Alphabetisierungsrate	nein	ja	nein	ja
Außersprachliche Faktoren				
Rurale vs. urbane Siedlungen	eher urban	eher ländlich	urban (São Paulo) vs. ländlich (Südbrasilien)	eher ländlich
Zusammenleben der Gruppen verschiedener ethnischer Herkunft	ja	nein, Sprachinseln	ja	ja
Die Möglichkeit des schnellen sozialen Aufstiegs, soziale Mobilität, politische Aktivität	ja	nein	ja (São Paulo)/ nein (RS)	nein

Schulbildung in der Sprache des Gastlandes	ja	nein, Privatschulen und nur Primärstufe	ja	nein (bis 1937)
Eine deutliche Veränderung der Lebensweise	ja	nein	nein	nein
Kulturelle und religiöse Ähnlichkeit zu der Mehrheitsgesellschaft – interkulturelle Ehen	ja	nein	ja	nein
Sprachplanungsmaßnahmen				
Eigene Orthographie/Wörterbücher	nein	ja	ja	ja
Unterricht in der Herkunftsvarietät	nein (Standard)	nein (Standard)	nein (Standard)	ja (teilweise)
Ko-offizieller Status	nein	nein	ja	ja

Tabelle 1: Gegenüberstellung der Gruppen bezüglich sprachbewahrender Faktoren

In Argentinien unterscheiden sich die Italiener*innen und Russlanddeutschen am meisten in der Sprachdynamik. Während sich die italienischen Migrant*innen hauptsächlich in urbanen Gegenden niederließen, wo sie auf offene soziale Netzwerke stießen und sich daher von Anfang an darin integrierten, siedelten die Russlanddeutschen in ruralen Gebieten, was die Öffnung gegenüber der argentinischen Aufnahmegesellschaft deutlich verlangsamte. Zudem trug die Sprachähnlichkeit des Italienischen und der Unterschied der deutschen Sprachvarietäten zum Spanischen zu unterschiedlichen Dynamiken im Spracherhalt bei (vgl. Hipperdinger 2017: 48).

Auch in Brasilien lässt sich ein schnellerer Sprachwechsel der italienischen Migrant*innen und ihrer Nachfahr*innen im Vergleich zu ihren deutschsprachigen Nachbar*innen feststellen. Allerdings muss zwischen der Einwanderung in der Stadt, wo ein deutlich schnellerer Sprachwechsel stattfand, und der auf dem Land in Südbrasilien unterschieden werden, wo die Verständigung durch eine interdialektale Koiné möglich war und die Italiener*innen zunächst wenig Kontakt zu Luso-Brasilianer*innen hatten.

Der geringere Spracherhalt bei der italienischsprachigen Minderheit wird unter anderem auf die sprachliche und religiöse Nähe der Italiener*innen zu ihrem brasilianischen Umfeld zurückgeführt (vgl. Savedra/Rosenberg 2019: 25). Aber auch

knapp die Hälfte der deutschsprachigen Migrant*innen war katholisch (vgl. Altenhofen/Morello 2018: 167). Ein wichtiger Unterschied betrifft jedoch die Schulbildung und die Rolle der Standardsprache. Während die Italiener*innen bei ihrer Einwanderung meist eine geringe Schulbildung hatten und kaum Standarditalienisch sprachen, war die Alphabetisierung bei den deutschsprachigen Einwanderer*innen deutlich höher¹² und das Hochdeutsche war durch seine Rolle in den Gemeindeschulen und in der (vor allem evangelischen) Kirche als Prestigesprache stärker präsent, zumindest bis 1937. Durch das Verbot der Einwanderersprachen unter Getúlio Vargas wurden diese jedoch stigmatisiert und, wenn überhaupt, nur noch mündlich weitergegeben. Dies betraf gleichermaßen die deutschen und italienischen Varietäten. Durch seine schriftsprachliche Tradition behielt das Hochdeutsche jedoch seine Prestigefunktion (vgl. Born 1995: 145f.).

5. Fazit

Betrachtet man die aktuelle Sprachkontaktsituation der deutsch- und italienischsprachigen Minderheiten in Argentinien und Brasilien, so lässt sich ein neues Bewusstsein für das eigene sprachliche und kulturelle Erbe feststellen. Dazu tragen neben sprachpolitischen Maßnahmen wie der Ko-Offizialisierung des Talian, des Hunsrückischen und des Pommerischen in Brasilien auch sprachplanerische Initiativen und der Unterricht in den Herkunftssprachen in den Schulen in Argentinien und Brasilien bei. Sowohl beim Wolgadeutschen in Argentinien als auch beim Hunsrückischen und beim Talian in Brasilien handelt es sich dabei oft um einen dialektbasierten Unterricht in der Standardsprache. Die Herkunftssprache wird somit zum Zeichen der transkulturellen Zugehörigkeit der Nachfahr*innen der deutsch- und italienischsprachigen Migrant*innen nicht nur in Argentinien und Brasilien.

¹² Die Alphabetisierung betrug zwischen 1908 und 1932 bei den deutschsprachigen Migrant*innen 91,3% und bei den italienischsprachigen Migrant*innen 71,3% (vgl. Kreutz 2000: 160).

Literaturverzeichnis

- Altenhofen, Cléo V./Morello, Rosângela (Hrsg.) (2018), *Hunsrückisch: inventário de uma língua do Brasil*. Florianópolis: Garapuvu. <http://hdl.handle.net/10183/194384> [15.11.2020].
- Bagna, Carla (2011), „America Latina“. In: Vedovelli, Massimo (Hrsg.), *Storia linguistica dell'emigrazione italiana nel mondo*. Roma: Carocci, 305-358.
- Birindelli, Anna Maria/Bonifazi, Corrado (2011), „L'emigrazione italiana verso il Brasile: tendenze e dimensioni (1870-1975)“. In: De Sousa, Fernando et al. (Hrsg.), *Um passaporte para a terra prometida*. Porto: CEPESE, 493-517.
- Born, Joachim (1992), *Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit in den ladinischen Dolomitentälern. Ergebnisse einer soziolinguistischen Befragung*. Wilhelmsfeld: Egert (Pro lingua, 14). Zugl.: Eichstätt, Kath. Univ., Diss., 1991.
- Born, Joachim (1995), „Minderheiten, Sprachkontakt und Spracherhalt in Brasilien“. In: Kattenbusch, Dieter (Hrsg.), *Minderheiten in der Romania*. Wilhelmsfeld: Egert, 129-158.
- Born, Joachim (2004), „Zurück in die Folklore oder vorwärts als Werbeträger? Deutsch und Italienisch im öffentlichen Leben Südbrasilien“. In: Darquennes, Jeroen/Nelde, Peter H./Weber, Peter J. (Hrsg.), *The future has already begun. Recent approaches in conflict linguistics*. St. Augustin: Asgard, 49-59.
- Born, Joachim/Dickgiesser, Sylvia (1989), *Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick über den Stand der Forschung für 27 Länder*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Born, Joachim/Häse, Birgit/Schmitz, Walter (2002), „Die Sprache als Schlüssel: Zugang zu Identität und Kulturräumen“. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden: Raum und Räumlichkeit. Interdisziplinäre Perspektiven*, 51, 4-5, 161-167.
- Câmara Municipal de Antônio Prado (2016), *Lei Municipal No. 3017, de 28 de setembro de 2016*, <http://www.camaraantonioprado.rs.gov.br/camara/proposicao/Leis-ordinarias/2016/1/0/1197> [15.11.2020].
- De Marco, Elizete Aparecida (2009), *A trajetória e presença do dialeto trentino em Santa Catarina: por uma educação intercultural*. Florianópolis: UFSC (Dissertação de Mestrado). <http://repositorio.ufsc.br/xmlui/handle/123456789/92939> [15.11.2020].

- Finco, Franco (2014), „Friulian Migration to Latin America: Linguistic reflexes“. In: Mucignat, Rose (Hrsg.) *The Friulian Language: Identity, Migration, Culture*. Cambridge: Cambridge Scholars, 90-102.
- Fontanella de Weinberg, María Beatriz (1978), „Algunos Aspectos de la Asimilación Lingüística de la Población Inmigratoria en la Argentina“. In: *International Journal of the Sociology of Language*, 18, 5-36.
- Franceschetto, Cilmar (2014), *Italianos: base de dados da imigração estrangeira no Espírito Santo nos séculos XIX e XX*. Vitória: Arquivo Público do Estado do Espírito Santo. <https://ape.es.gov.br/Media/ape/PDF/Livros/italianos.pdf> [15.11.2020].
- Franzina, Emilio (1995), *Gli italiani al Nuovo Mondo: l'emigrazione italiana in America (1492-1942)*. Milano: Mondadori.
- Frosi, Vitalina Maria/Faggion, Carmen Maria/Dal Corno, Giselle Mantovani (Hrsg.) (2010), *Estigma: cultura e atitudes linguísticas*. Caxias do Sul: EDUCS.
- Frosi, Vitalina Maria/Mioranza, Ciro (1983), *Dialetos italianos: um perfil lingüístico dos ítalo-brasileiros do nordeste do Rio Grande do Sul*. Caxias do Sul: EDUCS.
- Gomes, Angela de Castro (2000), „Imigrantes italianos: entre a italianità e a brasilidade“. In: Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística (Hrsg.), *Brasil: 500 anos de povoamento*. Rio de Janeiro: IBGE, 159-177. <http://brasil500anos.ibge.gov.br/en/territorio-brasileiro-e-povoamento/italianos/> [15.11.2020].
- Hipperdinger, Yolanda (2017), „Lenguas inmigratorias europeas en el sudoeste bonaerense“. In: Bein, Roberto/Rigatuso, Elizabeth Mercedes (Hrsg.), *Asuntos de Sociolingüística y Análisis del Discurso*. Bahía Blanca: Ediuns (Volúmenes digitales de la Sociedad Argentina de Estudios Lingüísticos, 3), 45-56.
- IPOl – Instituto de Investigação e Desenvolvimento em Política Linguística (2015), *Talian: protagonismo na luta pelo reconhecimento cultural e fortalecimento pela lei de cooficialização*, <http://ipol.org.br/talian-protagonismo-na-luta-pelo-reconhecimento-cultural-e-fortalecimento-pela-lei-de-cooficializacao/> [15.11.2020].
- IPOl – Instituto de Investigação e Desenvolvimento de Política Linguística (2017), *Lei confirma o Talian como segunda língua oficial de Caxias do Sul*, <http://ipol.org.br/lei-confirma-o-talian-como-segunda-lingua-oficial-de-caxias-do-sul/> [15.11.2020].

- IPOL – Instituto de Investigação e Desenvolvimento em Política Linguística (2019), *Espírito Santo terá inventário da Língua Pomerana*, <http://ipol.org.br/espírito-santo-tera-inventario-da-lingua-pomerana/> [15.11.2020].
- Jungblut, Christian/Prost Ruppel, Eliana (2009), *El Dialecto Alemán del Volga „Das Wolgadeutsch“. Alemán del Volga – Alemán Estándar – Español (Wolgadeutsch – Hochdeutsch – Spanisch). El dialecto de los descendientes de Inmigrantes Alemanes del Volga en Argentina registrado en un Diccionario Básico*. Bahía Blanca: Selbstverlag.
- Kreutz, Lúcio (2000), „Escolas comunitárias de imigrantes no Brasil: instâncias de coordenação e estruturas de apoio“. In: *Revista Brasileira de Educação*, 15, 159-176.
- Ladilova, Anna (2013), *Kollektive Identitätskonstruktion in der Migration. Eine Fallstudie zur Sprachkontaktsituation der Wolgadeutschen in Argentinien*. Frankfurt a. M: Lang (Iberolinguistica, 1). <https://www.peterlang.com/view/product/16286?format=EPDF> [15.11.2020].
- Lasry, Lucía (2017), „Políticas lingüísticas en instituciones étnicas italianas de Bahía Blanca“. In: Bein, Roberto/Rigatuso, Elizabeth Mercedes (Hrsg.), *Asuntos de Sociolingüística y Análisis del Discurso*. Bahía Blanca: Ediuns (Volúmenes digitales de la Sociedad Argentina de Estudios Lingüísticos, 3), 79-90.
- Lima, Judson (2020), *Sancionada Lei que torna Dialeto Trentino Língua Cooficial de Rodeio*, <https://valedoitajainoticias.com.br/sancionada-lei-que-torna-dialeto-trentino-lingua-cooficial-de-rodeio/> [15.11.2020].
- Maselko, Mateusz/Johann, Solange Maria Hamester/Dewes, Mabel (2014), „Hunsrik lerne 'Hunsrückisch lernen': Dialektunterricht in der deutschen Sprachinsel Südbraziiliens“. In: *The Journal of Languages for Specific Purposes*, 1, 95-106.
- Município de Bento Gonçalves (2016), *Projeto do Executivo é aprovado e Talian se torna a língua co-oficial*, <http://www.bentogoncalves.rs.gov.br/noticia/projeto-do-executivo-e-aprovado-e-talian-se-torna-a-lingua-co-oficial> [15.11.2020].
- Município de Fagundes Varela (2016), *Lei de Instituição do Talian, Lei Nº 1.922 de 10 de junho de 2016*, <https://www.fagundesvarela.rs.gov.br/secao.php?id=7>.
- Ortale, Fernanda/Zorzan, Fábio Jorge de Almeida (2013), „Mapeamento dos municípios com ensino de italiano em escolas públicas“. In: *Revista de Italianística* 26, 121-144.

- Pertile, Marley Terezinha/Maschio, Alcione Moraes Jaques/Pinheiro, Luciana Santos (2010), *Relatório Final do Projeto-Piloto 'Inventário do Talián'*, Caxias do Sul. <http://assodita.org.br/wp-content/uploads/2016/10/1.1.-Relat%C3%B3rio-Invent%C3%A1rio-Talian-Vers%C3%A3o-Final.pdf> [15.11.2020].
- Pinheiro, Luciana Santos (2014), *Processos de territorialização de variedades dialetais do italiano como línguas de imigração no nordeste do Rio Grande do Sul*. Porto Alegre: UFRGS (Tese de Doutorado). <http://hdl.handle.net/10183/102203> [15.11.2020].
- Prefeitura Municipal de Camargo (2017), *Lei ordinária nº 1798/2017 de 31 de Outubro de 2017*, <http://leisnaweb.com.br/mostrar-ato/?ato=1901&host=camargo&search=> [15.11.2020].
- Prefeitura Municipal de Guabiju (2016), *Lei Municipal Nº 1315/2016*, <http://www.guabijurs.com.br/lei-municipal/category/56-2016?download=1369:131> [15.11.2020].
- Prefeitura Municipal de Ivorá (2018), *Lei Municipal Nº 1.307, de 23/03/2018*, <http://www.ivora.cespro.com.br/visualizarDiploma.php?cdMunicipio=7594&cdDiploma=20181307&NroLei=1.307> [15.11.2020].
- Revista Graffos (2018), *Projeto do Talian é apresentado durante Seminário Smisiate em Itá*, <http://www.revistagraffos.com.br/?p=6812> [15.11.2020].
- Riehl, Claudia Maria (2014), *Sprachkontaktforschung: eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Rosenberg, Peter (2018), „Lateinamerika“. In: Plewnia, Albrecht/Riehl, Claudia Maria (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Übersee*. Tübingen: Narr, 193-264.
- Saint Sauveur-Henn, Anne (2010), „Die deutsche Migration nach Argentinien (1870-1945)“. In: Birle, Peter (Hrsg.), *Die Beziehungen zwischen Deutschland und Argentinien*. Frankfurt a. M.: Vervuert, 4–52.
- Savedra, Mônica/Rosenberg, Peter (2019), „Deutsche Einwanderung in Brasilien: Sprachrevitalisierung und Transkulturalisierung“. In: Johnen, Thomas/Savedra, Mônica/Schröder, Ulrike (Hrsg.), *Sprachgebrauch im Kontext: Die deutsche Sprache im Kontakt, Vergleich und in Interaktion mit Lateinamerika/Brasilien*. Stuttgart: Ibidem, 19-55.
- Veith, Daniel (2008), *Italienisch am Río de la Plata: Ein Beitrag zur Sprachkontaktforschung*. Frankfurt a. M.: Lang.

Sprache & Geschichte

Was das ‚Deutsche‘ in Portugal hinterläßt.

Von Schillerseife zu Segelflug und Schadenfreude

Orlando Grossegeesse

Professoren sind besser als ihr Ruf. Nicht immer eilen sie in Gedanken vertieft, ohne auf Straße, Verkehr oder Passanten zu achten in ihr Büro. Wenn ich frühmorgens auf dem Weg zum Campus de Gualtar an dem seit Jahrzehnten leerstehenden Gebäude der *Saboaria e Perfumaria Confiança* vorbeikomme, dann schweift mein Blick zuweilen vom Hauptportal hinauf zum Rundgiebel, wo die Jahreszahl 1894 über den Namenslettern der einst renommierten und 2005 stillgelegten Seifenfabrik prangt. Da kommt mir eine zweisprachige Werbung von 1912–14 für ein Produkt aus dem Hause *Confiança* in den Sinn. Schon lange wollte ich sie als Ausgangspunkt einer Betrachtung über deutsche Spuren in portugiesischen Diskursen wählen. Nun ist es so weit:¹

Sinnvolle koerperpflege [sic]

Was muss man bei einer guten Feinseife voraussetzen?

Durch Verwendung feinsten Fettrohstoffe eine chemisch neutrale Abrichtung beim Sieden und Beigabe geeigneter Ueberfettungsmittel muss ein milder *Seifenkoerper* erreicht sein, dessen Schaum niemals die Haut unangenehm reizen darf. Schaumreichtum, gewonnen aus in jeder Hinsicht wirklich guter Feinseife erhaelt Jugendfrische, Schoenheit, Gesundheit und Lebensfreude.

Diese Qualitaeten finden Sie in

¹ Kursivsetzung entspricht Sperrschrift im Original. Faksimile dieser Werbung und der Verpackung (siehe Fig. 1) finden sich in Lopes & Cristovám (2004: 74–75). Allerdings fehlt dieses Beispiel aus der Palette der etwa 150 verschiedenen Namen und Designs für Seifen, Rasiercremes und andere Parfümerieartikel der Fabrik *Confiança* in der Studie und der popularisierenden Folgeveröffentlichung von Nuno Coelho (2013; 2017). Ich danke meinen Kollegen Jaime Costa und Friedrich Mendes für erste Hinweise.

SCHILLER'S SABONETE SUPERFINO

Tratamento racional da pele

O principal tratamento da pele consiste no uso diário de um bom sabonete de «toilette». Pela qualidade das matérias *primas* que entram na sua constituição – gorduras puríssimas – pelos mais modernos processos químicos empregados na emulsão das gorduras e pela assèpcia do material usado ao seu fabrico, o SABONETE SUPERFINO «SCHILLER» é um sabonete de espuma abundante que revigora a pele, dando-lhe suavidade, frescura, beleza e saúde.

As melhores virtudes de um bom sabonete encontra-as V. Ex.^o no

SCHILLER'S SABONETE SUPERFINO

Der Vergleich beider Texte soll sich auf wenige Beobachtungen beschränken: Der mit Fachausdrücken gespickte deutsche Diskurs über den idealen „Seifenkörper“ nimmt den Bestandteil *Körper* aus dem Slogan „sinnvolle Körperpflege“ auf. Über dieses Nomen verbindet sich der Prozess der Herstellung mit einem ganzheitlichen Konzept physischer Gesundheit, dem dieses Produkt dienen soll. Seine Wirkung erscheint abschließend geballt in den vier Hochwertwörtern, die in „Lebensfreude“ gipfeln. Im portugiesischen Text geht es um Behandlung von Haut, nicht um den Körper. Statt Anforderungen an eine „gute Feinseife“ zu stellen, werden Qualitäten dieses konkreten Erzeugnisses superlativisch angepriesen. Bei der chemischen Herstellung interessieren nicht Details – Fachbegriffe wie „Seifenkörper“ und „Überfettungsmittel“ werden vermieden – sondern deren Modernität. Der Hochwert von „Lebensfreude“ fehlt in der abschließenden Reihung, stattdessen erscheint als erstes „Sanftheit“ – in Einklang mit dem zentralen Konzept *Haut*, womit „Gesundheit“ wohl rein zufällig an das Ende des Werbetextes rückt.

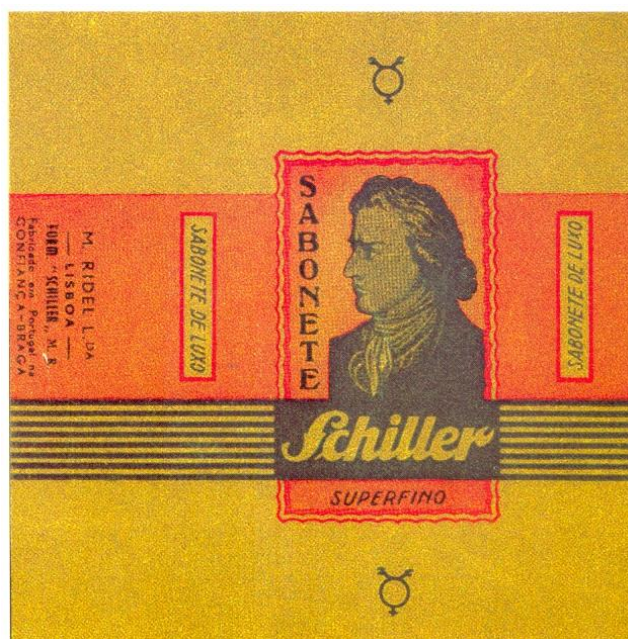


Fig. 1. Quelle: Privataarchiv Friedrich Mendes

Das Produkt heißt *Schiller's Sabonete* – als ob Schiller der Name des Ingenieurs wäre, dem man eine solche schaumspendende Toilettenseife verdanke. Das charakteristische Konterfei auf der Verpackung (Fig. 1) läßt allerdings keinen Zweifel, dass es sich um keinen anderen als Friedrich Schiller handelt. Doch was hat die Seife mit dem Dichter zu tun? „Lebensfreude“ läßt noch intuitiv an den Beginn der berühmten Ode „Freude schöner Götterfunken...“ denken, doch im portugiesischen Text fehlt gar dieser Begriff. Dort ist von „virtudes“ (Tugenden) die Rede, denen jedoch im deutschen Pendant schlicht „Qualitäten“ der Seife entsprechen. Auch der Hochwert ihrer *Feinheit* läßt sich wohl kaum mit dem ästhetischen Begriff des *Erhabenen*, den Schiller im Anschluß an Kant in seinen Schriften weiter theoretisierte, in Verbindung bringen. Ein kurzer Blick ins Internet fördert zutage, dass noch heute mit Schiller für Feinseife geworben wird, beispielsweise im Falle der brasilianischen *Sabonete Feminino Ybá*: „Já dizia Friedrich Schiller que ,o maior de todos os bens é a beleza da mulher“². Dieses Zitat, das aus dem Kontext der ehemals sehr populären Tragödie *Die Jungfrau von Orleans* (1801) gerissen wurde², überdauert offenbar als instrumentalisierbares Gemeingut für Diskurse im

² Es handelt sich um die Lobrede von Philipp den Guten, Herzog von Burgund, an Karl VII., König von Frankreich, im III. Aufzug, 3. Auftritt: „Wir sind ein handel-treibend Volk, mein König. / Was köstlich wächst in allen Himmelstrichen, / Wird

Bereich von Kosmetik auch in der portugiesischen Sprache. Hierin setzt sich eine Tendenz der Popularität Schillers fort, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum entwickelt hatte: „Kennzeichnend für die Schillerrezeption ist offensichtlich ein Verfahren, das die Texte in ihre Bestandteile auflöst, fragmentiert und einzelne Verse in außerliterarischen Bereichen zitiert und benutzt“ (Gerhard 1998: 759).

Über Schiller und Schiller-Zitaten in der politischen Propaganda des bürgerlichen Liberalismus kam es bald zur prestigefördernden Nutzung des Dichters auch in der Produktwerbung. So kritisierte der Student Heinrich von Treitschke angesichts des Leipziger Festzuges zum Schillerjahr 1859 „diese[n] amerikanische[n] Humbug mit Schillerseife, Schillercigarren und Gott weiß was“ (nach Gerhard 1994: 236). Soweit mir bekannt, ist ein Markenname *Schillerseife* nicht im Gedächtnis der Warenwelt geblieben. Auch *Schiller's Sabonete* hat in Portugal keine weiteren Spuren hinterlassen. Wohl gemerkt, in der zweisprachigen Werbung erscheint nur die portugiesische Version des Namens (mit englischem s-Genitiv), selbst am Ende des deutschen Textes. Damit bleibt unklar, ob ihre Erfindung der Initiative ‚germanophiler Portugiesen‘ oder dem direkten Import über deutsche Ingenieure zu verdanken ist. Der deutsch klingende Name M. Ridel der Lissabonner Firma, in deren Auftrag die Fabrik *Confiança* diese Seife in Portugal herstellte³, läßt eher Letzteres vermuten. Am Vorabend des ersten Weltkriegs gab es ja eine beachtliche Präsenz deutscher Unternehmer und Ingenieure, auch im Bereich der Produktion auf chemischer Basis. Doch hier soll es nicht um Personen gehen⁴, sondern um Spurenelemente in portugiesischen Diskursen.

ausgestellt zur Schau und zum Genuß / Auf unserm Markt zu Brügg, das höchste aber/ Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit“, worauf Agnes Sorel kritisch kontert: „Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis, / Doch auf dem Markte wird sie nicht gesehn.“

³ Siehe Seitenaufschrift (Fig. 1). Meine Nachforschungen führten bislang zu keinem Ergebnis. Noch in den 1920er Jahren kopierte *Confiança* Seifen-Design deutscher Herkunft (*Mariposa*, *Enlevo* und *Fantasia*). Es gibt keine Informationen über die Fabrikanten (Coelho 2013: 90).

⁴ Hierzu die illustrative Studie von Bernardo Jerosch Herold (1917) ausgehend von einem Gruppenfoto (1912–14): Der wichtigste Name ist wohl Hugo Mastbaum, der 1882 bei Carl Liebermann (Berlin) promoviert wurde und auf Einladung des Ministers Emídio Navarro ab 1889 in Lissabon das Laboratorium der *Estação química-*

Das Zielpublikum von *Schiller's Sabonete* kann nur aus hohem Bürgertum und Aristokratie bestanden haben, das – wenn nicht deutscher Herkunft oder Abstammung (und das im weitesten Sinne deutschsprechender Eliten) – germanophil eingestellt war. Dieses schon an sich schmale Segment sollte ab 1914 rasch weiter schrumpfen, was das spurlose Verschwinden von *Schiller's Sabonete* erklären mag gegenüber der Flut blumig-exotischer sowie lokal- bis national-patriotischer Markennamen für Parfümerie- und Toilettenartikel. Es half nichts, dass Schiller zu derjenigen romantischen Identität des Landes der ‚Dichter und Denker‘ gehört, die noch viele Germanophile nach 1871 gegenüber der militanten preußischen der Kasernen und Krupp-Kanonen bewahren wollten.⁵ Germanisierende Benennungen sollten mit der ersten direkten militärischen Konfrontation zwischen der jungen portugiesischen Republik und dem Deutschen Kaiserreich generell an Prestige verlieren. Mit den Nachrichten über das Wüten ‚teutonischer Barbaren‘ in Belgien gewann die anti-deutsche Propaganda zunehmend an Popularität.⁶ Die Medienkampagne bereitete auch das Terrain für den Kriegseintritt Portugals an der Seite der Alliierten im April 1916. Gleichzeitig wurde gesetzlich die Internierung der wehrfähigen deutschen Staatsbürger, die sofortige Ausweisung aller übrigen sowie die Zwangsauflösung von deutschen Betrieben verfügt. Dies ging mit einer Welle von Umbenennungen einher. Das bekannteste Beispiel ist die 1912 gegründete Brauerei *Germania*, deren Name kurzerhand in *Portugalia* abgeändert wurde.⁷ Bis in die Gegenwart ist sie als Restaurant- und Kneipen-Kette populär. Was man vergessen hatte umzutaufen, war der damalige Markenname für frisch gezapftes Bier: *imperial*. Nur eine Minderheit der heutigen Portugiesisch-Sprecher ist sich bewußt, dass diese Bezeichnung, die sich von Lissabon auf ganz Portugal ausgebreitet hat⁸,

agrícola leitete (dort arbeitete u.a. der Chemiker Otto Klein); daneben Theodor Lehrfeld, Besitzer der Fabrik chemischer Produkte *Henry Bachofen & Co.* in Póvoa de Santa Iria (Herold 2017: 12–13).

⁵ Zu dieser Entwicklung und den nachfolgenden siehe Grossegesse (2018: 873–75).

⁶ Zum Beispiel: *Protesto de Portugal contra os Vandalismos Alemães* (04. Oktober 1914).

⁷ Vgl. Herold (2017: 14). In der Firmengeschichte wird diese Umbenennung 1916 als intelligentes Marketing angesichts der anti-germanischen Stimmung bezeichnet: <<https://www.portugalia.com.mo/pt-pt/a-nossa-historia/>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)

⁸ Herold (2017: 14, Fußnote 38) spricht von einer Lissabonner Bezeichnung, die anderenorts verstanden wird. Nach meiner Wahrnehmung hat sie sich in ganz Portugal

deutschen Ursprungs ist. Es handelt sich nicht um ein Lehnwort, sondern um eine analoge Bildung zum *Kaiserbier*, das im 19. Jahrhundert als Begriff existierte und beispielsweise in Japan übernommen wurde.⁹ Da die explizite Identifizierung *cerveja imperial* in der Alltagssprache wegfällt, erscheint das Adjektiv substantiviert, verbunden mit einer spezifischen Erweiterung seiner Bedeutung.

Angesichts der erwähnten Umbenennungen erscheint es erstaunlich, dass sich zwar nicht *Schiller's Sabonete*, so doch ein Begriff von „sabão alemão“ erhalten hat, dessen Produktion in Portugal bereits ab 1850 begonnen haben soll.¹⁰ Wohl schon von Beginn an koexistierte die Benennung „sabão Offenbach“, die sich bis in die Gegenwart als die dominante durchgesetzt hat. Statt um Feinseife für die hohe Gesellschaft geht es um eine Allzweck-Seife, deren Popularität entgegen aller Modernisierung ungebrochen geblieben ist und – jenseits ihrer Nutzung – in den letzten Jahren den Nostalgie-Flair traditionell portugiesischer Lebenswelt vermittelt: (...) o sabão que faz parte dos cheiros da nossa infância está para lavar e durar“ (Almeida 2011).

Soviel steht fest: Die bereits erwähnte Fabrik *Confiança* sollte sich auf die Produktion von „sabão do tipo offenbach“ spezialisieren. Und diese Sorte sollte zum erfolgreichsten Massenartikel des Betriebes werden. Der normale Sprecher denkt bei „Offenbach“ sogleich an den Komponisten, dessen Operetten nach dem ‚Siegeszug‘ der *Grande Duchesse de Gérolstein* ab 1865 in Portugal populär wurden. Sollte es sich also wie bei *Schiller's Sabonete* um die werbewirksame Nutzung einer Persönlichkeit des kulturellen Lebens handeln? Mitnichten, denn hier leitet sich das Deonym nicht von einem Personennamen sondern von einem Toponym ab. Es geht schlicht um die Herkunft aus Offenbach am Main. Es ist Friedrich

in Konkurrenz zu „fino“ (von Coimbra ausgehend: frisch gezapftes Bier im schlanken Glas) ausgebreitet. Auch das vom deutschen *Schoppen* abgeleitete Lehnwort „chopp“ oder „chope“ hört man immer öfter mit wachsender brasilianischer Präsenz.

⁹ In Japan als Kennzeichnung deutschen Brauverfahrens und ab 1898 eingetragenes Warenzeichen (mit Bindestrich). Zur Begriffsgeschichte liegen keine Studien vor. Es ist anzunehmen, dass es eine österreichische und eine (spätere) preußische gab. Gegenwärtig wird die Marke *Kaiser Bier* (getrennt oder mit Bindestrich) weltweit durch den Heineken-Konzern in Lizenz produziert und vertrieben. Das ‚ursprüngliche‘ *Kaiser-Bier* wird aber in der Brauerei Wieselburg (Niederösterreich) gebraut.

¹⁰ Diese Jahreszahl wird immer wieder genannt, allerdings ohne Quelle. Friedrich Mendes (2011) beruft sich auf einen Eintrag in der portugiesischen *Wikipédia*, der mittlerweile verschwunden ist.

Mendes (2011) zu verdanken, dass dieser Charakter der Benennung ins Bewusstsein rückte und auch spätere Verwirrungen mit dem aus England stammenden *Sabão Macaco* klargestellt wurden.¹¹ Die deutsche Herkunft tut der retrospektiven nationalen Idealisierung von „sabão Offenbach“ als „o sabão mais português que existe“ keinen Abbruch (Almeida 2011).

Warum gerade Offenbach? Niemand außer Friedrich Mendes fragte danach. Zu vermuten ist eine Verbindung portugiesischer Unternehmer zu *M. Kappus Feinseifen und Parfümeriefabrik*, die daselbst im Jahre 1848 von Johann Martin Kappus gegründet wurde. Auffallend ist, dass zwei Jahre nach der Gründung die allgemein kolportierte ‚Geburt‘ des *sabão Offenbach* stattgefunden haben soll. Allerdings gibt es bisher weder konkrete Nachweise¹², noch Spuren eines vergleichbaren Produkts in den Anfangsjahren von *Kappus*. Das Erfolgsprodukt *Kappus Konkurrenzseife* – 1871 auf den Markt geworfen – hat jedenfalls keinerlei Ähnlichkeit. Als der Firmengründer 1905 verstarb, wurde bereits mit 100 Mitarbeitern produziert und die Ware in alle Welt exportiert. Der Fall von *Schiller’s Sabonete* legt nahe, dass die Firma *Confiança* Kontakte zu deutschen Herstellern unterhielt, wohl auch zur *M. Kappus Feinseifen und Parfümeriefabrik* in Offenbach, die als Familienbetrieb bis zu ihrer Insolvenz 2019 größter Seifenfabrikant in Westeuropa war.¹³

Man kann es als Ironie der Geschichte sehen, dass die gegenwärtige Massenfertigung der Offenbach-Seife durch einen portugiesischen Traditionsbetrieb weitergeführt wird, der nicht nur der große und letztendlich siegreiche Konkurrent über *Confiança* war, sondern dessen Gründung auch auf die Initiative deutscher Ingenieure zurückgeht. Dies zeigt ihr ursprünglicher Name an: *Fábrica de Productos Chimicos Claus & Schweder*.¹⁴ Da bereits 1887 gegründet, wird sie oft als „primeira indústria de sabonetes e perfumaria do país“ bezeichnet. Als der letztere Teilhaber Georg Philipp Schweder 1903 aus gesundheitlichen Gründen ausschied, stieg der Portugiese Achilles Alves de Brito ein, zunächst als Buchhalter, dann ab

¹¹ Lehnübersetzung der *monkey soap*, die erst 1899 in England und den USA auf den Markt gebracht wurde. In Portugal erschien sie unter anderem als „Sabão Tarzam“ (vd. Pereira 2010).

¹² Coelho (2017: 52) nennt nur die vier Marken *Coty*, *Houbigant*, *Colgate* und *Floralia* als internationale Referenzen für die anfängliche Produktion von *Confiança*.

¹³ Im März 2020 kam es zu einer Übernahme durch die Münchener Beteiligungsgesellschaft *Ad Astra*.

¹⁴ Erst ab 1895 eingetragener Firmenname. Davor schlicht *Fábrica de Productos Chimicos* (FPC). Zur Firmengeschichte siehe Sónia Couto (2005: 12–16; 2017).

1908 als Direktor für den Verkauf und die Finanzen, während der Ingenieur Willy Thessen die technische Leitung übernahm. Nur Ferdinand Claus blieb, so dass ab jetzt *Claus & Schweder*, *Sucessores* auf dem Firmensitz und auf den Verpackungen der Feinseifen mit zumeist blumigen Namen prangte. Diese Verpackungen sollten bald durch ihren erlesenen Art-Déco-Stil – im Wettstreit mit denjenigen aus dem Hause *Confiança* – auch die Augen der Kunden erfreuen. Im Zuge der erwähnten Ausweisung von deutschen Staatsbürgern und der Zwangsauflösung von deutschem Besitz 1918 konnte Achilles de Brito den Betrieb erfolgreich in ein Familienunternehmen überführen, das sich bis heute als gedoppelter Markenname *Ach. Brito – Claus Porto* etabliert hat. Dabei bleibt *Claus Porto* (nur Kennern der Firmengeschichte als Kombination von Nachnamen und Toponym einsichtig) das Sortiment von Feinseifen im Art-Déco-Design vorbehalten. Dieses *Retro-Branding* entspricht der globalisierten artesanalen ‚portugiesischen Authentizität‘ von *Azulejos* und *Pastéis de nata* und findet als solche auch im deutschen Sprachraum Anklang (vgl. Ahrens 2018). Dieselbe Strategie führt auf dem nationalen Nostalgie-Markt zum munteren Weiterleben der Allzweck-Seife Offenbach, sei es in der blau-weißen oder rosa-weißen Variante.¹⁵ Die deutschen Spuren verwischen sich also in der Affirmation portugiesischer Identität.

Zurück in die Vergangenheit des Hauses *Claus & Schweder*: Von der Gründung bis zum Ersten Weltkrieg sind keine germanisierenden Bezeichnungen überliefert – allenfalls den Namen der heute noch produzierten Feinseife *Águia* (Adler) könnte man assoziieren. Eine andere, heute vergessene Erfindung, die sicherlich noch Schweder zu verdanken ist, wurde *Papel Oriental* getauft (Mendes 2010). Die Verpackung ziert ein Duftwolken versprühender geflügelter Putto (Fig. 2).

Der heutige Sprecher des Portugiesischen kommt kaum darauf, dass sich hinter dieser Bezeichnung ein Luftreiniger oder Lufterfrischer (*purificador / ambientador do ar*) verbergen könnte. Präziser gesagt geht es um einen „Einweg-Riechstoffverbreiter“, wie die terminologische Bestimmung des ungleich erfolgreicherer *Wunder-Baums*¹⁶ lautet, der 1952 von Julius Sämann erfunden wurde. Ein Biochemiker, der aus dem mittelfränkischen Uffenheim nicht nach Portugal sondern nach

¹⁵ Der Verwirrung mit *Sabão Macaco* (siehe Fußnote 11) ist zu verdanken, dass die Firma *Serrote* im April 2013 ein Notizheft *Caderno Azul & Branco OFFENBACH – MACACO* auf den Markt brachte (vd. Mendes 2011).

¹⁶ In der deutschsprachigen *Wikipedia* mit Bindestrich, zur Disambiguierung [Google kennt es mit 164 Treffern, Disambiguierung hat aber 34.000] mit der gleichnamigen Pflanze Wunderbaum oder Rizinus (*Ricinus communis*).

Kanada emigrierte, um der antisemitischen NS-Verfolgung zu entfliehen. Er nannte seine Erfindung *Little Tree*, was im Deutschen zu *Wunderbaum* wurde.¹⁷



Fig. 2. Quelle: Privataarchiv Friedrich Mendes

Dem *Papel Oriental* blieb ein vergleichbarer Siegeszug verwehrt. Es verschwand ebenso wie *Schiller's Sabonete* aus Portugals Markensortiment. Lediglich *sabão Offenbach* und *imperial* überlebten. Heutzutage denkt kaum jemand mehr an den deutschen Ursprung der beiden Bezeichnungen. Das kollektive Gedächtnis in Bezug auf deutsche Spuren fehlt im Sprachbewußtsein. Auch bei *Nivea* – im Portugiesischen mit einem Wortakzent auf dem ersten Vokal – denkt niemand an die deutsche Herkunft. Dieses 1911 von Oscar Troplowitz auf lateinischer Basis geschöpfte Kunstwort kommt allerdings im Unterschied zu *sabão Offenbach* direkt aus dem Binnensprachraum.

¹⁷ Sie können je nach Land einen anderen Namen aufweisen, zum Beispiel *Wunderbaum* (in Deutschland, Schweden, den Niederlanden, Norwegen, Finnland, Dänemark und Polen), *Little Tree* (in den USA und Kanada), *Magic Tree* (in Großbritannien und Irland) oder *Arbre Magique* (in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal). Siehe: <<https://de.wikipedia.org/wiki/Wunder-Baum>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020). In Brasilien zuweilen übersetzt als „árvore mágica“, in Portugal als „pinheirinho ambientador“.

Eine weitergehende Verwischung von deutschen Spuren erfolgt nach dem Untergang des NS-Regimes. Doch bevor diese Episode anhand des Beispiels *Segelflug* unter die Lupe genommen wird, sei das bisher Gesagte im weiteren Rahmen deutsch-portugiesischen Sprachkontakts verortet. Nach Joachim Born scheint in seiner „Vitalität (...) eine Asymmetrie vorzuliegen“:

Gegenwärtig entlehnt das Deutsche mehr aus dem Portugiesischen, als es diesem zurückgibt. Aber auch wenn es nie ein germanophones Weltreich gegeben hat, sind doch viele Germanismen in das Portugiesische eingewandert. Das betrifft in früheren Jahrhunderten eher ein bildungssprachliches Adstrat, später dann Produkte aus Kontaktsituationen, wo Deutsch und Portugiesisch aufeinander trafen: seit dem 19. Jahrhundert im Süden Brasiliens, seit den 1980er Jahren im Süden Portugals, wo vor allem in der Algarve, aber auch an der Südküste des Alentejo deutschsprachige Touristen und Aussteiger in ihrer Muttersprache ‚betreut‘ werden wollen (Born 2010: 118).

Joachim Born hat sich bekanntlich auf Südbrasilien spezialisiert. In diesem Beitrag geht es um Portugal, allerdings nicht um den hier angesprochenen Sprachkontakt, der in Algarve und Alentejo auf Gebiete begrenzt ist, in denen es stärkere Gemeinschaften von deutschen Auswanderern gibt. Ihre Alltagssprache ist keineswegs homogen, denn unterschiedlich motivierte Aussteiger und Alternativ-Lebende divergieren in ihrer Sprachpraxis – auch im Kontakt mit dem Portugiesischen – erheblich vom Stil gutsituierter Frührentner. Unser Ausgangspunkt liegt historisch weiter zurück als die 1980er Jahre. Eine erste kleine Fallstudie betraf Produktnamen, die mit der Präsenz deutscher Chemiker, Ingenieure und Unternehmer um die Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg zusammenhängen. Die Bezeichnungen rücken in die Nähe von Germanismen aus Wissenschaftsdisziplinen, „in denen Deutschsprachige einst führend waren, insbesondere den Natur- und Ingenieurwissenschaften“ (Born 2010: 118). Joachim Born weist dabei auf die Problematik der Kategorie ‚Germanismus‘ hin, denn „viele der im Portugiesischen ausgemachten Germanismen“ werden „auch im Deutschen als Fremdwörter empfunden“ (Born 2010: 120). Dabei erscheint die Zuschreibung der „deutschen Herkunft nur deshalb (...), weil die Erfindungen hierzulande getätigt wurden“, problematisch angesichts von ‚Germanismen‘, „die es im Binnensprachgebiet in dieser Form nicht gibt“ (ebd.). Wäre zu differenzieren: die es nicht mehr gibt oder die ‚in der Fremde‘ neu geschaffen wurden. Es geht also sowohl um ein konservatives als auch produktives Sprachverhalten von deutschsprachigen Gemeinschaften, sei es in Südbrasilien oder in Portugal (um bei diesem Sprachenpaar und diesen geographischen Räumen zu bleiben), in verschiedenen historischen Momenten und mit mehr oder weniger nachhaltigen Spuren in der Gegenwartssprache. Ein letzter Aspekt, den Joachim

Born am Beispiel des Turzismus *döner* erläutert, der über Turkoberliner auch nach Portugal gelangte (vgl. Born 2010: 121) und sich über die Tourismusgebiete hinaus zusammen mit *kebab* verbreitete: die bilaterale Definition von Sprachkontakt wird immer mehr aufgeweicht angesichts einer internationalisierten und globalisierten Gesellschaft, wobei die einzelnen Sprachen zu mehr oder weniger transformierenden ‚Trägern‘ oder ‚Mediatoren‘ von Begriffen werden. So kam die *pizza alla tedesca* als *pizza alemã* nach Portugal¹⁸, ohne dass es im deutschen Sprachraum eine entsprechende ‚deutsche Pizza‘ gäbe, denn dort bevorzugt man für diese Variante die anglo-amerikanisierte Benennung Hot Dog Pizza.

Genau um diese Fragen der Ausbreitung eines Begriffs geht es im folgenden Fall des Segelflugs: Der deutsch-portugiesische Sprachkontakt und die Internationalisierung überlagern sich. Wenn es heißt „*Fremdwort-Geschichte ist ein Spiegelbild der Kulturgeschichte*“ (Schmidt-Radefeldt 1994: 152, kursiv), dann könnte man das auf Begriffsgeschichte im multilingualen Kontext ausweiten und mit Phasen des deutsch-portugiesischen Sprachkontakts verbinden: „International hatten Wissenschaften, wie sie in Deutschland entwickelt wurden, zu bestimmten Zeiten großes Ansehen – lexikographisch lassen sich im portugiesischen Wortschatz zum Beispiel der Einfluß der *Mineralogie* oder auch der *zeitgeschichtlichen Kontakte* (III. Reich – Salazar-Regime) rekonstruieren.“ (ebd.).

Im zweitgenannten Zusammenhang ist der Segelflug interessant. Dabei wollen wir uns hier auf den Begriff selbst beschränken und nicht auf die entsprechende Fachsprache eingehen. Gerade aufgrund der Restriktionen der motorisierten Luftfahrt für das besiegte Deutsche Reich profiliert sich der Segelflug nach dem Ersten Weltkrieg am Schnittpunkt von Sport und Technik als ein Feld nationaler Affirmation. In der Weimarer Republik kommt es zu einer Kultivierung mit internationaler Ausstrahlung, besonders über die Segelflug-Wettbewerbe auf der Wasserkuppe und einer Bewegung, die im *Akaflieg* (Verbindung von Flugsport und akademischer Forschung) und 1924 in der Gründung der Rhön-Rossitten-Gesellschaft (RRG) gipfelt. Zugleich gewinnt der Segelflug in ganz Europa, in Nord- und Südamerika und sogar in Asien Anhänger, gerade da sich hier der ursprüngliche Charakter der Luftfahrt bewahrt und Zweckbegründungen enthoben scheint. Der spielerische und experimentelle Charakter, in dem das Gedächtnis an die Flugpioniere

¹⁸ In Italien wird wiederum der Flammkuchen zuweilen als *pizza tedesca* bezeichnet.

als wagemutige Außenseiter weiterlebt, macht den Segelflug einerseits für (paramilitärisch instrumentalisierbare) Jugendarbeit, andererseits als ein Laboratorium aerodynamischer Forschung attraktiv. Dies hat das NS-Regime schnell erkannt. Nach der Gleichschaltung der Segelflug-Vereine im *Deutschen Luftsportverband* (im Jahre 1937 überführt in das *Nationalsozialistische Fliegerkorps*), setzte die auswärtigen Kultur- und Sportpolitik auf diese Domäne, um die Gesellschaften autoritärer Staaten – und dabei insbesondere die dortige Jugend – für das ‚neue Deutschland‘ zu begeistern.

Eine wichtige Figur sowohl für die Internationalisierung als auch für die Gleichschaltung des Segelflugs ist Walter Georgii, der 1926 den neu geschaffenen Lehrstuhl für Flugmetereologie an der TU Darmstadt antrat und im gleichen Jahr zusammen mit der RRG ein Forschungsinstitut gründete. Daraus sollte 1930 unter seiner Leitung die *Internationale Studienkommission für den Segelflug* (ISTUS) hervorgehen, die die deutsche Führungsrolle konsolidierte – und das noch bevor das Forschungsinstitut der RRG zur *Deutschen Forschungsanstalt für Segelflug* (DFS)¹⁹ gleichgeschaltet wurde. Die *Ingenieursschule für Luftfahrttechnik* (IfL) im Griesheimer Sand (Darmstadt), die – obgleich bereits 1932 beschlossen – erst 1937 den Lehrbetrieb aufnahm, stellte die Koppelung von Sport, Lehre und Forschung aus der Tradition des *Akaflieg* in den Dienst des Dritten Reiches.

Angesichts dieser kurz umrissenen Entwicklung bleibt zu fragen, ob die Bildung des Begriffes *Segelflug* und seiner analogen Entsprechungen in den verschiedenen Sprachen unabhängig voneinander erfolgte, oder ob historisch verortbare Lehnübersetzungen anzunehmen sind. Da sich die Sprache der Luftfahrt generell aus der maritimen entwickelte, scheint es müßig, nach konkreten Übernahmen zu forschen. Doch macht eine der wenigen sprachgeschichtlichen Anmerkungen, die man in Wörterbüchern findet, stutzig: Im Eintrag *sailplane* heißt es, „This word is first recorded in the period 1920–25“.²⁰

Hier interessiert die Begriffsbildung im Portugiesischen. Man kann annehmen, dass sie durch eine Mission 1935 unter der Leitung von Walter Georgii beeinflusst wurde. In Lissabon erwartete die deutschen Flieger und Ingenieure nicht nur das

¹⁹ So die definitive Bezeichnung ab 1937. Walter Georgii trat im selben Jahr der NSDAP bei. Seine Rolle wird kritisch analysiert in Freytag (2006).

²⁰ <<https://www.collinsdictionary.com/dictionary/english/sailplane>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)

Interesse der regime-konformen Medien, sondern die Organisation der *I Rallye Aéreo Internacional* kombiniert mit einem Volksfest in der Lissaboner Altstadt. Ähnliches gilt auch für Brasilien, denn im Vorjahr findet die Südamerika-Tournee einer nahezu identischen Delegation – neben dem Leiter sei lediglich der ‚weibliche Star‘ Hanna Reitsch hervorgehoben – über die Fachwelt hinaus große Beachtung in den Medien.²¹ Es werden Schauflüge veranstaltet und neue Rekordleistungen verkündet. Hanna Reitschs Abstecher nach Curitiba zum dortigen Segelflugverein suggeriert eine Verknüpfung mit dem Flugsport in Südbrasilien.²² Die Expedition hinterlässt auch Spuren im deutschen Technikdiskurs: Der neuentwickelte *Condor II* erhält den Kodennamen D-SÃO PAULO (Weitflugrekord). Im selben Jahr 1934 wird der *Club Paulista de Planadores* (CPP) gegründet²³ und im Jahr darauf die *Deutsch-Brasilianische Segelflug-Vereinigung* (DBSV). In der typischen Konstellation von Forschung, Lehre und Sport verknüpft man den CPP mit der *Escola Politécnica de São Paulo*, wo 1936 der Bau von Segelflugzeugen beginnt. Somit wird Brasilien in die auf das Dritte Reich zentrierte Technik- und Sportgeographie eingebunden.

Ähnliches gilt für Portugal. Georgii schuf 1936–37 in Lissabon ein Schulungszentrum, in der sich die *Hitlerjugend* (HJ) mit der – nach ihrem Vorbild – frisch gegründeten *Mocidade Portuguesa* (MP) verband.²⁴ Auch hier geht es darum, Flugsport und Akademie miteinander zu koppeln. Just die erste Ausgabe des *Jornal da MP* zum 1. Dezember 1937 (Nationalfeiertag der ‚Restauração‘ und ‚Dia da Mocidade Portuguesa‘) berichtet vom gelungenen Aufbau des Zentrums für Segelflug, vermeldet die Rückkehr von Walter Georgii nebst Fluglehrern und -ingenieuren nach Deutschland und kündigt die Teilnahme von MP-Funktionären (darunter der spätere Salazar-Gegner Humberto Delgado) an Sommerkursen in der internationalen Segelfliegerschule Grunau an.

²¹ Zu den Missionen nach Brasilien und Portugal siehe Grossegeesse/Oliveira (2008: 7–12), mit Bibliographie. Auf diese Studie wird auch in den weiteren Ausführungen Bezug genommen, ohne dies im Einzelnen auszuweisen.

²² Nach Torretta (2005) sind die Gebrüder Aldo und Guido Aliberti 1930 die brasilianischen Pioniere des Segelflugs (Modell Zögling) in der Gegend von Ipiranga. 1931 folgte die Gründung des *Clube de Planadores Mackenzie*. Es gibt sicher auch noch andere Gründungsnarrative vor 1933.

²³ Nach Torretta (2005) ist das reine Koinzidenz.

²⁴ Hierzu Grossegeesse (1996). Nicht zu unterschätzen: die Rolle des Auslandsamts der *Reichsjugendführung* in Berlin mit den entsprechenden Landesverbänden – auch für Portugal.

Mehr als die Namen der Beteiligten interessiert hier die Benennung der Fachhochschule nach dem portugiesischen Pionier der Aviatik, Pater Bartolomeu Lourenço de Gusmão, der 1709 für seine *passarola* das erste Luftschiffpatent in der europäischen Geschichte erhalten hatte. In der Benennung spiegelt sich das Bemühen, den (deutschen) Segelflug in den portugiesischen Identitätsdiskurs zu integrieren²⁵ – ein analoges Vorgehen wurde auch in der ersten Fallstudie beobachtet. Ob dies hier gelang, ist fraglich, denn die Angaben zu dieser kurzlebigen Lehranstalt bleiben spärlich und sind wohl eher Propaganda-Diskurs als konsistente Realität. Angesichts des ‚germanischen Imports‘ affirmiert sich die maritime Pionieration über ihr Gründungsnarrativ der Aeronautik. In der Praxis ergibt sich zur sogenannten ‚goldenen Zeit‘ des Segelflugs 1935–37, als aerodynamische Erkenntnisse mit neuen Modellen erprobt wurden, die Gelegenheit portugiesischer Teilhabe an der Entwicklung moderner Technik und Flugschulung. Diese Episode ist aus dem aktuellen Gedächtnis getilgt. Der Begriff „voo à vela“ klingt dem heutigen Normal-Portugiesen fremd oder gar seltsam gegenüber „voo sem motor“.

Für die späten Dreißiger Jahre ist hingegen anzunehmen, dass gerade derjenige Begriff am meisten Prestige gewinnt, der eine zum Segelflug analoge Bildung vornimmt. Eine Lektüre der 1937 gegründeten *Revista do Ar* bestärkt diese Annahme. Dies darf allerdings nicht dazu verführen, eine direkte Lehnübersetzung anzunehmen (wie bei Begriffen von NS-Organisationen in der Frühzeit des *Estado Novo*). Dies würde die erwähnte Internationalisierung des Segelflugs ab den Zwanziger Jahren ausblenden. Eine solche Gefahr besteht, wenn man behauptet, „der Diskurs der Jugendpolitik des *Estado Novo*“ werbe „ab den Olympischen Spielen von Berlin für einen Sport, der bereits durch die wörtliche Übertragung des Begriffes ‚Segelflug‘ als ‚voo à vela‘ seine deutsche Herkunft zur Schau stellt“ (Grossegge/Oliveira, 2008: 4). Die Zuschreibung von Prestige kann also nicht unmittelbar auf die Übertragung innerhalb dieses Sprachpaares rückgeführt werden. Zu wenig ist bekannt über die Geschichte zwischen den Anfängen der portugiesischen Luftfahrt von 1909 und der Reise der Delegation von 1935 nach Portugal als Initialpunkt deutscher Einflußnahme auf die Fachsprache des Segelflugs

²⁵ An dieser Stelle sei daran erinnert, dass sich die *passarola* auf dem Titelblatt des *Führers durch die Historische Abteilung der Internationalen Luftschiffahrt-Ausstellung* (Frankfurt am Main, 1909) findet. Im selben Jahr wird der *Aeroclube de Portugal* gegründet, mit dem erklärten Ziel, die Entwicklung der portugiesischen Luftfahrt in das Netz der weltweit bestehenden Organisationen einzubinden.

und der damit verbundenen Wissenschaftsgebiete wie Flugmetereologie, Thermik und Stratosphärenforschung.

Im erwähnten *Jornal da MP* zum 1. Dezember 1937 heißt es, dass Georgii eine Reihe von Vorträgen hielt. Dies geschah sogar an der renommierten Universität Coimbra, die den Text „Resultats des recherches scientifiques et techniques dans la domaine du vol à voile“ drucken ließ (Georgii 1937). Der Professor der TU Darmstadt sprach also auf Französisch, damals in Portugal die etablierte akademische Sprache. So ist anzunehmen, dass das Wort für Segelflug bereits in den Zwanziger Jahren über diese romanische Mittlersprache ins Portugiesische gelangt war. Doch 1935–39, als sich die Beziehungen zwischen dem Dritten Reich und dem *Estado Novo* intensivierten, bekam „voo à vela“ eine spezifisch deutsche Färbung in den Medien.²⁶ Allerdings erschien auch der Begriff „voo sem motor“ weiterhin, sogar in der Benennung des *Centro de Instrução Especializada da Aviação sem Motor*, das am 14. Oktober 1937 im Beisein des Botschafters Baron von Hoyningen-Huene eröffnet wurde (Schwarz 2006: 109).

Daher ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob mit einer terminologischen Präferenz für „voo sem motor“ ab 1940 tatsächlich das Signal einer Abkoppelung vom ‚deutschen Einfluß‘ gesetzt wird.²⁷ Denn zugleich wird eine Entwicklung eingeleitet, bei der die Domäne Segelflug selbst keine zentrale öffentliche Rolle mehr spielt. Man könnte auch sagen, dass „voo à vela“ in die Fachsprache der Segelflieger absinkt, wo der Begriff bis heute als der authentische verteidigt wird (Aguiar 2009: 3)²⁸, während „voo sem motor“ eigentlich als eine generelle Sammelbezeichnung der Abgrenzung gegenüber dem (normalen) Motorflug im allgemeinen Sprachgebrauch fortbesteht.

Gleichfalls eine komplexe Situation liegt bei dem Gebrauch von „Schadenfreude“ in portugiesischen Diskursen vor, womit wir bei der letzten Fallstudie und

²⁶ Siehe die Berichte im *Jornal da MP*, als diese Jugendorganisation vom nazifreundlichen ersten nationalen Kommissär Nobre Guedes geleitet wurde (1937–1940).

²⁷ Mit dem anglophilen Marcelo Caetano als Leiter (1940–44) der *Mocidade Portuguesa* wandelte sich nicht nur das großformatige *Jornal da MP* mit Fotoreportagen zum schriftdominanten Kleinformat, sondern auch die Berichte über die deutsch-portugiesischen Beziehungen nahmen abrupt ab. Doch die Angaben in der Fachzeitschrift *Revista do Ar* beweisen, dass die Aktivitäten tatsächlich weiterliefen, ohne so stark wie zuvor an die breite Öffentlichkeit zu treten (Grossegeesse 1996: 193).

²⁸ In Berufung auf den oben erwähnten Humberto Delgado (1938): Er bezieht sich immer explizit auf die Ausbildung in „voo à vela“ und nicht auf „voo planado“ oder „voo com planadores“ und schon gar nicht auf „voo sem motor“.

in der jüngsten Vergangenheit deutsch-portugiesischer Beziehungen angelangt wären. Unter dem Titel „Rule, Germany“ beginnt ein Leitartikel im *Expresso* vom 05. Februar 2011 mit einer Reflexion über das Wort „Schadenfreude“ als ein Lehnwort in der englischen Sprache. Seine ‚Unübersetzbarkeit‘ begründe die Übernahme. Die Konklusion, „Não conheço Angela Merkel, mas é natural que *schadenfreude* explique bem o que sente nos dias de hoje (Costa 2011: 2) insinuiert, dass es eine Verbindung zwischen der (typisch deutschen) Wortbildung als Kompositum und einer Invariable des ‚deutschen Charakters‘ gäbe. Natürlich gibt es keine, doch dies ist ein für den essenzialistischen Identitätsdiskurs typisches Vorgehen, sei es über die eigene Identität oder über andere.

Negative Eigenschaften wie Schadenfreude werden in Krisensituationen – in diesem Fall die Intervention des Internationale Währungsfonds (IWF) und der EU in Südeuropa – aktiviert. So wird der Bundesrepublik Deutschland ein inhumanes Verhalten zugeschrieben, das in der Kanzlerin Angela Merkel personifiziert erscheint. Die Anschuldigung, aus der Krise der südeuropäischen Länder Gewinn zu schlagen, erhält über den Begriff „Schadenfreude“ als typisch deutsches Verhalten noch eine Komponente der Lust am Leid anderer. Diese Zuschreibung hat Tradition im Antigermanismus, der – wie bereits in der ersten Fallstudie erwähnt – in Portugal ab dem 1. Weltkrieg erstmals in direkter Konfrontation Profil gewinnt, statt in der Übernahme deutschfeindlicher Diskurse hauptsächlich aus Frankreich. Damals wurde der *furor teutonicus* wachgerufen, den erstmals die römische Geschichtsschreibung in Umlauf gebracht hatte. Dieses Grundkonzept wird reaktiviert angesichts der als hart und unflexibel empfundenen Position der Regierung unter Angela Merkel und Wolfgang Schäuble. Ohne Erhebungen über die Frequenz des Begriffes in den portugiesischen Medien zu haben, erscheint ein weiterer Leitartikel signifikant, diesmal des *Diário Económico* (Carvalho 2012). Er ist schlicht mit dem deutschen Wort „Schadenfreude“ überschrieben. Darunter ein Foto ohne explizite Kontextualisierung: Angela Merkel verbirgt hinter vorgehaltener Hand ihr Lachen. Dies suggeriert eine Erklärung des Begriffes, die der Text selbst kaum mehr leisten braucht: Er vergleicht Deutschlands Beitrag zur Lösung

der Europakrise mit demjenigen eines Rüstungskonzerns in einer Friedensverhandlung, gefolgt vom Krisengewinnler-Vorwurf.²⁹

Natürlich soll hier nicht Finanzpolitik besprochen werden, sondern der Gebrauch des Worts „Schadenfreude“ in portugiesischen Diskursen. Der erstgenannte Leitartikel geht von dem massiven Auftreten des Begriffs in englischsprachigen Texten aus (Costa 2011: 2). *Merriam-Webster* (s/d) konstatiert eine relativ späte Übernahme ins Englische und eine eher akademische Präsenz im 19. Jahrhundert, wobei das Konzept zunächst an deutsche Identität gekoppelt bleibt³⁰, ehe es auch allgemein menschliches Verhalten bezeichnet. Eine Wende zu größerer Popularisierung markiert der Oktober 1991, als in einer Episode von *The Simpsons* Lisa ihrem Vater sein Verhalten mit dem deutschen Begriff erklärt. Homer ist begeistert: „those Germans have a word for everything“. Die durch Lisa Simpson initiierte Welle erweiterten Gebrauchs löst sich davon, eine „eigenartige teutonische Emotion“ (Heine 2016) zu benennen, um allgemein in psychologisierende Diskurse einzugehen. Dies geschieht keineswegs in den beiden Leitartikeln – das Wort „Schadenfreude“ findet also nicht von deutscher Identität losgelöste Verwendung, wie dies abschließend an der humoristisch überdrehten Glosse des *Diário de Notícias* (Fernandes, 2012) unter dem Titel „Saudade e Schadenfreude“ illustriert werden soll: Das (portugiesische) Ich drückt seinen Ärger über die Deutschen in einer besonderen Schadenfreude aus, nämlich darüber, dass sie das Wort Schadenfreude haben („Como ando de há uns tempos para cá irritado com os alemães, fiquei contente com o mal deles, fiquei com Schadenfreude por eles terem a palavra Schadenfreude“). Dies bedeutet eine Wandlung zum ‚Deutsch sein‘, das am Ende mit einer besonderen Sehnsucht verneint wird: „Já tenho saudade de ser português, isto é, meter explicações longas numa só palavra e esta não fazer mal aos outros“ (Fernandes 2012).

²⁹ „Pedir à Alemanha que resolva a crise na Europa é a mesma coisa que pedir a uma empresa de venda de armamento para servir de mediadora num processo de negociação de paz. Porque, quer se goste, quer não se goste, a Alemanha está a ganhar com a crise.“ (Carvalho 2012: 2)

³⁰ Siehe der vielzitierte Befund von Richard Chenevix Trench in *Study of Words* (1851): „Was für ein furchteinflößendes Ding ist es, dass irgendeine Sprache ein Wort haben sollte, welches das Vergnügen an den Schwierigkeiten anderer ausdrückt. Und dennoch findet man es in mehr als einer. Im Griechischen *epikhairékakos*, im Deutschen *Schadenfreude*.“ (deutsche Übersetzung nach Heine 2016)

Angesichts dieser Beispiele sind die Gemeinplätze über Lehnwörter mit Vorsicht zu genießen: *Wikipedia* nennt im Fall von „Schadenfreude“ neben dem Englischen fünf weitere Sprachen – darunter auch Portugiesisch.³¹ Ein selbstverständlicher, also nicht kommentierter Gebrauch des Begriffes sollte für die Kategorie Lehnwort distinktiv sein. Insbesondere Konzepte, die Verhalten oder Gefühle benennen, sollten auch ohne Begleitung von essenzialistischem Identitätsdiskurs auftreten können. Man denke an den Topos der Unübersetzbarkeit, der beständig zu annähernden Entsprechungen und erklärenden Paraphrasen einlädt, wie etwa: „[Schadenfreude] Foi adotada porque é praticamente intraduzível: em traços largos designa o sentimento de alegria ou prazer pelo sofrimento e infelicidade dos outros“ (Costa 2011).

Machen wir die Gegenprobe mit „Saudade“ im Deutschen. Es gibt keine Verwendung, die vom Kontext portugiesischer Identität losgelöst wäre, stattdessen vergleichende Erklärungen: Für Carolina Michaëlis de Vasconcelos drückt sich „vollkommene Übereinstimmung“ der deutschen Sehnsucht mit „Saudade“ in der „rührenden Figur der Mignon, ‚a expatriada (a heimatlose)““ aus, auch wenn sie einen distinktiven Zug der melancholischen portugiesischen Psyche damit nicht bestreiten will (Michaëlis de Vasconcelos 1914: 35). Eine andere vergleichende Erklärung gibt Georges Güntert als den „einheimischen Weltschmerz“ (Güntert 1971: 20) – eine Formel, die in eine Vielzahl von Texten übernommen wurde.³² In keinem erreicht „Saudade“ den Status eines vom Identitätsdiskurs losgelösten, selbstverständlichen Lehnwortes.

Ebenso unauslöschlich bleibt deutsche Identität in den portugiesischen Gebrauch des Wortes „Schadenfreude“ eingeschrieben, auch gegen die bessere Einsicht, Wortbildung habe mit der Konstruktion von Volkscharakter nichts zu tun. Dagegen verwischen sich die tatsächlichen historischen Spuren des ‚Deutschen‘ im Fall des *sabão Offenbach*. Denn diese Seife wird als typisch portugiesisches Element in die Reihe von *azulejo* und *saudade* integriert. Bei diesem Gedanken schweift mein Blick wieder hinauf zum Rundgiebel der *Saboaria e Perfumaria*

³¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Schadenfreude> [19. März 2019]. Es gibt einen Eintrag „Schadenfreude“ in der portugiesischen Wikipedia, mit Textanteilen von Autoren aus Südbrasilien (Paul Beppler) und Portugal (João Pimentel Ferreira). <https://pt.wikipedia.org/wiki/Schadenfreude> [30. März 2020].

³² „Saudade ist eine spezifisch portugiesische und galicische bzw. lusophone Form des Weltschmerzes“ definiert die deutsche *Wikipedia*. <https://de.wikipedia.org/wiki/Saudade> [19. Dezember 2019].

Confiança. Gerade kommt – wie es frühmorgendlich Sitte ist – ein Schwall Seifenwasser aus einem Hausportal und rinnt auf den Bürgersteig. Da sollte ich lieber auf den Weg achten, sonst könnte ich das Opfer portugiesischer Schadenfreude werden.

Bibliographie

- Aguiar, José (2009), „100 Anos de Voo à Vela, alguns metros, poucas horas, centenas de quilómetros! “. In: *Revista do Ar*, 618 (Lisboa: AeCP), 21–32.
- Ahrens, Inge (2018), „Die seit 130 Jahren berühmteste Seife Portugals“. In: *Bellevue*, NZZ (15.09.2018). <<https://bellevue.nzz.ch/mode-beauty/claus-porto-die-beruehmteste-seife-portugals-ld.1420133>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- Almeida, Carla Maia de (2011), „Branco sobre azul“. In: *Diário de Notícias* (05.09.2011).
- Born, Joachim (2010), „Die Stellung der portugiesischen Sprache in Deutschland“. In: Bader, Wolfgang (Hrsg.), *Deutsch-brasilianische Kulturbeziehungen. Bestandsaufnahme, Herausforderungen, Perspektiven*. Frankfurt am Main: Vervuert, 115–126.
- Carvalho, Pedro Sousa (2012), „Schadenfreude“. In: *Diário Económico* (14.02.2012), 2.
- Coelho, Nuno (2013), *O design de embalagem em Portugal no Século XX. Do funcional ao simbólico: o estudo de caso da saboaria e perfumaria Confiança*. Coimbra: Tese de doutoramento.
- _____ (2017), *Uma História de Confiança, a indústria da saboaria e perfumaria no século XX português*. Lisboa: Tinta-da-China.
- Costa, Ricardo (2011), „Rule, Germany“. In: *Expresso* (05.02.2011), 2.
- Couto, Sónia Alexandra de Castro (2005), *Fábrica Ach. Brito & Claus, Uma fábrica feita de passado em busca do futuro*. Porto: Ach. Brito.
- _____ (2017). „Indústria Portuense de Sabonetes e Perfumaria – As Emblemáticas Fábricas Claus & Schweder e Ach. Brito“. In: *O Tripeiro* (Porto), 267–269; 308–310; 362–364.
- Delgado, Humberto (1938), „A Aviação na Mocidade Portuguesa“. In: *Revista do Ar* (Lisboa: AeCP), 1, 7, 3–4.
- Fernandes, Ferreira (2012), „Saudade e Schadenfreude“. In: *Diário de Notícias* (24.02.2012), 2.

- Freytag, Carl (2006), „«Bürogenerale» und «Frontsoldaten» der Wissenschaft. Atmosphärenforschung in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft während des Nationalsozialismus“. In: Maier, Helmut (Hrsg.), *Gemeinschaftsforschung, Bevollmächtigte und der Wissenstransfer. Die Rolle der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im System kriegsrelevanter Forschung des Nationalsozialismus*. Göttingen: Wallstein, 215–267.
- Georgii, Walter (1937), *Resultats des recherches scientifiques et techniques dans la domaine du vol à voile*. Separata Univ. Coimbra.
- Gerhard, Ute (1994), *Schiller als ‘Religion’*. Literarische Signaturen des XIX. Jahrhunderts. München: Fink.
- _____ (1998), „Schiller im 19. Jahrhundert“. In: Koopmann, Helmut (Hrsg.), *Schiller-Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler, 758–772.
- Grossegese, Orlando (1996), „A «lição alemã» na Mocidade Portuguesa“. In: Marques, A.H. de Oliveira et al. (Hrsg.), *Portugal – Alemanha – África. Actas do IV Encontro Luso-Alemão*. Lisboa: Colibri, 185–197.
- _____ (2018), „Antigermanismo“. In: Franco, José Eduardo (Dir.), *Dicionário dos Antis: A Cultura Portuguesa em Negativo*. Lisboa: Imprensa Nacional – Casa da Moeda, vol. I., 872–877.
- Grossegese, Orlando / Oliveira, Paulo Miguel (2008), „Der Segelflug im Kreuzungspunkt von Technik, Sport und Jugendpolitik. Ein diskursgeschichtlicher Ansatz zum deutsch-portugiesischen Transfer“. In: Ramalheira, Ana Maria et al. (Hrsg.), *Atas do VIIIº Encontro Luso-Alemão*. Aveiro: Universidade de Aveiro [im Druck]. Verfügbar unter: <https://www.academia.edu/8029581/Der_Segelflug_im_Kreuzungspunkt_von_Technik_Sport_und_Jugendpolitik._Ein_diskursgeschichtlicher_Ansatz_zum_deutsch-portugiesischen_Transfer> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- Güntert, Georges (1971), *Das fremde Ich. Fernando Pessoa*. Berlin / NY: Walter de Gruyter.
- Heine, Matthias (2016), „Wie Lisa Simpson Schadenfreude in die USA brachte“. In: *Kultur. Welt* (11.10.2016) <<https://www.welt.de/kultur/article158675850/Wie-Lisa-Simpson-Schadenfreude-in-die-USA-brachte.html>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- Herold, Bernardo Jerosch (2017), *Empresários e técnicos alemães residentes em Lisboa e a Grande Guerra de 1914–1918*. Lisboa: Academia das Ciências.
- Lopes, Eduardo Jorge Madureira & Cristovám, Luís (2004), *Os Dias da Confiança*. Braga: Fundação Bracara Augusta.

- Mendes, Friedrich (2010), „O Papel Oriental – uma invenção alemã no Porto“. In: *Transcultural Studies* [blog]. <<http://transculturalstudies.blogspot.com/2010/12/o-papel-oriental-uma-invencao-alema-no.html>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- ____ (2011). „Sabão alemão / Sabão Offenbach – Zur Geschichte der Seife in Portugal (2)“. In: *Deutsch-Portugiesische Beziehungen / Estudos luso-alemães* [blog] <<http://estudoslusoalemaes.blogspot.com/2011/01/sabao-alemao-sabao-offenbach-zur.html>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- Merriam-Webster (s/d), „Schadenfreude and other German Words without Translation“. In: *Words at Play* [blog]. <<https://www.merriam-webster.com/words-at-play/untranslatable-german-words>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- Michaëlis de Vasconcelos, Carolina (1914), *A Saudade Portuguesa*. Porto: Renascença Portuguesa.
- Pereira, Ana Marques (2010), „O Sabão Tarzam, o Tarzan português“. In: *Garfadas online* [blog]. <<http://garfadasonline.blogspot.com/2010/08/o-sabao-tarzam-o-tarzan-portugues.html>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)
- Schmidt-Radefeldt, Jürgen (1994), „Probleme mit Anglizismen und Germanismen im Wörterbuch-Eintrag des Portugiesischen“. In: Figge, Udo L. (Hrsg.), *Portugiesische und portugiesisch-deutsche Lexikographie*. Tübingen: Niemeyer, 143–159.
- Schwarz, Reinhard (2006), *Os alemães em Portugal, 1933–1945. A colónia alemã através das suas instituições*, Porto: Antília.
- Torretta, Marcelo (2005), *Asas da conquista*. In: *Aeroclube Politécnico de Planadores* [website] <<http://www.itza.com.br/app/index.php/nossa-historia?layout=edit&id=19>> (zuletzt eingesehen am 15.06.2020)

Orientierung in Raum und Zeit – Straßennamen als Zeitzeugen und historisches Erbe in Maputo

Susanne Jahn

Als ob es auch die Aufgabe jeder Zeit wäre, gegen Alles, was einmal war, gerecht sein zu müssen! Zeiten und Generationen haben sogar niemals Recht, Richter aller früheren Zeiten und Generationen zu sein.¹

Als kurz nach Schaffung der Volksrepublik Mosambik² die *Avenidas Duques de Connaught* und *Manuel de Arriaga* in Maputo ihren neuen Namen, *Av. Friedrich Engels* bzw. *Av. Karl Marx*, erhielten, wurde auch der Deutschunterricht (und überhaupt das Lyzeum als Schulform des überwundenen Kolonialstaates, in dessen Rahmen Deutsch als Wahlfach gelehrt wurde) abgeschafft. Die DDR, wichtiger Alliierter der jungen Volksrepublik Mosambik, unterstützte zwar massiv den Aufbau eines sozialistischen Bildungswesens, konzentrierte sich dabei aber hauptsächlich auf Aufgaben der politischen Bildung und die Naturwissenschaften – die deutsche Sprache spielte keine Rolle: die *cooperantes* in Mosambik lernten Portugiesisch (und die mosambikanischen Student*innen in der DDR Deutsch –

¹ Nietzsche 2019, 61.

² In der Gründungserklärung, die am 25.06.1975 im *Estádio de Machava* vom *Camarada Presidente Samora Machel* öffentlich verlesen wurde, heißt es u.a.: „É sob a direcção da FRELIMO, orientado pela linha política clara na formulação dos objectivos e na definição do inimigo, que o Povo Moçambicano derrota o exército colonial português. Moçambicanas, Moçambicanos, operários, camponeses, combatentes, Povo Moçambicano: Em vosso nome, às zero horas de hoje 25 de Junho de 1975, o Comité Central da FRELIMO (*Frente da Libertação de Moçambique*, SJ) proclama solenemente a independência total e completa de Moçambique e a sua constituição em República Popular de Moçambique.“ (ganzer Text vgl. <http://cedis.fd.unl.pt/wp-content/uploads/2016/02/DECLARAÇÃO-DE-INDEPENDÊNCIA-DE-MOÇAMBIQUE-DE-25-DE-JUNHO-DE-1975.pdf>.; letzter Zugriff am 30.08.2020).

das ungleich umfangreicher und intensiver als die etwa 20.000 Vertragsarbeiter*innen, die sogenannten *madgermane*³, die in der Zeit zwischen 1976 und 1990 für maximal fünf Jahre in verschiedene volkseigene Betriebe und Kombinate der DDR entsendet wurden). Erst nach dem Ende von DDR und Volksrepublik entstand mit der Konsolidierung und dem Ausbau der Hochschulkooperation zwischen dem nunmehr in die kapitalistische Welt- und Wertegemeinschaft aufgenommenen Mosambik und dem vereinten Deutschland an der *Universidade Pedagógica* (UP), einer jüngeren staatlichen Hochschuleinrichtung (gegründet 1985), an der vor allem die Dozent*innen der naturwissenschaftlichen Fächer (und ihrer Didaktik) sowie der Erziehungswissenschaften einen engen Kontakt zu deutschen Hochschulen unterhielten, der Wunsch nach einem (diesmal universitären) Deutschlehrangebot. Diesem wurde 2012 durch die Einrichtung eines Lektorats des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der *Faculdade de Ciências de Linguagem, Comunicação e Artes* (FCLCA) der UP in Maputo entsprochen. 2016, etwa eineinhalb Jahre nach der Etablierung des Nebenfachstudiengangs *Minor em Ensino de Alemão* konnte Joachim Born, prädestiniert durch Fächerbreite, Sprachversiertheit, Reputation, Erfahrung und Wagemut, vom DAAD für eine Kurzzeitdozentur an der Sprachenfakultät gewonnen werden. Ziel war es, von seiner fachlichen Unterstützung und exzellentem akademischen Ruf (auf beiden Welthalbklugeln) zu profitieren, dem neuen Fach Deutsch größeres Gewicht in Fakultät und Hochschule zu verleihen und gleichzeitig der Bildungsoperation auf sprachwissenschaftlichem Gebiet frische Impulse zu geben. Für die Zeit seines Aufenthalts in Maputo in einer unscheinbaren Nebenstraße an der *Avenida 24 de Julho* untergebracht, der *Rua dos Heróis de Dadrá*, wurde das Gartenhaus im Schatten eines fast hundertjährigen Mangobaums Ausgangs- und Endpunkt aller Aktivitäten und Erkundungen in der mosambikanischen Hauptstadt. Beeindruckt diese ohnehin durch ihre Lage und Architektur, vermögen auch die Bezeichnungen ihrer Straßen und Plätze zu faszinieren, vor allem dann, wenn diese in einzigartiger Fülle die politisch-ideologische Orientierung der ehemaligen

³ Zwar wird nicht selten behauptet, der Name gehe auf „Made in Germany“ zurück (vgl. z.B. www.dw.com/pt-002/trabalhadores-contratuais-na-rda/t-36499427; letzter Zugriff am 30.08.2020), was jedoch nicht der Ursprung sein dürfte ist. Vielmehr ist davon auszugehen, dass das Wort eigentlich *Magermane* heißen müsste (gesprochen *madʒɜːmɐne*), „die Deutschen“ (wie Oppenheimer 2004). *Ma* ist ein Präfix, das in vielen Bantusprachen im südlichen Afrika den Plural bezeichnet, und wurde mit dem aus dem Englischen entlehnten Wort für „Deutsche/r“ kombiniert.

Volksrepublik Mosambik (1975-1990) widerspiegeln. Beschäftigt man sich jedoch intensiver mit der Namenslandschaft Maputos, stößt man auf die bemerkenswerte Existenz von einigen gänzlich anderen gesellschaftlichen Leitbildern, die ebenfalls auf die Entwicklung der Stadt und des Landes Einfluss genommen haben.



Abb. 1: Rua dos Heróis de Dada (Foto: Tinie van Eys 2020)

Anmerkungen zur Geschichte der Toponymie Mosambiks

Mit der 1975/76 begonnenen Umbenennung von Straßen- und Ortsbezeichnungen in Mosambik sollte zum einen der als historisch begriffene Bruch mit „500 Jahren Kolonialgeschichte“ gewürdigt und zum anderen der Aufbruch in eine neue (und bessere) Zeit symbolisch markiert werden. Dass ein Bruch jedoch selten so radikal ist, wie er von Zeitgenossen empfunden wird, und dass ein Aufbruch noch seltener so radikal und allumfassend umzusetzen ist, wie ihn Erneuerer*innen und Modernisierer*innen im Sinn haben, zeigt sich im Falle Mosambiks nicht nur an so manchem Toponym, das blieb – Beira zum Beispiel, die einst bedeutende Hafenstadt und in vieler Hinsicht Konkurrentin von Lourenço Marques, deren Namen jedoch

anders als der ihrer Rivalin nicht verändert wurde –,⁴ sondern auch an den zwei (zugegeben kleinen) Straßen im Südwesten der Hauptstadt, die sich ganz in der Nähe der *Assembleia da República* befinden und die Namen *Leonor* und *Manuel Sepúlveda* tragen. Denn sie erinnern nicht nur an den Untergang der Galeone São João 1552 vor der Küste von Natal (Südafrika), auf deren Rückweg von Kochi (Cochim) nach Lissabon Kapitän Manoel de Souza Sepúlveda das Kommando übernommen hatte, oder an den Fußmarsch der etwa 500 Überlebenden entlang der Küste in Richtung Norden, sondern auch an die zahlreichen Begegnungen zwischen Portugiesen (die afrikanisch-indische und übrige europäische Besatzung inbegriffen) und den *nativos da terra* unter Führung ihrer *régulos* – die allerdings an der Baía Delagoa für den Kapitän, seine Frau und die gemeinsamen Kinder tödlich endete. Nur eine Handvoll Überlebender vermochte den portugiesischen Posten in Inhambane zu erreichen und konnte von dem berichten, was sich zugetragen hatte.⁵ Und weil das so außerordentlich wie tragisch war, nahm sich die Literatur (u.a. Camões in seinen *Lusíadas*) des traurigen Endes der Eheleute an und trug dazu bei, dass der Name der Sepúlvedas eine gewisse Unsterblichkeit erlangte. Doch was bedeutet schon ein Name, noch dazu auf einem Straßenschild, wenn seine Geschichte nicht mehr erzählt wird?

⁴ Betrachtet man allein die zehn Provinzhauptstädte mit Maputo, bilden Beira (gegründet 1907 und benannt nach dem *Príncipe da Beira*, Luís Filipe, Sohn von Dom Carlos, dem letzten portugiesischen König) und Nampula (1932 gegründet und nach einem *régulo* benannt) tatsächlich Ausnahmen: Beira, weil es seinen portugiesischen Namen nach 1975 behalten konnte, Nampula, weil es als portugiesische Neugründung 1934 dennoch einen afrikanischen Namen erhielt. Inhambane, Quelimane und Tete (wie auch die Bezeichnung *Moçambique* für das Land, die abgeleitet von dem Namen eines Scheichs, Mussa Bin Bique, zuerst die Insel mit ihrem hervorragenden Hafen benannte, dann die *capitania* und schließlich die Kolonie bzw. ab 1951 *provincia ultramarina*) wurden nie verändert. Anders erging es Chimoio (von 1916 bis 1976 Vila Pery, Hauptstadt von Manica), Lichinga (von 1932 bis 1976 Vila Cabral, Hauptstadt von Niassa), Pemba (von 1900 bis 1976 Porto Amélia, Hauptstadt von Cabo Delgado), Xai-Xai (von 1928 bis 1976 João Belo, Hauptstadt von Gaza) sowie mindestens 30 weiteren administrativen Einheiten (*localidades*, *postos administrativos*, *distritos* oder *municípios*) des unabhängigen Landes, die um- bzw. zurückbenannt wurden

⁵ Vom Ort des Unglücks am südafrikanischen Fluss Kei bis Inhambane (Céu) waren es ca. 1000 Kilometer; die Delagoa-Bucht, die von den Schiffbrüchigen umlaufen werden musste, wurde im 16. Jahrhundert nur sporadisch von Handelsschiffen aufgesucht. (Paulo 2016, 14f.).

Der *Rio de Lagoa*, in dessen Nähe sich Dona Leonor für immer im Sand vergrub, wurde erstmals auf der *Carta de Cantino* von 1502 notiert. Über Jahrhunderte erhielt sich die Bezeichnung *Delagoa* für die Bucht und wurde erst nach 1975 in *Baía de Maputo* umgewandelt. Dieses Schicksal traf auch den anderen Namen, der sich ab Mitte des 16. Jahrhunderts auf den europäischen Karten der Region etablierte, nämlich den eines „obscuro navegador, chamado Lourenço Marques, piloto das naus da Índia e negociante“ (Fernandes 2006, 225), der zuerst einen der vier Zuflüsse der Bucht bezeichnete und dann einen unbedeutenden Handelsplatz für Elfenbein. Erst 1778 avancierte Lourenço Marques zum *presídio*, 1875 zur *vila*, 1887 bereits zur *cidade* und schließlich 1898 zur *capital* mit dem wichtigsten Hafen von „Portugiesisch-Ostafrika“. In der sprachlichen Tradition der einheimischen Ronga jedoch wurde die entstehende Stadt – *xilunguine* („o lugar dos brancos“, Fernandes 2006, 232) – nach dem Territorium der *Mafumo* (oder „Terra des Fumes“ auf der Karte von Blaeu 1644) bezeichnet. Der afrikanische Name für Lourenço Marques war *ka Mpfumu* und wurde so u.a. von der ersten Zeitung mit einem rongsprachlichen Teil, „O Africano“ (1908 bis 1918, danach weiter als „O Brado Africano“), im Titel übernommen („Dhl yentsyiwi hi GREMIO AFRIKANO dha ka Mpfumu“). Warum diese Bezeichnung im Zuge der revolutionspädagogisch für äußerst wichtig betrachteten *transformação toponímica* nur als Name eines Stadtbezirks⁶ erhalten blieb, man aber die Hauptstadt der jungen Volksrepublik (sowie die sie umgebende Provinz) auf den Namen Maputo taufte, ist nicht mehr nachvollziehbar. Auch nicht, ob tatsächlich der Name des Flusses gemeint war, der einen Teil der südlichen Grenze Mosambiks („Povo unido do Rovuma ao Maputo“) markiert und in die Bucht vor der Stadt mündet, oder aber der Name einer anderen „obskuren“ Persönlichkeit (Fernandes 2006, 229), nämlich der Lieblingssohn *Maputy* oder *Maputio* des mächtigen *régulo* Nuagobe. Vielleicht aber, auch das ist möglich, würdigte man mit der Entscheidung über den neuen Stadtnamen den Kampf des „regulado do MAPUTO (sic), independente (...)“, das zähen Widerstand gegen die Portugiesen geleistet hatte, „atacando frequentemente o presídio,

⁶ Im Artikel 1 der gesetzlichen Bestimmung Nr. 10/76 vom 13. März 1976 heißt es (nach Fernandes 2006, 210): „A capital da República Popular de Moçambique passa a designar-se Maputo.“ Kampfumo blieb lediglich als Name von einem der sieben *distritos* der Hauptstadt erhalten und bezeichnet das alte und neue Zentrum der Stadt, die einstige *cidade de cimento*.

provocando mortes e devastação, aterrorizando as populações, como aconteceu p.e. em 1833 e 1871/73“ (Fernandes 2006, 236).

Während vor allem in der revolutionären Zeit von 1975 bis 1984⁷ (beinahe) sämtliche Ortsbezeichnungen des Landes re-afrikanisiert wurden – was als wichtiger und notwendiger Schritt im Prozess der symbolischen Dekolonisierung sowie als eine Art geistige (Wieder)Inbesitznahme des Raumes vollkommen gerechtfertigt erscheint –, erhielten die repräsentativsten und wichtigsten Straßen (Plätze, Parks etc.; die Ämter, Behörden, Einrichtungen und Institutionen sowieso) vor allem in der Hauptstadt die Namen der neuen Helden, insbesondere die von (genehmen) Teilnehmern und *martíres* der *luta armada* gegen das portugiesische Kolonialregime (1964-1974) sowie von Vordenkern und Politikern des Sozialismus, wie man ihn im Mosambik der Volksrepublik (1975-1990) für beispielhaft hielt. Dass die Führungselite der FRELIMO also keineswegs im Sinn hatte, zu den traditionellen (aber historisch dezentral gewachsenen) afrikanischen Wurzeln zurückzukehren (die von der Partei teils als *tribalismo* diskreditiert wurden), sondern sich im Aufbruch zu einer selbstbestimmten, nationalen Moderne (d.h. unter Nutzung der kolonialen Hinterlassenschaften wie Städten und Infrastruktur, der Agrar- und Industrieanlagen, Handels- und Kommunikationsnetzwerken – nun allerdings geleitet von der richtigen Weltanschauung und einem progressiven Menschenbild, dem *Homem Novo*) zu befinden meinte, wurde so auch im Straßenverzeichnis manifest. Schon 1976 nicht vollständig ausgetauscht, bietet das heute recht merkwürdig wirkende Nebeneinander von Straßennamen unterschiedlicher Herkunft und Bedeutung in Maputo – das auch gegenwärtig eine zwar stetige, aber höchst verschwiegene Veränderung erfährt –, faszinierende Einblicke in die „luso-mosambikanische“ Geschichte und ihre Rezeption im öffentlichen Raum.

⁷ 1984 vereinbarte die Volksrepublik Mosambik in den Nkomati-Verträgen mit Südafrika das Ende der südafrikanischen Unterstützung der RENAMO-Rebellen im *Guerra dos Dezasseis Anos*, der in der Literatur, je nach politischer Emphase, auch als Destabilisierungskrieg oder Bürgerkrieg (1976-1992) bezeichnet wird. Im Gegenzug versprach Mosambik, den ANC nicht länger zu unterstützen. Gleichzeitig nahm die mosambikanische Regierung erste Gespräche mit Internationalem Währungsfond und Weltbank über Hilfsmaßnahmen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes auf.

Rua dos Heróis de Dadrá

Das *bairro Central B* in Maputo wird im Norden von der vierspurigen *Av. Eduardo Mondlane* begrenzt, einer der vier Hauptverkehrsadern, die das Stadtgebiet horizontal durchqueren. Die *Av. Ho Chi Minh*, an die das Stadtviertel im Süden grenzt, ist wesentlich enger, längst nicht so schnurgerade und überwindet in leichter Inklination den Höhenunterschied zwischen *baixa* und Oberstadt, deren vermeintlich luftigeres Klima sowie die bessere Aussicht mit Meerblick die Stadtplaner von 1875 dazu bewegten, die *cidade de cimento* als Wohnort für die sozial und materiell privilegierteren Bevölkerungsteile dort anzulegen. Im Westen, markiert durch die *Av. Guerra Popular*, schließt das *bairro Central B*, das ab den 1950er Jahren vor allem von *portugueses da segunda e terceira*⁸ bewohnt wurde, an das nun schon wesentlich dichter bebaute, schon immer nach einem *régulo* benannte Stadtviertel Alto Maé an. Im Osten hingegen bildet die mit schattenspendenden Akazien⁹ bestandene und von hübschen Stadthäusern gesäumte *Av. Amilcar Cabral* die Grenze, hinter der das durch stilvolle Hochhäuser und prächtige Villen, Gärten und Grünanlagen sowie moderne Einkaufsmöglichkeiten, eine große Vielfalt unterschiedlichster Restaurationsbetriebe und luxuriöse Hotels – die schöne Aussicht auf Bucht und Ozean inbegriffen –, teilweise hochmodern und kosmopolitisch wirkende Polana-Viertel liegt.

Das schachbrettartige Straßennetz Maputos weist darauf hin, dass die Stadt auf dem Reißbrett entstand, die Art der Bebauung darauf, dass sie noch relativ jung ist, und schließlich die Beschriftung *L. Marques* auf den gusseisernen Kanaldeckeln, dass sie einst einen anderen Namen trug. Stadtplan, Bebauung und die Straßennamen im Verbund ergeben ein eigenes Stadtbild, das trotz der klaren Straßenführung und der vielen modernen Bauten zwischen Klassizismus, Art déco und Wolkenkratzen zu interessanten Beobachtungen führt. Und zwar nicht solchen, die sich

⁸ Die gesellschaftlichen Hierarchien im Portugal der Salazar-Zeit waren genau markiert, wobei Unterschiede eben nicht nur zwischen *civilizados*, *assimilados* und *indígenas* sowie Asiaten unterschiedlicher Herkunft gemacht wurden. Auch Isabel Figueiredo verwendet diesen damals vollkommen gebräuchlichen Ausdruck in ihrem Buch *Caderno de memórias coloniais*, in dem sie über ihre Kindheit Ende der 1960er Jahre in Lourenço Marques erzählt (vgl. Figueiredo 2018, 12).

⁹ Sie haben Anteil daran, dass Maputo noch immer den Beinamen *Cidade das Acácias* trägt.

lange beim sichtlichen Verfall der kolonialen Bausubstanz aufhalten, den klaffertiefen Löchern in den Bürgersteigen, geplatzten Abwasserrohren, kühn gespannten Stromleitungen oder einer Müllentsorgung, zu der zerlumppte *catadores de lixo* – die vielleicht traurigsten Verlierer der neoliberalen Wirtschaftspolitik des aktuellen Mosambiks – ihren Teil beitragen, sondern jenen, die an das Unvollendete der einstigen Kolonialstadt erinnern. So wie es auch die dachlosen Fassaden von einigen Hochhäusern tun, an denen manchmal, wie zum Trotz, noch Insignien der vergangenen Kolonialmacht prangen. Oder ganz und gar vorläufige Gebäude, die nach dem Wegzug der Bewohner, für die die Stadt einst gedacht (und in die Höhe gewachsen)¹⁰ war, zu einem Dasein als Skelett verurteilt wurden.

Und könnte nicht auch das ein Zeichen für das Nicht-Vollendete der Kolonialstadt sein, wenn man – selbst im Zentrum, selbst an den Hauptstraßen – auf Gassen stößt, in denen eine Mauer, Hauswand oder ein eiserner Gartenzaun plötzlich den Weg versperrt? Sollten das nicht eigentlich Straßen werden, die es, wer weiß warum, einfach nicht geschafft haben, vom Reißbrett in die Wirklichkeit zu gelangen? Wie viele dieser impasses es tatsächlich gibt, ist am besten von oben auszumachen; den besten Überblick müssten daher virtuelle Stadtpläne wie *GoogleMaps* oder *OpenStreetMap* bieten können. Und tatsächlich, beide Suchmaschinen beweisen, dass es solcherart unvollendete Straßen überall im zentralen Stadtgebiet gibt, dass es sogar erstaunlich viele sind. Doch das ist nicht die einzige Erkenntnis. Denn vergleicht man beide Stadtpläne miteinander, zeigt sich, dass gerade diese Sackgassen und Halbstraßen, aber auch einige kleinere Verkehrswege (die großen nie), je nach Stadtplan, immer wieder einen vollkommen anderen Namen tragen. Ein Muster dafür, eine nachvollziehbare Benennungslogik gewissermaßen (ob prä-kolonial, post-kolonial, vor-revolutionär, nach-revolutionär oder ‚post-Einparteienstaat‘), ist jedoch nicht zu erkennen.¹¹

¹⁰ Maputo heute wächst, wie die Stadtpläne zeigen, unaufhaltsam in die Fläche. In den *bairros populares* überwiegen aus *blocos* zusammengefügte und mit cinco gedeckte, ebenerdige Kastenbauten, die zum Teil von einer Mauer, Hecke oder einem Wellblechzaun umschlossen sind. Außerdem finden sich hier nach wie vor die aus *caniço* (Schilfrohr) gebauten *palhotas* (Hütten) – eben solche, die einst der *cidade de caniço* (im Gegensatz zur *cidade de cimento*) den Namen gaben.

¹¹ Auf anderen mosambikanischen Stadtplänen, wie sie die beiden genannten Suchmaschinen anbieten, finden sich nur vereinzelt Straßennamen. Dabei besteht kein Zweifel daran, dass die Straßen in allen mosambikanischen Städten einen Namen tragen oder zumindest mit einer Ziffer gekennzeichnet sind.

Die *Rua dos Heróis de Dadrá*, die sowohl für die beiden Suchmaschinen als auch in der Wirklichkeit existiert, ist kaum mehr als eine Gasse, die ausgehend von der *Av. 24 Julho* parallel zu *Av. Olof Palme* auf der einen und *Av. Vladimir Lenine* auf der anderen Seite nach Norden führt, jedoch nicht wie diese beiden über die *Av. Ahmed Sékou Touré* auf die *Av. Eduardo Mondlane* (und darüber hinaus)¹² gelangt, sondern nach einigen schlecht asphaltierten, von Löchern (*covas* im täglichen Sprachgebrauch), Senken und Brüchen gezeichneten Metern abrupt endet. Dass eine durchgehende Verbindung zur heute entweder mit dem Namen *Henri Junod* (*OpenStreetMap*) oder *Ancieto Rosário* (*GoogleMaps*) bezeichneten Straße (die ihrerseits zur Sackgasse wurde) vorgesehen war, weiß Tinie von Eys zu berichten, die seit mehr als vier Jahrzehnten in der Stadt wohnt und heute, eher nebenbei, das *GreenGate Guesthouse* am Ende der *Rua dos Heróis de Dadrá* betreibt. Dieser Name, der angesichts eines praktisch in jeder mosambikanischen Stadt zu findenden Heldenplatzes¹³ nicht erstaunt, klingt in seiner Ortsbezeichnung durchaus nicht lusophon – aber eben auch nicht ‚bantuphon‘, zumindest, wenn man

¹² Die *Av. Olof Palme* hingegen mündet bereits in die *Av. Marien Ngouabi*. Sie markierte (damals unter dem Namen *Caldas Xavier*, einem portugiesischen Militär, der sich in den sogenannten *Campanhas de Pacificação* von 1895 ausgezeichnet hatte) die einstige Stadtgrenze zwischen der ‚ordentlichen‘ weißen Stadt und dem ‚chaotischen‘, mehrheitlich von *indígena*- und *assimilado*-Bevölkerung bewohnten Stadtviertel *Malfalala* (lediglich eingeteilt in sogenannte *quarteirões* voller *impasses*, namenloser Gassen und allenfalls mit Ziffern bezeichneten Straßen). Heraus sticht die *Rua Eusébio da Silva Ferreira*, der hier im Viertel geboren wurde und aufwuchs, bevor er seine Fußballkarriere in der *metrópole* aufnahm. Die längste vertikale Stadtachse von Maputo ist übrigens die *Av. Vladimir Lenine*. Sie mündet in der *Av. Julius Nyerere*, die im Polana-Viertel als Parallelstraße der *Av. Vladimir Lenine* beginnt, dann aber einen Bogen nach Westen beschreibt und erst auf Höhe des nördlichen Rollfeldendes des *Aeroporto Internacional de Maputo* (oder de *Mavalane*) endet, also weit hinter der ursprünglichen Stadt (und wie man damals meinte ‚Zivilisations‘)-Grenze, die einst durch die *Av. Nossa Senhora de Fátima* (heute *Av. Kenneth Kaunda*) markiert wurde. Eine Art Platzhalterfunktion zwischen *cidade de cimento* und *cidade de caniço* der auch heute in das reiche und repräsentative Zentrum einerseits und das Meer der Blockbauten andererseits geteilten Stadt übernimmt heute u.a. das weitläufige Gelände der *Universidade Eduardo Mondlane*.

¹³ Das von José Forjaz 1975 zuerst für Maputo entwickelte Denkmal gleicht einem Sowjetstern und diente in der Hauptstadt von Anfang an als eine Art unterirdisches Mausoleum für die sterblichen Überreste der mosambikanischen Helden. Diese (die Helden von *luta armada*, 1964-1974, Revolution und Volksrepublik) sind außerdem einzeln (und immer wieder) auf den Straßenschildern verewigt. Das steht im Gegensatz zu den namenlosen Märtyrern des kolonialen Widerstandes, die lediglich unter

weiß, dass die (vergleichsweise wenigen) auf das ‚vorrevolutionäre‘ afrikanische Erbe verweisenden Straßennamen entweder nach Lokalherrschern, z.B. *régulos* wie Magudzo Khosa oder Nwamatibyane, oder als *reis* bezeichneten Kriegsherren und *chefes* wie Changamire Dombo (Rozvi), Fareley (Sultanat Angoche), Macombe Macossa oder Macombe Nongué-Nongué (Barué) sowie bedeutenden afrikanischen Großreichen und ihren *imperadores* wie Monomotapa¹⁴, Ngungunhane oder dessen Sohn (z.B. in *Rua do Príncipe Godido*) benannt wurden.¹⁵

Verwirrend ist dabei die Tatsache, dass dort, wo der eine Stadtplan autochthone Herrschertitel und Namen präsentiert, der andere solche der portugiesischen Geschichte (wie Afonso Henriques, Dom Diniz, Dom Sebastião oder Dom Carlos) zu bieten hat – und umgedreht. Und noch verwirrender wird es, liest man diese Mitteilung in der Zeitung *Notícias* vom 15. Juli 2013:

Novas designações para algumas vias de circulação foram aprovadas na semana passada pela Assembleia Municipal da cidade de Maputo, no âmbito da alteração da toponímica herdada do tempo colonial. Assim, Zitundo é o nome escolhido para substituir a via Alves Cunha, enquanto Campos de Oliveira passa a ser a designação da Rua Frei João dos Santos. Xibweni substitui Damião de Góis. Chaimite passa a

dem Namen des Ortes ihres Martyriums geehrt werden, wie beispielsweise in Maputo die *Avenidas Martíres de Inhaminga*, de Machava oder *de Mueda*.

¹⁴ Monomotapa (oder Mwenemutapa) ist Name des Reiches (des bedeutendsten im südlichen Afrika, das im heutigen Simbabwe seinen Anfang nahm und in der Zeit des frühen *Estado da Índia* der wichtigste afrikanische Kooperationspartner – und Gegner – der Portugiesen war) und Herrschertitel zugleich; in Maputo gibt es keine Straße mit diesem Namen, nur ein *Monomotapa Commercial* lässt sich finden. In Nampula aber gibt es z.B. im Zentrum eine *Rua Monomotapa*. Sonderegger (2017, 181) informiert, dass der Herrschertitel *mwene mutapa* ‚Verwüster des Landes‘ in Shona bedeuten kann, „aber auch im Sinn von ‚Herr‘ und ‚Eroberer‘ verstanden wird.“

¹⁵ Bis auf Ngungunhane und Godido, die früh in die Geschichtserzählung der FRELIMO (wie in Reflex auf die Würdigung der Figur des „Imperators von Gaza“ durch das Kolonialregime) Einzug fanden, dürften die anderen Bezeichnungen erst nach dem Ende der Volksrepublik hinzugekommen sein. In den letzten zehn Jahren sind die Anstrengungen der seit 1975 herrschenden Regierungspartei unübersehbar, auch regionale Herrscher und Königreiche zu würdigen, obschon deren *moçambicanidade* (und das damit assoziierte Streben nach einer nationaler Einheit Mosambiks) im 19. Jahrhundert höchst unwahrscheinlich gewesen sein dürfte – ihre Würdigung als ‚nationale Widerstandskämpfer‘ scheint heute trotz der damit verbundenen Aufwertung regionaler Traditionen eher vereinbar mit der offiziellen Geschichtsdarstellung zu sein.

ser o nome da via Fernão Melo e Castro, sendo que Magudzo Khosa é o nome escolhido para substituir Dona Maria II.

Konsultiert man nämlich die beiden virtuellen Stadtpläne, erscheint *Zitundo* zwar als Ort im Süden Mosambiks, die *Rua Alves da Cunha* aber unverändert als Name eines *impasse*, der nördlich von der Av. *Maguigwana* abgeht. Die Straße, die dem Dominikanerpater und Autoren der *Ethiopia Oriental* von 1609 gewidmet ist, João dos Santos, existiert in beiden, die Bezeichnungen *Chaimite* und *Xibweni* hingegen sind nirgends in der virtuellen Welt der Maputenser Straßennamen zu finden. Wohl aber und also unverändert die Straßen *Fernão Melo e Castro* und *Damião de Góis*¹⁶. Und auch die Straße existiert, die an Königin Maria II. von Portugal (1819-1853) erinnert, allerdings nur auf dem Stadtplan einer Suchmaschine – der andere, *OpenStreetMap*, führt sie, wie 2013 zum Gesetz gemacht, als *Rua Magudzo Khossa*. Es ist wahrscheinlich, dass allein der *Conselho Municipal da Cidade de Maputo* weiß, welche Straßennamen die gerade geltenden sind, und still davon ausgeht, dass das Verständnis der (kaum vorhandenen) interessierten Öffentlichkeit für das Thema der Straßennamen – ihre Auswahl und Umsetzung inbegriffen – allenfalls begrenzt ist („essa malta não tem mais nada para fazer para justificar os salários chorudos“), zumal selbst Mosambikaner nicht immer wissen, für was oder wen die neuen Namen stehen („Xibweni“?).¹⁷

Dadrá, so kann vermutet werden, ist der Name einer politischen Einheit in Indien, die zum Unionsterritorium Dadrá und Haveli Nagar¹⁸ mit der Hauptstadt Da-

¹⁶ Hinter der Hausnummer 506 befindet sich die Vertretung der Bundesrepublik Deutschland, die in ihrer Adresse nach wie vor den Namen des portugiesischen Humanisten führt.

¹⁷ Zu vielen Namen, insbesondere wenn sie (wahrscheinlich) mit dem Befreiungskampf zu tun haben (Av. *Lucas Luali*, *Sidano* oder eben *Xibweni*) oder aus den Tiefen einer längst vergessenen Stadtgeschichte stammen (die schon erwähnte *Rua Fernão Melo de Castro*), sind keine eindeutig zuzuordnenden Informationen zu finden. (macua.blogs.com/moambique_para_todos/2013/07/novos-nomes-para-estradas-da-cidade-de-maputo.html; letzter Zugriff am 3.8.2020). In Sonderegger (2017, 113) trifft man allerdings auf den Hinweis zum historischen Chibuene. *Xibweni*, in der Schreibung Mosambiks, könnte demnach den Handelsplatz (und die heutige archäologische Ausgrabungsstätte) an der Küste südlich vom heutigen Vilankulos (Provinz Inhambane) meinen, der in Verbindung mit Manyikeni und Great Zimbabwe im Hinterland stand und von der Kultur des Mwenemutapa beeinflusst wurde.

¹⁸ Genauer: *Dādrā ane Nagar Havelī ane Daman ane Dīv* (gemäß dem *International Alphabet of Sanskrit Transliteration*, IAST).

man gehört. Zwischen 1783 und 1954 bildeten die beiden nur wenige Quadratkilometer großen Gebiete Enklaven des portugiesischen *Estado da Índia* (1505–1961). Anders als Goa (sowie Daman und Diu), dessen Integration in die Indische Republik – die 1947 die Unabhängigkeit von Großbritannien erlangt und vergeblich mit dem Salazar-Regime in Portugal über einen ähnlichen Schritt verhandelt hatte –, erst 1961 militärisch erzwungen wurde, erhielten die beiden Territorien schon etwa sechs Jahre früher ihre Unabhängigkeit von Portugal. Die Erstürmung der Polizeistation in Dadrá durch indische Nationalisten am 22. Juli 1954 forderte dabei die mindestens zwei Todesopfer, die es auf portugiesischer Seite zu beklagen gab: nämlich den *Sub-Chefe da Polícia de Segurança Pública*, Ancieto Patrocínio Francisco do Rosário, sowie seinen Untergebenen, den Polizisten António Fernandes. Beide wurden von der Regierung Portugals (das die Unabhängigkeit der indischen Territorien erst nach der Nelkenrevolution anerkannte) zu Helden gemacht, Ancieto do Rosário, geboren 1916 in Diu, außerdem mit dem *Ordem Militar da Torre e Espada* sowie einem Grabstein in der Festung São Gerónimo in Daman posthum geehrt. Dass den Helden, die für die „Unidade da Terra Lusíada“ (siehe Abb. 1) ihr Leben gelassen hatten, die Straße – so klein sie auch ist –, nicht genommen wurde,¹⁹ erstaunt in einem Land, das nach einer eigenen nationalen Identität jenseits der *lusofonia* strebt. Und weil diese Entdeckung den bislang mit der Schilderlandschaft Maputos gemachten Erfahrungen ähnelt, bietet sie Anlass zu weiteren Erkundungen entlang der *Av. 24 de Julho*, die Allee, auf die man unweigerlich trifft, verlässt man die Sackgasse (!) der Helden von Dadrá.

¹⁹ Die *Heróis de Nevala*, die während des Ersten Weltkrieges am gleichnamigen Ort (in Tansania) gegen die deutsche Schutztruppe gekämpft hatten (1917), hingegen verloren ‚ihre‘ Straße (heute *Av. Nkwame Nkrumah*), werden aber immerhin auch heute noch mit einer Statue an der repräsentativen *Praça dos Trabalhadores* vor dem Bahnhof geehrt. *GoogleMaps* übrigens bewahrt den Beweis dafür, dass tatsächlich das indische Dadrá gemeint ist, trägt doch die Fortsetzung der Halbstraße, versperrt durch mehrere Grundstücke, noch immer den Namen Ancieto Rosário. *Open Street-Map* hingegen gibt dem anderen Straßenteil, wie gesehen, den Namen des Schweizer Missionars und Anthropologen Henri Junod.



Abb. 2: Gedenkstein für Ancieto do Rosário in Daman (Foto: Susanne Jahn 2015)

Avenida 24 de Julho

Sie ist nicht nur eine der ältesten Straßen der Stadt, sondern, mit ihren knapp fünf Kilometern, auch eine der längsten, die Maputo von Ost nach West durchqueren.²⁰ Zahlreiche Regierungsstellen einschließlich des Parlamentsgebäudes befinden sich hier, Schulen und andere Bildungseinrichtungen, Museen, Gotteshäuser, Geschäfte, Hotels, Cafés und Restaurants. Besonders interessant an ihr für unser Thema ist, dass ihr Name – anders als der aller anderen Hauptachsen der Stadt – nie geändert wurde.²¹ Der Grund dafür war freilich recht praktischer Natur: Da die

²⁰ Die Bedeutung der Avenida als Verkehrsachse wird deutlich daran, dass sie nicht nur eine Abfahrt bietet, um auf die Katembe-Brücke und damit auf die andere Seite der Bucht zu gelangen, sondern auch in der Tatsache, dass sie die *Praça do 16 de Junho* als Nationalstraße N2 wieder verlässt und unter dieser Bezeichnung an der Stadt Matola vorbeiführt, sich dann nach Südwesten wendet und schließlich in Namaacha, dem Grenzübergang nach Eswatini, endet. Gleichermassen bietet sie eine Abfahrt zur N1, der längsten Nationalstraße, die bis nach Nampula im Norden führt, sowie eine weitere zur N4, die an der Grenze mit Südafrika bei Ressano Garcia (außer der Bezeichnung *Dona Ana* für die Sambesibrücke und den gleichnamigen Eisenbahnhaltepunkt das einzige Anthroponym für einen Ort, das sich aus der Kolonialzeit erhalten hat) endet.

²¹ Eine erste Umbenennung der Straßennamen erfuhr auch die Stadt Lourenço Marques nach gerade dreißigjährigem Bestehen, als die portugiesische Monarchie von der Republik abgelöst wurde (z.B. wurde die *Av. Dom Carlos* zur *Av. da República*; heute heißt sie *Av. 25 de Setembro*; der Name des letzten portugiesischen Königs, Dom

Regierung der Volksrepublik Mosambik die „nacionalização da Saúde, da Educação e da Justiça“²² am 24. Juli 1975 verkündete, konnte sie sich dieses Datums bedienen, den Namen belassen und enorme Kosten sparen. Die Nationalisierungen jedoch wurden teuer mit dem nun erst recht einsetzenden Exodus der portugiesischen Bevölkerung bezahlt.

Die ersten Namensgeber hatten eigentlich das Jahr 1875 im Sinn, als sie die *Avenida 24 de Julho* taufte. Das offizielle Dokument, das den Schiedsspruch Patrice Mac-Mahons²³ über den künftigen Besitz der Delagoa-Bucht zugunsten Portugals (und gegen die Interessen Großbritanniens) rechtfertigt und bestätigt, wurde an diesem Tag unterzeichnet.²⁴ Ohne die Entscheidung des französischen Staatspräsidenten wäre die Geschichte des südlichen Mosambiks (und des ganzen Landes, das es dann, zumindest in seiner heutigen geografischen Gestalt, vielleicht gar nicht gegeben hätte) anders verlaufen.

Straßennamen, die ehren, belehren und erziehen sollen, die Gemeinsinn schaffen und lenken und die kollektive Identität im öffentlichen Raum darstellen, erzählen (und offenbaren gleichsam) nicht wenig über Ideal, Ideologie und Geschichtsnarrativ einer Gesellschaft – oder doch zumindest derer, die genügend Einfluss geltend machen können, ein gesellschaftliches Leitbild zu bestimmen und bestimmend zu machen. Gerät deren Macht (oder womöglich auch nur die in der Öffentlichkeit präsentierte Überzeugung) durch politischen und sozialen Wandel

Carlos, erschien allerdings, wie gesehen, mit dem Ausbau des eleganten Viertels Sommerschild bald wieder im Straßenregister).

²² Mehr dazu s. Macua.blogs.com/moambique_para_todos_/2013/07/24-de-julho-dia-das-nacionalizações-em-moçambique.html (letzter Zugriff am 29.07.2020).

²³ Dessen Name hat sich in einer beliebten Biermarke Mosambiks „2M“ erhalten; die ursprüngliche Ehrung im Straßenbild mit der *Praça Mac-Mahon* wurde nach Erlangung der Unabhängigkeit rückgängig gemacht und der Platz zu dem der Arbeiter, *Praça dos Trabalhadores*.

²⁴ Auch in Lissabon existiert eine *Av. 24 de Julho*, deren Bezeichnung allerdings auf das Jahr 1833 zurückzuführen ist. An diesem Tag besetzten Truppen des Duque de Terceira (1792-1860) Lissabon und entschieden den portugiesischen Bürgerkrieg (1832-1834) zugunsten der Liberalen unter Dom Pedro IV (1798-1834).

ins Wanken²⁵ oder wird durch eine z.B. ‚friedliche Revolution‘ (wie in der DDR)²⁶ oder aber eine mit militärischen Mitteln erzwungene *libertação* (mit anschließender Revolution, wie in Mosambik) gebrochen, scheint es den Repräsentanten der neuen Mehrheiten unabdingbar, die neue Zeit auch im öffentlichen Raum sichtbar zu machen. Jedoch nur absolute Herrschaft könnte dafür eine absolute Zeichenwelt entstehen lassen. Und da es eine solche weder in Zeiten des portugiesischen Kolonialismus noch in denen der Volksrepublik in Mosambik gegeben hat, ist in Maputo (und allen anderen mosambikanischen Städten)²⁷ eine Erinnerungslandschaft aus Straßenschildern entstanden, in der es, wie im Fall der *Rua dos Heróis de Dádrá*, möglich ist, ein historisches Momentum zu erleben, das dem unverhofften Aufblitzen der (eigentlich) längst vom Asphalt überdeckten Gleise der seit Jahrzehnten still gelegten *xiguruguru*²⁸ gleicht, wenn der Schein der Abendsonne wie durch Zufall auf sie trifft.

²⁵ Man denke an die deutsche Debatte um Neubenennungen von Straßen (z.B. im „Afrikanischen Viertel“ in Berlin) und Institutionen (die einstige Lettow-Vorbeck-Kaserne in Hamburg oder die Westfälische Wilhelms-Universität in Münster usw.).

²⁶ Deren Helden, die meisten jedenfalls, verschwanden aus der Schilderöffentlichkeit genauso wie ihre Statuen und Büsten. Begriffe wie „Kosmonauten“, „Jugend“, „Aufbau“ oder „Einheit“ (gemeint war die der Arbeiterklasse im Allgemeinen, der Zusammenschluss von KPD und SPD zur SED im Besonderen) hingegen blieben erhalten. Lesenswert dazu der Blogeintrag von Hubertus Knabe, dem umstrittenen einstigen Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, vom 17. Januar 2019 (hubertus-knabe.de/die-ddr-lebt/; letzter Zugriff am 31.07.2020).

²⁷ Interessanterweise gibt es kaum Studien zu den Straßenbezeichnungen und Toponymen in Mosambik. Gewiss ist jedoch, dass sich z.B. in Beira die meisten Straßennamen (selbst die *Av. Mouzinho de Albuquerque*) aus der Kolonialzeit auch über 1975 hinaus erhielten. Erst 2015 machte die seit 2009 in Beira regierende Partei MDM (*Movimento Democrático de Moçambique*), bürgerliche Widersacherin der Regierungspartei, 900 neue Vorschläge für Straßen und Plätze, die ihrer Meinung in Beira zu würdigen seien (u.a. Afonso Dhlakama, langjähriger Chef der einstigen Bürgerkriegspartei *Resistência Nacional de Moçambique*, RENAMO, und zähester militärischer und politischer Gegner der FRELIMO), ohne sich jedoch damit durchsetzen zu können (vgl. dazu den Artikel „Novos nomes de ruas na Beira gera controvérsia“ vom 4. April 2016, voaportugues.com/a/nomes-de-ruas-beira-controversia/3268707.html; letzter Zugriff am 4.8.2020).

²⁸ Der Ronga-Name für die Straßenbahn, die zwischen 1904 und 1936 von der *baixa* zum Luxushotel *Polana* (erbaut 1922) fuhr und einst über ein Depot an der *Av. 24 Julho* gegenüber dem in beeindruckendem Art-déco-Stil erbauten Cine África verfügte.

Nur drei von den insgesamt etwa vierzig (je nach Suchmaschine) die Allee überquerenden oder von ihr abgehenden Straßen bilden *impasses*. Alle drei sind gewissermaßen Überlebende der Kolonialzeit, wobei die *Rua de Demanda* (wenngleich sie unwillkürlich an den in portugiesischen Quellen oft zu findenden Satz erinnert, wonach Vasco da Gama „num sábado, a 8 de julho de 1497 largou/zarpou de Belém em demanda da Índia“) politisch noch unschuldiger sein dürfte als die *Rua Alfredo Keil*. Der immerhin hatte das Musikstück „A Portuguesa“ gleich nach dem *Ultimato britânico* 1890²⁹ komponiert, welches dann, Jahrzehnte später, mit der Gründung der ersten Republik 1910 zur Nationalhymne Portugals erklärt wurde und es bis heute geblieben ist.

Und weitere Bezüge zu Portugal sind zu entdecken, die sich keineswegs in einer Sackgasse verbergen, wie die vierspurige *Rua dos Lusíadas* beweist. Diese dem wichtigsten Werk der portugiesischen Renaissanceliteratur gewidmete Straße, das die Geschichte Portugals (und die Reise Vasco da Gamas) idealisiert (sowie der Opfer, wie beispielsweise den Sepúlvedas, gedenkt),³⁰ führt von der *Av. 24 de Julho* auf direktem Weg zum *Cardoso Hotel*³¹, einem der traditionsreichsten und

²⁹ Portugals koloniale Ansprüche in Afrika waren seit Gründung der Lissabonner Geografischen Gesellschaft 1875 stetig gewachsen. Angestrebt wurde eine Landverbindung zwischen Angola und Mosambik gemäß der *mapa-cor-de-rosa*. Großbritannien, das seinerseits die beiden Rhodesien (Sambia und Simbawe) sowie Niassaland (Malawi) beanspruchte, geriet daher in Konflikt mit der portugiesischen Krone, der schließlich 1889 am Shire fast zu einer militärischen Auseinandersetzung zwischen beiden Mächten geführt hätte. Mit dem Ultimatum musste sich Portugal der Übermacht Großbritanniens fügen; ein Jahr später, 1891, wurden die Grenzen Mosambiks (wie sie auch noch heute gültig sind) festgelegt.

³⁰ Sein Verfasser, Luís de Camões (1524-1579 o. 1580), hatte zwei Jahre auf der Ilha de Moçambique verbringen müssen, bevor es ihm erlaubt war, nach siebzehn Jahren im *Estado da Índia* nach Portugal zurückzukehren. Heute erinnern ein Haus und eine Statue (errichtet in Kolonialzeiten) auf der Insel an seinen dortigen Aufenthalt.

³¹ Augusto Cardoso machte sich einen Namen bei der Niederschlagung des Ronga-Angriffs im Februar 1895 in Marracuene (von 1940 bis 1976 Vila Luisa), nur 30 Kilometer nördlich von Lourenço Marques. In Anerkennung für seine Erkundungsfahrten in Niassa erhielt außerdem Metangula, eine Ortschaft direkt am Ufer des Malawi-Sees, seinen Namen. Nach 1975 erhielt der Ort wieder seinen ursprünglichen Namen. Über das *Cardoso Hotel* ergibt sich eine direkte Verbindung zum *GreenGate Guesthouse* von Tinie von Eys. Sie schreibt (in einer persönlichen E-Mail), dass sie 1991 auf der Suche nach einem Haus für ihre Familie endlich in der *Rua dos Heróis de Dadrá* fündig wurde: „Seguiu-se a reabilitação da casa, sempre com a preocupação de manter o estilo original. No processo da regularização da propriedade descobri

luxuriösesten Häuser der Stadt in bester Lage. Es befindet sich gegenüber vom *Museu da História Natural*, das im neo-manuelinischen Stil gebaut mit den Mitteln der Architektur das Zeitalter der ‚Entdeckungen‘ evoziert.³² Schenkt man den virtuellen Stadtplänen von *Google-* und *OpenStreetMap(s)* Glauben, müsste mit der *Rua Comandante Augusto Cardoso*, die nur wenige hundert Meter westlich vom Museum und der „Straße der Lusíadas“ die Avenida überquert, an ein weiteres Kapitel der portugiesische Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte, rund 400 Jahre nach da Gamas Fahrt, erinnert werden: Allein, die realen *endereços físicos* sowohl des Hauptgebäudes der *Universidade Pedagógica de Maputo* als auch des *Instituto Nacional de Desenvolvimento de Educação* (INDE) verraten, dass dieser Name längst dem des (in Coimbra) studierten Mathematikers, mosambikanischen Bildungspolitikers und Parlamentsmitgliedes João Carlos Raposo Beirão (1929-2006) weichen musste.³³

Unweit des schmucklosen, aber gewaltigen Betongebäudes der *Igreja Universal de Deus*, dort, wo auf dem Mittelstreifen der Avenida die letzten Akazienbäume

que a casa junto com duas casas vizinhas foram construídas em 1920 pelos irmãos Sorgentini, na altura gerente do Hotel Cardoso.“

³² Die Online-Zeitung MMO erinnert unter der Überschrift „100 anos do Museu de História Natural“ daran, dass das Museum 1913 geschaffen wurde und 1932 in das jetzige Gebäude an der *Praça de Descobertas* (heute die *Praça Travessia do Zambeze*) umzog. Das *Liceu 5 de Outubro* gegenüber (1910 wurde an diesem Tag die erste Republik in Portugal ausgerufen), die sicherlich wichtigste schulische Institution in der Kolonie Mosambik (später umbenannt in *Liceu Nacional Salazar* und heute die *Escola Secundária Josina Machel*) war bis 1957 für die Ausstellung zuständig, danach übernahm bis 1974 das Instituto de *Investigação Científica de Moçambique* die Verantwortung und schließlich die *Universidade Eduardo Mondlane* (UEM). (mmo.co.mz/museu-de-historia-natural-100-anos; letzter Zugriff am 29.07.2020)

³³ Auch wenn sich *GoogleMaps* und *OpenStreetMap* darüber nicht einig sind, so scheint sich tatsächlich eine neue Tendenz abzuzeichnen, wonach einstige Repräsentanten Portugals zunehmend durch mosambikanische Persönlichkeiten (wie Raposo Beirão) ersetzt werden, die nicht als Helden von Befreiung und Revolution aufgefallen sind, sondern die vielmehr die Kunst, Kultur und Wissenschaft des Mosambiks der Gegenwart repräsentieren. Die *Rua Dr. Redondo* von einst heißt heute nach João Negrão (gestorben 2005), einem mosambikanischen Agrar- und Wirtschaftswissenschaftler, die *Rua José Vianna da Motta*, der 1868 in São Tomé geboren wurde, eine Karriere als Musiker machte und 1948 in Lissabon starb, soll, wenn man *OpenStreetMap* Glauben schenkt, heute nach Chico de Conceição (1937-2019), einem Meister der *Marrabenta*, benannt sein.

schon um ihr Überleben kämpfen müssen, trifft man schließlich auf eine letzte Erinnerung an Portugal, die nicht weniger erstaunt als die Gasse der Helden von Dadrá. Die praktisch einzige Grünfläche nämlich, die an der „24. Juli“ zum Verweilen einlädt, trägt offiziell den Namen *Jardim 28 de Maio*. Bekannt ist die Parkanlage aber auch unter ihrem Beinamen *Jardim de Liberdade*. Sucht man nun in der portugiesischen Geschichte nach einem zum Datum passenden Eintrag und einem Ereignis, in dessen Verlauf eine wie auch immer geartete ‚Freiheit‘ errungen wurde, findet man allein die *Revolução Nacional* von 1926. Das ist jedoch eine Bezeichnung, die heute höchstens von Verteidigern der Diktatur des *Estado Novo* (1933-1974) verwendet wird. Für alle anderen wurde an diesem 28. Mai durch einen von Monarchisten und Militärs erfolgreich durchgeführten Staatsstreich die erste portugiesische Republik beendet.³⁴ Eine Folge davon war, dass António Oliveira de Salazar (1889-1970) in die neue Regierung berufen wurde, sich in einer weiteren, ebenso konservativen, ultranationalistischen, illiberalen und undemokratischen, ab 1928 als Finanzminister behaupten konnte und schließlich auf Jahrzehnte zum wichtigsten Mann Portugals avancierte. In dieser Position bestimmte sein politisches Denken nicht nur wesentlich über die Geschicke Portugals, sondern auch die seiner Kolonien (die ab 1951 zu *províncias ultramarinas* erklärt wurden), für deren Verbleib im ‚Imperium‘ bzw. in der *Nação pluriracial* er dem Land ab 1961 einen jahrelangen Kolonialkrieg an drei Fronten zumutete („A pátria não se discute, a pátria defende-se“). Der Name Salazar ist heute gänzlich aus dem Stadtbild verschwunden,³⁵ nicht jedoch eine lebensgroße Statue, die wie vergessen – und doch durch ein großes Tor vor neugierigen Blicken geschützt – am westlichen Seitenflügel der Nationalbibliothek an der *Av. 25 de Setembro* steht, ganz so, als ob sie nach mehr als vier Jahrzehnten mosambikanischer Unabhängigkeit noch immer auf ein endgültiges Urteil wartete.³⁶

³⁴ Nach Marechal Gomes da Costa, Anführer des Staatsstreiches von 1926, hieß über zwei Jahrzehnte (1953-1976) die heutige *povoação* Alto Changane.

³⁵ U.a. gilt das für das schon erwähnte *Liceu Salazar* sowie die *Rua Salazar*, heute *Rua da Mesquita*, in der *baixa*. Umbenannt wurde auch die Brücke *Salazar* am Sambesi bei Tete (*Ponte Samora Machel*) oder der einstige Vorort von Lourenço Marques, neben Beira und Nampula die gegenwärtig zweitgrößte Stadt des Landes, Matola, die zwischen 1968 und 1976 nach ihm (*Vila Salazar*) benannt war.

³⁶ Während das Zeitalter des Gedenkens mittels von Statuen mit dem Ende des Sozialismus zumindest in Europa selbst ein Ende gefunden zu haben scheint, wird in Mosambik weiter auf ihre identifikationsstiftende Kraft gesetzt. So kam zu der schon

Doch auch der andere Beiname der Grünanlage, *Jardim dos Madgermane*, der zusehends den ‚Garten der Freiheit‘ verdrängt und in Artikeln und Zeitungen, im Fernsehen, Radio und alltäglichen Gebrauch immer öfter Erwähnung findet, lässt aufmerken. Nun jedoch, weil eine solche, wenngleich inoffizielle Ehrung der *Madgermane*, die den Park als Versammlungsort und Ausgangspunkt ihres Demonstrationzuges nutzten, der ab Beginn der 1990er Jahre jeden Mittwoch den innerstädtischen Verkehr der mosambikanischen Hauptstadt lahmlegte, in der Bezeichnungslandschaft Maputos praktisch unvorstellbar ist. Denn damit würde nicht nur der Kampf der einstigen Vertragsarbeiter*innen in der DDR um nie geleistete Lohnnachzahlungen durch den mosambikanischen Staat gewürdigt, sondern auch ein Zeichen gesetzt werden dafür, dass postkolonialer Widerstand (mit neuen Helden) nicht nur möglich, sondern berechtigt und sogar emanzipatorisch ist – zu herausfordernd für einen Staat, dessen Dasein und Ziel allein darin zu bestehen scheint, den Machterhalt der Regierungspartei Frelimo³⁷ zu gewährleisten. Und so mag die Ehrung als *Jardim dos Madgermane* im und für den ‚Volksmund‘ Verwendung finden, der Auf- und Widerstand jedoch, das zeigt sich nach inzwischen drei Jahrzehnten, war zumindest für ihre Sache vergeblich, und wird diese Gruppe, die wie aus einer anderen Zeit gefallen wirkt, keineswegs nur positiv von anderen betrachtet, die gegenwärtig ebenfalls um ihre Rechte kämpfen. Und über-

existierenden Statue für Samora Machel von 1989 (und einer ganz ähnlichen für Eduardo Mondlane, beide aus nordkoreanischer Produktion) 2011, kaum hundert Meter von ihr entfernt, eine weitere, ungleich größere (in Form und Ausdruck sowie bezüglich des Herstellungsortes jedoch unveränderte) an der zentralen *Praça de Independência* hinzu (darüber hinaus wurde die immer gleiche Replika, ähnlich wie der Sowjetstern, in beinahe jeder Provinzhauptstadt aufgestellt). Ein weiterer Held der Frelimo, Samuel Filipe Magaia, wurde 2007 mit einer Statue in *einem bairro popular* Maputos geehrt – was womöglich die Opposition (in Gestalt der MDM in Beira) inspirierte, auch für ‚ihren‘ Helden, den ersten Führer der RENAMO, André Matsangaíssa, eine Statue zu fordern. Bislang gelang es der MDM jedoch nur, einen Platz in Beira nach ihm zu benennen (Igreja 2013, 189f.).

³⁷ Kleingeschrieben, Frelimo, soll darauf hinweisen, dass sich die Bewegung (*frente*) auf ihrem III. Kongress 1977 in eine marxistisch-leninistische Partei umwandelte. 1989, auf dem V. Kongress, wurde offiziell die Abkehr von einem sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell und die Hinwendung zu Demokratie und Marktwirtschaft beschlossen. 1992 wurde der Friedensvertrag mit der RENAMO/Renamo, Partei seit 1990, unterzeichnet und der Weg für die ersten demokratischen Wahlen in Mosambik geebnet.

haupt ist zu vermuten, dass in Verkehrung aller Absichten die informelle Namensgebung als Form der Würdigung vor allem einen Beitrag für die eingeübte politische Praxis der Elite geleistet hat, nämlich nicht für Recht zu sorgen, sondern für Ruhe.

Während die Namen aus der portugiesischen Vergangenheit wie unbemerkt ihr stilles Dasein weiterführen, entstehen hin und wieder Diskussionen um die Straßennamen, die aus der sozialistischen Vergangenheit des Landes stammen.³⁸ So ehrt die große Mehrheit der Schilder, die allein entlang der *Av. 24 de Julho* zu finden sind, Persönlichkeiten,³⁹ die sich nicht nur im Befreiungskampf ausgezeichnet haben und damit repräsentativ für einen Teil der mosambikanischen Geschichte sind, sondern auch solche, zu denen die (jungen)⁴⁰ Lenker (und wenigen Lenkerinnen)⁴¹ der Volksrepublik Mosambik in den 1970er Jahren eine geistige Nähe vermuteten. Dazu gehörten die ‚Klassiker‘ wie Karl Marx und Wladimir Iljitsch Lenin

³⁸ Unter dem Titel „Moçambique engaveta o socialismo“ vom 16.01.1999 berichtet die portugiesische Zeitung *Público* von der (vergeblichen) Intervention des damaligen britischen Botschafters, der im Zuge einer erstmals angedachten Namensänderung, die im Parlament der sogenannten II. Republik in Mosambik (nach der den ersten freien Wahlen 1994) diskutiert wurde, vorschlug, den Namen der *Av. Vladimir Lenine*, wo sich die Botschaft Großbritanniens befindet, beispielsweise in *Av. do Commonwealth* umzuwandeln – schließlich sei Mosambik dort seit 1995 Mitglied (vgl. publico.pt/1999/01/16/jornal/mocambique-engaveta-o-socialismo-126301; letzter Zugriff am 4.08.2020). Das wurde mit Vehemenz abgelehnt.

³⁹ Das wird sichtbar in der Würdigung von Persönlichkeiten wie Armando Tivane, Francisco Orlando Magumbwe, Tomás Nduda, Francisco Matange, John Issa, Samuel Filipe Magaia, Romão Fernandes Farinha und Lucas Luali (der allerdings nur in *GoogleMaps* erscheint und über dessen Person keinerlei Eintrag zu finden ist). Für den Befreiungskampf stehen außerdem die *Av. Martíres de Machava* (nach dem Gefängnis in Matola, in das politische Gegner des Kolonialregimes verbracht wurden – danach allerdings auch die politischen Gegner der Frelimo) sowie die *Av. Guerra Popular*. Je nach Stadtplan sind auch die *Rua Gabriel Makavi*, (1897-1982), Dichter und evangelista der *Igreja Presbiteriana de Moçambique* sowie die *Rua José Sidumo* zu finden, von dem nur bekannt ist, dass er, ebenfalls evangelista dieser Kirche, 1972 in diesem Gefängnis zu Tode kam (vgl. Cruz e Silva 2015, 13). Sie wurden vor allem in der ihnen zugeschriebenen Rolle als Nationalisten, also Vordenker einer zu schaffenden mosambikanischen Nation, gewürdigt.

⁴⁰ Samora Machel (1933-1986) und Marcelino dos Santos (1929-2020) z.B. gehörten mit Anfang/Mitte vierzig schon zu den ältesten Genossen, die 1975 die Regierungsgeschäfte übernahmen.

⁴¹ In der Übergangsregierung und später in der Volksrepublik war Graça Machel, die zweite Ehefrau von Samora Machel lange Zeit die einzige Ministerin (Erziehung und

oder Politiker wie Salvador Allende, Olof Palme oder Amílcar Cabral, aber eben auch ein Mohamed Siad Barre, der zwischen 1969 bis 1991 in Somalia regierte und zumindest in der Zeit des revolutionären Enthusiasmus in Mosambik (und anderen Regionen Afrikas) noch fest der Sowjetunion und den Prinzipien des ‚Wissenschaftlichen Sozialismus‘ verbunden war. Nicht an der Av. 24 de Julho gelegen, aber auch im Zentrum und an repräsentativer Stelle, wird außerdem der Führer Mao Tse Tung und Kim Il Sung gedacht – still, aber nicht verstummt, schaut so der Zeitgeist einer ganzen Epoche von den Straßenschildern auf das Treiben der Gegenwart, die mit den Namen kaum noch etwas anzufangen weiß. Dabei könnten diese durchaus Anlass bieten zur Reflektion über Mensch, Welt und wie sich dann doch so manches verändert; mehr vielleicht, als eine Av. de Limpopo oder Rua das Flores das bewirken könnten, die es entlang der Av. 24 de Julho auch noch gibt.

Zu Personennamen in Mosambik – ein Ausblick

Zum Thema der Namensgebung von Straßen, Plätzen, Institutionen und dem ganzen weiten Feld der Toponyme gibt es bislang kaum wissenschaftliche Literatur, obwohl diese Forschungsgebiete alles zu bieten hätten, der Vielschichtigkeit vergangener Realität in einem Land mit einer so faszinierenden Geschichte wie Mosambik besser gerecht zu werden: Komplexität ist in allen menschlichen Handlungen zu vermuten. Sich ihr zu stellen, verschiedene Interpretationen zuzulassen und öffentlich zu diskutieren, scheint immer noch das beste Mittel, einseitigen Auffassungen und Zuschreibungen die Deutungshoheit zu nehmen und damit alternatives Handeln zu ermöglichen. Nötig ist das auch oder gerade, wenn man an die Vergabe der Anthroponyme, ein weiteres Forschungsfeld der Onomastik denkt, das in Mosambik bislang fast ausschließlich in der sogenannten schönggeistigen Literatur oder höchstens im wissenschaftlichen Nebensatz behandelt wird.⁴² Denn

Bildung). Inzwischen gibt es sowohl im Parlament, in den Ministerien, Hochschulen und anderen Bildungseinrichtungen, aber auch in vielen Nicht-Regierungsorganisationen einen beeindruckend hohen Frauenanteil.

⁴² Nicht selten trifft man auf den Namen *Penicela* (von engl. *pencil*) oder *Wache* (von engl. *watch*), die wie viele andere Namen (*Fiftin*, *Nayne* oder *Sixpence*) wahrscheinlich aus Südafrika stammen, wohin viele Mosambikaner (im Rahmen eines Zeitvertrages) emigrierten, um in den Kohlebergwerken, Gold- und Diamantminen zu arbeiten. Aber man findet auch Namen wie *Miséria* oder *Sabão* neben anderen Namen,

womöglich, wie Borges Coelho anhand seines Protagonisten Travessa in *Rainhas da Noite* zeigt – dessen Name Spott oder Indignation bei den im Buch auftretenden, in ihrem Begreifen und Werten der (kolonialen) Welt ganz unterschiedlichen Repräsentant*innen des herrschenden Regimes hervorzurufen vermag –,⁴³ kann man sich von der vermeintlichen Aussagekraft eines Namens leicht von der eigenen Ahnungslosigkeit täuschen lassen. Denn noch gar nichts weiß man, wenn man erfährt, dass ausgerechnet eine Dona Paciência im *GreenGate Guesthouse* in der *Rua dos Heróis de Dadrá* unter einem majestätischen Mangobaum die Gäste „bedient“.

die (im weitesten Sinn) mit der portugiesischen Kolonialgeschichte in Zusammenhang stehen. Firmino (2012) weist darauf hin, wie sehr sich mittlerweile Veränderungen jenseits der (einst oft erzwungenen) ‚Portugalisierung‘ in der Namensvergabe zeigen, wenn z.B. Grenzen zwischen ethnischen Gruppen verschwinden, Frauen an Einfluss bei der Entscheidung über den Kindesnamen gewinnen oder die Internationalisierung, die Teilhabe Mosambikas an der Welt, eine immer größere Rolle spielt; allerdings ist das vor allem ein Phänomen im urbanen Milieu. Aus einem ganz anderen, (kolonial)historischen Blickwinkel sind auch die cognomes z.B. *der Senhores do Zambeze* interessant wie *Bonga*, *Nhaúde* etc., aber auch die Beinamen von anderen Persönlichkeiten der portugiesisch-mosambikanischen Geschichte wie João Albasini (o *Nwadinguele*, „Morgenlicht“) oder Ernesto Torres de Valle (o *Mavulanguanga*), denen Borges Coelho in seinem Roman *O Olho de Hertzog* (2010, 309, 196, 383) ein Denkmal gesetzt hat.

⁴³ „Um dos que mais *brincava* (curiosa maneira de dizer) com o seu nome era o inspector Cunha da polícia política. Chamava-o de longe (,Ó Travessa, anda cá!‘), só para rir com os amigos da impressão que o facto de uma pessoa ter um nome assim lhe causava. Segundo Chassafar, estavam porém muito enganados pois gozavam apenas o significado que a palavra tinha na língua portuguesa, coisa pequena se comparada com a riqueza que é saboreá-la, ouvir-lhe o som que tanto alegrava as crianças, como já referia. [...] ,Ó Travessa, como se chama o teu irmão? Panela? Prato?‘ E ria com os outros. Mas, já que falamos de significados, havia uma ironia ainda maior em tudo se tivermos em conta que, enquanto o inspector e os amigos se divertiam com o nome de Chassafar, este devolvia-lhes silenciosamente o cumprimento. De facto, na língua de Chassafar – a língua Sena – Cunha significa defecar.“ (Borges Coelho 2013, 66) In seinem Roman *Sobreviventes da noite* nimmt auch Ungulani Ba Ka Khosa das Thema auf, indem er die Niedertracht betont, die in der Vergabe solch sprechender Namen wie „António Espera Pouco, João Merda, José Canivete, Francisco Manga Verde, Toalha Carlos, Filipe Maçaroca, ou Sebastião Pequeninino“ (Ba Ka Khosa 2008, 51) steckt. Erstaunlicherweise (und ein weiterer Aspekt, dem es lohnte nachzugehen) erwähnt Ba Ka Khosa keine Frauennamen, die in ähnlicher Weise ihre Trägerin der Lächerlichkeit preisgeben (könnten).

Bibliografie

- Ba Ka Khosa, Ungulani (2008), *Sobreviventes da noite*. Maputo: Texto.
- Borges Coelho, João Paulo (2010), *O olho de Hertzog*. Maputo: Nadjira.
- ders. (2013), *Rainhas de Noite*. Maputo: Nadjira.
- Correia, Milton Marcial Meque (2017), *Os Yao e o contexto da luta armada de independência nacional de Moçambique (1964-1974)*. Tese de Doutoramento. São Paulo: Universidade de São Paulo.
- Cruz e Silva, Teresa (2015), „Memória, história e narrativa: Os desafios da escrita biográfica no contexto da luta nacionalista em Moçambique“. In: *Revista Crítica de Ciências Sociais* [Online], 106 URL: <http://journals.openedition.org/rccs/5916>; DOI: <https://doi.org/10.4000/rccs5916> [26.07.2020].
- Fernandes, Jorge Luís P. (2006), *República [Popular] de Moçambique. As alterações toponímicas e os carimbos de correio*. Famalicão: Húmus (Biblioteca Filatélica Digital).
- Figueiredo, Isabel (2018), *Caderno de Memórias coloniais*. Lisboa: Caminho.
- Firmino, Gregório (2012), „Nomes dos vatonga de Inhambane: entre a “tradição” e a “modernidade”“, In: *Etnográfica* [Online], vol. 12 (1). URL: <http://journals.openedition.org/etnografica/1630> [01.05.2019].
- Igreja, Victor (2013), „The Implications of accumulated grievances and memories of political violence to the administrative decentralisation in Mozambique“. In: *Revista Estudos Políticos*, 6, 2013/01, 181-199.
- Meneses, Maria Paula (2016), „Só revendo o passado conheceremos o presente? Alguns dilemas das descolizações internas em Moçambique“. In: Meneses, Maria Paula / Martins, Bruno Sena (Hrsg.), *Direitos e Dignidade. Trajetórias e experiências de luta. IX Edição do Congresso Ibérico de Estudos Africanos I*. Coimbra: CES, 56-66.
- Nietzsche, Friedrich (2019), *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. Berlin: elv.
- Oppenheimer, Jochen (2004), „Magermanes. Os trabalhadores na antiga República Democrática Alemã“. In: *Lusotopie*, 11, 2004. *Médias pouvoir et identités*, 85-105 persee.fr/doc/luso_1257-0273_2004_num_11_1_1591; [29.08.2020].
- Paulo, Glória de Santana (2016), „África do Sudoeste nos relatos de naufrágios do século XVI – Para uma compreensão genealógica das categorias de representação geográfica e antropológica“. In: *José Capela e a história de Moçambique*:

45 anos depois de O vinho para o preto. Africana Studia, 27, Porto: Centro de Estudos Africanos da Universidade do Porto, 13-20.

Sonderegger, Arno (2017), *Kurze Geschichte des Alten Afrika. Von den Anfängen bis 1600*. Wiesbaden: Marix.

Voß, Matthias (2005), *Wir haben Spuren hinterlassen. Die DDR in Mosambik. Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse aus drei Jahrzehnten*. Münster: Lit.

Hispanophonie und Lusophonie an europäischen Höfen des 18. Jahrhunderts: Der Fall Sachsen.

Ein Blick auf die spanischen und portugiesischen
Manuskripte der Sächsischen Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden¹

Maria Lieber & Josephine Klingebiel

Einführung

Die romanische Philologie versteht sich als Wissenschaft, die Texte erforscht und als Sprach- und Literaturwissenschaft wesentliche Beiträge zur Erforschung von Kultur und Geschichte leistet. Die Textkritik, Editionswissenschaft oder auch nur die Handschriftenforschung sind innerhalb der Romanistik zu Unrecht in Vergessenheit geraten, obwohl für die Untersuchung von sprachgeschichtlichen Entwicklungen sowie historischen Varietäten, die den Beginn der Herausbildung der romanischen Sprachen kennzeichnen, Textquellen zumeist allein in handschriftlicher Überlieferung vorliegen. Manuskripte sind aber auch einzigartige, individuelle archäologische Dokumente, voller Hinweise auf das Ambiente und die Kultur ihrer Entstehung und Benutzung: Sie zeugen von den Vorlieben, den Interessen, den sozioökonomischen Bedingungen ihrer Schreiber*innen, ihrer Auftraggeber*innen und oftmals auch derer, die im Laufe der Jahrhunderte in ihren Besitz gelangt sind. Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Texten, kann ferner die Analyse der physischen Beschaffenheit von Kodizes wesentliche Erkenntnisse

¹ Wir danken Anne Körner für die Bereitstellung der im Rahmen ihrer Masterarbeit (Dresden 2015) zum Thema „Spanische und portugiesische Manuskripte in der SLUB“ eruierten Daten.

zum Produktionskontext liefern. Der interdisziplinäre Ansatz der Manuskriptforschung besitzt das entscheidende Potenzial, die europäische Identitätsforschung maßgeblich um neue Erkenntnisse zu erweitern und Sprach- und Kulturtransfer in einer neuen paradigmatischen Auseinandersetzung darzustellen.

Die Dresdner Romanistik hat sich deshalb zum Ziel gesetzt, die Editionsphilologie wieder als feste Säule auch in der studentischen Ausbildung zu etablieren und erforscht seit 2010 gemeinsam mit den Studierenden den Manuskriptbestand der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) Dresden.

Erwerbsgeschichte

Zur Zeit der Gründung der „Liberey“ des Kurfürsten August von Sachsen (1526–1586) im Jahr 1556 lagen mittelalterliche Handschriften und Inkunabeln nicht im Interesse der für den praktischen Gebrauch angelegten Sammlung, obgleich sie am humanistischen Bildungsideal orientiert, Werke aus allen Wissenschaften enthielt (Ebert 1822: 24; vgl. Boddin 1997). Erst mit dem Erwerb der Bibliotheken Georg Fabricius' und Dietrich von Werthern's unter Christian I. (1560–1591) gelangten erste Wiegendrucke in den Bestand. Im 17. Jahrhundert stagnierte die Entwicklung, bis unter Friedrich August I. (1670–1733) Kupferstiche und Zeichnungen mit den Kunstkammern ausgetauscht wurden, sodass erste bedeutendere Handschriften in die Sammlung kamen. Eine erste Blüte erlebte die Bibliothek im 18. Jahrhundert mit einer ganzen Reihe großer Eingänge: Zunächst fiel die Bibliothek des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Weitz (1664–1718) per Erbe an den Kurfürsten von Sachsen, 1727 erfolgte der Ankauf der Bibliothek Johann von Bessers, der sich v.a. durch die Jagd nach Raritäten verdient gemacht hatte. Unter Friedrich August II. (1696–1763) erwarb der Hofbibliothekar Johann Christian Götze (1692–1749) beträchtliche Schätze (vgl. Nitzschke 2015): 1737 aus der Bibliothek des Johann Gottfried Sellius, 1738 aus der David Brauns. 1739 brachte Götze hochrangige Einzelstücke (darunter die als Codex Dresdensis bekannte Maya-Handschrift) von einer Reise nach Italien und Österreich nach Dresden und während einer zweiten im Jahr 1747 erwarb er in Wien, Graz, Padua, Verona und besonders in Venedig aus der Bibliothek Giovanni Sagredos ebenfalls kostbare Manuskripte. Infolge dieser Ankäufe war die Anfertigung eines neuen Katalogs (der alte war von Schlick/Röling 1595!) unumgänglich, wofür 1743 Heinrich Jonathan Clodius (1707–1767) angestellt wurde (Ebert 1822: 66f). Mit vielen weiteren Ankäufen aus Auktionen beginnt die eigentliche Glanzzeit der Bibliothek: 1764 wurden die Bibliotheken

Heinrich von Bünaus, 1768 die Heinrich von Brühls für die Königliche Sammlung erworben. Beides waren prachtvolle Privatsammlungen mit wertvollen Handschriften, die einen wesentlichen Teil des italienischsprachigen Bestandes stellen (27%), insbesondere, weil Graf von Brühl – aus konkurrierenden Ambitionen und enormem Repräsentationsbedürfnis heraus – 1747 die an italienischer Literatur reiche Bibliothek Christian Heinrich von Watzdorffs inkorporiert hatte. Einen weiteren bedeutungsvollen Zugang auch für den handschriftlichen Bestand stellt die Bibliothek der Herzöge von Braunschweig-Oels, die 1884 als Erbe an das sächsische Königshaus gefallen war.

Manuskriptbestand und Katalogverzeichnung

Der Bestand der SLUB Dresden umfasst ca. 15.000 Buchhandschriften und 300.000 Autographe, deren beschreibende Daten vollständig online recherchierbar sind. Die Erschließung wurde mit mehreren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekten vorangebracht.

Die Publikation von Bestandsverzeichnissen setzte im Jahr 1882 ein, als der erste Band des *Katalogs der Handschriften der Königl. Öffentlichen Bibliothek zu Dresden*, bearbeitet vom Bibliotheksleiter Franz Schnorr von Carolsfeld (1842–1915), erschien. Der zweite Band folgte 1883. In den Jahren 1906 und 1923 legte Schnorrs Nachfolger Ludwig Schmidt (1862–1944) zwei weitere Bände vor und brachte das Katalogisierungsunternehmen damit vorerst zum Abschluss. Im Jahr 1986 folgte die Veröffentlichung eines fünften Bandes mit den Neuzugängen seit 1923.

Der Katalog verzeichnet den gesamten Handschriftenbestand in Signaturenreihenfolge, wobei entsprechend der Dresdner Aufstellungssystematik (welche bis zum Erwerbungsjahr 1906 rein thematisch ausgerichtet ist) nicht zwischen mittelalterlichen und neuzeitlichen Stücken unterschieden wird. Da die einzelnen Themengruppen (z. B. *Oa* „Spanische Handschriften“) in sich wiederum weder thematisch noch nach Alter der Manuskripte stringent gegliedert sind, ist der systematische Zugriff auf Material eines bestimmten Jahrhunderts oder Autoren nicht möglich. Der Katalog muss vielmehr vom Benutzer durchgelesen werden. Bei allem Respekt für die enormen Verdienste dieser Gesamtkatalogisierung liegen die Mängel des Katalogs auf der Hand; sie resultieren aus der Kürze der Katalogisate, der Unschärfe vieler Angaben und aus der Tatsache, dass die Kurzbeschreibungen großteils weit über 100 Jahre alt sind und damit einen inzwischen historischen Wissens- und Forschungsstand repräsentieren. Informationen zur Kodikologie

fehlen fast völlig (Entstehungsgebiet, Lagenstruktur, Wasserzeichen, Schreiberhände, Rubrizierung, Initialschmuck, eingebundene Fragmente) bzw. sind, wo sie gegeben werden, unspezifisch (Datierung, Format, Buchschmuck, Einband).

Bei Handschriften erfolgt keine Charakterisierung der mundartlichen Färbung der Texte. Da die Katalogisate vielfach keine bzw. nur sehr kurze Textzitate enthalten, lässt sich die Schreibsprache der Handschriften aus ihnen häufig auch nicht erkennen. Dieser Mangel ist mittlerweile durch die Ergänzung der Schreibsprache – soweit diese ohne Autopsie erkennbar ist – und Strukturierung der Daten in *Manuscripta Mediaevalia* (ManuMed) behoben. Über die Freitextsuche sind die Manuskripte u.a. nach ihrer Schreibsprache recherchierbar.

Im Rahmen verschiedener Forschungsseminare zur Italophonie in Dresden wurden ca. 280 Manuskripte in italienischer Sprache der SLUB systematisch erhoben, Vorarbeiten in Zusammenarbeit mit internationalen Experten mündeten im Kooperationsprojekt *Erschließung und Digitalisierung von Handschriften in italienischer Sprache*, welches nach den bewährten „Richtlinien Handschriftenkatalogisierung“ der DFG italienische Manuskripte erschließt und vollständig digitalisiert. Mit dem Projektergebnis werden nicht nur die Belastungen einer direkten Benutzung der Originale weitgehend reduziert, sondern vor allem für die Wissenschaft ein ungehinderter Zugang zu den Dresdner Kodizes und die Möglichkeit für weitergehende Forschung geschaffen. Ähnliche Studien zur französischen Präsenz in Dresden setzen die Erschließung des in nach Schreibsprache in Teilkorpora gegliederten Handschriftenbestandes derzeit bspw. für die französischen Manuskripte fort.

In diesem Beitrag soll nun der Blick auf Dresdner Kodizes in spanischer Sprache gerichtet werden, die immerhin in der nach Sprachen klassifizierten Abteilung O des dritten Bandes des Handschriftenkatalogs vor den Italienischen, Französischen, Englischen und Slawischen Manuskripten eine erste eigene Signaturengruppe *Oa* bilden. Wie jedoch bereits angeklungen ist, erfolgten die Zuordnungen zu dieser Abteilung nicht primär unter dem Aspekt der Schreibsprache der Handschriften, sondern mitunter auch aufgrund ihrer jeweiligen Provenienz. Ferner muss davon ausgegangen werden, dass in der Abteilung O diejenigen Handschriften nachgruppiert wurden, die nicht zu einer der anderen sprachunabhängigen, thematisch ausgerichteten Kategorien wie etwa Theologie (A), Geographie und Geschichte der Romania (F) oder Militär (C) gezählt werden konnten und häufig belletristische Inhalte aufweisen, die keine eigene Abteilung bilden.

Spanische und portugiesische Manuskripte der SLUB

Die Signaturengruppe *Oa* umfasst genau vier Einträge (*Katalog*, Bd. III 1982: 72f.). Zum Vergleich werden unter *Ob* 58 italienische Kodizes gezählt, von denen einer auf Latein und drei in Deutsch verfasst sind. Die Handschriften Mscr.Dresd.Oa.1, 2, 3 und 4 weisen tatsächlich alle Spanisch als Schreibsprache auf. Die durch die Datenbankrecherche auf ManuMed abgesicherte händische Auszählung des Katalogs und eine abschließende Prüfung durch Originaleinsicht ergab jedoch im Bestand der SLUB 32 Manuskripte in spanischer und zwei weitere sogar in portugiesischer Sprache (Tab. 1). Diese entstammen neben *Oa* den thematischen Kataloggruppierungen *A*, *B*, *F*, *J*, *N* sowie dem unsystematischen Appendix *App*, in dem die Handschriften mit Eingang in die Dresdner Sammlung eine fortlaufende Nummerierung erhalten.

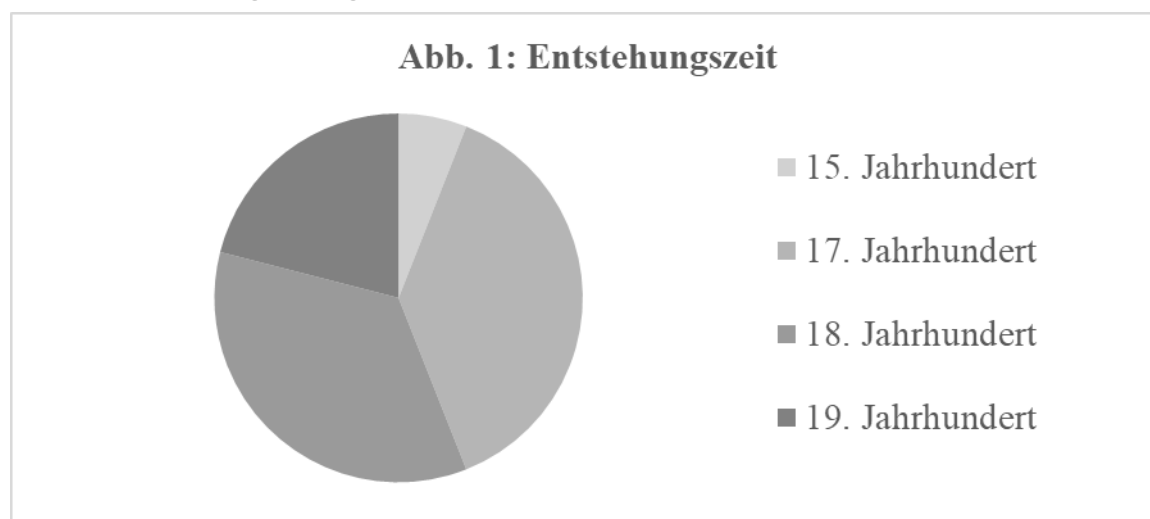
Mscr.Dresd.	Sprachen	Jh.	kod. Angaben	Titel/Thema	Provenienz
A.244	spanisch	17.	4°, 77 Bl.	Triunfo de la verdad y de la Santidad de nuestro Señor Papa Inocencio XI contra Miguel de Molinos	Götze 1739
B.273	chaldäisch, syrisch, arabisch, englisch, spanisch	17.	4°, 52 Bl.	Varia ad discendas linguas Orientales	Löscher 1692, Brühl
F.27	spanisch (Bl. 168-171), italienisch, deutsch, lateinisch	(15.-) 17.	2°, 273 Bl.	Miszellaneen	Trevisan, Watzdorff, Brühl
F.51	spanisch	18.	2°, 59 Bl.	Saabedra, locuras de Europa	Brühl
F.52	spanisch	18.	2°, 194 Bl.	Enterado V. M. de el desorden, y desperdicio de los Papeles Vnibersales	Brühl
F.53	spanisch	18.	2°, 99 Bl.	Antonio Pérez	Brühl
F.54	spanisch	17.	2°, 265 Bl.	Etiquetas generales	Brühl
F.55	spanisch	18.	2°, 194 Bl.	Miszellaneen	Brühl
F.56	spanisch, lateinisch	18.	2°, 68 S.	Bibliotheca genealogica Espannola	Brühl
F.61	portugiesisch	17.	2°, 297 Bl., Maroquin	Contas dos Razas Gentios e Reis Mouros que passaram neste Mundo	Simon de Clarado, Baquoy, Saurin, Götze

F.135	spanisch	17.	2°, 80 Bl.	Salazar, Libro de Armas de los mas nobles Señores de la España	Hofmarschallamt 1732
F.153	spanisch	18.	4°, 65 Bl.	De Orden de el Duque de Arcos hizo este Papel	Brühl
F.154	spanisch	17.	4°, 139 Bl.	Bersos de la privanza de el Conde Duque de Olivares	Brühl
F.157	spanisch	18.	4°, 18+19 Bl.	Discursos sobre la limpieza de los linages de los Señores de España	Brühl
J.449	spanisch, englisch, italienisch, lateinisch, französisch,	17./18.	8°, 45 Bl.	Phrasen und Gespräche in versch. Sprachen	
N.75a	portugiesisch, französisch	17./18.	4°, 62 S.	Iudaei Lusitani anonymi Liber blasphemus	Crell, Engel, Büнау
Oa.1	spanisch	18.	4°, 80 Bl.	Varias poesias	Brühl
Oa.2	spanisch	18.	4°, 399 Bl.	Obras de Caio Cornelio Tacito.	Ebert 1789
Oa.3			287 Bl.		
Oa.4			278 Bl.		
App.43	spanisch, deutsch	19.	8°, 343 S.	Romances	Acqu.-Nr. 1911 I E 32
App.589	spanisch	19.	4°, 67 S.	Pinton, Compendio historico de la religion	Sekundogeniturbibl. Dresden (Stempel „J“)
App.647	spanisch	19.	8°, 97 Bl.	Cruz, Diario Sagrado	Sekundogeniturbibl. Dresden (Stempel „J“)
App.1761	spanisch	15.	4°, 22 Bl., Pergament	Primeros fueros de Espaynna	Vollmöller
App.1762	spanisch	15.	4°, 64 Bl., Pergament	Fueros de Don Sancho	Vollmöller
App.1764	spanisch	17.	8°, 201 Bl.	Cancionero	Vollmöller
App.1765	spanisch	17.	8°, 181 Bl.	Cancionero	Vollmöller
App.1765a	spanisch	17.	8°, 72 Bl.	Cancionero	Vollmöller
App.1765m	spanisch	19./20.	8°, 2 Bl.	Romances	Vollmöller
App.1765s	spanisch	17.	8°, 32 S.	Fuercas	Vollmöller

App.1766	spanisch, deutsch	19.	4°, 22+15 Bl.	Cancionero	Rennert, Vollmöller
App.1766o	spanisch	17.	8°, 6 Konv. in Kapsel	Poesias escogidas de varios autores	Vollmöller
App.1766p	spanisch, deutsch	19.	2°, 13 Konv. in Kapsel	Cancionero	Vollmüller
App.1886	spanisch	19.	4°, 174 S.	Poesias de la Reyna	Maria Jose- pha von Sachsen (1803– 1829)

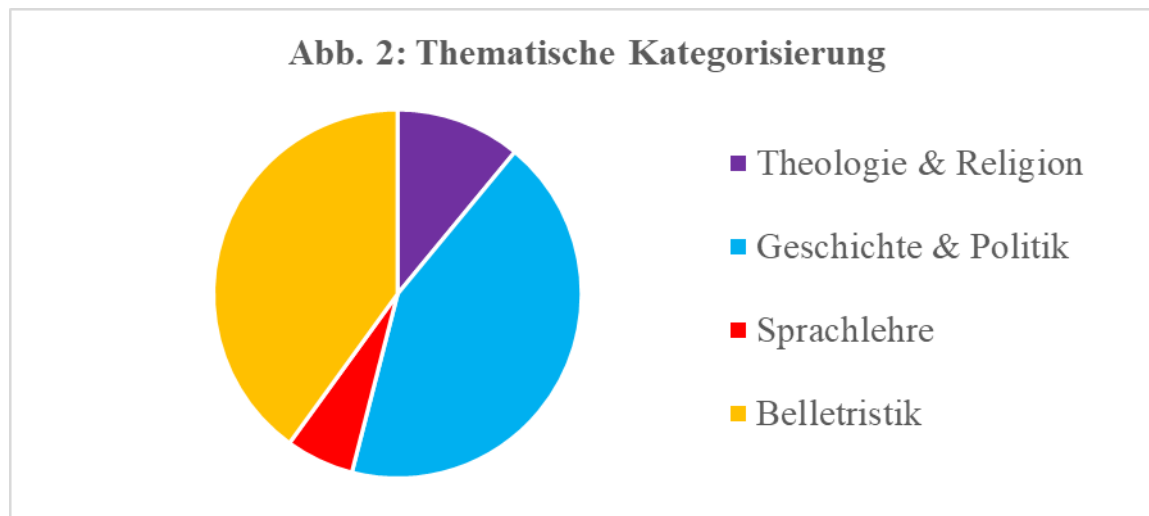
Tab. 1: Auflistung der Manuskripte aus dem Bestand der SLUB in spanischer und portugiesischer Sprache mit kennzeichnenden Metadaten, die Farbmarkierung verweist auf die thematische Kategorie, siehe unten Abb. 2

Das Subkorpus spanischer und portugiesischer Handschriften der heutigen SLUB ist heterogen zusammengesetzt, was sich im Wesentlichen in der Geschichte der Bibliothek, d.h. in der eingangs beschriebenen Zusammenführung vieler verschiedener Sammlungen begründet.



Die Kategorisierung der Handschriften orientiert sich an der vorrangig thematischen Klassifizierung der Alexandrinischen Bibliothek in den sogenannten *pinakes* von Kallimachos von Kyrene (310–240 v.Chr.). Sie ordnete jeden der damals bekannten Autoren einer von zehn Kategorien zu, entweder der Rhetorik, dem Recht, der Epik, der Tragik, der Lyrik, der Geschichte, der Medizin, der Mathematik oder der Naturwissenschaft (vgl. Pfeiffer 1968: 127-133). Falls ein Autor nicht eindeutig einem dieser Themengebiete zugewiesen werden konnte, kam er in die Kategorie Vermischtes. Auf diesem Ordnungsprinzip aufbauend wurden für die Erschließung der italienischsprachigen Manuskripte sieben Kategorien aufgestellt,

von denen die spanischen und portugiesischen Handschriften in den vier Bereichen Theologie & Religion, Geschichte & Politik, Sprachlehre sowie Belletristik systematisiert werden konnten (Abb. 2). Darüber hinaus werden Kodizes als Komposita



geführt, wenn sie als Miszellaneenbände Texte aus mehreren Kategorien umfassen. Die Genres lassen sich dabei den Themenschwerpunkten recht parallel zu ordnen: Die Belletristik speist sich vorrangig aus lyrischen Texten, wohingegen die anderen Kategorien der Sachprosa angehören.

Neben einem vorherrschenden inhaltlichem Interesse an einzelnen Handschriften, die den Bildungsanspruch gelehrter Sammler repräsentieren, steht der Wunsch, Macht und Reichtum über Kostbarkeiten zu demonstrieren, wie es vor allem die Exemplare aus der Brühlschen Bibliothek offenbaren. Immerhin ein Drittel der Handschriften in spanischer Sprache wurde 1768 aus der Büchersammlung des sächsischen Premierministers Heinrich von Brühl (1700–1763) in die kurfürstliche Bibliothek inkorporiert (Boddin 1997: 98; vgl. Lieber/Klingebeitl-Schieke 2017). Kategorisch betrachtet lassen sich insgesamt Themenschwerpunkte erkennen, die sehr konkrete Bedürfnisse höfischer Verwaltung und Organisation, aber auch kultureller Selbstdarstellung des Dresdner Hofes verdeutlichen. Hierfür stellen auch die präziösen Einzelstücke, die der Bibliothekar Johann Christian Götze bei seinen Reisen für die Hofbibliothek erwarb (Ebert 1822: 66f.; vgl. Götze 1740), offenkundige Zeugnisse dar. Jedoch wird die Qualität des Korpus auf der anderen Seite maßgeblich durch die *Hispanica* aus der Sammlung des Romanisten Karl Vollmöllers (1848–1922) bestimmt, die 1934 für die Sächsische Landesbibliothek erworben werden konnte (*Katalog*, Bd. V 1986: 189). Die Präsenz iberischer Manuskripte ergibt sich in erster Linie aus der gezielten Suche durch (gelehrte) Sammler aus intellektuellen oder repräsentativen Gründen und zielt vorrangig auf bildende sowie unterhaltende Lektüre ab. Dass Handschriften in spanischer Sprache auch in Dresden selbst abgefasst wurden, kann hingegen nicht belegt werden.

Spanisch am Sächsischen Hof – der Sächsische Hof in Spanien

Es war vorrangig die französische (Hof-)Kultur des 17. und 18. Jahrhunderts, die nach Sachsen transferiert und insbesondere in Dresden adaptiert wurde: Die Reorganisation des Kurfürstentums nach dem Vorbild des absolutistischen französischen Zentralstaates auf politischer, die Gründung der Meißner Porzellanmanufaktur auf ökonomisch-technischer Ebene sowie das an der Architektur und der höfischen Gesellschaft erkennbarere Repräsentationsbedürfnis auf ideologischer Ebene zeugen neben der Einführung des Französischen als Hofsprache von einem figurativen Kulturtransfer.

Im 18. Jahrhundert ergab sich jedoch auch eine bedeutungsvolle Allianz des Sächsischen Hofes mit Spanien. Aus der kinderreichen Ehe von Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen und als August III. König von Polen (1696–1763) mit Maria Josepha von Österreich (1699–1757) kam 1724 Maria Amalia als erste Tochter zur Welt. Da die Thronfolge durch ihren älteren Bruder Friedrich Christian (1722–1763) abgesichert war, oblag es ihr als Prinzessin, ähnlich wie ihren beiden Schwestern Maria Anna und Maria Josepha, durch eine Heirat die dynastischen Beziehungen des Kurfürstentums Sachsen sowie des Königreichs Polen zu den vorherrschenden europäischen (Groß-)Mächten zu gewährleisten (Rodiek 2000: 25). Im Alter von 13 Jahren wurde Maria Amalia mit dem ältesten Sohn von Philipp V. von Spanien (1683–1710), dem späteren Karl III. verlobt, der bereits seit 1734 als Karl VII. König von Neapel und Sizilien war (Cepeda Gómez 2004: 613). Nach der Ferntrauung im Mai 1738 brach Maria Amalia zusammen mit ihrem Bruder Friedrich Christian nach Neapel auf. Auch die Ehen ihrer Schwestern Maria Anna mit Maximilian Joseph von Bayern und Maria Josepha mit dem französischen Dauphin Louis Ferdinand demonstrieren die sächsischen Bemühungen um enge Beziehungen zur Dynastie der Bourbonen, die, abgesehen vom Kernherrschaftsgebiet Frankreich, seit 1700 durch ebenjenen Philipp V. auch in Spanien sowie Neapel-Sizilien regierten (González Enciso 2004: 577-579). Als 1759 Ferdinand VI. von Spanien kinderlos starb, erbte sein Halbbruder Karl, nun der III. von Spanien, den Thron und die sächsische Prinzessin Maria Amalia wurde spanische Königin. Trotz ausgiebiger Festlichkeiten, die den Umzug nach Madrid begleiteten, fand die neue Königin in der neuen Rolle nur wenig Gefallen und beklagte des Öfteren den düsteren und starren Charakter des spanischen Hofzeremoniells, der keinesfalls mit der offenen und aufgeklärten Atmosphäre in Neapel konkurrieren konnte (Ballesteros y Beretta 1943: 406). Maria Amalia überzeugte jedoch als Regentin durch ihre weltlichen und religiösen Tugenden, die neben

Freigiebigkeit, Beständigkeit und Klugheit, auch Frömmigkeit, Nächstenliebe und Demut umfassten (Rodiek 2000: 33). Auch auf politischer Ebene bewies sie Weitblick, so befürwortete sie eine Aussöhnung mit England, hielt sich vornehm aus Verteidigungsbündnissen heraus, auch um spanische Besitzungen in Amerika im Gefechtsfall nicht zu gefährden (Ballesteros y Beretta 1943: 407).

Sachsen spielte im 18. Jahrhundert eine nicht unerhebliche Rolle in der europäischen Bündnispolitik, insbesondere in den französisch-spanischen Beziehungen, die nach dem Spanischen auch im Polnischen Erbfolgekrieg bewiesen wurden. Da Polen keine Erb- sondern eine Wahlmonarchie war, kam es nach dem Tod von August II. von Polen im Februar 1733 zu Unstimmigkeiten hinsichtlich der wettinischen Nachfolge. Dem sächsischen Thronanwärter und Sohn Augusts II., der durch die Koalition von Sachsen, Preußen, Österreich und Russland unterstützt wurde, stand Stanislaus Leszcynski (1677–1766) gegenüber, der auf die Unterstützung seines Schwiegersohns Ludwig XV. von Frankreich (1710–1774) zählen konnte. Frankreich selbst suchte Hilfe in Spanien, wodurch 1733 der erste Familienpakt geschlossen wurde und Philipp V. im Gegenzug französischen Beistand erhielt, um seinem Sohn die Herrschaft über das Königreich beider Sizilien zu ermöglichen (González Enciso 2004: 598-600). Auch nach den Kriegsjahren führten Frankreich und Spanien solidarische Beziehungen, die sich v.a. als vorteilhaft gegen den Hauptkonkurrenten um Kolonialbesitz in Amerika: England, erweisen sollten, jedoch forderte der Österreichische Erbfolgekrieg das Bündnis heraus. Nach dem Tod des römisch-deutschen Kaisers Karl VI. stellte sich Frankreich gegen das Erbrecht Maria Theresias (1717–1780) um der Vormachtstellung des Erzrivalen in Europa entgegen zu wirken. Sogar der Kurfürst von Sachsen Friedrich August II. sah sich durch seine Gattin als unmittelbar erbberechtigt. Spanien, welches mit Österreich um die assoziierten Gebiete in Italien rang, willigte in einen zweiten Familienpakt ein. Die Bestätigung der Thronfolge Maria Theresias schwächte nicht nur die eigenen Positionen der europäischen Kontrahenten, sondern auch die Bündnisse zwischen Frankreich, Spanien und Sachsen. In diese politisch brisante Zeit fällt die kurze Regentschaft von Maria Amalia als spanische Königin, die – wie bereits angesprochen – im Siebenjährigen Krieg für Spanien eine neutrale Position erwirkte. Ihre Bemühungen waren vermutlich ausschlaggebend für den dritten Familienpakt, der das Bündnis zwischen Frankreich und Spanien festigte, jedoch nicht die für beide Länder desaströsen Ergebnisse am Ende des Siebenjährigen Krieges verhindern konnte.

All diese historischen und politischen Geschehnisse werden in einem anderen Dresdner Manuskript mit der Signatur F.84.d thematisiert, welches ein einzigartiges Kulturgut im trilateralen Kontext Spanien-Frankreich-Sachsen darstellt.² Die *Essais sur l'Etat actuel de la Monarchie Espagnole*, die in Dresden 1776 verfasst wurden, demonstrieren zum einen den französisch-sächsischen Kulturtransfer. Zum anderen belegt die Handschrift inhaltlich das enorme Interesse an außenpolitischen Vorgängen, um die Position Sachsens innerhalb des europäischen Gleichgewichts der Mächte verorten zu können und Zeitgeschichte zu dokumentieren. Ihre Herrschaft als Königin währte nur kurz, Maria Amalia verstarb bereits 1760 im Alter von 46 Jahren, und so nimmt es nicht wunder, dass die Königin im „*Tableau de la cour*“ (fol. 6v-8r) in der Vorstellung der königlichen Familie um Karl III. keine Referenz erfährt.

Es zeigt sich, dass der Dynastiewechsel in Spanien zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine konsequente Bündnispolitik zwischen den Bourbonenmonarchien Frankreich und Spanien einleitete, die unter den Habsburgern in diesem Ausmaß nie existierte. Und auch wenn Sachsen selbst zwischen den europäischen Großmächten kaum noch mithalten konnte, so war es doch eine sächsische Prinzessin, die in ihrer kurzen Zeit als spanische Königin nachdrücklich diese internationalen Beziehungen unterstützte, die durch die 30-jährige Regentschaft Karls III. fortgeführt wurden.

Zwar kann im sächsischen Kurfürstentum nicht von einer Hispanophonie im eigentlichen Sinne gesprochen werden, da die spanische Sprache und Kultur in der alltäglichen Lebensrealität und auch im Hofzeremoniell in Sachsen keine Rezeption erfahren hat. Dennoch soll an dieser Stelle schließlich der Blick noch einmal auf Manuskripte gerichtet werden, die weniger wegen eines gelehrten, politischen oder repräsentativen Interesses Eingang in die Dresdner Sammlung erfahren haben, als vielmehr im Kontext dieser dynastischen Strukturen einstmals mit einer emotionalen oder persönlichen Wertschätzung für den Dresdner Hof verbunden waren: Mscr.Dresd.App.589, App.647 sowie App.1886. Alle drei weisen Provenienzmerkmale auf, die auf die Enkelin von Friedrich Christian, einer weiteren

² In seiner Staatsexamensarbeit „*L’Espagne est en effet dans un état de caducité manifeste*. Eine kritische Edition des Manuskripts Mscr.Dresd.F.84.d“ untersuchte Ralf Christoph (Dresden 2019) mit der Handschrift als Ausgangspunkt die französisch-spanischen Beziehungen im 18. Jahrhundert aus sächsischer Perspektive und lieferte eine ausführliche Analyse, auf die hier zurückgegriffen wurde.

sächsischen Prinzessin, die durch Heirat spanische Königin wurde, verweisen: Maria Josepha Amalia von Sachsen (1803–1829) wurde 1819 mit Ferdinand VII. von Spanien (1784–1833) in dritter Ehe vermählt. In diese Zeit fällt der Beleg eines Sprachmeisters am sächsischen Hof, der der Prinzessin noch vor der Abreise die Sprache der zukünftigen Heimat vermittelte (Schmidt 1831: 437). Ebendieser Sprachlehrer Johann Balthasar Fromm (1773–1831) ist ferner der Urheber einer *Vollständige[n] spanische[n] Sprachlehre*, die 1826 in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig herausgegeben wurde. Maria Josepha wird als sehr religiös beschrieben, in Spanien widmete sie sich wohltätigen Arbeiten in Armen-, Kranken- und Waisenhäusern. 1824 veröffentlichte sie in Madrid das Gebetsbuch *A los voluntarios realistas de Madrid en el acto de entregarles la bandera y estandarte*. Maria Josepha zeichnet ebenfalls Autorin der aufwendig angefertigten Handschrift App.1886, die 1825 in Madrid datiert ist und auf dem roten Leder einband das königliche Supralibros von Ferdinand VII. trägt. Die beiden erstgenannten Manuskripte Mscr.Dresd.App.589 und App.647 sind der Königin gewidmet, und es steht zu vermuten, dass der Stempel mit dem „J“ (Josepha?) darauf verweist, dass es sich um ihre eigenen Handexemplare handelt, die ihr zur geistigen und religiösen Erbauung dienten. Beide Handschriften gelangten über die Sekundogenitur in die Landesbibliothek. Das Vorhandensein dieser Textzeugen in Dresden ist insofern bemerkenswert, als Maria Josepha Amalia als spanische Königin selbstverständlich im Escorial beigesetzt wurde, aber diese Exemplare aus ihrem privaten Buchbesitz offenbar den Weg in die sächsische Heimat zurückfanden.

Mscr.Dresd.App.1761 und Mscr.Dresd.App.1762

Diese wertvollsten spanischen Manuskripte stammen aus dem 15. Jahrhundert und zählen somit zu den frühneuzeitlichen Handschriften. Beide enthalten ein Exlibris des Romanisten und Anglisten Karl Vollmöller (1848–1922), der als Professor für romanische und englische Sprachen in Erlangen und Göttingen lehrte, aber nach seiner Heirat mit Theodora Elisabeth Mirus 1891 seine Professur in Göttingen niederlegte und mit der Familie nach Dresden zog, wo Vollmöllers Gattin ein größeres Erbe antrat und er als Privatgelehrter, Herausgeber und Autor wirkte. Unter anderem war Vollmöller Begründer der Zeitschrift *Romanische Forschungen*, die er 1883 ins Leben gerufen hatte. Woher die Handschriften ursprünglich stammten und wer die Schreiber waren, konnte bisher nicht ermittelt werden. Die Sächsische Landesbibliothek erwarb sie 1934, zwölf Jahre nach dem Tod Vollmöllers.

Der Einband von Mscr.Dresd.App.1761 ist aus rotem Leder gefertigt und trägt den Titel *Primeros Fueros de Espaynna*, wie in einer Goldprägung auf dem Einband zu lesen ist. Die Handschrift besteht aus 22 in Frakturschrift beschriebenen Pergamentblättern in Quartformat. Es handelt sich um eine Sammlung der ersten Gesetze des westgotischen Königs *Rodrigo*, der während einer Schlacht zwischen seinen Truppen und den Berbern 711 am Guadalete ums Leben kam und damit den Untergang des westgotischen Reiches besiegelte.

Der rostrote Ledereinband der zweiten Handschrift umfasst 64 Pergamentblätter im Quartformat mit dem Titel *Fueros de Don Sancho Rey de Navarra*. Sancho Ramírez (1045/46–1094) war als Sancho I. von 1063 bis 1094 König von Aragón und als Sancho V. von 1076 bis 1094 König von Navarra aus dem Haus Jiménez. Unter seiner Herrschaft setzte im Zuge der Reconquista die territoriale Expansion Aragóns ein.

Konrad Häbler machte in einer kodikologischen Untersuchung (1936) eine überraschende Entdeckung: Mscr.Dresd.App.1761 besteht aus drei Lagen, wobei die erste von sechs Blättern ungezählt war, die anderen beiden zu je acht Blatt eine ältere Seitenzählung aufweisen, die auf fol. 7r oben mittig mit „xxij“ beginnt. Er entdeckte darüber hinaus auf fol. 6v den Reklamanten „sepan“, der nicht mit dem Seitenbeginn auf fol. 7r übereinstimmt (Abb. 3a+b).



Abb. 3a+b: SLUB Dresden, Mscr.Dresd.App.1761, fol. 6v und 7r

Bei dem Vergleich mit der zweiten Fuero-Handschrift (App.1762), die zwar eine andere äußere Aufmachung, aber exakt das gleiche Format besitzt, konnte Häbler feststellen, dass Layout und Schreiberhand nicht nur identisch waren, sondern beide Manuskripte zusammengehören (Abb. 4a+b).



Abb. 4a+b: SLUB Dresden, Mscr.Dresd.App.1761, fol. 1r und App.1762, fol. 1r

Fol. 1r von Mscr.Dresd.App.1762 trägt die oben mittig angebrachte Blattnummer „i“ und tatsächlich beginnt der Text mit dem in App.1761 ausgewiesenen Kustos: „Sepan todos los || qui don e seran || que yo don Sanllocho por la gracia || de dios Rey de || Navarra hyer||no del emperador ...“ (Abb. 4b). Im zweiten Manuskript fehlen (neben anderen) die Blätter 21-38, die ab Blatt 22 in App.1761 überkommen sind. Auch endet der Text der ersten Fuero-Handschrift auf fol. 22v („xxxviiij“) unvermittelt mitten im Satz, der sich in App.1762 auf der Blattnummer „xxxix“ logisch anschließt. Eine genauere Studie dieses hochinteressanten Fundes wäre schon deshalb lohnenswert, weil es sich um den einzige handschriftlichen Textzeugen zu handeln scheint, der in deutschen Bibliotheken aufzufinden ist. Überdies zeigte ein erster Abgleich mit den drei Druckausgaben des *Fuero general de Navarra* starke Abweichungen im Wortlaut.

Mscr.Dresd.F.61 und Mscr.Dresd.N.75a

Die beiden portugiesischen Handschriften stammen aus dem 17. bzw. 18. Jahrhundert. Der Einband von Mscr.Dresd.F.61 ist aus Corduanleder gefertigt und enthält 297 Papierblätter in Folioformat. Auf dem Buchrücken befindet sich eine Goldprägung mit dem Schriftzug *Histoire du Monde en portugais M.S.C.* und dem Datum 15.8.1685, welches sich auch im Titel wiederfindet. Der vordere Innenspiegel besteht aus einem Blatt auf dem in Latein und Französisch Provenienznotizen darlegen, dass es sich um eine von Simon de Clarado angefertigte portugiesische Übersetzung samserdanischer Bücher handelt. 1685 erteilte der Großmogul von Surate dem Direktor der holländischen Ostindienkompanie Jacob von Baquoy die Erlaubnis diese anfertigen zu lassen. Die Handschrift ist ein Autograph des Übersetzers und war früher im Besitz von Jacques Saurin (1677–1730), sie ist dann über einen Graf von Friesen ins Hofmarschallamt gelangt und von da 1732 der Königlichen Bibliothek übergeben wurden (Falkenstein 1839: 289f.; vgl. Ebert 1825: 195f. und Götze 1745: 425f). Das „Livro do mundo em que se tem escripto todos [sic] as contas dos Razas gentios e reis Mouros que passarão [sic] neste mundo ...“ (Falkenstein 1839: 290) enthält zahlreiche mit Gold und Silber illuminierte Abbildungen nach indischen Vorlagen (Abb. 5), die das hinduistische Geschichtswerk illustrieren, welches die Entstehung der vier Menschengeschlechter (weiß, gelb, rot und schwarz) in vier Zeitaltern beschreibt.



Abb. 5: SLUB Dresden, Mscr.Dresd.F.61, fol. 13r

Die portugiesische Papierhandschrift Mscr.Dresd.N.75a ist unter der Rubrik „Magische und alchymische Handschriften“ eingeordnet. Der Einband ist aus blauer Pappe mit weißen Ecken. Auf dem Vorsatzblatt ist der lateinische Titel zu finden, der von anderer Hand geschrieben wurde: *Iudaei Lusitani anonymi Liber blasphemus, contra Religionem ineditus, Scriptus manu famosi Samuel Crellii, et in limine notatus manu Celeberr. Lacrozii cuius quondam hic ipse Codex fuit*. Samuel Crell, 1660 in Kreuzburg/Schlesien geboren und 1747 in Amsterdam gestorben, war ein unitarischer Prediger, Theologe und Schriftsteller, der die Idee des anti-trinitarischen Sozinianismus vertrat. Der ebenfalls erwähnte Maturin Veyssière de La Croze (1661 in Nantes – 1739 in Berlin), von dessen Hand das Manuskript zeichnet, bevor es in die Bünausche Bibliothek übergang (Falkenstein 1839: 411), war ein französischer Orientalist und Bibliothekar, er gehörte in Berlin zur Gemeinschaft der Hugenotten. Der Abschrift ist ein Billet von Alphonse De Vignoles (1649 in Aubais – 1744 in Berlin) an La Croze vom 18. Januar 1710 [Bl. 57r] beigegeben, aus dem hervorgeht, dass La Croze De Vignoles um eine Einschätzung dieses anscheinend von einem anonymen Rabbiner der portugiesischen Gemeinde in Amsterdam erstellten Textes gebeten hatte: „Assurément, Monsieur vôtre Rabbin n’est pas *trop bête*, et Maimondes n’est pas le seul *inter Iudaeos qui delirare* desiit.“ In der übermittelten Antwort teilt er La Croze mit, dass die Abhandlung zu elaboriert sei („trop bien fait“), als dass nicht weitere Exemplare im Umlauf seien. Er rät zur Veröffentlichung und gibt Änderungsempfehlungen für seiner Meinung nach blasphemische Passagen. Interessant ist in diesem Zusammenhang der marginale Kommentar: „Mr des Vignoles m’écrivit ceci quand il eut lû ma version latine que j’ai brûlé“. Durch diese unscheinbare Handschrift, deren Rezeption eine eigene Untersuchung wert wäre, eröffnen sich bislang kaum erforschte Beziehungen zwischen dem Judentum und den französisch reformierten Kreisen in Berlin, Amsterdam und Dresden.

Ausblick

„Erstaunlich und beglückend ist der Reichtum der Landesbibliothek im Punkt des 18. Jahrhunderts. Verschollenste Autoren in mancherlei Ausgaben. Das war die europäische Literatur und die sächsischen Könige waren Europäer.“ (Klemperer 1995: 47)

Die sich in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden befindlichen Manuskripte sind Zeugnisse einer weitumspannten

Romania submersa und damit Teil eines Netzwerkes von bislang nicht bekannten Dokumenten und Materialien, die eine neue Sicht auf den europäischen Sprach- und Kulturtransfer werfen. Die Dresdner Kodizes werden zurzeit als sprach- und kulturhistorische Quellen in (digitalen) Editionen kritisch erschlossen und könnten für die Ausrichtung der Romanistik innerhalb der *Digital Humanities* nachhaltige Impulse liefern.

Bibliographie

- Ballesteros y Beretta, Antonio (1943), *Geschichte Spaniens*. München: Oldenbourg.
- Boddin, Heinz (1997), „Sächsischen Landesbibliothek in Dresden“. In: Krause, Friedhilde / Guth, Waltraud (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland*, Bd. 17: Sachsen, A-K. Hildesheim et al.: Olms-Weidmann, 96–102.
- Cepeda Gómez, José (2004), „Carlos III (1759-1788)“. In: Floristán, Alfredo (Hrsg.), *Historia de España en la Edad Moderna*. Barcelona: Ariel, 611–635.
- Ebert, Friedrich Adolf (1822), *Geschichte und Beschreibung der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden*. Leipzig: Brockhaus.
- Ebert, Friedrich Adolf (1825), *Zur Handschriftenkunde*, Bd. 1 (= Die Bildung des Bibliothekars, 2). Leipzig: Steinacker u. Hartknoch.
- Falkenstein, Constantin Karl (1839), *Beschreibung der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden*. Dresden: Walther.
- Götze, Johann Christian (1740), *Bücher, so von mir auf die K. Bibliothec geliefert worden im Jan. 1740*; Handschrift auf Papier. SLUB Dresden: Bibl.Arch.I.A, Vol.2, Nr.10.
- Götze, Johann Christian (1745), *Die Merckwürdigkeiten der Königlichen Bibliothek zu Dreßden. Ausführlich beschrieben, und mit Anmerckungen erläutert*, Bd. 2, Sammlung 5. Dresden: Walther.
- González Enciso, Agustín (2004), „Los reinados de Felipe V y Fernando VI (1700-1759)“. In: Floristán, Alfredo (Hrsg.), *Historia de España en la Edad Moderna*. Barcelona: Ariel, 577–609.
- Häbler, Konrad (1936), „Die Fuero-Handschrift der Sächsischen Landesbibliothek“. In: Neubert, Hermann (Hrsg.), *Festschrift Martin Bollert zum 60. Geburtstag*. Dresden: Jeß, 146–155.

Katalog der Handschriften der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, Bd. I (1882), bearb. von Schnorr von Carolsfeld, Franz. Leipzig: Teubner.

Katalog der Handschriften der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, Bd. III (²1982), bearb. von Ludwig Schmidt. Dresden: Sächsische Landesbibliothek.

Katalog der Handschriften der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, Bd. V (1986), bearb. von Christian Alschner und Christa Krause. Dresden: Sächsische Landesbibliothek.

Klemperer, Victor (1995), *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*. Tagebücher 1933-1945, Bd. I. Berlin: Aufbau-Verlag.

Lieber, Maria / Klingebeit-Schieke, Josephine (2017), „Kulturtransfer e provenienze: la biblioteca privata di Heinrich von Brühl nel contesto della cultura di corte sassone“. In: Koch, Ute C. / Ruggero, Cristina (Hrsg.), *Heinrich Graf von Brühl. Ein sächsischer Mäzen in Europa*. Akten der internationalen Tagung zum 250. Todesjahr. Dresden: Sandstein Verlag, 114–126.

Nitzschke, Katrin (2015), „Eine Bibliothek im Wandel. Die kurfürstliche Büchersammlung in Dresden 1680-1736“. In: Tiller, Elisabeth (Hrsg.), *Bücherwelten – Raumwelten. Zirkulation von Wissen und Macht im Zeitalter des Barock*, Köln et al.: Böhlau, 155–170.

Pfeiffer, Rudolph (1968), *History of Classical Scholarship. From the Beginnings to the End of the Hellenistic Age*. Oxford: University Press.

Rodiek, Christoph (2000), „Obelisk und Katafalk. Maria Amalia und der ephemere Barock in Dresden und Spanien“. In: Ders. (Hrsg.), *Dresden und Spanien*. Akten des interdisziplinären Kolloquiums, Dresden, 22.-23. Juni 1998. Frankfurt a.M.: Vervuert, 25–39.

Schlick, Joachim Andreas von / Röling, Siegmund (1595), *Erster (Ander) Theil des Inuentarii Uber die Churfürstliche Sächsische Librerey zu Dreßden ...*, 2 Bände; Handschrift auf Papier. SLUB Dresden: Bibl. Arch. I Ba 28/29.

Schmidt, Friedrich August (1831), „Maria Josepha Amalia, Königin von Spanien“. In: *Neuer Nekrolog der Deutschen*, 7, 1, 435–438.

Phonetische Entwicklungen mit Bedeutung für das Spanische

Volker Noll

In diesem Beitrag sollen Details einiger phonetischer Entwicklungen beleuchtet werden, die auf dem Weg zum Spanischen bzw. in seiner Herausbildung eine Rolle spielten. Dabei leistet einerseits der Blick auf die romanischen Sprachen Hilfestellung, die im Einzelfall unterschiedliche Entwicklungsstadien repräsentieren, andererseits die Erkenntnis, dass sich manche Entwicklungen im Ablauf zumindest partiell andernorts und zu einer anderen Zeit wiederholen.

1. Palatalisierung

Der maßgebliche Unterschied zwischen dem lateinischen Konsonantismus und dem der romanischen Sprachen besteht in der Palatalisierung, die sich auch im Spanischen in vielfältiger Hinsicht zeigt (vgl. Penny 2002, 73). Unter Palatalisierung versteht man eine Verschiebung der Artikulation an den harten Gaumen (Palatum), die sowohl aus dem vorderen, dental-alveolaren als auch aus dem hinteren, velaren Bereich erfolgen kann (vgl. vlt. *diurnu* → it. *giorno*; vlt. *kentu* → sp. *ciento*).

Auslöser ist dabei meist der palatale Frikativ [j], der sich auch bei der Auflösung lateinischer Hiata zu steigenden Diphthongen zeigte (lat. *lance.a-* > *-ja*; *nati.onem* > *jo*) und die weitere Entwicklung zu sp. *lanza* und *nación* bedingte. Neben [j] spielt gerade in Verbindung mit [k] sein stimmloses palatales Pendant [ç] (wie in dt. *ich*) als epenthetischer Konsonant eine Rolle (lat. *noctem* → **nokçte* > *noite*), wobei unterschiedliche Entwicklungsstände wie in pg. *noite* und frz. *nuit* gegenüber sp. *noche* (-it- > -tʃ-) vorliegen.

Die in Zusammenhang mit der Palatalisierung wohl markanteste Entwicklung ist die im 3. Jh. einsetzende Affrizierung von lat. *k^{e,i}* (auch *g^{e,i}*), die bis auf das Sardische alle romanischen Sprachen betrifft. Sie durchlief im Spanischen folgende Stadien: vlt. *kentu* > *kçentu* > *tçentu* → asp. *çiento* [ts] → sp. *ciento* [s̺] (15/16. Jh.) → [θ] (Ende 16. Jh.). Der Wandel *kç-* > *tç-* stellt eine Regularisierung

dar, denn die Abfolge *k* (genuin velar) + *ç* (palatal) entspricht nicht der bei einer Affrizierung üblichen. Bei Affrikaten liegt der Artikulationsort des plosiven Elements vor dem des frikativen, auch wenn man beide als Einheit begreift. Entscheidend ist der ungerundete palatale Anteil [-*ç*], der Voraussetzung für die divergierende Entwicklung bildete, die von [t_ç-] einerseits im Italienischen und Rumänischen zu [tʃ], andererseits in den mittelalterlichen Formen des Spanischen, Portugiesischen und Französischen zu [ts] (> [s]) führte. Diese Distribution, die auf den ersten Blick der Einteilung in Ost- und Westromania zu entsprechen scheint, ist keine absolute, denn [ts] tritt auch im Rumänischen (Aromunisch) auf, während das Nordfranzösische wiederum [tʃ/ʃ] kennt.

Durch in früheren Arbeiten zum Teil verwendete unkonventionelle Transkriptionszeichen (vgl. Lausberg 1967, § 312) sollte nicht der Eindruck entstehen, das heute in der Ostromania überwiegende [tʃ] sei im Vulgärlateinischen zunächst generalisiert aufgetreten und die Vorstufe gewesen, aus der sich im Westen dann sekundär [ts] als Grundlage für die weitere Entwicklung z.B. im Spanischen herausgebildet habe. Phonetisch wäre dies nicht plausibel, denn Affrikaten wie [tʃ] tendieren primär zum Verlust des plosiven Anteils. Dies sieht man im 13. Jh. an afrz. *cheval* [tʃ > ʃ] und im 15. Jh. an sp. *ciento* [ts > ɣ] sowie in der Gegenwart als Tendenz in bestimmten Varietäten des Italienischen (toskanisch *cento* [tʃ > ʃ]) und Spanischen (vgl. sp. *mucho* → ['muʃo], Andalusien, Puerto Rico).

1.1 Sp. *viejo* (-tl- > -kl-)

Eine u.a. für das Spanische typische Entwicklung liegt im Wandel des Nexus -tl- zu -kl-. Ausgehend von lat. *vetus* 'alt', das über diminutives *vetulus* den unbetonten Mittelsilbenvokal synkopierte, entstand vlt. **ve.tlus*). Der Nexus -tl- war mit der Phonotaktik des Lateinischen jedoch nicht vereinbar und wurde durch -kl- substituiert. Die Form *veclus* ist in der Appendix Probi (wahrscheinlich 3./4. Jh.) belegt. Der Nexus -tl- kommt tautosyllabisch in den Sprachen der Welt kaum vor. Im mexikanischen Nahuatl stellt die Verbindung ein Phonem dar, das in spanischen Wörtern auslautend meist durch -te ersetzt wurde (nah. *chocolatl* → sp. *chocolate*). Die Substitution -tl- > -kl- in vlt. *ve.clus* korreliert mit der Existenz von anlautendem -kl- <cl-> im Lateinischen. Auch ist dieser Austausch phonetisch keineswegs singulär, denn im englisch basierten Kreol von Jamaika beobachtet man eine analoge Verschiebung von eng. *bottle* → kr. *bakl*, eng. *little* → kr. *likl*.

Die im weiteren Fortgang eingetretene Auflösung der Verbindung -kl- entspricht einerseits der Tatsache, dass ein Silbenanlaut die einfache Konsonanz präferiert.

Andererseits verbindet *kl-* die Lösung eines dorsalen Verschlusses mit einer alveolaren Artikulation, was /k/ etwas nach palatal verschiebt. Im Iberoromanischen führte dies de facto zu einer Palatalisierung und zur Ausbildung von [-ʎ-] unter Wegfall des Plosivs, wie man an pg. *velho* noch sieht. Im Spanischen vollzog sich die weitere Entwicklung wie in anderen Fällen, so z.B. bei lat. *mulierem* > vlt. **muliére* [li > ʎ] (vgl. pg. *mulher*) zu [mu'(d)ʒer] > [mu'ʃer] (16. Jh.) und [mu'xer] (Ende 16. Jh.).

Interessant an solchen Entwicklungsreihen ist, dass sie sich in anderen Zeitstufen und räumlichen Kontexten zumindest partiell wiederholen können. Mit dem genannten Beispiel lässt sich das argentinische Spanisch vergleichen, das in den Tiefländern der Küstenzone (*zona litoral-pampeana*) die Palatale /ʎ/ und /j/ zwischen dem 18. und 20. Jh. parallel veränderte: sp. *calle* ['kaʎe] > ['kaje] / ['ka(d)ʒe] > ['kaʃe] sowie *mayo* ['majo] > ['ma(d)ʒo] > ['maʃo]. Diese Entwicklung endete mit dem stimmlosen Präpalatal [ʃ] und wird nach dem Ergebnis als *šeísmo* bezeichnet.

1.2 Sp. *llamar, llama, lleno* (*cl-*, *fl-*, *pl-*)

Der Nexus *-kl-* aus vlt. *vetulus* > *veclus*, dessen Palatalisierung noch in vulgärlateinische Zeit fällt, nimmt die spätere Entwicklung von *cl-*, *fl-*, *pl-* vorweg, die im Spanischen wiederum zu [ʎ-] führte (lat. *clamare* > sp. *llamar*, lat. *flamma* > sp. *llama*, lat. *plenus* > sp. *lleno*). Die palatalisierten Formen sind im Spanischen im 11. Jh. belegt (vgl. Menéndez Pidal 1980, §§ 43–44). Französisch und Katalanisch sind nicht in den Wandel einbezogen, das Italienische bewahrt die Anlautkonsonanten in Verbindung mit einfachem [-i-] (it. *chiamare, fiamma, pieno*; auch *bl-*: *biondo*). Das Spanische vereinheitlicht die Nexus in [ʎ-], das Portugiesische geht mit [ʎ > tʃ- > ʃ-] in der Entwicklung noch eine Stufe weiter (*chamar, chama, cheio* [ʃ-]). Dazu gehört auch die Form *chus* (< lat. *plus*), die im Altportugiesischen noch existierte.

Im Vergleich Spanisch-Portugiesisch ergibt sich erneut eine Entwicklungsreihe [ʎ- > dʒ- > tʃ- > ʃ-], wobei das Durchlaufen aller Zwischenstufen nicht zwingend ist. Das Spanische realisiert im Anlaut de facto eine leichte Affrikate (*llave* ['dʒaβe]), im Portugiesischen bestand bis zum 17. Jh. die Zwischenstufe [tʃ-].

Malkiel (1963–64) hat auf die Komplexität in der Entwicklung der Nexus *cl-*, *fl-*, *pl-* hingewiesen, die in romanischer Perspektive auch *bl-* sowie *gl-* einschließen und eine Reihe von Unregelmäßigkeiten aufweisen. Es kontrastieren unter anderem it. *fiore* und sp., pg. *flor*, it. *piazza* und sp. *plaza* (< lat. *platea*), it. *piacere* und

sp. *placer*. Im Portugiesischen ist die Palatalisierung bei den letztgenannten Beispielen aufgrund von Rhotazismus (*pl-* > *pr-*) ausgeschlossen (pg. *praça, prazer*).

Phonetisch betrachtet stellt der Einschub des Palatals [ç] in Verbindung mit [k] angesichts der weitläufigen Entwicklung von lat. *k^{e,i}* kein Problem dar. Im Französischen der Gegenwart beispielsweise erhält ein Wort wie *flic* [-k] in etwas affektierter Aussprache im Anschluss an den auslautenden velaren Plosiv eine palatale Komponente (→ [flikç]). So lässt sich im Prinzip auch den Nexus *cl-* interpretieren. Aber wie steht es mit *fl-* und *pl-*?

Im Süditalienischen (Neapolitanisch) trifft man auf genuine *pl*-Formen mit [kj] wie *chjanə* und *chjazzə* (lat. *planus* > it. *piano* [sp. *llano*]; lat. *platea* > it. *piazza*), die offensichtlich das Modell *cl-* übernommen haben (vgl. Tuttle 1975, 420). Insofern böte sich als möglicher Lösungsweg für den Wandel der Nexus im Spanischen eine verallgemeinerte analoge Entwicklung über palatalisiertes [kl-] an. Die aragonesische Form *cllau* [kɫau] (sp. *llave*) wie auch die Formen im Standarditalienischen (*chiamare, fiamma, pieno, biondo*) veranschaulichen jedoch, dass es auch eine Palatalisierung unter Bewahrung des jeweiligen Plosivs gegeben hat.

Weitere Konstellationen treten hinzu: Für das Iberoromanische ist die inlautende Entwicklung von *-pl-* aus lat. *amplus* zu sp. *ancho* [tʃ] sowie von lat. *implere* zu pg. *encher* [ʃ] berücksichtigen. In implosiver Stellung unterliegt /l/ einer Vokalisierung zu /i/: lat. *multus* → pg. *muito* → sp. (*muy*) *mucho* (-it- > -tʃ-) und lat. *cultellus* > sp. *cuchillo*. Ein verbreitetes Phänomen ist zudem die Anlautpalatalisierung von singulärem /l/, die im Leonesischen, Aragonesischen, Katalanischen und selbst im Mozarabischen (Córdoba) auftritt (lat. *lingua* → leon. *llingua*, arag., kat. *llengua*, mozar. *yengua*).

Es kristallisiert sich heraus, dass sich *cl-*, *fl-*, *pl-* im Spanischen entweder über das Modell des palatalisierten Nexus [kl-] zu /k/ entwickelt haben oder aber nur durch Palatalisierung von /l/ unter anschließendem Wegfall der Anlautkonsonanz (z.B. [pɫ > ɫ]). Dies bedeutet a priori nicht, dass die Entwicklungen in den diversen Gebieten jeweils auf die gleiche Weise zustande gekommen sein müssen. Erstaunlich ist, dass dieser Wandel Jahrhunderte nach der Auflösung des gemeinsamen sprachlichen Rahmens, der im Römischen Reich bestand, in den genannten Varietäten zeitnah auftrat. Menéndez Pidal (1980, §§ 43–44) belegt ihn für das Leonesische Anfang des 10. Jhs., für Kastilisch im 11. Jh. und im Aragonesischen im 12. Jh. Da das Altportugiesische mit <ch-> [tʃ-] die am weitesten fortgeschrittene Entwicklung zeigt, wäre sie mit Blick auf das Leonesische wohl auch sehr früh anzusetzen. Für Mittelitalien gibt es erste Hinweise 799 und 967 (vgl. Migliorini 2019, 95, n. 61).

2. Epenthese: sp. *hombre*, *vendrá*, *Alhambra*

Durch den Verlust unbetonter Mittelsilbenvokale im Vulgärlateinischen bildeten sich neue Silbenstrukturen heraus. Zu lat. *homo*, *hominem* besteht asp. *omne* (über vlt. *om(i)ne*). Das Aufeinandertreffen der beiden Nasale führte im Altspanischen zur Dissimilation (→ Entähnlichung) und der Form **omre*. Bei der Ausbildung des romanischen Futurs (und Konditionals) entstanden im Spanischen an den Silbengrenzen ebenfalls sowohl der Nexus *m.r* als auch *n.r* wie z.B. bei asp. *ven.rá*. Darüber hinaus trat eine solche Verbindung mit ar. *al-ḥamrāʾ* ‘die rote [Festung]’ auch im Lehnwort auf. Deren spanische Entsprechung *Alhambra* weist darauf hin, dass diese neuen Nexus keinen Bestand hatten, sondern epenthetische Konsonanten ausbildeten.

Im spanischen Futur findet man ab dem 15. Jh. Formen wie *vendrá*, die sich im 16. Jh. stabilisierten (Moreno Bernal 2004, 151). Daneben bestanden im Altspanischen Varianten wie *verná* und *porná* (*poner*), die den Nexus *n.r* durch Metathese auflösten. Man hat das Einschleichen der auch als Gleitlaute bezeichneten Konsonanten, die etymologisch keine Begründung finden, allgemein mit einer einhergehenden Vereinfachung der Aussprache erklärt. Auch die metathetischen Formen entsprechen de facto einer Vermeidung der Nexus. Moreno Bernal, der dem Komplex dieser Futurformen einen Aufsatz widmete, kann außer dem Hinweis, die Nexus widersprächen der Phonotaktik des Spanischen, keine nähere Begründung liefern (vgl. Moreno Bernal 2004, 141).

Nichtsdestoweniger steht hinter diesen Entwicklungen (**omre* > *hombre*; *venrá* > *vendrá*, *al-ḥamrāʾ* > *Alhambra*) ein klar definierter Mechanismus. In einem sehr interessanten Buch, *Preference Laws for Syllable Structure*, bezieht sich Vennemann (1988), ohne auf das Spanische einzugehen, auf die Sonoritätshierarchie und die bestehende Korrelation zwischen Sonorität und konsonantischer Stärke. Die konsonantische Stärke ist bei Fortisplosiven am höchsten und nimmt über Lenisplosive, Fortisfrikative, Lenisfrikative, Nasale, laterale Liquide und den alveolaren Vibranten beständig ab.

Aus den Silbenkontaktgesetz (*contact law*) ergibt sich, dass derjenige Silbenkontakt (A.B) bevorzugt wird, der im Abglitt von A eine möglichst geringe und im Anglitt von B eine möglichst große konsonantische Stärke besitzt, so dass zwischen beiden eine maximale Differenz entsteht (vgl. Vennemann 1988, 40). In den Nexus *m.r* und *n.r* (asp. **om.re*; *ven.rá*) ist die konsonantische Stärke des Abglitts mit /m/ bzw. /n/ zwar gering, aber der Anglitt der Folgesilbe ist mit /r/

noch geringer. Dies widerspricht dem Silbenkontaktgesetz und bringt die Differenz im Sinne des eigentlich geforderten Anstiegs sogar in einen negativen Bereich.

In der Lösung durch Metathese wie bei asp. *ver.ná* wird das Gesetz erfüllt, denn die konsonantische Stärke des Abglitts ist möglichst gering, und es besteht ein Anstieg zur Folgesilbe hin (r.n). Allerdings erweist sich die Differenz zwischen Liquid und Nasal, die in der Hierarchie benachbart stehen, als minimal. Infolgedessen haben sich die metathetischen Formen auch nicht erhalten.

Bei Vorschalten eines epenthetischen /d/ in der Folgesilbe (sp. *ven.drá*) hat der Abglitt mit /n/ wiederum eine geringe konsonantische Stärke, aber der Anglitt zum Lenisplosiv /d/ bedeutet einen beträchtlichen Anstieg. Dies ist nach dem Silbenkontaktgesetz die optimalste der möglichen Lösungen, die sich im Spanischen sprachgeschichtlich schließlich auch durchgesetzt hat. Die Wahl des jeweiligen epenthetischen Konsonanten erfolgt in direkter Abhängigkeit vom vorausgehenden Silbenauslaut, d.h. auf dental-alveolares /n/ folgt dentales /d/ (*ven.drá* [ɲd]), und bilabiales /m/ zieht bilabiales plosives /b/ nach sich (*hom.bre*).

3. Die Entwicklungsreihe der Fortisplosive

Ein Kriterium der Unterscheidung zwischen West- und Ostromania ist die Behandlung der lateinischen Fortisplosive /p/, /t/, /k/, die sich im 4./5. Jh. im Westen intervokalisch zunächst zu Lenisplosiven entwickelten. Nur das Aragonesische, das heute noch in einigen Pyrenäentälern gesprochen wird, schert im Westen aus (vgl. arag. *saper, ayutar, afocar* 'ahogar'). Die Lenisplosive unterlagen in der Folge einer weiteren Schwächung. Dabei ist es interessant zu beobachten, dass die romanischen Sprachen unterschiedliche Entwicklungsstände repräsentieren.

lat.	<i>sapere</i>	<i>maturus</i>	<i>amicus</i>
it.	<i>sapere</i> [p]	<i>maturo</i> [t]	<i>amico</i> [k]
bpg.	<i>saber</i> [b]	<i>maduro</i> [d]	<i>amigo</i> [g]
sp.	<i>saber</i> [β]	<i>maduro</i> [ð]	<i>amigo</i> [ɣ]
fr.	<i>savoir</i> [v]	<i>mûr</i> [-]	<i>ami</i> [-]

So bewahrte das brasilianische Portugiesisch die plosive Aussprache, die im europäischen Portugiesisch und im Spanischen im 16. Jh. frikativ wurde. Der Vorgang der Spirantisierung betraf auch das Französische, allerdings bereits in früher altfranzösischer Zeit, so dass die anschließende Stufe des Ausfalls von /d/ bereits Ende des 11. Jhs. erreicht war (afr. *meür* < **medur*).

Im Spanischen trat für die Entwicklung aus /p/ [-p- > -b- > -β-] eine Interferenz auf. Im Vorfeld hatte sich lat. <v> [w] (*lavare*) als bilabiales [β] erhalten und nicht wie im Portugiesischen und Französischen über lat. [β] (1. Jh. n. Chr.) zu labiodentalem [v] entwickelt. Insofern besteht im Altspanischen intervokalisch eine etymologisch bedingte Opposition zwischen dem bilabialen Frikativ in *lavar* [β] (< lat. /w/) und dem bilabialen Plosiv in *saber* [b] (< intervok. lat. /p/). Im Gegensatz zur heutigen spanischen Orthographie, die und <v> nach der Etymologie differenziert, trägt die Graphie im Altspanischen tendenziell der noch unterschiedlichen Aussprache Rechnung. Bis ins 16. Jh. hinein entwickelte sich dann auch das sekundär gebildete [b < p] in stimmhafter Umgebung zu [β], so dass nunmehr ein Phonem /b/ mit den Allophenen [b] (absol. Anlaut sowie nach [l], [m]) und [β] vorlag. 1558 schreibt der aus Altkastilien stammende Villardón, dass kein wahrer Kastilier *b* und *v* unterscheide (vgl. Alonso 1976, 46). Penny (2002, 97) geht davon aus, dass der Zusammenfall zum Teil schon Ende des 14. Jhs. wirksam geworden sei. Angesichts der auditiven Nähe der beiden Artikulationen und der Zeitspanne, die man für Lautwandel ansetzen muss, oft in zudem regionaler Abstufung, ist dies durchaus plausibel.

Dies führt uns zum sekundär (aus lat. [-t-]) entstandenen intervokalischen /d/. Lat. [d-] ging bereits über eine frikative Form in der Kaiserzeit verloren (vgl. lat. *pedem* > sp. *pie*). Um 1550 berichtet Bischof William Salesbury (vgl. Alonso 1976, 68) von einem frikativen /d/ im Spanischen, das er mit dem stimmhaften englischen <th> vergleicht (*the*, *that*). Wie bei der Entwicklung von /b/ befinden wir uns im 16. Jh., was zeitlich mit der Erstdatierung von frikativem /d/ im europäischen Portugiesisch übereinstimmt (vgl. Rhys 1969, 118). Allerdings liegt im Spanischen für die Spirantisierung von /d/ in stimmhafter Umgebung eine gestaffelte Entwicklung vor.

So verloren die Verbalendungen der 2. Pers. Pl. *-ades*, *-edes*, *-ides*, die im Altspanischen als Flexionsmorpheme besonders ausgelastet waren, bereits im 15. Jh. das intervokalische /d/ bei Paroxytona (z.B. *tomades* > *tomás*, *tomáis*). Im 16. Jh. gibt es Belege für die allgemeine Spirantisierung von /d/ in stimmhafter Umgebung sowie für gelegentlichen Ausfall (*quedao*: *Cancionero de Pedro del Pozo*, 1547; vgl. Rodríguez-Moniño 1950, 135). Dies betrifft besonders das andalusische und das amerikanische Spanisch des karibischen Raums. Im 17. Jh. schwindet intervokalisches /d/ in den proparoxytonen Formen der 2. Pers. Pl. (z.B. *tuvíerades* > *tuvierais*). Im 18. Jh. schließlich registriert man den Verlust des Konsonanten sogar am Madrider Hof (vgl. Narbona Jiménez/Cano Aguilar/Morillo Velarde-Pérez 2011, 99–100).

Bei dieser Entwicklung muss man berücksichtigen, dass sich diatopische und diastratische Entwicklungen überschneiden. Wenn auch der Ausfall von /d/ gerade im Partizipialsuffix *-ado* heute selbst in gehobenen Gesellschaftsschichten als besonders typisch für das Spanische Andalusiens gilt, so ist er volkssprachlich letztlich in fast allen Regionen möglich.

Der Verlust von /d/ bei den Flexionsmorphemen der 2. Pers. Pl. bietet auch ein anschauliches Beispiel für die Polymorphie der daraus resultierenden weiteren Entwicklungen. Der Ausfall von /d/ bei *-ades* führte im 15. Jh. zu einem Hiatus (*-aes*), der durch Hebung des zweiten Vokals in einen Diphthong überging (> *-áis*). Bei den Verben auf *-edes* (> *-ees*) war durch das Aufeinandertreffen der beiden gleichlautenden Vokale im Prinzip die Synärese naheliegend (> *-és*). Im europäischen Spanisch wirkte jedoch das Modell der 1. Konjugation. Die Entwicklung ist insofern folgerichtig, als ca. 90% der spanischen Verben der *a*-Konjugation angehören. Das Ergebnis entspricht einem analogen Formenausgleich.

Im Spanischen des Río de la Plata und in Mittelamerika (südliches Mexiko bis Costa Rica) ist das Ergebnis für beide Formen, die im Rahmen des *voseo* die 2. Pers. Sg. repräsentieren, mit *-ás* und *-és* undiphthongiert. Hier wurde das minoritäre zweite Paradigma zum Modell für die 1. Konjugation. Im Spanischen Chiles wiederum setzte sich die 1. Konjugation mit *-ái* (und Ausfall des *-s*) zwar durch, dafür lauten die Formen der 2. und 3. Konjugation jedoch beide auf *-ís*. Hier wurde der Formenausgleich zugunsten der am wenigsten frequenten Ausgangsform (3. Konjugation) wirksam. Genauso erstaunlich ist die Form des Futurs auf *-ís*, also *vos tomarís*.

Die Beispiele zeigen, dass Sprachentwicklung auf der Frequenz der Formen bzw. des Gebrauchs beruhen kann, aber nicht muss. Die Akzeptanz durch die Sprechergemeinschaft, die am Ende einer spezifischen Entwicklung steht, nimmt in der Regel in minoritären Abweichungen ihren Anfang, bevor eine Reihe diverser Faktoren wie z.B. die Stabilität des Systems und Konvergenz ihren Einfluss geltend machen.

Abkürzungen

arag.	aragonesisch
asp.	altspanisch
bpg.	brasilianisch-portugiesisch
kat.	katalanisch
leon.	leonesisch

mozar. mozarabisch
vlt. vulgärlateinisch

4. Literatur

- Alonso, Amado (²1976), *De la pronunciación medieval a la moderna en español*. I. Madrid: Gredos.
- Dworkin, Steven N. (1988), „The Diffusion of a Morphological Change: The Reduction of the Old Spanish Verbal Suffixes *-ades*, *-edes*, and *-ides*“. In: *Medioevo Romanzo* 13, 223–236.
- Lausberg, Heinrich (1967–72), *Romanische Sprachwissenschaft*. 3 vol. Berlin, de Gruyter (Slg. Götschen, 128/128a, 250, 7199). I. *Einleitung und Vokalismus* ³1969. II. *Konsonantismus* ²1967. III. *Formenlehre* ²1972.
- Lloyd, Paul M. (1987), *From Latin to Spanish*. Philadelphia: American Philosophical Society.
- Malkiel, Yakov (1963–64), „The Interlocking of Narrow Sound Change, Broad Phonological Pattern, Level of Transmission, Areal Configuration, Sound Symbolism. Diachronic Studies in the Hispano-Latin Consonant Clusters *cl-*, *fl-*, *pl-*“. In: *Archivum Linguisticum* 15, 144–173 und 16, 1–33.
- Menéndez Pidal, Ramón (⁹1980), *Orígenes del español. Estado lingüístico de la Península Ibérica hasta el siglo XI*. Madrid: Espasa-Calpe.
- Migliorini, Bruno (2019), *Storia della lingua italiana*. Nuova edizione. Firenze: Bompiani.
- Moreno Bernal, Jesús (2004), „La morfología de los futuros románicos. Las formas con metátesis“. In: *Revista de Filología Románica*, 21, 121–169.
- Narbona Jiménez, Antonio / Cano Aguilar, Rafael / Morillo Velarde-Pérez, Ramón (2011), *El español hablado en Andalucía*. Sevilla: Universidad de Sevilla.
- Penny, Ralph (²2002), *A History of the Spanish Language*. Cambridge: CUP.
- Repetti, Lori (2016), „Palatalization“. In: Ledgeway, Adam / Maiden, Martin (Hrsg.), *The Oxford Guide to the Romance Languages*. Oxford: Oxford University Press, 658–668.
- Repetti, Lori / Tuttle, Edward F. (1987), „The evolution of Latin PL, BL and CL, GL in Western Romance“. In: *Studi mediolatini e volgari*, 33, 53–115.
- Rhys, John D. (1992 [1569]), „De Italica pronvnciatione, & orthographia“. In: Maraschio, Nicoletta (Hrsg.), *Trattati di fonetica del Cinquecento*. Firenze: Crusca, 91–193.

Rodríguez-Moniño, Antonio (1950), „El Cancionero manuscrito de Pedro del Pozo (1547) “. In: *Boletín de la Real Academia Española*, 30, 123–146.

Tuttle, Edward F. (1975), „The development of PL, BL, and FL in Italo-romance: Distinctive features and geolinguistic patterns“. In: *Revue de linguistique romane*, 39, 400–431.

Vennemann, Theo (1988), *Preference Laws For Syllable Structure and the Explanation of Sound Change*. Berlin: Mouton de Gruyter.

Sprache & Kultur

Sie können zusammen nicht kommen? Über einige Untiefen zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft

Wolfgang Pöckl

1. Wie es früher war

In seinem ebenso denkwürdigen wie unterhaltsamen Plenarvortrag, den er im Rahmen der VIII. Internationalen Arbeitstagung zum romanisch-deutschen und inner-romanischen Sprachvergleich im Sommer 2016 in Innsbruck hielt, redete Joachim Born mit überzeugenden Argumenten „einer stärker kulturwissenschaftlich orientierten Sprachwissenschaft“ (Born 2019: 13) das Wort und kritisierte die im deutschen Sprachraum gängige „Vereinnahmung von ‚Kulturwissenschaft‘ seitens der Literaturwissenschaft“ (Born 2019: 16).

Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler, die das Alter erreicht haben, in dem man Festschriften gewidmet bekommt, haben die neueren Paradigmenfolgen nicht nur als Zeitzeugen verfolgt, sondern wissen als Expert*innen der Fachgeschichte auch, dass ältere Schulen der Sprachwissenschaft durchaus nicht kulturindifferent waren. Die folgende Skizze hat daher nur den Zweck, die diesbezüglich freilich nicht sehr linearen Entwicklungen stichwortartig in Erinnerung zu rufen.

In der Gründungszeit der Neuphilologien, die sich als zunächst weniger angesehene Schwestern der prestigereichen Altertumswissenschaft einen Platz an den Universitäten erkämpfen mussten, waren Sprach- und Literaturwissenschaft nicht nur institutionell unter einem Dach untergebracht, sie wurden auch von denselben Gelehrten betrieben. Mehr noch: Diese versuchten unter Zuhilfenahme aller ihnen zugänglichen Dokumente auch die Lebens- und Gedankenwelt von Menschen zu erschließen und zu verstehen, die vor vielen Jahrhunderten gelebt hatten. Sie studierten also deren Kultur, und es ist kein Zufall, dass Joachim Born in seinem eingangs zitierten Vortrag Jacob Grimm als Gewährsmann für seine eigene Ambition,

Sprach- und Kulturwissenschaft zu verknüpfen, aufruft (Born 2019: 14).¹ In der Romanistik halten wir aus der Gründungsphase des Fachs das Andenken an Friedrich Diez hoch, der sich zuerst dem Studium der Troubadours widmete, bevor er sich der historischen Grammatik und der Etymologie der romanischen Sprachen zuwandte.

Es wäre nun ein Irrtum zu glauben, dass die mit den Naturwissenschaften rivalisierenden Junggrammatiker, die ihre Aufmerksamkeit auf gesetzmäßige inner-sprachliche Veränderungen fokussierten, das sprachwissenschaftliche Interesse an kulturellen Fakten definitiv zum Erliegen gebracht hätten. Denn es folgte eine Gegenströmung, die sich schlicht *Wörter und Sachen* nannte und die auf keinen geringeren Parteigänger als Hugo Schuchardt verweisen konnte, der manche junggrammatischen Etymologien ablehnte und eigene Gegenthesen mit seinen Kenntnissen handwerklicher Praktiken stützte. Die Dialektologie schließlich erkundete Kultur im ländlichen Raum, studierte Namen und Funktionen bäuerlicher Gerätschaften ebenso wie religiöse Traditionen und Manifestationen des Aberglaubens, wodurch manche Bezeichnungen und Ausdrücke erst verständlich wurden. Sie betrieb also nebenbei gewissermaßen Volkskunde, eine Disziplin, die sich heute lieber Europäische Ethnologie oder überhaupt schlicht Kulturwissenschaft nennt, letzteres zum Missfallen von Literaturwissenschaftler*innen, weil dies „[d]er begrifflichen Klarheit wenig förderlich“ sei (Nünning 2005: 125, s.v. *Kulturwissenschaft*). Nicht zu vergessen schließlich ist die sich u.a. auf Wilhelm von Humboldt berufende Idealistische Sprachwissenschaft, der kühne Geister wie Karl Vossler Glanz verliehen. Weniger brillante Nachfolger dienten sich mit Spekulationen über den Nationalcharakter etc. jedoch dem politischen System an, veruntreuten das geistige Erbe und diskreditierten diesen Ansatz so gründlich, dass sich nach 1945 tatsächlich keine sprachwissenschaftliche Richtung mehr formiert hat, die eine explizit kulturwissenschaftliche Komponente für sich reklamieren würde. Allenfalls könnte man die feministische Linguistik aufgrund der Überzeugung ihrer Vertreter*innen, dass Sprache das Weltbild widerspiegelt und (auch verordneter) Sprachwandel das Bewusstsein der Sprecher*innen verändern kann, in dieser Tradition sehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg etablierten sich in der Sprachwissenschaft erfolgreich ‚kulturfreie‘ Paradigmen. Der Strukturalismus verdrängte alsbald die an den

¹ Komplementär dazu sei noch ein Aufsatz erwähnt, der an Grimms Bedeutung für die Literaturwissenschaft erinnert (Rosenberg 1986).

Universitäten des deutschen Sprachraums noch recht verbreitet gepflegten historisch-vergleichenden und dialektologischen Traditionen, bevor die Frohbotschaften einer ganz neu ausgerichteten Linguistik aus Übersee importiert wurden. Auf die von der Achtundsechziger-Generation erhobene Forderung, akademische Forschung habe gesellschaftsrelevant zu sein, reagierte die Linguistik flexibel mit neuen Fragestellungen, die in den Subdisziplinen Soziolinguistik, Textlinguistik, Pragmalinguistik, Fachsprachenforschung (Joachim Born würde noch die Onomastik hinzufügen wollen) abgehandelt wurden. Hier eröffnete sich fast unermesslich weites Neuland, auf dem bis heute zahllose Fachleute ihre Nischen eingerichtet haben.

2. Wie Literatur- und Kulturwissenschaft zusammenfanden

Die Literaturwissenschaft befand sich in einer etwas heikleren Position. Die Hohen Priester der werkimmanenten Interpretation verloren zwar an Ansehen und Gefolgschaft, die weniger enge Definition des Literaturbegriffs verschaffte mehr Bewegungsspielraum, aber es war dennoch unverkennbar, dass das Fach in einer Legitimationskrise steckte, die beispielsweise beim Deutschen Romanistentag 1985 in Siegen, der unter das Motto „Bilanz und Perspektiven der Romanistik“ gestellt worden war, dramatisch manifest wurde, zeichnete doch eine der Lichtgestalten des Fachs in einem programmatischen Plenarvortrag das ernüchternde Bild einer romanischen Literaturwissenschaft, der die Themen abhandeln kommen, anders gesagt also: die sinnvolle Arbeit ausgeht (Jauß 1988: 78). Als therapeutische Maßnahme empfahl der Pionier der Rezeptionsforschung die Interdisziplinarität. Ich denke, dass aus diesem Gefühl der fachlichen Beengtheit die Neigung erwuchs, je nach Sichtweise, sich zur Kulturwissenschaft hin zu öffnen, sich die Kulturwissenschaft einzuverleiben oder die Literaturwissenschaft schlicht als Kulturwissenschaft zu verstehen und zu betreiben. Jedenfalls war durch diesen Schritt abgesichert, dass der erweiterte Literaturbegriff legitimiert war und nicht nur Höhenkammliteratur von Goethe bis Thomas Mann (oder von Cervantes bis García Márquez), sondern auch Trivialromane, Comics, Schlagertexte sowie Literaturverfilmungen usw. würdige Gegenstände der eigenen Forschung sein konnten. Und so gibt es heute auch Literaturwissenschaftler*innen, die Mickey Mouse besser kennen als Faulkner, Astérix besser als Sartre, Mafalda besser als Jorge Luis Borges.

Die eingangs als Zeitzeugen apostrophierten Sprach- oder Literaturwissenschaftler*innen haben die Blitzkarriere der Kulturwissenschaft wahrscheinlich, je

nach Affinität und Sympathie, ungefähr in den folgenden drei Etappen erlebt. Wer in den Siebziger- und frühen Achtzigerjahren ein philologisches Fach studierte, kam noch wenig mit „Kultur“ in Kontakt. Neben den zentralen, der Professoren-schaft vorbehaltenen sprach- und literaturwissenschaftlichen Lehrveranstaltungen gab es – oft Austauschlektor*innen anvertraute – Übungen zur Landeskunde, deren Stellenwert im Curriculum marginal und inferior war und quantitativ kaum ins Gewicht fiel. Als im Zug der Evaluierung der Lehrinhalte und Ausbildungsziele Mitte der Achtzigerjahre einige Vertreter*innen des Fachs für die Einführung einer Komponente plädierten, die sie als Landeswissenschaft bezeichnet wissen wollten, wehrten viele Fachkolleg*innen das Ansinnen ab mit dem Argument, dass „Brief-trägergeographie“ kein universitärer Unterrichtsgegenstand sein könne. Doch in Anbetracht des Umstandes, dass ja der allergrößte Teil der Studierenden eine Lehr-amtsausbildung absolvierte und Literatur selbst in den Lehrplänen des Gymnasi-ums zunehmend auf den Umfang eines Spurenelements reduziert wurde, beugte sich die Vernunft der Realität und dem Argument der Nützlichkeit. In der Folge wurde immer nachdrücklicher die Frage gestellt, wie verwertbar für künftige Leh-rerinnen und Lehrer die Kenntnis klassischer Tragödien sei im Vergleich zur Kom-petenz, Chansontexte oder Werbespots zu analysieren. Um nicht den Eindruck ei-ner Bankrotterklärung zu erwecken, griff man gern zu der Marke Kultur-wissenschaft. Gleichzeitig entwickelte sich aber auch eine dem Interdisziplinari-tätsdiskurs geschuldete Tendenz, die Kulturwissenschaft in elitäre Sphären zu ent-führen. Klaus Laermann hat diese Mode schon früh in dem geistreichen Artikel „Lacancan und Derridada“ (Laermann 1986) kritisiert und durch Originalzitate vorgeführt, ein Jahrzehnt später stellten dann Alan Sokal und Jean Bricmont (deut-sche Übersetzung 1999) französische und US-amerikanische Intellektuelle bloß. Nicht alle haben über den Scherz Sokals, aus einer Montage von Versatzstücken aus Werken von Modephilosophen einen Aufsatz zu basteln, der trotz des absurd anmutenden Titels von einer renommierten amerikanischen Zeitschrift für Kultur-wissenschaft tatsächlich zur Publikation angenommen wurde, herzlich gelacht (oder sorgenvoll die Stirn gerunzelt) – am wenigsten naturgemäß diejenigen, die sich selber gern und reichlich aus besagten Werken bedient hatten.

Wie immer man die Ausweitung der Kompetenzzone handhabte und interpre-tierte, es drängte sich eine Fusionierung von Literatur- und Kulturwissenschaft auf, während die Affinität der annektierten Territorien zur Sprachwissenschaft weniger evident schien. An der Universität Innsbruck etwa existieren so nicht nur die nach traditionellem Muster zweigeteilten Institute, sondern es wurde durch die Reform

Anfang des 21. Jahrhunderts eine diese überdachende Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät geschaffen, die zwei Typen von Doktoratsstudien anbietet: Eines nennt sich „Literatur- und Kulturwissenschaft“, das andere „Sprach- und Medienwissenschaft“.

3. Wie sich die Kulturwissenschaften heute selbst sehen

Wer sich vornehmen würde, eine Disziplingeschichte zu verfassen, wie sie für alle im universitären Kanon verankerten Fächer von der Archäologie bis zur Zoologie aus verschiedenen Blickwinkeln geschrieben wurde, wäre wohl für die Zeit bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts damit beschäftigt, die *disiecta membra* der Kulturwissenschaft zusammenzusuchen. In ein fachgeschichtlich kohärentes Kontinuum wären sie allerdings selbst bei einigem Mut zu kühnen Konstruktionen kaum zu bringen. Die heute als Klassiker betrachteten Werke der Kulturwissenschaft kommen aus den verschiedensten Bereichen. Ich halte mich an Hartmut Steins *Chronik deutscher Schlüsseltexte* (Stein 2012) und konzentriere mich auf Publikationen des 20. Jahrhunderts, bei denen in der typologischen Charakterisierung Steins das Element „Kultur“ enthalten ist. Dabei bin ich auf thematisch und methodisch sehr unterschiedliche Werke gestoßen: auf Oswald Spenglers „kulturhistorische Abhandlung“ *Der Untergang des Abendlandes* (1918-22), auf Egon Friedells „kulturgeschichtliche Abhandlung“ *Kulturgeschichte der Neuzeit* (1927-31), auf Sigmund Freuds „kulturtheoretischen Essay“ *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), auf die (wohl auch in diese Liste gehörenden) „zivilisationstheoretischen Studien“ *Über den Prozeß der Zivilisation* (1939) von Norbert Elias, auf Walter Mehrings „Autobiographie einer Kultur“ *Die verlorene Bibliothek* (1952) und Elias Canettis „kulturphilosophische Studie“ *Masse und Macht* (1960). Auffallend an dieser Ahnengalerie ist, dass keiner der Autoren hauptberuflich dauerhaft oder überhaupt institutionell in eine Forschungseinrichtung eingebunden war (Norbert Elias wurde die Universitätskarriere 1933 verunmöglicht) und dass keines der Werke einen Bezug zur Sprachwissenschaft hat. Dieser letztere Umstand kann auch als Indiz dafür gesehen werden, dass zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft kein offensichtliches Naheverhältnis entstanden ist.

Da es bis heute vergleichsweise wenige Institute oder Studiengänge für Kulturwissenschaft gibt, verteilen sich Forschende und Lehrende, die sich als Kulturwissenschaftler*innen verstehen, auf ganz unterschiedliche Fächer. Wenn man im Inhaltsverzeichnis des *Handbuchs der Kulturwissenschaften*, des derzeit repräsentativsten einschlägigen Übersichtswerks in deutscher Sprache, die Rubrik

„Kulturwissenschaftliche Methoden und Ansätze in den Disziplinen“ in Band II (Jaeger / Straub 2004) auf die einzelnen Abschnitte hin genauer ansieht, so findet man viele Fächer, denen ein eigenes Kapitel gewidmet ist: Politologie, Ethnologie, Geschichtswissenschaft, Kulturosoziologie, Psychologie, Pädagogik, Literaturwissenschaften (im Plural), Kunst, protestantische Theologie und Philosophie. Sprachwissenschaft(en): Fehlanzeige.

Dem allen drei Bänden gleichermaßen vorangestellten Vorwort ist allerdings zu entnehmen, dass sich das Fächerspektrum verändern kann:

Die Kulturwissenschaften befinden sich momentan in einer ambivalenten Lage. Einerseits gewinnen sie zunehmendes Gewicht für die Prozesse der kulturellen Deutung und Orientierung gegenwärtiger Gesellschaften, nicht zuletzt im Kontext der interkulturellen Verständigung einer globalisierten Welt. Andererseits ist ihr fachliches, theoretisches und methodisches Selbstverständnis keineswegs hinreichend geklärt. Auch gibt es keinen Konsens in der Frage, ob die Kulturwissenschaften im Sinne einer einheitlichen Disziplin institutionalisiert, oder ob sie in der Pluralität teils traditioneller, teils neuer Fachwissenschaften betrieben werden sollen. Das vorliegende Handbuch plädiert für den zweiten Weg. Dazu sollen die trans- und interdisziplinären Fragestellungen, die sich bislang erst sehr vereinzelt bemerkbar machen, stärker vernetzt werden, um sie als kulturwissenschaftliche Forschungsperspektiven in den verschiedenen Disziplinen fruchtbar zu machen. Diese Tendenz zu einer fächerübergreifenden Kooperation entspricht zwar einer seit längerem erhobenen Forderung, hat sich aber in jüngster Zeit verstärkt und zeitigt ermutigende Ergebnisse. (Jaeger et al. 2004: VII)

Noch konkreter spricht Wolfgang Müller-Funk im *Lexikon der Geisteswissenschaften* das Problem der Definition und Legitimation der Kulturwissenschaft(en) an, das schon in der elementaren Entscheidung ‚Singular oder Plural‘ zum Ausdruck kommt. Sein Artikel „Kulturwissenschaften“ wirft die Frage auf, ob diese Bezeichnung im deutschen Sprachraum oft nicht einfach als modischeres Label für „Geisteswissenschaften“ steht:

Der Begriff Kulturwissenschaft bzw. Kulturwissenschaften, der historisch besehen auf den neukantianischen Philosophen H. Rückert [recte: Heinrich Rickert] zurückgeht, hat seit den 1990er Jahren im dt.sprachigen Raum im akademischen Kontext eine fulminante Dynamik entfaltet. Dabei ist offen geblieben, ob Kulturwissenschaft als eine neue Einzel- und Metadisziplin zu verstehen ist oder als ein transdisziplinäres Netzwerk diverser Disziplinen [...]. Häufig wird der Begriff Kulturwissenschaften heute im akademischen Alltag an die Stelle des älteren – Geisteswissenschaften – gesetzt, um den Wandel in diesen auch durch einen Namenswechsel zu signalisieren.

Er impliziert eine kulturelle Wende in den Geisteswissenschaften [...] (Müller-Funk 2011, 986)

4. Wie man Brücken zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft bauen kann

Die Sprachwissenschaft ist keine prototypische Geisteswissenschaft. Daher ist jenes „Sprachfach“ mit der am Ende des zweiten Abschnitts thematisierten Aufteilung der philologischen Welt besonders schlecht bedient, das seit seinem Bestehen eine Vorreiterrolle im Verknüpfen von Sprache und Kultur sowie, im Zuge seiner Akademisierung, von Sprach- und Kulturwissenschaft war. Es ist das Fach, das sich der Ausbildung von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen widmet und das, anders als die Romanistik oder Anglistik, nicht nur im Lauf der Jahrzehnte seinen Namen an den meisten Universitäten mehrfach gewechselt hat, sondern auch heute noch verschiedenste Bezeichnungen trägt. Eher die Ausnahme ist die älteste Einrichtung seiner Art, das 1933 gegründete *Institut für Übersetzen und Dolmetschen* der Universität Heidelberg, das heute noch immer so heißt. Die meisten Ausbildungsstätten haben sich um explizitere Kennzeichnungen ihrer Aufgaben- und Einzugsbereiche bemüht. Am deutlichsten erkennbar ist dieses Ringen um Abgrenzung einerseits und Markierung der Zuständigkeiten andererseits in der Namensgeschichte des einschlägigen Fachbereichs der Universität Mainz, der der südpfälzischen Kleinstadt Gernersheim zumindest in der Welt der Sprachmittlung beachtliches Ansehen verschaffte. Gegründet 1947 als *Fachbereich Angewandte Sprachwissenschaft* (FAS), wurde der Name Ende der Achtzigerjahre um ein K für *Kulturwissenschaft* erweitert (also FASK). Die Anregung dazu kam von Heinz Göhring, einem Kulturanthropologen und -soziologen, der am Fachbereich eine Professur für Kulturwissenschaft innehatte und der Interkulturellen Kommunikation zu dem Stellenwert verhalf, den sie in der Folge auch in den philologischen Fächern einnehmen sollte. Er sensibilisierte die Studierenden (und wohl auch manche Kolleg*innen) für die Wichtigkeit fremdkultureller kommunikativer Kompetenz. In mehreren seiner Publikationen hat er traditionelle Lehrinhalte jenseits der Sprachausbildung als unzureichend kritisiert: Wir haben, sagte er, „den Begriff ‚Landeskunde‘, der mir persönlich widerstrebt und der, wenn man schon eine Zusammensetzung mit ‚-kunde‘ verwenden will, eigentlich ‚Leutekunde‘ heißen müsste; denn das Interessante ist weniger das Land als vielmehr die Art und Weise, in der die Bewohner des betreffenden Landes miteinander umgehen und mit ihrer

Umwelt interagieren“ (Göhring 1976: 146), weshalb er den Terminus „Interaktionale ‚Leutekunde‘“ vorschlug. Auf diese Innovation wird unten noch zurückzukommen sein. Erst knapp zwei Jahrzehnte später wurde in den Namen des Fachbereichs das T für den eigentlich identitätsbildenden Hauptgegenstand, die *Translation*, eingefügt, dann allerdings an erster Stelle (FTSK). Ansonsten kenne ich keine Ausbildungsstätte für Translator*innen, die die Kulturwissenschaft so prominent im Namen führt, aber die meisten einschlägigen Curricula reservieren der translationsrelevanten Kulturwissenschaft einen angemessenen Platz (sofern dem Translationsstudium nicht überhaupt – wie in Wien und in Graz – ein Bachelor „Transkulturelle Kommunikation“ vorgelagert ist). Wobei ausdrücklich anzumerken ist, dass hier nicht die literarische Komponente den Ausschlag gegeben hat, denn nur eine Minderheit translationswissenschaftlicher Institute bietet überhaupt Lehrveranstaltungen zum Literaturübersetzen an. Vor der Aufnahme meiner Tätigkeit am Institut für Translationswissenschaft in Innsbruck klärte mich ein Kollege über die Zusammensetzung der Studierendenschaft auf: „Zu uns kommen die Flüchtlinge vor den drei L: Lehramt, Latein, Literatur.“ Er selbst war ein entschiedener Gegner jedweden Versuchs, schöngeistige Texte in den Ausbildungskanon zu schmuggeln. Was für eine Rolle kann Kulturwissenschaft also für (künftige) Translator*innen spielen? Und was für eine Art von Kulturwissenschaft kann hier gemeint sein?

Als Ausblick mögen einige konkrete Beispiele illustrieren, wie sprachwissenschaftliche mit kulturellen bzw. kulturwissenschaftlichen Aspekten auf verschiedenen Ebenen und Ausbaustufen der Sprachkompetenz verknüpft werden können, wobei ich von persönlichen Erfahrungen mit zukünftigen Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen ausgehe, aber sehr wohl überzeugt bin, dass die gleichen Themen in jeden Kontext passen, in dem sprachwissenschaftliche Inhalte vermittelt werden.

Als einen äußerst produktiven Ansatz betrachte ich die Kulturemtheorie, wie sie von Els Oksaar entwickelt wurde (Oksaar 1988). Kultureme wie Grüßen, Danken, Komplimente machen etc. sind schon im frühen Fremdsprachenunterricht interessante und wichtige Bausteine für kommunikative Kompetenz, spielen aber in der Sprachdidaktik offenbar nach wie vor eine untergeordnete Rolle. Die Studierenden, die sich für das Studium der Translationswissenschaft an der Universität Innsbruck entschieden haben, meinen selbstverständlich zu wissen, was it. *buona sera* „heißt“; sie werden durch die zweisprachigen Wörterbücher auch in ihrer Überzeugung bestärkt, aber von den (regional übrigens unterschiedlichen) Anwendungsbedingungen wissen sie nichts. Die Debatte, ab welcher Uhrzeit etwa man

mit *buona sera* grüßt, wird dann von den (in Innsbruck sehr zahlreichen) italienischen *native speakers* (kontrovers) geführt. In der sprachübergreifenden Vorlesung „Einführung in die translationsrelevante Kulturwissenschaft“ mischen sich meist die Studierenden des Spanischen ein und verweisen auf das Problem mit *buenas tardes* / *buenas noches*. Von diesem Punkt aus lässt sich gut zeigen, wie unterschiedlich in europäischen Sprachen der Tag unter dem Gesichtspunkt des Grüßens segmentiert wird. Seit sich das Dogma der konsequenten Einsprachigkeit im Fremdsprachenunterricht aufgeweicht hat, ist das auch schon ein Thema für die Schule.

Eine sehr lebensnahe und ertragreiche Form, sprachlich-kulturelle Erfahrungen zu sammeln, sind die *linguistic-landscape*-Expeditionen, auf die man Studierende schicken kann, wobei nicht nur schriftliche Manifestationen dokumentiert, sondern auch akustische Erfahrungen einbezogen werden sollten. Selbst in Innsbruck gibt es nicht nur lateinische (und, in der Universität, altgriechische) Inschriften, sondern auch auf Serbisch oder Türkisch gesprayte Botschaften. In Lokalen unterhalten sich Touristen aus verschiedenen Ländern, in aller Öffentlichkeit telefonieren ausländische Geschäftsleute aus vieler Herren Länder lautstark, in Wartezimmern reden (und interagieren!) Mütter mit ihren Kindern in den unterschiedlichsten Sprachen. Auf diese Weise lernen Studierende etwas über die demographische Zusammensetzung ihrer engeren Heimat. Aber auch im Rundfunk hört man täglich Interviews mit Politikern oder Fachleuten aus der ganzen Welt, die nach einer kurzen authentischen Sequenz durch *Voice-over* überdeckt werden. So werden Studierende angeregt, nach genauem Zuhören sprachenbezogene Hypothesen aufzustellen, denen sie selber nachgehen oder die sie in Lehrveranstaltungen zur Diskussion stellen – ein willkommener Anlass beispielsweise, um auf ganz unverkrampfte Weise das sperrige Thema Sprachtypologie anschneiden zu können.

Als besonders dankbare Kombination erweist sich oft auch Mentalitätsgeschichte² und diachrone Wortsemantik. Man muss nicht gleich an das spektakuläre Beispiel „Liebe“ denken, von der Mediävisten ja behauptet haben, dass sie keines-

² Als Einstieg – und bisweilen als verpflichtende Begleitlektüre – verwende ich für einen mentalitätsgeschichtlichen Überblick von der Antike bis zur Gegenwart das jeweils relevante Kapitel aus Dinzelbacher (1993), wo etwa zwei Dutzend anthropologischer Zentralbegriffe aus der Perspektive der Mentalitätsgeschichte sehr übersichtlich und allgemein verständlich abgehandelt werden.

wegs ein anthropologisches Universale ist, sondern im europäischen Frühmittelalter nicht nachweisbar sei und dass das, was als „amor“ bezeichnet wurde, oft nur den Eindruck brutaler Triebbefriedigung erwecke. Auch „Arbeit“ ist ein gutes Demonstrationsobjekt. Während wir uns heute in der Regel über die Arbeit definieren, lehrt uns die Wortgeschichte,³ dass (vor allem manuelle) Arbeit ganz anders konnotiert war: Die Römer sahen darin einen Mangelzustand, *nec otium > negotium* ‚Nicht-Muße‘ (neben *labor*); in einigen romanischen Sprachen geht das Wort für Arbeit sogar auf den Namen eines Folterwerkzeugs, *TRIPALIUM*, zurück (> frz. *travail*, daraus wieder die englische Dublette *travail* ‚Geburtswehen‘ und *travel* ‚Reise‘, wobei besonders die letztere Entwicklung wieder mentalitätsgeschichtlich besonders kommentarbedürftig erscheint, wird doch das Reisen heutzutage – noch – primär mit Vergnügen assoziiert). Im Deutschen können wir eine ähnliche Bedeutungsverbesserung feststellen: Das in Vers 2 des Nibelungenliedes anzutreffende Reimwort *arebeit* ist bekanntlich mit ‚Mühsal, Not‘ zu übersetzen.

Aber auch die synchrone kontrastive Semantik bleibt ohne kulturvergleichende Einblicke oft blass. Das Konzept ‚Krankheit‘ etwa hat sich in unserem Kulturkreis seit dem Mittelalter massiv verändert, und mit der Veränderung unseres Verständnisses auch der Umgang mit diesem Phänomen. Als nun Migrantinnen und Migranten aus einem anderen lebensweltlichen Hintergrund die mitteleuropäischen Spitals- und Arztpraxen in immer größerer Zahl frequentierten, führte dies häufig zu beiderseitigen Irritationen. Man musste erst lernen, dass die aus dem ländlichen Hochanatolien stammende Familie mit Krankheit anders umzugehen gewohnt ist als hierzulande sozialisierte Patienten (cf. Kaldirim-Celik, online). *Community Interpreters* wussten als erste ein Lied davon zu singen und sensibilisierten das Personal des heimischen Gesundheitswesens.

Das Risiko von kulturellen Missverständnissen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturkreise bergen natürlich viele Konzepte. Ein (zumindest unter Translator*innen) bekanntes Beispiel ist die Definition von ‚Kontinent‘ bzw. die Frage nach deren Zahl. Bei uns ist man überzeugt, dass es fünf sind, man verweist auf die fünf Olympischen Ringe etc. Für Lateinamerikaner*innen zählt auch die

³ Die Habilitationsschrift von Rainer Bigalke (1996) bietet reiches Material, aus dem man allerdings die großen Linien herausdestillieren muss. Kombiniert mit dem einschlägigen dreiteiligen Artikel „Arbeit und Fest“ von Hans Kloft (Antike), Jacques Le Goff (Mittelalter) und Andreas Wirsching (Neuzeit) in Dinzelbacher (1993: 326-361) ergibt sich aber ein relativ konturenscharfes Panorama.

Antarktis als Kontinent, womit man auf sechs kommt. In den anglophonen Ländern wiederum werden Nord- und Südamerika meist als zwei Erdteile betrachtet; in diesem Modell unterscheidet man also sieben Kontinente (N.N. *continentes*, online).

Ein kulturell relevantes Element sind auch Text(sorten)konventionen. Über die entsprechenden Unterschiede müssen vor allem Übersetzer*innen Bescheid wissen. Aus dieser Erkenntnis heraus ist die Kontrastive Textologie entstanden und zu einer zentralen Subdisziplin der Kontrastiven Linguistik geworden. Im Zug der Globalisierung werden zwar zahlreiche Unterschiede eingeebnet, dennoch bleiben nach wie vor einschneidende Divergenzen zu beachten. Nicht die unwichtigsten Bemühungen beziehen sich auf die Muster akademischer Textsorten, denn man ist sich inzwischen darüber einig, dass die Vertextung wissenschaftlicher Erkenntnisse trotz des aus der anglophonen Sphäre kommenden Konvergenzdrucks nach kulturspezifischen, in der schulischen Sozialisation erworbenen Mustern erfolgt. Der norwegische Soziologe und Friedensforscher Johan Galtung (1983) hat zwar nicht als erster, aber mit nachhaltigem Echo darauf hingewiesen. Heute werden solche Unterschiede nicht nur in wissenschaftlichen Qualifikationsschriften (z.B. Reinart 2009), sondern in jedem ernstzunehmenden Lehrbuch (z.B. Stolze 2009) ausführlich behandelt.

5. Fazit

Der scheinbar tiefe Graben zwischen Sprach- und Kulturwissenschaft ist weder naturgegeben noch unüberwindlich, wie ältere Paradigmen der Sprachwissenschaft gezeigt haben. Eine zeitgemäße Verzahnung, die für Studierende zugleich einen Motivationsfaktor und einen intellektuellen Mehrwert darstellt, wird im Rahmen der Translationswissenschaft seit geraumer Zeit erprobt und in neueren Curricula immer expliziter festgeschrieben. Die Tatsache, dass philologische Fächer zunehmend Allianzen mit anderen Disziplinen wie den Rechts- oder den Wirtschaftswissenschaften eingehen, um neue Studiengänge zu gründen, lässt auch erwarten, dass sich die Sprachwissenschaft nach und nach wieder mehr mit lebensweltlichen Inhalten anreichert und sie wissenschaftlich interpretiert.

Bibliographie

Bigalke, Rainer (1996), *Zur Diachronie des Arbeitsbegriffs im Galloromanischen, Italienischen und Rumänischen*. Osnabrück: Rasch.

- Born, Joachim (2019), „Was hat denn Sportsprache mit Onomastik zu tun? Sprach- und kulturwissenschaftliche Impressionen aus Iberoromania und Germanophonie“. In: Lavric, Eva, et al. (Hrsg.), *Comparatio delectat III. Akten der VIII. Internationalen Arbeitstagung zum romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich*. Innsbruck, 29.08.-01.09. 2016. Erster Band. Berlin: Lang, 13-32.
- Dinzelbacher, Peter (Hrsg.) (1993), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*. Stuttgart: Kröner.
- Galtung, Johan (1983), „Kultur, Struktur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über saxonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft“. In: *Leviathan*, 11, 303-338. Englische Originalfassung: Galtung, Johan (1981), „Culture, Structure and Intellectual Style. An Essay Comparing Saxon, Teutonic, Gallic and Nipponic Approaches“. In: *Social Science Information*, 20, 817-856.
- Göhring, Heinz (1976), „Interaktionelle ‚Leutekunde‘“. In: Drescher, Horst / Scheffzek, Signe (Hrsg.), *Theorie und Praxis des Übersetzens und Dolmetschens. Referate und Diskussionsbeiträge des internationalen Kolloquiums am Fachbereich Angewandte Sprachwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Gernersheim (2.-4. Mai 1975)*. Frankfurt am Main: Lang, 146-158. – Wieder abgedruckt in: Heinz Göhring (2002): *Interkulturelle Kommunikation. Anregungen für Sprach- und Kulturmittler*. Hrsg. von Andreas Kelletat und Holger Siever. Tübingen: Stauffenburg, 85-96.
- Jaeger, Friedrich / Straub, Jürgen (Hrsg.) (2004), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 2: Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart / Weimar: Metzler.
- Jaeger, Friedrich, et al. (2004), „Vorwort“. In: Jaeger, Friedrich / Straub, Jürgen (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 2: Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart / Weimar: Metzler, VII-VIII.
- Jauß, Hans Robert (1988), „Von Combray nach Konstanz. Mein Weg von der Romanischen zur Allgemeinen Literaturwissenschaft“. In: Nies, Fritz / Grimm, Reinhold (Hrsg.), *Ein „unmögliches Fach“. Bilanz und Perspektiven der Romanistik*. Tübingen: Narr, 67-80.
- Kaldirim-Celik, Senay (online), *Interkulturelle Kompetenz – Türkische Migrantenfamilien in der Palliativversorgung*. https://www.dwnh-bethel.de/fileadmin/Der_Weg_nach_Hause/aktuell/downloads/Migrationshintergrund.pdf [20.02.2020].

- Laermann, Klaus (1986), *Lacancan und Derridada*. <https://www.zeit.de/1986/23/lacancan-und-derridada> [20.02.2020].
- Müller-Funk, Wolfgang (2011), „Kulturwissenschaften“. In: Reinalter, Helmut / Brenner, Peter J. (Hrsg.), *Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe, Disziplinen, Personen*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau, 986-992.
- N.N. *continentes*. <https://www.saberespractico.com/geografia/cuantos-continentes-hay/> [20.02.2020].
- Nünning, Ansgar (Hrsg.) (2005), *Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaften*. Stuttgart: Metzler.
- Oksaar, Els (1988), *Kulturemtheorie. Ein Beitrag zur Sprachverwendungsforschung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= Berichte aus den Sitzungen der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, Hamburg, 6/3).
- Reinart, Sylvia (2009), *Kulturspezifität in der Fachübersetzung*. Berlin: Frank & Timme.
- Rosenberg, Rainer (1986), „Zur Bedeutung von Jacob Grimms Konzeption der philologischen Germanistik für die Entwicklung der Literaturwissenschaft“. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 7/1, 33-40.
- Sokal, Alan / Bricmont, Jean (1999), *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen*. München: Beck.
- Stein, Hartmut (2012), *Chronik deutscher Schlüsseltexte*. Stuttgart: Kröner.
- Stolze, Radegundis (2009), *Fachübersetzen – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis*. Berlin: Frank & Timme.

Das Vokabular des Jazz im „Jazzbuch“ (1953) von Joachim Ernst Berendt

Thomas Gloning

1. Jazztexte und Jazz-Vokabular in historischer Perspektive – Das Projekt „Historisches Vokabular des Jazz“

Die Jazz-Musik des späten 19., 20. und 21. Jahrhunderts ist geprägt durch eine äußerst vielgestaltige Geschichte und eine breite internationale Resonanz. Auch im deutschen Sprachraum haben die Spielarten des Jazz eine dynamische Entwicklung durchlaufen, die nun in einer aspektreichen und breit dokumentierten Monographie von Wolfram Knauer (2019) sehr gut dargestellt wird. Aber auch speziellere Darstellungen, z. B. die von Jürgen Schwab besorgte Dokumentation „Der Frankfurt Sound. Eine Stadt und ihre Jazzgeschichte(n)“ (2005) oder der Sammelband „Jazz in German-language Literature“ (Krick-Aigner/Schuster 2013) sind, um nur zwei Beispiele aus vielen zu nennen, wertvolle Quellen bzw. Hilfsmittel zur Geschichte des Jazz und seiner Thematisierung im deutschsprachigen Raum.

Mit den musikalischen Entwicklungen gehen Formen der sprachlichen und medialen Thematisierung des Jazz einher, die auch historisch jeweils neue Medien nutzen: Jazz wird thematisiert und besprochen in Zeitungsbeiträgen, Annoncen, einem breiten Spektrum von Beiträgen zu Fachzeitschriften (z. B. Personenporträts, Konzertberichten, Platten- und CD-Rezensionen), Sach- und Fachbüchern, der „schönen“ Literatur, Hörfunk- und Fernsehsendungen, im Internet und natürlich auch in (allerdings schwer dokumentierbaren) persönlichen Gesprächen, z. B. in den Pausen von Konzerten.¹ Aber auch Eintrittskarten und Werbematerialien

¹ Ein interessantes Vergleichsobjekt für die Untersuchung von Gesprächen im Umkreis von Jazz-Veranstaltungen könnte das Projekt zu Gesprächen in Theaterpausen sein, dessen Resultate in Gerwinski/Habscheid/Lenz (2018) dokumentiert sind. Die Gespräche selbst und die Transkriptionen, die in diesem Projekt erarbeitet wurden,

wie z. B. Flyer, Poster sowie Platten- und CD-Beihefte gehören zum jazzbezogenen Textkosmos.

Mit der Entwicklung des Jazz und den darauf bezogenen Formen der Thematisierung in unterschiedlichen Medien und Kommunikationszusammenhängen im deutschen Sprachgebiet ist eine spezifische Wortgebrauchsdynamik verbunden. Wer über Jazz spricht oder schreibt, muss z. B. Instrumente erwähnen (*Tenorsaxophon*), muss Arten von MusikerInnen bezeichnen (*Tenorsaxophonist*), muss ggf. auch Jazzstile (*Cool Jazz*) und Arten von Besetzungen (*Klaviertrio*) thematisieren, er oder sie muss ggf. Bewertungen abgeben usw. Viele kommunikative Aufgaben im Bereich des Schreibens über Jazz und des Schreibens im Jazz sind eng verbunden mit dem Gebrauch spezifischer lexikalischer Mittel.

Im Rahmen dieses Beitrags möchte ich den Wortgebrauch und zentrale Aspekte seiner Strukturierung im „Jazzbuch“ (1953) von J. E. Berendt vorstellen. Meine Vorstudie ist ausgerichtet auf ein neues Projekt „Historisches Vokabular des Jazz“ (HistVokJazz). Im Rahmen dieses Projekts soll eine digitale Wortschatzdokumentation zur Entwicklung des deutschsprachigen Jazzvokabulars aufgebaut und durch Untersuchungen zu Struktur und Geschichte dieses Wortschatzbereichs in seinen vielfältigen kulturellen und kommunikativen Zusammenhängen flankiert werden. Dieses Vorhaben stellte ich erstmals im Rahmen einer Göttinger Lexikographie-Tagung 2019 und kurz danach auch auf dem Germanistentag in Saarbrücken 2019 vor.² In einem FAZ-Beitrag zur Göttinger Tagung aus der Feder von Wolfgang Krischke wurde dieses Projekt als schlanker Newcomer unter den „lexikographischen Dickschiffen“ freundlich erwähnt und willkommen geheißen.³

Die erste Auflage von „Das Jazzbuch“ von J. E. Berendt aus dem Jahr 1953 ist ein wichtiger Text für das Projekt und seine Ziele, weil sie zu Beginn der Nachkriegszeit eine erste Gesamtdarstellung des Jazz und seiner Geschichte unternimmt und deshalb auch für die Struktur und den Bestand des Wortschatzes in den frühen 1950er Jahren einen guten Querschnitt bietet.

sind in der „Datenbank gesprochenes Deutsch“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim dokumentiert und nachnutzbar.

² https://zhistlex.de/folien/Gloning_2019_HistVok-Jazz_Saarbruecken.pptx

³ Im Anschluss an den FAZ-Beitrag bekam ich auch eine Email von Wolfram Knauer, dem Direktor des Darmstädter Jazzinstituts, die gute Perspektiven der Zusammenarbeit mit dem Jazzinstitut und der Nutzung seiner reichhaltigen Bestände eröffnet. Die Corona-Entwicklungen haben erste Schritte bisher leider verhindert.

2. J. E. Berendts „Jazzbuch“ (1953) als Quelle für den historischen Wortgebrauch des Jazz

„Das Jazzbuch“ (1953) von J. E. Berendt kam offenbar einem Bedürfnis nach Information und Orientierung über den Jazz entgegen.⁴ Nach der Erstausgabe von 1953 wurde das Werk immer wieder aufgelegt; dabei wurde es von seinem Autor z. T. erheblich umgearbeitet und erweitert. Gesamt- und Überblicksdarstellungen zu einem Gebiet zielen auf eine breite thematische Abdeckung, mit der in der Regel auch der breite Gebrauch des einschlägigen thematischen Wortschatzes verbunden ist.

Für das Projekt „Historisches Vokabular des Jazz“ ist deshalb eine frühe Gesamtdarstellung wie das „Jazzbuch“ von J. E. Berendt ein erstklassiger Ausgangspunkt für einen Überblick über die Struktur und den Bestand des frühen Jazzwortschatzes dieser Zeit und zum Teil auch der Zeiträume, die in historischer Rückschau thematisiert werden.

Im Rahmen des Projekts wird das „Jazzbuch“ als eine wichtige Quelle für die Dokumentation einzelner Wörter und Verwendungsweisen im digitalen Vokabular zur Geschichte des Jazz im deutschen Sprachraum dienen können.⁵

⁴ Im Nachgang zum erwähnten FAZ-Artikel zur Göttinger Lexikographie-Tagung überraschte mich der Kepler- und Schickard-Philologe Dr. Friedrich Seck mit einer Anekdote aus seiner Biographie im Jahr 1953: „Im D-Zug von Hannover nach Stuttgart habe ich siebzehnjährig Berendts Jazzbuch im Stehen gelesen (auch damals gab es volle Züge) und danach beim ersten Hören einer Aufnahme von Count Basie im Radio ihn nach der Schilderung seines Klavierstils sofort erkannt. An meine ersten vier Schellackplatten (Parker, Tristano, 2*Armstrong) erinnere ich mich noch genau (...).“ Auch mein akademischer Lehrer („teacher and friend“) Gerd Fritz, Jahrgang 1943, schrieb mir, dass die Werke von J. E. Berendt wichtige Bausteine seines musikalischen Horizonts waren, auch wenn sich seine Interessen dann stärker zur klassischen Musik hin ausrichteten.

⁵ Eine ausführlichere Projektdarstellung erscheint demnächst als Teil der Dokumentation der Göttinger Tagung in „Lexicographica“. Dort sollen auch Überlegungen zur Quellenbasis dargestellt werden.

3. Das Wortschatz-Profil von J. E. Berendts „Jazzbuch“ (1953)

Wie gerade erwähnt, benutze ich das „Jazzbuch“ von 1953 als sprach- und wortschatzgeschichtliche Quelle, die einen systematischen Querschnitt für das Vokabular gibt, mit dem *über* Jazz gesprochen und geschrieben werden konnte. Im Hinblick auf das Wortschatz-Profil dieser Quelle gehe ich davon aus, dass sich Wortschätze und Wortbestände mehrdimensional charakterisieren lassen (vgl. Gloning 2003, Kap. 2). Dabei lassen sich analytisch zunächst verschiedene Untersuchungskriterien und Charakterisierungsdimensionen des Wortgebrauchs formulieren: Man kann zunächst u. a. fachlich-thematische Kriterien anlegen und z. B. nach Bezeichnungen für Arten von JazzinstrumentalistInnen wie etwa *Altist*, *Bari-ton saxophonistin* oder *Drummer* fragen. Man kann weiterhin Aspekte des Zusammenhangs von Wortgebrauch und Textfunktionen in den Blick nehmen, ein Beispiel dafür sind etwa lexikalische Mittel der Bewertung wie „ausdrucksstark“. Aber auch die Frage nach der Rolle von Wörtern und Verwendungsweisen fremdsprachiger, vor allem amerikanischer Herkunft (*Swing*, *Drive*, *Off-Beat*), ist eine wichtige Analyse-Dimension. Viele lexikalische Elemente sind Wortbildungen, die man daraufhin befragen kann, zu welchem Wortbildungstyp sie gehören, wie es um den Grad ihrer Etablierung oder Originalität steht. Quer dazu lassen sich dann auch weitere Fragen etwa nach dem Themenbezug oder nach der funktionalen Leistung unterschiedlicher Wortbildungen stellen. Wörter wie *Urwaldmusik* zeigen, dass bestimmte Ausdrücke in polemischen Diskursen verankert waren, deren kulturchauvinistische und oft rassistische Denkfiguren im zeitgenössischen Kontext mit behandelt werden müssen, auch wenn sie bei Berendt im Berichtmodus gebraucht werden.⁶ Aber auch Fragen nach der Jazz-Spezifik einzelner thematisch relevanter Wörter und Verwendungsweisen spielen eine wichtige Rolle. Auf Seite 210 heißt es im „Jazzbuch“ z. B. in einem Eintrag des kurzen Abschnitts „Die Sprache des Jazz. Ein kleines Lexikon“:

⁶ Auf der Titelseite des „Melody Maker“ vom 26. Mai 1956 wird berichtet, dass Angehörige des „White Citizens Council of Birmingham, Alabama“ vor dem *Veranstaltungsort* eines Jazzkonzerts mit „printed signs“ demonstrierten, auf denen zu lesen war: „Down with bebop. Christians will not attend this show. Ask your preacher about jungle music!“ (die Titelseite mit dem Bericht ist abgedruckt bei Godbolt 1994, 6).

UNISONO ist kein Jazzfachwort, sondern ein Ausdruck der ‚klassischen‘ Musiksprache. Trotzdem ist es wichtig geworden für alle Be-bop-Musiker. Im Unisono spielt man, wenn verschiedene Musiker die gleiche Note – lediglich im Oktavabstand oder im Abstand mehrerer Oktaven von einander getrennt – spielen. Die Themen, über die die Be-bop-Musiker improvisieren, werden im Unisono-Spiel vorgestellt.⁷

Das Beispiel soll zeigen, dass wir auch mit unterschiedlichen Formen und Graden der Jazz-Spezifität bzw. des Jazz-Bezugs rechnen müssen.

Die soeben genannten Untersuchungskriterien und Charakterisierungsdimensionen lassen sich analytisch trennen, sie sind aber vielfach auch miteinander kombinierbar, so kann man im Hinblick auf thematische Felder des Wortgebrauchs fragen, welche Rolle dabei Wortbildungen oder Wörter fremdsprachiger Herkunft spielen. Umgekehrt kann man etwa Wortbildungen und Wortbildungssektoren im Hinblick auf ihre thematischen oder funktionalen Leistungen hin befragen usw. Und quer zu diesen Fragen der Wortschatz-Architektur liegt die historische Dimension und die Frage, wie sich der Wortbestand und seine mehrdimensionale Strukturierung in der Zeit und in verschiedenen Kommunikationsbereichen entwickelt hat.

In den folgenden Abschnitten möchte ich nun exemplarisch zeigen, welche Aspekte des Wortschatzprofils des Jazz sich mit Hilfe des „Jazzbuch“ (1953) charakterisieren und dokumentieren lassen und welchen Aufschluss- und Dokumentationswert dieser Text für das Projekt „HistVokJazz“ haben könnte.

3.1 Das thematisch-fachliche Profil des Wortgebrauchs im „Jazzbuch“ von 1953

Im Klappentext des Verlags heißt es am Ende: „Das Buch ist ein Kompendium für Liebhaber und Gegner des Jazz.“ Mit dem Gebrauch von *Kompendium* ist der Anspruch thematischer Breite und Abrundung verbunden. Etwas weiter oben schreibt der Verlag: „Zum erstenmal hat hier ein genauer Kenner dieses kulturgeschichtlich wie musikwissenschaftlich gleich interessanten Themas das weite Gebiet der

⁷ Die Frage nach der exklusiven Fachspezifik und den erweiterten fachlich-thematischen Bezügen von Wörtern und Verwendungsweisen stellt sich in vielen Bereichen jeweils in verwandter Weise. Vgl. exemplarisch die frühe Thematisierung im Vorwort zum „Deutschen Rechtswörterbuch“. Vgl. weiterhin Roelcke 2020, die Bände des HSK-Werks „Fachsprachen“ (1998, 1999) und Gloning 2003, Kap. 2.2.2.

Jazzmusik für die Bedürfnisse des deutschen Lesers dargestellt“. Als Teilthemen des „weiten Gebiets“ werden erwähnt: die Entstehung des Jazz, die Entwicklung der verschiedenen Stile, die Charakteristik der bedeutendsten Jazzmusiker, Wesen und Elemente der Jazzmusik, die Stellung des Jazz in der Musikgeschichte und im kulturellen Leben „unserer Zeit“, die Definition „der wichtigsten Fachausdrücke“ und eine Diskographie „der in Deutschland erreichbaren Jazzplatten“. Das Inhaltsverzeichnis des Buches (vgl. Anhang, Abb. 1) bestätigt die hier genannte thematische Grundstruktur, zeigt aber andererseits auch wichtige thematische Verzweigungen, z. B. im Hinblick auf die Instrumente, die Harmonik und die Rhythmik der Jazzmusik und seiner historischen Stile.

Für unsere Zwecke ist es zentral, dass ein enger Zusammenhang besteht zwischen Themenstruktur, Wissensorganisation und der „Architektur“ des Wortgebrauchs in fachlich-thematischen Systemstellen.⁸ Arbeit an der Themenorganisation ist Arbeit an der Wissensorganisation, die Nutzung spezifischer lexikalischer Elemente ist ein wichtiger Aspekt dieser Arbeit.

Es folgen nun Beispiele für ausgewählte Systemstellen, denen ich zur Illustration⁹ jeweils einige lexikalische Einheiten aus dem „Jazzbuch“ folgen lasse:

- Bezeichnungen für Instrumente: *Banjo, Bass, Cornett, Gitarre, Klarinette, Kontrabass, Piano, Posaune, Saxophon, Altsaxophon, Baritonsaxophon, Baßsaxophon, Tenorsaxophon, Sopransaxophon, Schlagzeug, Trompete, Tuba, Vibraphon, Violine*;
- Bezeichnungen für Jazz-MusikerInnen: *Altsaxophonist, Arrangeurin, Bandleaderin, Baritonsaxophonist, Bassmann, Be-bop-Vokalistin, Cool-Jazz-Vokalistin, Drummer, Komponistin, Pianist, Pianistin, Sopransaxophonist, Tenorsaxophonist, Tenorist, Trompeter, Vibraphonist, Vokalistin*;
- Bezeichnungen für Stil-Richtungen des Jazz: *Be-bop, Bigband-Jazz, Bop, Chikago-Stil, Cool-Jazz, Cuban-Jazz, New-Orleans-Stil, Progressiv-Jazz, Swing*;
- Bezeichnungen für Formationen: *Band, Begleitband, Bigband, All Star Band, Combo, Jazz-Orchester, Orchester, Saxophonsextett*;

⁸ Mit der Metaphorik einer Architektur von Systemstellen ist auch verbunden, dass Systemstellen auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen angesetzt werden können und aufgrund der Mehrdimensionalität der Kriterien auch hierarchische oder netzwerkförmige Zusammenhänge aufweisen können.

⁹ Vollständigkeit kann hier auch nicht annähernd erreicht werden.

- Bezeichnungen für Aspekte der Harmonik, Rhythmik, Melodik und Spielweise: *Akkord-System, Begleitakkord, Chorus, dirty-Spiel, Dominantseptimen-Akkord, Drive, Durchgangsakkord, Harmonie, Harmonik, harmonisches Schema, Hot, hot-Intonation, Improvisation, Melodiephrase, Riff, Septnon-Akkord, Swing, Thema, Tonbildung, Unisono-Spiel*;
- Bezeichnungen für Aspekte der Herkunft/Hautfarbe: *schwarz, weiß, schwarze Rasse, weiße Rasse, Neger, Negerin, Negerlieder, Negerstädte, Negerviertel, Rasse*.

Man sieht an diesen wenigen Beispielen auch, dass es zum Teil systematische Zusammenhänge zwischen den Wortschatzgruppen gibt, etwa zwischen den Bezeichnungen für Instrumente und denen für InstrumentalistInnen, die über Wortbildungsverfahren (z. B. Ableitungen auf *-ist/-istin* oder *-er*) verbunden sind. Man erkennt weiterhin, dass die Systemstellen Bezeichnungen fremdsprachiger Herkunft in unterschiedlichem Umfang aufweisen. Die für das „Jazzbuch“ wichtige Unterscheidung „schwarzer“ und „weißer“ Traditionen der Jazzmusik spiegelt sich in einem eigenen Wortschatzsektor, der auch *Neger* und Wortbildungen mit *Neger-* mit einschließt.

Neben diesen Bezeichnungen, deren Bezug zu jazz-bezogenen thematischen Aspekten der Darstellung deutlich ist, gibt es darüber hinaus Bezeichnungen, die nicht jazz-spezifisch sind, z. B. bei der Charakterisierung der geschichtlichen Entwicklung, wo von *Schulen, Zweigen* und dergleichen die Rede ist.

3.2 Wortgebrauch, textuelle Funktionen und und das Profil funktional-thematischer Textbausteine

Wenn man eine kommunikativ-textfunktionale Perspektive auf den Wortgebrauch einnimmt,¹⁰ kann man im Hinblick auf das „Jazzbuch“ zunächst (1) nach dem Zusammenhang von Wortgebrauch und textuellen Grundfunktionen, sodann (2) auch nach der Rolle des Wortgebrauchs für spezifische Textbausteine wie z. B. Musikerporträts oder Kurzcharakteristiken von Jazz-Alben fragen.

¹⁰ Vgl. Gloning 2003, Kap. 2.2.1.

3.2.1 Wortgebrauch und textuelle Grundfunktionen

Der Zusammenhang von Wortgebrauch und textuellen Grundfunktionen ist nicht unabhängig von thematischen Aspekten. Aber man fragt dabei aus einer anderen, eben der funktionalen Perspektive, bei der die Rolle des Wortgebrauchs für kommunikative Aufgaben im Mittelpunkt steht.

Beispiele für kommunikativen Basis-Aufgaben sind z. B. „angeben, welcher oder welche Art von Gegenstand gemeint ist“, wobei „Gegenstand“ im Sinne der Referenztheorie alles sein kann, worüber man reden kann, z. B. Personen (*Tenor-saxophonist, Pianistin*), Ereignisse (*Schlagzeugsolo, improvisieren*), Institutionen/Einrichtungen (*Jazzplattenfirma*), materielle oder abstrakte Gegenstände. Die funktionale Perspektive ist von der thematischen deshalb nicht zu trennen, weil z. B. beim „Angabe, welcher oder welche Art von Gegenstand gemeint ist“ die jeweiligen Gegenstände in unterschiedlicher Weise thematisch relevant sind, etwa Personen, Instrumente oder Veranstaltungen, die erwähnt werden. Da im Hinblick auf die Jazz-Spezifik die thematische Perspektive wichtiger ist, soll es an dieser Stelle genügen, die textfunktionale Perspektive, die quer zur thematischen liegt, immerhin eingeführt zu haben.

Andere Grundfunktionen, z. B. das Bewerten, sind zum Teil weniger eng mit thematischen Aspekten verbunden. Gleichwohl muss man im Hinblick auf die Textsorten des Jazz, die eine bewertende Komponente haben, auch nach den lexikalischen Mitteln fragen, mit denen z. B. in Konzertberichten oder Album-Rezensionen Bewertungen realisiert werden können. Im „Jazzbuch“ von J. E. Berendt spielt dieser Wortschatzsektor allerdings keine sehr prominente Rolle, auch wenn sich Belege für diese Funktion durchaus finden lassen („der bedeutendste Jazzmusiker überhaupt“, S. 35).

3.2.2 Wortgebrauch, Texttypen und funktional-thematische Textbausteine

In Joachim Ernst Berendts „Jazzbuch“ kann man zwei wiederkehrenden Textbausteinen wohl den Status von integrierten Texttypen zuschreiben: den Musikerporträts und den Kurzcharakterisierungen von Jazzplatten. Sie sind in ganz unterschiedlicher Weise durch eigene Wortgebrauchsprofile gekennzeichnet.¹¹

Die Kurzcharakterisierungen von Jazzplatten im „Jazzbuch“ sind im Hinblick auf den deutschen Wortschatz quasi wertlos, weil die Angaben komprimiert und

¹¹ Vgl. Gloning 2003, Kap. 2.2.5.

überwiegend englischsprachig sind, die Angaben zu den Instrumenten sind z. B. Kürzel wie „bs“ für Baritonsaxophon. Als ein unscheinbares Spezifikum kann man allenfalls den Gebrauch von *mit* nennen, das zur Einleitung der Aufzählung von Mitspielern dient, z. B.:

BECHET, SIDNEY (cl, ss) ... St. James Infirmary Climax BN 533 **mit** Sidney DeParis (co), Vic Dickenson (tb), Art Hodes (p), Pops Foster (b), Mancio Johnson (dr). [Herv. durch Fettdruck TG]

Diese Bausteine sind in textgeschichtlicher Hinsicht aber dennoch interessant, weil sie eine Folie bieten für die weiteren Entwicklungen dieses Texttyps im Rahmen von später erschienenen Jazz-Diskographien seit den 1960er Jahren, deren lexikalisches Profil deutlich reichhaltiger ist im Hinblick auf die Frage: „Wie charakterisiert man ein Jazz-Album und welche lexikalischen Mittel benötigt man typischerweise für die kommunikativen Aufgaben, die dabei anfallen?“

Im Hinblick auf den Wortgebrauch sind die Musikerporträts im „Jazzbuch“ (S. 24-75; 180-189) interessanter. Sie nehmen einen vergleichsweise breiten Raum ein und haben für die Ziele und die Konzeption des Buchs einen hohen Stellenwert: Die Entwicklung des Jazz wird in dieser Darstellungsweise auch durch „große“ Persönlichkeiten geprägt und vorangetrieben.

Der Wortgebrauch in den Musikerporträts im „Jazzbuch“ ist zunächst und in erster Linie geprägt von den thematischen Aspekten, die jeweils angesprochen werden. Die Angabe der bespielten Instrumente ist ein Standardbaustein, im Abschnitt über Sydney Bechet (S. 30-35) finden wir beispielsweise die Ausdrücke *Klarinette*, *Sopransaxophon* und *Sarrusophon*, letzteres eine selten gebrauchte Bezeichnung für ein selten eingesetztes Instrument. Aber auch Adjektive wie *cornettblasend* oder Personenbezeichnungen wie *Trompetenspieler* dienen indirekt dieser Funktion. Wenn Zeitumstände oder lokale Erscheinungen thematisiert werden, finden sich Wörter wie z. B. *Bandwaggon*, *Riverboat-Band*, *mardi gras* oder *Musiker-Existentialisten*. Zur Charakterisierung von Musikern dient vielfach auch der Vergleich mit anderen. Im Porträt von Buddy Bolden ist in diesem Zusammenhang z. B. von der *Armstrong-Trompete* die Rede. Darüber hinaus finden sich auch eigene Kurzcharakterisierungen von Zeitgenossen (Musiker, Orchester), die in sich wiederum eigene Wortgebrauchsprofile aufweisen. Ein Wort wie *Begleiter* bezieht sich auf die Mitspieler in Jazz-Formationen, Ausdrücke wie *Trompeten-Spielweise* oder *Klavierstil* werden bei der Charakterisierung der Musik gebraucht, Wörter wie *Schallplattenaufnahme*, *Aufnahmetechnik* oder *Massenverkaufserfolge* beziehen sich auf ökonomisch-technische Aspekte der Jazzmusik. Diese Beispiele mögen

genügen, um zu zeigen, dass der Wortgebrauch in den Musikerporträts des „Jazzbuch“ in komplexer Weise mit den thematischen Aspekten der Charakterisierung von Musikern und (wenigen) Musikerinnen zusammenhängt.

Auch in den Musikerporträts spielen Fragen der Hautfarbe, der Abstammung und der „Rasse“ eine große Rolle: Wörter und Wendungen wie *reiner Neger*, *Reinheit des Blutes*, *reinrassiger Neger*, *rassisch*, *Negermädchen*, *Rassegenosse*, *Farbiger*, *schwarz*, *Schwärze* und andere zeigen, dass die Abstammung ein wichtiger Aspekt der Biographien war und dass sie im „Jazzbuch“ auch ein grundlegendes Strukturprinzip für die Organisation der Jazzgeschichte ist. Ihr Gebrauch deutet weiter darauf hin, dass diese kulturkolonialistisch und z. T. rassistisch „imprägnierte“ Terminologie in den 1950er Jahren auch für einen Autor, der Themen wie Rassendiskriminierung und die Geschichte der Sklaverei in seiner Darstellung durchaus kritisch mitführt, offenbar nicht problematisch war.¹²

Musikerporträts sind später auch wichtige Bestandteile von Jazz-Zeitschriften, so dass sich hier ein diachroner Vergleich der Entwicklung des Texttyps und des lexikalischen Profils im historischen Längsschnitt anbietet. Im „Jazzbuch“ sind umgekehrt aber auch bestimmte Texttypen nicht belegt, die später eine wichtige Rolle haben werden, z. B. Konzertbericht und Konzertkritik.

Die Frage nach dem spezifischen Wortgebrauchsprofil von Texttypen und Textbausteinen im Bereich des Jazz sowie nach Aspekten der Entwicklung im historischen Längsschnitt ist eine wichtige kommunikative Querschnittsperspektive für die Analyse und die Dokumentation, bei der thematische, funktionale und andere Kriterien zusammenspielen. Neben traditionellen Darstellungsformen wie z. B. Lehrbüchern zur Jazz-Harmonik, Diskographien oder Biographien müssen hier auch neuere Angebote wie z. B. Online-Tutorials, Fernseh- und Hörfunk-Dokumentationen (einschließlich ihrer Internet-Ableger) mit ihren mündlichen Textanteilen berücksichtigt werden.

¹² Wolfgang Krischke hat in einem FAZ-Beitrag (28.9.2019) über die Göttinger Lexikographie-Tagung auf den Gebrauch von „Vollblut-Neger“ in einem Jazz-Text in der „Zeit“ von 1948 hingewiesen. In einem Nachruf auf Louis Armstrong in der „Zeit“ von 1971 wird der Musiker im Ton hoher Anerkennung als „Bilderbuchneger“ bezeichnet:

<https://www.zeit.de/1971/28/satchmo-der-koenig-des-jazz/komplettansicht>
(5.9.2020)

3.3 Die Rolle fremdsprachiger Ressourcen in „Jazzbuch“

Wenn man die Rolle und den Gebrauch von lexikalischen Mitteln fremdsprachiger Herkunft im „Jazzbuch“ im Umriss skizzieren will, lassen sich drei Punkte hervorheben: (i) die lexikalischen Mittel, die sich auf das amerikanische Englisch zurückführen lassen; (ii) die lexikalischen Einheiten des Themenbereichs Musik, die auch, aber nicht nur, im Jazz-Text verwendet werden und die aus den alten Sprachen oder aus dem Italienischen übernommen wurden und z. T. schon eine längere Gebrauchsgeschichte im Deutschen aufweisen; (iii) die textuellen Verfahren, mit denen fremdsprachige Ausdrücke im „Jazzbuch“ eingeführt, erläutert und kontextualisiert werden.

3.3.1 Lexikalische Mittel, die sich auf das amerikanische Englisch zurückführen lassen

Die Entwicklung des Jazz ist wesentlich geprägt von (afro-)amerikanischen Traditionen und ihren Ausstrahlungen, auch im deutschen Sprachraum. Demzufolge weisen die älteren deutschsprachigen Jazztexte – und so auch das „Jazzbuch“ von 1953 – zahlreiche Wörter und Verwendungsweisen auf, die sich auf Vorbilder aus dem amerikanischen Englisch zurückführen lassen. Wörter wie *Swing*, *Drive*, *Riff*, *Jazz* (und zahlreiche im Deutschen dazu erzeugte Wortbildungen), *Ragtime*, *Bandwaggon*, *Cool-Jazz*, *Bandleader*, *Flatted Fifth* und viele andere gehören zu dieser Gruppe.

Diese Wörter, Wendungen und Verwendungsweisen fremdsprachiger Herkunft lassen sich in vielen Fällen bestimmten funktional-thematischen Bereichen zuordnen, z. B. den Bezeichnungen für bestimmte Stilrichtungen und Spielweisen des Jazz: *Ragtime*, *Hot*, *Swing*, *Dixieland-Jazz*, *New-Orleans-Jazz*, *Be-bop*, *Bop*, *Cool-Jazz* und mehrere andere. Auch Bezeichnungen für Jazzformationen werden vielfach in ihrer originalen Form erwähnt, z. B. *St. Joseph Brass Band* oder *Hot Five*. Zum Bereich der Melodik, Harmonik und Rhythmik gehören Wörter wie *drive*, *swing* (klein geschrieben nicht als Stilbezeichnung, sondern als rhythmisches Phänomen, S. 19), *bluesfeeling* oder *flatted fifth*. Bezeichnungen für Personen sind u. a. *Drummer*, *Bandleader*, *Bongodrummer* oder *Jazzfan*, solche für Jazzformationen u. a. *All-Star-Sextet*, *Combo* oder *Band*.

3.3.2 Fremdsprachige Elemente des allgemeinen Musikwortschatzes im „Jazzbuch“

Neben lexikalischen Elementen aus dem amerikanischen Englisch gibt es im „Jazzbuch“ eine große Zahl von musik-bezogenen Wörtern und Verwendungsweisen, die z. T. Wurzeln in den klassischen Sprachen (Latein, Griechisch) oder im Italienischen als den wichtigen Quellen musikalischer Terminologie hatten und die um die Mitte des 20. Jahrhunderts z. T. schon erhebliche Grade der „Eindeutschung“ und der Etablierung aufweisen. Manche sind auch mit fremdsprachigen Elementen im Deutschen gebildet worden oder wurden aus alten Sprachen über neuere Vermittlungsstufen entlehnt oder beides kombiniert, z. B. *Diskographie*. Zu diesen Wörtern gehören u. a.:

Arrangement – Arrangeurin – Chorus – Cornett – Diskographie – Festival (Jazzfestival) – fortissimo – Grammophon – Gitarre/Gitarre – Harmonie – Harmonik – Improvisation – improvisieren – Instrument – Invention – Melodik – Orchester – Part (Klarinettenpart) – Phrase – pianissimo – Piano – Quinte – Quintett – Rhythmus – Saxophon – Solo – Sonorität – Stil – synkopiert – Tempo – Thema – Tournee – Unisono – Vibrato – Vokalist.

Auch hier sieht man wieder die Streuung über thematisch-funktionale Gruppen wie z. B. Bezeichnungen für Instrumente (*Gitarre, Saxophon*), für Aspekte der Spielweise, der Rhythmik, Melodik und Formenlehre (*Chorus, Phrase, Part, Sonorität*), für Personen (*Arrangeurin, Vokalist*) oder für Ereignisse (*Festival*). Auch in diesem Wortschatzsektor überwiegen die Nomina. Im Hinblick auf die Herkunftssprachen, die Aspekte der „Eindeutschung“ oder ggf. die Bildung innerhalb des Deutschen“ (z. B. *Melodik*) müssen die einzelnen Elemente jeweils für sich behandelt und auch im Hinblick auf ihre Jazz-Bezüge näher charakterisiert werden.

3.3.3 Verfahren der Einführung, der Erläuterung und der Kontextualisierung von lexikalischen Elementen fremdsprachiger Herkunft im „Jazzbuch“

Viele Wörter fremdsprachiger Herkunft, seien sie nun amerikanisch-englischen Ursprungs oder aus den europäischen Kultursprachen entlehnt, werden ohne weitere Erläuterung und Einführung gebraucht. Als Leser muss man einfach wissen, was ein Chorus oder ein Thema ist.

An manchen Stellen werden aber auch Formen der Einführung oder der beiläufigen textuellen Erläuterung gebraucht, in den beiden folgenden Textbeispielen etwa durch Parenthesen. Im folgenden Zitat wird der Ausdruck *Bandwaggon* erläutert:

Auf den Bandwaggons – den durch die Straßen fahrenden Musikwagen – saß der Posaunist am weitesten hinten ... (S. 126)

Im nächsten Zitat wird der Ausdruck *Posaune* dem englischsprachigen Gegenstück *Trombone* zugeordnet, das in den Diskographien mit seiner Kurzform „tb“ nicht selten verwendet wird:

Daß die Posaune unter den Jazzinstrumenten an zweiter Stelle genannt wird, hat vor allem einen technischen Grund. Sie ist nach der Trompete das einzige Blechblasinstrument, das in der Jazzmusik in größerem Umfang verwendet wird. Im übrigen war die **Posaune** – oder, dem englischen Sprachgebrauch entsprechend, »**Trombone**« – in den frühen Tagen des Jazz kaum mehr als ein geblasener Kontrabaß: sie gab den Melodieinstrumenten – der Trompete und der Klarinette – den harmonischen Untergrund, über dem sie sich frei bewegen konnten. (S. 126; Herv. TG)

Man sieht an diesem kurzen Textbeispiel auch, dass die textuelle Einführung verbunden wird mit einer kurzen Kontextualisierung des besprochenen Instruments. Sprachliche und sachlich-fachliche Informationen sind hier und an vielen anderen Stellen eng aufeinander bezogen.

Die textuelle Umgebung sichert in einigen Fällen auch das Verständnis von originellen bzw. kreativen Gebrauchsweisen von lexikalischen Einheiten fremdsprachigen Ursprungs, im folgenden Beispiel etwa von *Decrescendo*:

Die Entwicklung der Klarinette in der Jazzmusik ist wie ein einziges großes *Decrescendo*: im Anfang eine Fülle der vorzüglichsten Klarinettenisten, die ihrem Instrument fast so viel Bedeutung gaben wie dem Cornett und auf jeden Fall mehr als den anderen Jazzinstrumenten; dann im Chicago-Stil [!] das erste Abschwellen; im Swing ein weiteres; und heute kaum noch ein Klarinettenist von überragender Bedeutung. (S. 131)

An dieser Textstelle wird *Decrescendo* nicht für eine musikalische Erscheinung gebraucht, sondern für einen Aspekt der Entwicklungsdynamik im Bereich der Jazzmusik. Der Witz dabei ist, dass ein Wort aus dem Bereich der musikalischen Praxis in übertragener Weise verwendet wird für einen Aspekt der Geschichte der Musik.

Auch wenn solche Verfahren der sprachlichen Originalität und Kreativität auf lexikalischer Basis in einer Wörterbuch-Umgebung allein schwer darzustellen sind, müssen wir doch diskutieren, wie Wörterbuch-Artikel verbunden mit diskursiven Begleitdarstellungen diese Aufgabe vielleicht zufriedenstellend und erfolgreich lösen können.

3.4 Wortbildungen: Strukturen und Funktionen

Wortbildungen spielen, wie nicht anders zu erwarten, eine große Rolle bei der Behandlung des breiten Themenbereichs „Jazz“ und seiner Facetten. Hervorheben kann man zunächst die vielfältigen Wortbildungen mit *Jazz* als Bestandteil. Wichtig sind darüber hinaus aber auch die thematisch-funktionalen Bezüge der Wortbildungen im „Jazzbuch“ und ihre Zusammenhänge mit weiteren Kriterien der Wortschatzstrukturierung.

In einem ersten Schritt habe ich die Wortbildungen mit *Jazz* listenförmig zusammengestellt, die in der ersten Hälfte des Buches belegt sind, ich gebe jeweils nur die Fundstelle für den ersten Beleg.

Wortbildungen mit *Jazz* als Determinans: *jazzähnlich* (92), *Jazzarrangement* (101), *Jazzaufnahme* (31), *Jazzart* (9), *Jazzautor* (6), *Jazzautorität* (82), *Jazzbegeisterung* (82), *Jazzbuch* (3, 33), *Jazz-Cornettist* (30), *Jazzensemble* (40), *Jazzentwicklung* (17), *Jazzfachleute* (12), *Jazzfan* (90), *Jazzfanatiker* (9), *Jazzfestival* (33), *Jazzform* (24), *Jazzfreund* (5), *Jazzgegner* (5), *Jazzgeiger* (82), *Jazz-Geneigtheit* (54), *Jazzgeneration* (57), *Jazzgesang* (24), *Jazzgeschichte* (7), *Jazzimprovisation* (22), *Jazzinstrument* (53), *Jazzinstrumentalist* (98), *Jazzkeller* (62), *Jazzkenner* (28), *Jazzklarinetist* (27), *Jazzkönig* (28; „*King of Jazz*“), *Jazzkritik* (6), *Jazzkritiker* (11), *Jazzleben* (88), *Jazzleute* (76), *Jazzlichter aufsetzen* (45), *Jazz-Manager* (56), *Jazzmelodie* (10), *Jazzmusik* (3), *Jazzmusiker* (5), *Jazznachtklub* (81), *Jazzname* (13 i.S.v. ‚*Jazz-Persönlichkeit*‘), *Jazzorchester* (27), *Jazzpart* (50), *Jazzphrase* (58), *Jazzpianist* (39), *Jazzpiano* (13), *Jazz-Piano-Spiel* (87), *Jazzpilger* (46), *Jazzplatte* (6), *Jazzrivalen* (35), *Jazzsänger* (45), *Jazzsängerin* (59), *Jazzschallplattenfirma* (12), *Jazzschriftsteller* (71), *Jazzsinfonik* (50), *Jazzsolist* (13), *Jazzstadt* (91), *Jazzstätte* (71), *Jazzstil* (19), *Jazzstück* (19), *Jazztanz* (80), *Jazzthema* (10), *Jazztradition* (104), *Jazz-Treffpunkt* (20), *Jazztrompete* (35), *jazzungeeignet* (65), *Jazz-Ungeeignetheit des Klaviers* (53), *Jazzwelt* (7), *Jazz-Zentrum* (32).

Wortbildungen mit *Jazz* als Determinatum: *Bigband-Jazz* (52), *Cool-Jazz* (22), *Cool-Jazz-Leute* (72), *Cuban-Jazz* (52), *Dixieland-Jazz* (7), *Harlem-Jazz* (80), *Hotjazz* (12), *New-Orleans-Jazz* (17), *New-York-Jazz* (55), *Progressiv-Jazz* (21), *Pseudojazz* (10).

Daneben finden sich einige wenige komplexere Bildungen wie *Amateurjazzmusiker* (34), *Nicht-Jazzfreund* (7) und *Noch-nicht-Jazzfreund* (7). Ableitungen sind demgegenüber sehr selten: *verjazzen* (71) gehört dazu und, je nachdem, wie man den Status von „-mäßig“ beurteilt, auch *jazzmäßig* (53) und die darauf bezogene Nominalisierung *das Jazzmäßige* (68) sowie *Cool-Jazz-mäßig* (84).

Unter den oben genannten Nominalkomposita sind im Hinblick auf Frequenzgesichtspunkte *Jazzmusik* und *Jazzmusiker* sehr häufig belegt und stabil, demgegenüber sind Wörter wie *Jazz-Geneigtheit* oder *Jazz-Ungeeignetheit* eher Gelegenheitsbildungen für bestimmte, lokal begrenzte Zwecke. Man erkennt weiterhin, dass nicht wenige dieser Wortbildungen sich in thematisch-funktionale Gruppen einordnen lassen, z. B. Bezeichnungen für Instrumentalisten oder Vokalistinnen des

Jazz, darunter immerhin eine movierte Bezeichnung für eine Vokalistin. Die Wortbildungen mit *Jazz* als Determinatum bezeichnen allesamt Stilrichtungen des Jazz, mit einer Ausnahme: *Pseudojazz* bezeichnet keine Stilrichtung, sondern ist eine abwertende Kategorisierung, die in einem Abgrenzungsdiskurs zu verorten ist. Manche der Wortbildungen haben phrasale Gegenstücke im Text, z. B. *Jazzstil* und *Stile des Jazz* oder *Jazzorchester* und *Orchester des Jazz*.

Schließlich muss man beachten, dass manche Wortbildungen nicht nur eine einzige Verwendungsweise haben. Mit dem Ausdruck *Jazzform* wird zum einen auf einen Jazzstil, eine Spielweise des Jazz Bezug genommen (Belege in 1), an einer anderen Stelle (2) ist aber ein typisches Aufbauprinzip von Jazzstücken gemeint:¹³

(1) Fest steht wohl, daß sich auch dieser Jazz nahtlos aus den bisherigen **Jazzformen** entwickeln wird. Wohin sich entwickeln ... das kann allenfalls vermutet werden. (24) // Red Norvo ist niemals stehengeblieben. Als sich die Wogen des Bop zum leichten Wellenspiel des Cool-Jazz glätteten, wurde wieder von ihm gesprochen. Das Red-Norvo-Trio ist vielleicht das einzige Ensemble, das von den Freunden und Feinden der modernsten **Jazzformen** gleichermaßen anerkannt wird. (149) // Zuletzt führt der Weg auch in diesem Abschnitt zur modernsten **Jazzform**: zum Cool-Jazz. (200)

(2) Auf Lennie Tristanos kompliziertester Aufnahme – »Intuition« (auf Capitol) – ist von der üblichen **Jazzform**, die aus einer Aufeinanderfolge von Chorussen besteht, nichts mehr übriggeblieben. Es gibt nur melodische Linien, die sich in freiem Spiel überkreuzen. (74)

Unabhängig von den Wortbildungen mit *Jazz* gibt es ein breites Spektrum weiterer Wortbildungen, die im Hinblick auf ihre Strukturen, ihre Funktionen und ihr Zusammenspiel mit anderen Wortgebrauchskriterien charakterisiert werden können. Ein wichtiger Aspekt ist dabei auch die Frage, ob die belegten Wortbildungsprodukte bereits etabliert (*Schallplatte*) waren oder eher ad hoc gebildet wurden (z. B. *Jazz-Ungeeignetheit*, *jazz-ungeeignet*, *jazzgeeignet*, *Hawkins-Platte*).

Unter den Strukturmustern haben erwartungsgemäß die Nominalkomposita einen bedeutenden Anteil. Häufig bilden sie Familien, wobei einige davon von beträchtlicher Komplexität sind und unterschiedliche Facetten eines thematischen Aspektes abdecken,¹⁴ z. B. die Bildungen zu *Platte*:

¹³ Alle Hervorhebungen TG.

¹⁴ Auf weitere thematische Facetten beziehen sich u.a. Wortbildungen mit Aufnahme, z. B. Aufnahmeleiter oder Voraufnahme und Wörter wie Matrizenummer oder Bestellnummer.

Schallplatte, Schallplattenverzeichnis, Schallplattenumsatz, Schallplattenaufnahme, Schallplattenindustrie, Schallplattengesellschaft, Schallplattenrepertoire, Schallplattenfirma, Schallplattenmarkt, ... – Jazzplatte, Jazzschallplattenfirma – Plattengesellschaft, Wachsplatte, Plattenfreund, Plattenmarkt, Spiritual-Platte, Hawkins-Platte

Im Bereich der Derivation fallen besonders die nominalen Ableitungen auf *-ist* auf, sie werden systematisch genutzt, um von den Instrumentenbezeichnungen solche für die entsprechenden Musiker zu bilden (z. B. *Kornettist, Bassist, Saxophonist*). Die so gebildeten Ableitungen können ihrerseits wieder in komplexere Wortbildungen eingehen, etwa bei den Bezeichnungen für Arten von Saxophonspielern (*Altsaxophonist, Tenorsaxophonist, Baritonsaxophonist*) oder für Spielweisen (*Tenorsaxophonstil*).

Der Gesichtspunkt der Wortbildung lässt sich in vielfältiger Weise auf andere Aspekte der Wortschatzstruktur beziehen, vor allem auf Fragen der thematisch-funktionalen Strukturierung. Man kann dieses Zusammenspiel von Aspekten mit Hilfe von Leitfragen der folgenden Form systematisieren: Was tragen Wortbildungen für die Thematisierung von Aspekten der Harmonielehre des Jazz bei? Was tragen Wortbildungen bei zur Thematisierung von ökonomischen Aspekten des Jazz und seiner Entwicklung? In vergleichbarer Weise kann man auch Leitfragen formulieren, die sich auf andere Kriterien der Wortschatzstrukturierung beziehen, z.B. die fremdsprachige Herkunft oder Textfunktionen wie das Bewerten.

4. Zusammenfassung und Ausblicke

Das Projekt „Historisches Vokabular des Jazz im deutschsprachigen Raum“ zielt darauf, eine Dokumentation der jazz-bezogenen Wörter und Verwendungsweisen zu erarbeiten und mit Untersuchungen zu verbinden, bei denen die Mehrdimensionalität von Aspekten des Wortgebrauchs (z. B. thematisch-funktionale Systemstellen, fremdsprachige Herkunft, Aspekte der Wortbildung), die Spezifik von Kommunikationsbereichen und Textsorten sowie die historische Dynamik des Wortgebrauchs in ihren kulturellen Bezügen erschlossen und in den digitalen Daten auch abfragbar gemacht wird.

Das „Jazzbuch“ von J. E. Berendt in seiner ersten Auflage von 1953 bietet aufgrund seiner thematischen Breite eine wertvolle Grundlage für die Dokumentation des jazz-bezogenen Wortgebrauchs in einem engeren (jazz-spezifisches Vokabular) und in einem weiteren Sinne (Vokabular, das nicht jazz-spezifisch ist, das aber wichtige Funktionen bei der Thematisierung von Aspekten des Jazz erfüllt).

In diesem Beitrag habe ich den Wert und die Rolle des „Jazz-Buch“ (1953) für die geplante historische Dokumentation des Jazz-Wortschatzes anhand von zentralen Kriterien des Wortgebrauchs und darauf bezogenen Beispielen dargestellt.

Dabei sind auch Fragen aufgekommen, deren Beantwortung noch weiterer Überlegungen bedarf. Zu den offenen Punkten, die sich aus der Untersuchung des „Jazzbuch“ ergeben, gehören u. a. folgende:

- Wie behandelt man kreative, originelle bzw. ad hoc gebildete Formen des Wortgebrauchs in den Untersuchungen, wie in der lexikalischen Einzelwort-Dokumentation? Ad-hoc-Bildungen und kreativer Wortgebrauch spielen eine wichtige Rolle im kommunikativen Haushalt, auch bei der Thematisierung von Jazz. Aber wie macht man ggf. deutlich, dass ein Wort wie *Jazzmusiker* eine ganz andere Rolle in den Texten spielt als z. B. das Wort *jazzungeeignet*?
- Weiter stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Wörtern mit unterschiedlichen Graden der Jazz-Spezifität und des Bezugs zu Thematisierungsaufgaben in Jazz-Texten. Im „Jazzbuch“ werden z. B. viele Wörter und Verwendungsweisen gebraucht, um die Geschichte des Jazz zu erzählen, die aber nicht spezifisch für dieses Themengebiet sind. Wörter wie *Schule*, *Zweig* oder *sich abspalten* könnten auch in einer Geschichte der Philosophie vorkommen. Aber man braucht solche Wörter auch, wenn eine Geschichte der Jazzmusik, ihrer Strömungen und ihrer Entwicklung schreibt.

Über die hier skizzierten Befunde zum Wortgebrauchsprofil des „Jazzbuch“ hinaus gibt es zahlreiche weitere Perspektiven, die hier nur mit drei Beispielen unterschiedlicher Reichweite angedeutet werden sollen:

- Wie unterscheiden sich die Wortgebrauchsprofile in einzelnen kommunikativen bzw. textuellen Bereichen, z. B. in den Jazz-Zeitschriften, in der Belletristik, in Jazz-Sendungen in Hörfunk und Fernsehen oder in den Lehrbüchern?
- Wann, wie und wo treten Frauen in der Thematisierungsgeschichte des Jazz auch sprachlich gekennzeichnet in Erscheinung?
- Wie entwickelt sich der Gesichtspunkt der Hautfarbe in der Thematisierungsgeschichte des Jazz und wie entwickelt sich der darauf bezogene Wortgebrauch?

Die Arbeit an diesem Projekt hat neben seinem inhaltlichen Schwerpunkt, der Untersuchung und der Dokumentation des deutschsprachigen Jazz-Wortschatzes,

auch die Funktion, eine generische digitale Arbeitsumgebung für verwandte Vorhaben weiterzuentwickeln, bei denen Untersuchungen, digitale Vokabulare und ggf. auch elektronische Volltexte kombiniert werden.

5. Quellen und Literatur

Berendt, Joachim Ernst (1953), *Das Jazzbuch. Entwicklung und Bedeutung der Jazzmusik*. Frankfurt a.M./Hamburg: Fischer.

Hoffmann, Lothar / Kalverkämper, Hartwig / Ernst Wiegand, Herbert (Hrsg.) (1998-99), *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Zwei Halbbände (HSK 14/1 und 14/2). Berlin/New York: de Gruyter.

Gerwinski, Jan/Habscheid, Stephan/Lenz, Erika (2018), *Theater im Gespräch. Sprachliche Publikumspraktiken in der Theaterpause*. Berlin/Boston: de Gruyter.

Gloning, Thomas (2003), *Organisation und Entwicklung historischer Wortschätze*. Tübingen: Niemeyer.

Godbolt, Jim (1994), *Die Welt des Jazz*. Erlangen: Karl Müller Verlag. (Orig.: *The World of Jazz*, London 1992.)

Knauer, Wolfram (2019), *„Play yourself, man!“ Die Geschichte des Jazz in Deutschland*. Ditzingen: Reclam.

Krick-Aigner, Kirsten/Schuster, Marc-Oliver (Hrsg.) (2013), *Jazz in German-language Literature*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Krischke, Wolfgang (2019), „Nach den letzten Wälzern“. In: *FAZ*, 28.9.2019. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/themen/die-digitalisierung-der-woerterbuecher-nach-den-letzten-waelzern-16406441.html> (6.9.2020).

Roelcke, Thorsten (2020), *Fachsprachen*. Vierte, neu bearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage. Berlin: Erich Schmidt.

Schwab, Jürgen (2005), *Der Frankfurt Sound. Eine Stadt und ihre Jazzgeschichte(n)*. Zweite, inhaltlich korrigierte Auflage. Frankfurt a.M.: Societäts-Verlag.

<https://www.zeit.de/1971/28/satchmo-der-koenig-des-jazz/komplettansicht> (5.9.2020)

Danksagung

Ich danke Christiane Benetz, Roman Degreif, Gerd Fritz, Dennis Kaltwasser, Anna Ladilova und Friedrich Seck sehr herzlich für Ihre Rückmeldungen und Hinweise zum Manuskript.

6. Anhang

INHALT	
VORWORT	
für Gegner, Skeptiker, Kenner und »Fans«	5
ERSTER TEIL	
WAS IST JAZZMUSIK?	
	9
DIE STILE DES JAZZ	
1900	14
1910	14
1920	17
1930	19
1940	20
1950	22
DIE MUSIKER DES JAZZ	
Buddy Bolden	24
Sidney Bechet	30
Louis Armstrong	35
Bessie Smith	41
Bix Beiderbecke	43
Duke Ellington	46
Coleman Hawkins	55
Ella Fitzgerald und Chick Webb	58
Dizzy Gillespie	62
Charlie Parker	67
Lennie Tristano	71
DIE STATEN DES JAZZ	
Harlem	76
Chicago	81
Kansas City	85
New Orleans	88
Los Angeles – Hollywood	92
ZWEITER TEIL	
DIE ELEMENTE DES JAZZ	
Die Tonbildung	96
Die Improvisation	98
Das Arrangement	101
Die Harmonik	102
Der Blues	105
Die Melodik	107
Der Rhythmus	111
Die Form	115
Die Schallplatte	117
DIE INSTRUMENTE DES JAZZ	
Melodie-Instrumente	
Die Trompete	120
Die Posaune	126
Die Klarinette	131
Die Saxophone	
Sopransaxophon	138
Altsaxophon	139
Tenorsaxophon	142
Baritonsaxophon	147
Das Vibraphon	148
Rhythmus-Instrumente	
Das Piano	152
Die Gitarre	161
Der Baß	167
Das Schlagzeug	172
DIE VOKALISTEN DES JAZZ	
Sängerinnen	181
Sänger	186
DIE ORCHESTER DES JAZZ	
	189
DAS PUBLIKUM DES JAZZ	
Der Jazzfan	202
Tradition und Fortschritt	206
DIE SPRACHE DES JAZZ	
Ein kleines Lexikon	208
DIE PLATTEN DES JAZZ	
Eine Diskographie unter Berücksichtigung des deutschen Plattenmarktes	211
NAMEN- UND STICHWORTVERZEICHNIS	
	232

Abb. 1: Das Inhaltsverzeichnis des „Jazzbuch“ (S. 238 und 239) als Spiegel der thematischen Abdeckungsbreite des Werks

Von naiven Scholaren und schönen Geistern – eine Erzählung aus Pu Songlings *Liaozhai zhiyi* und deren Verfilmung

Birgit Häse

Vorbemerkung

Die Veröffentlichung eines Textes zu chinesischen Geistererzählungen in einem Band, in dem es vor allem um den Kulturraum des Mercosur geht, ist erklärungsbedürftig. Deshalb sei mir eine kurze Vorbemerkung gestattet. Ich habe ein paar Jahre mit Joachim an der Technischen Universität in Dresden zusammengearbeitet. Wir beide leiteten Regionalzentren mit evidenten räumlichen Ausrichtungen. Aufgrund dieser regionalen Schwerpunkte ergaben sich nur ab und an Möglichkeiten der inhaltlichen Verschränkung, wenn nämlich die Themenstellung weit genug gefasst war. Eine dieser seltenen Möglichkeiten bot die Ringvorlesung „Märchen multimedial“ des Instituts für Germanistik der TU Dresden im Wintersemester 2004/05. Joachim und ich haben damals Märchen aus den Kulturkreisen vorgestellt, mit denen wir uns wissenschaftlich beschäftigten. Eine Festschrift bietet nun ebenfalls einen breiten thematischen Rahmen, den ich hier nutze. Der folgende Text ist die stark gekürzte Fassung meines damaligen Vortrags und soll an spannende gemeinsame Zeiten des Aufbruchs in einer Region im Umbruch erinnern.

Das *Liaozhai zhiyi* in der Märchenforschung

Durch die Text- und Filmauswahl soll im Folgenden ein möglichst facettenreiches Bild filmischer Umsetzung eines chinesischen Märchens aus dem Raum *Greater China* – zu dem die Volksrepublik China, Taiwan, Hongkong, Macau und Singapur gehören – aufgezeigt werden. Das ausgewählte Märchen ist eine Geistergeschichte, die auf einer im gesamten Kulturraum verbreiteten, einheitlichen Textfassung beruht. Geistergeschichten der klassischen chinesischen Literatur – also dem, was vor 1919 geschrieben wurde – erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit.

Sie sind im kulturellen Gedächtnis unabhängig von nationalstaatlichen Grenzziehungen als gemeinsames chinesisches Erbe verankert. Dies gilt vor allem für Pu Songlings 蒲松齡 Novellensammlung *Liaozhai zhiyi* 聊齋志異 (‚Merkwürdigkeiten aus dem Studierzimmer Sorgenfrei‘) aus dem ausgehenden 17. Jh. (Pu 1981; Klöpsch, Müller 2004, 246–248).¹ Die Novellensammlung wurde und wird im Raum *Greater China* beständig neu verlegt und in andere Medien wie z.B. den Film adaptiert. Deshalb sollen im Folgenden der Autor, eine ausgewählte Novelle und ein Beispiel ihrer Verfilmung aus Hongkong vorgestellt werden. Abschließend wird der Frage nachgegangen, welche zusätzliche Aussage die Verfilmung – neben ihrem Unterhaltungswert – transportiert.

Einzelne Novellen dieser im Folgenden verkürzt *Liaozhai* genannten Sammlung wurden bereits 1911 in einer ersten Übersetzung von Martin Buber unter dem Titel *Chinesische Geister- und Liebesgeschichten* einem größeren deutschsprachigen Lesepublikum als Märchen vorgestellt (Buber 1950). Im *Liaozhai* mischen sich reale und fantastische Welt, eine Themengestaltung, die aus europäischen Märchen vertraut ist. Auch die von Pu Songling in seinem ausführlichen Vorwort konstatierte, persönliche Sammlung des Materials als Erzählgut „des Volkes“, und damit die Verortung der Ursprünge der Novellen in mündlichen Überlieferungen, die anschließend vom Autor bearbeitet wurden, dürfte diese Einordnung unterstützt haben (Chang, Chang 1998, 162–164). Vor allem der soziologisch arbeitende Sinoologe Wolfram Eberhard hat diese Klassifizierung jedoch entschieden zurückgewiesen (vgl. Eberhard 1948, 19–37, 116–119). Nach Eberhard ist das chinesische Märchen ein ausschließlich mündlich überliefertes Volksmärchen, das von engagierten Sammlern unter Angabe der Herkunftsregion aufgezeichnet wurde (Eberhard 1937, 4). Spezifisch für chinesische Märchen sei, dass sie sich in eine überschaubare Anzahl von Märchentypen einteilen lassen, i.d.R. im sog. „einfachen Volk“ angesiedelt seien und mithin nicht von Gelehrten, sondern von Bauern, Handwerkern u. ä. handeln.

Die hier lediglich kurz skizzierten Wandlungen im Verständnis des Märchenbegriffs spiegeln sowohl kulturelle als auch ideologische Vorstellungen ihrer jeweiligen Zeit und verdeutlichen nicht nur, dass der Märchenbegriff weder diachron

¹ Für die Transkription chinesischer Namen und Begriffe wird *Hanyu Pinyin* verwandt. Ausnahmen sind Angaben in Quellen, die dem Original entsprechend übernommen werden. Zudem wird die chinesische Reihenfolge in der Nennung der Namen beibehalten, d.h. der Nachname wird dem Vornamen vorangestellt.

noch synchron einheitlich ist, sondern darüber hinaus generell die Schwierigkeit der Übertragung westlicher Klassifizierung auf chinesische Literatur.

Allerdings ist zu konstatieren, dass die chinesischen Volkserzählungen nicht losgelöst vom literarischen Schaffen existierten. Vielmehr lassen sich bereits in sehr frühen Prosasammlungen Motive finden, deren Ursprünge man auf Volkserzählungen zurückführen kann. Die frühesten Beispiele für Geistergeschichten finden sich ab dem 3. Jh. in Sammlungen mit sehr kurzen Texten, in denen im Stil von Historiographien von übernatürlichen Geschehnissen und Geistern berichtet wird. Weil ohne Metrik und Rhythmus in klassischer Prosa geschrieben, wurden all diese Texte in der traditionellen, chinesischen Literaturgeschichtsschreibung unter der *xiaoshuo* 小说-Gattung subsumiert, die Romane, Novellen, Erzählungen und Legenden umfasst, und am ehesten mit der europäischen Vorstellung von Epik verglichen werden kann. Wörtlich übersetzt bedeutet *xiaoshuo* „kleines Gerede“, ist als Begriff pejorativ und verweist auf eine Abgrenzung der Gattung von der sog. „hohen Literatur“, die in der chinesischen Literatur bis zum Beginn des 20. Jh. galt (Klöpsch, Müller 2004, 350–351). Die „hohe Literatur“ umfasste die kanonischen Schriften², die Historiographien der einzelnen Dynastien³ und die Lyrik⁴. Die „niedere Literatur“, die klar eine geringere Wertigkeit besaß, umfasste alle anderen Texte, wie z. B. Dramen, Balladen und eben die Texte der *xiaoshuo*-Gattung.

Die Einteilung in diese beiden Kategorien spiegelte sich auch stilistisch wider. Die Texte der „hohen Literatur“ waren ausschließlich im klassischen Chinesisch, dem sog. *wenyan* 文言 verfasst, einer stark verkürzenden und abstrahierenden Literatur- oder genauer Schriftsprache, korrekter eigentlich „Literaturschrift“, da sie nicht gesprochen wurde (Klöpsch, Müller 2004, 332–333). Die Beherrschung dieser Literaturschrift war nicht nur für die Bildungselite unabdingbar, sondern auch

² Zu den kanonischen Schriften, auch Klassiker genannt, zählen Schriften des Konfuzianismus, die, unterschiedlich zusammengestellt, seit ca. dem 2. Jh. v.u.Z. bis 1905 die verbindliche Grundlage der Ausbildung der Eliten bildeten (Klöpsch, Müller 2004, 142–143).

³ Hier sei vor allem auf Sima Qians 司馬遷 (145 (135?) – ca. 86 v.u.Z.) *Shiji* 史記 („Aufzeichnungen des Historikers“) verwiesen, der ersten und damit stilbildenden Historiographie aus dem 1. Jh. v.u.Z. (Klöpsch, Müller 2004, 282–283).

⁴ Stellvertretend sei die stilbildende Sammlung von 300 Gedichten aus der Tang-Dynastie (618–907) genannt *Tang shi sanbai shou zhushi* 唐诗三百首注释 („300 Tanggedichte mit Anmerkungen“), übersetzt u.a. 1991 als: *Der seidene Faden. Gedichte der Tang*. Aus dem Chinesischen übers. und mit einem Nachwort versehen von Volker Klöpsch. Frankfurt, M.: Insel.

regelmäßig überprüfte Voraussetzung für all jene, die eine mit gesicherten Einkünften und hohem sozialen Prestige verbundene Position im Beamtenapparat des Landes anstrebten (vgl. Elman 2002, 360–427).⁵ Die Werke der „niederer Literatur“ dagegen entstanden in der Umgangssprache ihrer jeweiligen Zeit, manchmal in einer Mischform aus Schrift- und Umgangssprache. Die große Beliebtheit, der sich diese Werke spätestens ab dem 17. Jh. dennoch erfreuten, zeigte sich u. a. darin, dass wichtige Verlagshäuser, die sich durch den Druck der Kaiseredikte oder der kanonischen Schriften einen Namen gemacht hatten, auch Werke der *xiaoshuo*-Gattung veröffentlichten und diese Drucke zusätzlich attraktiv gestalteten, indem sie sie aufwendig mit Bildern ausstatteten.⁶

Die chinesische Märchenforschung fasst jedoch einzig die mündlich überlieferten Volkserzählungen als Märchen. Die in zahlreichen Sammlungen durch die Jahrhunderte zusammengestellten Geistergeschichten dagegen werden bewusst ausgeklammert, weil sie von den Literaten stark bearbeitet und damit verändert, nicht selten didaktisiert, häufig in der Schriftsprache festgehalten wurden und darüber hinaus eher in der Gelehrten- als in der einfachen Volksschicht angesiedelt sind. Geistergeschichten, in denen i. d. R. ein einmaliges Erlebnis aufgezeigt werden soll, sind damit weder stilistisch noch motivisch als Märchen zu fassen, sondern als Novellen zu klassifizieren (Eberhard 1948, 118–119). Nichtsdestotrotz entstanden diese Geistergeschichten auf der Grundlage mündlicher Überlieferungen, die die Literaten – meist unsystematisch – gesammelt und durch ihre literarische Bearbeitung auch erhalten haben. Entsprechend gilt m. E. noch heute Wolfram Eberhards Feststellung:

Wer im Volk lesen konnte, las und erzählte aus Werken der Literatur, die dadurch bekannt und in stets abgewandelter Form zum Volksgut wurden; andererseits haben die Gelehrten viel ursprüngliches Volksgut in ihren Werken verwendet, so dass aus

⁵ Das chinesische Prüfungssystem wurde als landesweites, zentral gesteuertes System in der Han-Dynastie (206 v.u.Z.–220) begründet. Ab der Ming-Dynastie (1368–1644) bis zu seiner Abschaffung am Ende der Qing 1905 beruhte es auf der vom jeweiligen Kaiser vorgegebenen, neokonfuzianischen Interpretation der kanonischen Schriften. Die Beamtenprüfungen waren also eher Prüfungen der literarischen denn der fachlichen Kenntnisse und Fähigkeiten der Beamtenanwärter.

⁶ Illustrationen von *xiaoshuo*-Texten sind seit der Yuan-Dynastie (1279–1368) bekannt. In der Regel nahmen die Bilder das obere Drittel einer Seite ein, die anderen zwei Drittel waren Text. Die Blütezeit der Illustrationen wird in der Ming-Dynastie (1368–1644) gesehen, mit wichtigen Publikationszentren in den Provinzen Zhejiang und Fujian sowie in Beijing (vgl. Needham 1986, 253–277).

Volksgut in umgearbeiteter Form auch literarische Werke werden konnten (Eberhard, Wolfram; Eberhard, Alide (1976), *Südchinesische Märchen* (= Die Märchen der Weltliteratur). Köln, Düsseldorf: Diederichs, 252, zitiert nach Schmidt-Glintzer 1990, 221).

Eine dieser so entstandenen Sammlungen und ihr Verfasser werden nun im Folgenden exemplarisch vorgestellt.

Pu Songling und sein *Liaozhai zhiyi*

Pu Songling (1640–1715) lebte im Norden Chinas in der heutigen Provinz Shandong. Es war eine politisch instabile Zeit, in der die chinesische Ming-Dynastie unterging, und die Herrschaft des Landes von den aus dem Nordosten stammenden Manjuren übernommen wurde, die 1644 die Qing-Dynastie begründeten und bis 1911 herrschten. Pu entstammte einer verarmten Gelehrtenfamilie, war an der mittleren Staatsprüfung, die ihm eine Beamtenlaufbahn ermöglicht hätte, wiederholt gescheitert und verdiente den Lebensunterhalt für sich und seine Familie als Privatlehrer. Er verfasste zahlreiche Texte, doch sein Ruhm gründet ausschließlich auf der Novellensammlung *Liaozhai* (Klöpsch, Müller 2004, 246–248). Die Angaben über die Entstehung dieser Sammlung variieren, da von Pu selbst keine diesbezüglichen Äußerungen vorliegen. Man findet als Entstehungszeitraum 1660 bis 1679, aber ebenso 1675 bis 1705 (Chang, Chang 1998, 77–81). Das Werk zirkulierte jahrelang nur in handschriftlichen Kopien, bis es 1766, 51 Jahre nach dem Tod seines Verfassers, zum ersten Mal gedruckt wurde. Seitdem besteht Einigkeit in der Einschätzung des Werkes, das als die beste Novellensammlung der klassischen chinesischen Literatur gilt (u.a. Lin 1998, 346).

Alle Novellen beruhen auf mündlichen Überlieferungen und wurden in Teilen von Pu selbst in seiner näheren und weiteren Umgebung gesammelt. Pu hat – wie in seinem Vorwort ausgeführt – diese mündlichen Überlieferungen überarbeitet und stilistisch zu in *wenyan* verfassten Novellen umgeformt (Chang, Chang 1980, 77). Inwieweit Pus Arbeit des Sammelns und Redigierens von mündlich Überliefertem mit der Arbeit der Gebrüder Grimm verglichen werden kann, die die von ihnen gesammelten Märchen ebenfalls überarbeitet und stilistisch in eine einheitlichere Form gebracht haben, kann hier nicht entschieden werden (Chang, Chang 1998, 75–76).

Interessant ist darüber hinaus, dass Pu zahlreichen Novellen einen persönlichen Kommentar hinzugefügt hat, in dem er das Geschilderte kurz moralisch bewertet.

Eingeleitet werden diese Kommentare grundsätzlich mit der formelhaften Wendung „*yi shi shi yue* 異史氏曰 der Historiker des Merkwürdigen sagt“.⁷ Damit erhalten die Novellen unübersehbar ein didaktisches Moment. Gleichzeitig spielt Pu hier zudem auf die vom – weiter vorne bereits erwähnten – Historiker Sima Qian im *Shiji* angewandte Methode des persönlichen Kommentierens von Ereignissen an. Vermutlich wollte Pu damit nicht nur seine Belesenheit zum Ausdruck bringen. Vorstellbar ist, dass er sich durch die Übertragung dieser Form der Kommentierung in die *xiaoshuo*-Gattung subtil über die Trennung von „hoher“ und „niederer“ Literatur hinwegsetzt und gleichzeitig die *xiaoshuo*-Gattung aufzuwerten versucht. Möglich ist aber auch, dass er die Kommentierung strategisch nutzt, um den Inhalt der Novellen zu rechtfertigen. Denkbar ist ferner, dass die Kommentierungen Pus tatsächliche Einstellung widerspiegeln. Und natürlich kann es auch sein, dass alle diese Gründe Pu bewogen, seine Kommentierungen zu schreiben.

Im *Liaozhai* geht es vor allem um die Interaktionen von guten und schlechten Geistern mit Menschen, besonders mit Angehörigen der herrschenden Schicht, der *Gentry*.⁸ Reale und Geisterwelt sind in den Novellen eins, Geister können in der Menschenwelt, Menschen in der Geisterwelt agieren. Beide können sich gegenseitig helfen. So können Geister Menschen vor Ungemach beschützen, und Menschen können Geister von ihrem Geistersein erlösen. Menschen können aber auch von Geistern ausgebeutet und getötet werden. Die Geisterwelt wiederum wird als ebenso hierarchisch strukturiert wie die der Menschen dargestellt. Aus Sicht der Menschen bewegen sich die Geister, vor allem die weiblichen, viel freier. Tatsächlich unterliegen sie jedoch in ihrer Geisterwelt Rollenerwartungen, denen sie ebenso entsprechen müssen, wie die Menschen.

Geschätzt werden diese Novellen aufgrund der in ihnen geäußerten Kritik an der Korruption von Bürokratie und Prüfungswesen sowie aufgrund des – wenn auch

⁷ In der Zuordnung der Kommentare zu Pu ist sich die Forschung uneins. Gehen Chang und Chang (1998, 5–6) davon aus, dass Pu der Kommentator sei, so verweist Rösel (1987, 23) darauf, dass es sich hier um einen mit dem Verfasser befreundeten Kommentator handle. Eberhard (1948, 22) vermutet, dass Pu die meisten Novellen durch einen eigenen Kommentar würdigte und nur eine kleinere Anzahl von einem seiner Freunde kommentiert wurde.

⁸ Der Begriff der ‚Gentry‘ ist in der Forschung umstritten. In einem sehr weit gefassten Begriffsverständnis kann die Gentry als lokale Elite definiert werden, „in der sich administrative, prüfungslegitimierte Elemente mit Aspekten des Landbesitzes und ökonomischer, lokaler Macht mischen.“ (Storm 2004, 42).

lediglich verhalten – formulierten Widerstands gegen die Fremddynastie der Qing. Geliebt aber werden sie besonders aufgrund der Schilderungen von idealen Beziehungen zwischen Geisterfrauen und Menschenmännern, in denen die Geisterfrauen relativ frei agierende, unabhängig handelnde, starke Frauen sind. Diese nehmen sich die Freiheit, die Männer, die sie lieben, bedingungslos zu unterstützen und zu beschützen. In diesen Liebesbeziehungen entwirft Pu das romantisch verklärte Gegenbild zu einer Gesellschaft, in der Eheschließungen ausschließlich wirtschaftlich begründete Verbindungen zwischen zwei Familien waren und in der von jedem die genaue Erfüllung seiner sozialen Rollen erwartet wurde. Dies bedeutete für Frauen wie Männer, die Familieninteressen als die eigenen anzuerkennen und im Konfliktfall die persönlichen Interessen denen der Familie unterzuordnen. Für Frauen bedeutete es ferner, sich grundsätzlich den Männern ihrer Familien unterzuordnen (vgl. Häse 2001, 27–37). In den Novellen des *Liaozhai* dagegen sind Frauencharaktere beschrieben, die aufgrund ihrer Selbständigkeit und ihrer Bewegungsfreiheit als Geister Ausnahmen vom traditionellen Idealbild der auf das Haus beschränkt lebenden Frau darstellen (vgl. Francis 2002, 207–231). Die Novellen enden zudem grundsätzlich gut: Erlittenes Unrecht wird gesühnt, und die Liebenden finden trotz aller Unbill zueinander, Motive, die die Novellen mit europäischen Märchen gemeinsam haben.

Die Novelle Nie Xiaoqian 聶小倩 und ihre Hongkonger Verfilmung

Wie in vielen Novellen von Pu finden sich auch in *Nie Xiaoqian* (Pu 1981, 1987, 2002) typisierte Charaktere wie der junge, arme, grundehrliche Scholar und die schöne Geisterfrau sowie wiederkehrende Motive wie die auf gegenseitigem Gefühl beruhende, platonische Liebe zwischen Scholar und Geisterfrau, die Rettung der Geisterfrau, die Möglichkeit der Wiedergeburt und, im Film besonders betont, die Bedeutung von Religion im Umgang von Menschen mit Geistern.

Analog zu vielen Novellen der Sammlung liefert auch hier der Name der Protagonistin Nie Xiaoqian den Titel. Der Hongkonger Spielfilm *A Chinese Ghost Story* (*Qian nü you hun* 倩女幽魂) von 1987 beruht in weiten Teilen auf dieser Novelle.

Der Film war kommerziell äußerst erfolgreich,⁹ sicherlich auch, weil der Protagonist Ning Caichen von Leslie Cheung Kwok-wing 張國榮 dargestellt wurde, einem der damals bekanntesten jungen Hongkonger Schauspieler. *A Chinese Ghost Story* steht in der Hongkonger Tradition des *wuxia* 武俠-Genres, also des Schwertkampf- oder auch Martial-Arts-Films.¹⁰ Er gilt mittlerweile als Kultfilm, denn er verbindet die traditionellen Motive des Schwertkampfes mit Elementen sowohl der in den 1980er Jahren in Hongkong sehr populären Komödien als auch des damals ebenfalls beliebten, aus dem Westen adaptierten Horrorfilms (vgl. Rehling 2002, 53–63). *A Chinese Ghost Story* ist damit die Verfilmung einer klassischen Novelle, die durch aufwendig inszenierte Schwertkämpfe erweitert wurde und deren Handlung durch Brüche ins Komische bzw. ins Horrorgenre vorangetrieben wird.

In der Novelle ist Ning ein aufrechter Scholar, der auf Reisen in einem abgelegenen Kloster einkehrt und des Nachts von der jungen, bildhübschen Nie überrascht wird, die ihn erst mit ihren körperlichen Reizen, dann mit einem Goldbarren verführen will. Empört weist er ihr Ansinnen von sich und schickt sie aus seinem Zimmer. Die Episode, in der Ning den Goldbarren aus seinem Zimmerfenster wirft, ist ebenfalls das Thema der Novellen-Illustration.¹¹ Damit ist er auch bildlich sofort als ehrbarer Charakter erkennbar. Pu Songlings Protagonist entspricht so dem tradierten Idealbild des moralisch integren, konfuzianischen Gelehrten.¹² Die Wolken im linken oberen Drittel des Bildes wiederum deuten die Anwesenheit von

⁹ Bei den 7. Hongkonger Filmpreisverleihungen 1987 wurde der Film mit Preisen für die beste künstlerische Umsetzung, den besten Original-Soundtrack und den besten Original-Titelsong ausgezeichnet. Er war des Weiteren nominiert in den Kategorien bester Film, bester Regisseur, beste Schauspielerin und bester Nebendarsteller.

¹⁰ Zur Definition des Martial-Arts-Films, zur Genese des *Wuxia*-Genres im Hongkonger Film und der Unterscheidung zum *Gongfu*-Film, in dem ausschließlich mit den Händen gekämpft wird, s. Dissanayake 2003, 75–96.

¹¹ Jede Novelle der beiden chinesischsprachigen Ausgaben ist mit einem Bild illustriert (Pu 1981, 2002). Die einzelnen Bilder zeigen den Novellentitel, eine sich daran anschließende Kurzzusammenfassung des Textes, den Namensstempel des Künstlers sowie eine Illustration der wesentlichen Stelle der Novelle.

¹² Das Bild des konfuzianisch-idealen, jungen Gelehrten ist vor allem in den *caizi jia-ren* 才子佳人-Romanen entwickelt worden, d. h. in Liebesromanen, in denen die Beziehungen zwischen jungen Gelehrten (*caizi*) und schönen Frauen (*jia-ren*) zentral stehen (Nienhauser et al 1986, 783–786).

Geistern an,¹³ von denen Ning zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nichts ahnt. Anderntags erfährt er vom Daoisten Yan, dem einzigen anderen Klostergeist, dass böse Geister für die Ermordung zahlreicher ausschließlich männlicher Übernachtungsgäste verantwortlich seien. Als Nie in der folgenden Nacht Ning erneut besucht, berichtet sie ihm, dass sie, nach ihrem Tod fern der Heimat, neben dem Kloster begraben worden sei. Seitdem werde sie von einem bösen Geist gezwungen, Männer zu verführen, die anschließend von dem Dämon ausgesaugt und getötet würden. Sie warnt Ning und bittet ihn, sich von Yan durch daoistischen Schutzzauber vor dem Geist beschützen zu lassen. Außerdem fleht sie ihn an, ihre Gebeine an einer anderen, ruhigen Stelle erneut zu begraben, um sie aus dem Bannkreis des Dämons zu befreien. Ning handelt wie geheißen, überlebt die Nacht und beerdigt die Urne auf einem freien Feld vor seinem eigenen Studierzimmer. In den kommenden Jahren lebt der Geist Nies wie eine Tochter in der Familie von Ning, behandelt dessen Mutter, Ehefrau und Ning selbst mit dem Respekt, den die konfuzianischen Regeln des Zusammenlebens verlangen, und verwandelt sich allmählich in eine Sterbliche zurück. Nach dem Tod von Nings Ehefrau heiraten Ning und Nie. Ein letzter Versuch des Dämons, Nie in seine Obhut zurückzuholen, scheitert Dank des Schutzzaubers, den Yan Ning mitgegeben hatte. Nie und Ning führen danach eine glückliche Ehe und bekommen zwei Söhne. Ning und seine Söhne bestehen außerdem die höchste Beamtenprüfung und sind beruflich erfolgreich.

Die Verfilmung bezieht sich im Plot und in der Charakterentwicklung in weiten Teilen auf diese Novelle. Allerdings ist Ning jetzt ein auf Reisen befindlicher Steuereintreiber, der sich jedoch durch die typischen Attribute des idealen Scholaren auszeichnet, nämlich an Naivität grenzende Rechtschaffenheit und Armut. Da diese Charaktereigenschaften dem in der Literatur tradierten Bild des gerissenen und raffgierigen Steuereintreibers diametral entgegengesetzt sind, wird der Charakter Nings von Anfang an vom chinesischen Kinopublikum als witzige und liebenswerte Figur wahrgenommen.

Parallel zur Novelle übernachtet Ning auch im Film in einem abgelegenen Kloster, weil er sich kein anderes Zimmer leisten kann. Zur Spannungssteigerung liegt dieses Kloster in einem dunklen, von Nebelschwaden durchzogenen Wald. Dem

¹³ Wolken werden in der traditionellen chinesischen Malerei u. a. dazu benutzt, dem Betrachter eine erweiterte Perspektive zu eröffnen und um eine weitere Welt neben die bestehende einzufügen (Ledderose 1985, 41, 44–45).

ängstlichen Ning erscheint es bei seinem von unheimlichen Geräuschen begleiteten Gang durch den Wald deshalb wie eine rettende Zuflucht. Er verlässt diesen vermeintlich sicheren Ort allerdings bereitwillig wieder, als er einen traurigen Gesang hört, der ihn an ein Flussufer lockt, an dem er eine junge Frau entdeckt. Farbgebung und Bildgestaltung der Sequenz des ersten Treffens weisen die Zuschauer deutlich darauf hin, dass es sich bei der jungen Frau um einen Geist handelt: Sie ist außerordentlich schön, steht in Weiß, der Farbe des Todes, gekleidet furchtlos alleine an diesem abgelegenen Ort und ist von Nebelschleiern umgeben. Lediglich Ning glaubt, ein lebendiges Mädchen vor sich zu haben, das er vor Ungemach beschützen muss. Aus diesem Gegensatz von wissendem Publikum und unwissendem Protagonisten zieht der Film ab jetzt seine Komik und unterstreicht beständig die Naivität von Ning. Wie in der Novelle lehnt er ihre Annäherungsversuche ab. Die Geisterfrau findet ihn deshalb sympathisch und beschützt ihn von nun an vor angreifenden anderen Geistern, allerdings ohne dass er dies in seiner Tollpatschigkeit bemerken würde.

Im Gegensatz zur Novelle, aber dem modernen Kinopublikum geschuldet, gestehen sich beide nach mehreren gegenseitigen Rettungen ihre Liebe und schlafen miteinander. Anschließend eröffnet Nie ihrem Geliebten, dass sie „kein Mensch“ sei, ein Geständnis, das er – in traditionellen konfuzianischen Moralvorstellungen gefangen – allerdings missversteht, denn er bezieht es lediglich auf beider nicht durch eine Ehe sanktioniertes Zusammensein und bezeichnet sich selbst aus diesem Grund folgerichtig als „noch weniger menschlich“. Eben diese Lauterkeit Nings macht ihn für Nie attraktiv. Denn in seiner Äußerung wird einmal mehr deutlich, dass er in ihr nicht zuerst ein Lustobjekt sieht – was seinen Tod bedeutet hätte –, sondern ein einsames Mädchen, das es zu respektieren und zu schützen gilt. Das rührt Nie, die ihn nun ihrerseits nicht als ihr Opfer betrachtet, sondern sich in den körperlich schwachen aber moralisch integren Mann verliebt.

Allerdings erscheint auch Nie im Verlauf des Films als nicht so stark und unabhängig wie zu Beginn. Als unverheirateter Geist lebt sie in der Obhut eines bösen Baumgeistes, der die soziale Rolle eines Vaters angenommen hat und sie, wie jeder patriarchalisch-konfuzianisch geprägte Vater, als seine Tochter für ihn gewinnbringend an einen Höllenfürsten verheiraten will. Um sie aus den Klauen des Baumgeistes zu befreien und vor dieser Eheschließung zu bewahren, muss Ning sich mit dem Daoisten Yan, der Geisterbannzauber beherrscht, zusammenschließen, und Nie aus der Unterwelt zurück auf die Erde holen, um ihr die Wiedergeburt zu ermöglichen.

Die zu Filmbeginn aufgezeigte Rollenumkehrung, die in der Charakterisierung der Frau als stark und intelligent, des Mannes als schwach und dumm aufscheint, wird damit am Ende zurechtgerückt. Zwar spart der Film das für das Paar glückliche Ende der Novelle aus, aber auch im Film ist der Mann am Schluss der Held, der die unterdrückte und ausgebeutete Frau befreit und ihr damit die Reinkarnation erst ermöglicht. Seine Tollpatschigkeit erscheint so noch im Nachhinein als zu vernachlässigendes Attribut, denn im entscheidenden Augenblick entdeckt er seine körperliche Stärke, die nun mit seiner moralischen Integrität korreliert und ihn zu einen ganzen, vollständigen Mann macht. Dass er dafür auf die Frau, die er liebt, verzichten muss, erscheint in diesem Zusammenhang als nicht so wesentlich.¹⁴

Ein weiterer Aspekt, der in der Novelle und ihrer Verfilmung eine Rolle spielt, ist der der Religiosität, dargestellt als ein synkretistisches Konglomerat aus autochthonen Vorstellungen von Yin und Yang, Daoismus und Konfuzianismus sowie dem aus Indien nach China gelangten Buddhismus, die alle im chinesischen Kontext bis heute virulente Ethik- und Glaubensvorstellungen sind.

In der Yin-Yang-Schule gründet die Vorstellung, dass nur ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den weiblichen Yin- und den männlichen Yangkräften ein kosmologisch ausgeglichenes Leben ermöglicht (vgl. Granet 1985, 86–109). Was passiert, wenn dies nicht befolgt wird, wird in der Novelle und im Film veranschaulicht. Der Dämon saugt zur Stärkung seiner Yangkräfte den durch die weiblichen Geister verführten, männlichen Opfern ihr Yang aus. Er wird dadurch beständig stärker und mächtiger, während die Männer lediglich ihre Yinkräfte behalten und in der Novelle deshalb sterben, bzw. sich im Film in schleimige Zombies verwandeln.

Außerdem erscheinen daoistische Einsiedler, die an einsamen, eine Rückzugsmöglichkeit für innere Einkehr und Meditation bietenden Orten leben. Daoisten verfügen nach chinesischem Volksglauben, auf den hier zurückgegriffen wird, über Kenntnisse der Magie, die ihnen das Herstellen von Amuletten ermöglicht, um vor bösen Kräften zu schützen und mit der Geisterwelt in Kontakt zu treten (vgl. Robinet 1995, 69–375). In *A Chinese Ghost Story* kennt sich der im Kloster anwesende Daoist Yan zumindest soweit in der Magie aus, dass er in der Lage ist, Ning in seinem Kampf zu helfen. Allerdings greift er dafür nicht auf daoistische,

¹⁴ In der klassischen Romanliteratur sind die „wahren“ Helden i.d.R. kampferfahren und nicht verheiratet, sondern leben ausschließlich in Männerbünden, so z.B. in Shi Nai-ans (1974) Roman *Die Räuber vom Liangshan*.

sondern auf buddhistische Magie zurück, denn er lässt Ning buddhistische Sutren rezitieren, eine Handlung, die – analog zum Tragen von daoistischen Schutzamuletten – vor Geistern schützt. In Abwehrhaltung gegen Geister erhoben, erzielen religiöse Schriften jeweils die gleiche Wirkung wie das Heben des Kreuzes gegen einen Vampir in Film und Literatur des Westens. Die Macht der Schriften wird damit einmal mehr unterstrichen, wenn auch in *A Chinese Ghost Story* ironisch gebrochen durch den Hinweis, dass der Daoist die in Sanskrit verfassten, buddhistischen Texte gar nicht lesen kann. Der Aspekt des Synkretismus, der den gesamten Film durchzieht, wird gleichwohl in dieser Sequenz besonders deutlich.

War im Daoismus die Vorstellung entwickelt worden, dass die Geisterwelt ein Spiegelbild der menschlichen Welt sei, so geht die hierarchische Strukturierung dieser Geisterwelt, in der der einzelne weiterhin möglichst in Familienstrukturen mit ihren Pietäts- und Loyalitätsverpflichtungen eingebunden ist, auf den Konfuzianismus zurück (Paul 2010, 46–49, 54–60). Deshalb ist Nie in Novelle wie Film als im Leben Unverheiratete auch im Tod als Geist ledig und wäre ohne eigene Ahnen vor Ort unbehaust, hätte der böse Geist sie nicht als Tochter angenommen. Da der Geist aber nicht uneigennützig handelt, sondern von Nie die Verführung von Männern und damit ein unmoralisches Verhalten einfordert, nur um daraus einen persönlichen Nutzen zu ziehen, hat er nach konfuzianischen Vorstellungen das Recht auf Loyalität verwirkt. Deshalb ist Nies Auflehnung gegen die Heiratspläne ebenso gerechtfertigt wie ihre Bitte an Ning, sie durch die Umbettung ihrer Urne dem Einflussbereich des bösen Geistes zu entziehen und ihr damit die Wiedergeburt zu ermöglichen. Mit der Erfüllung dieser Bitte durch den aufrechten Ning endet der Film, eine glückliche Wiedervereinigung der Liebenden findet, im Gegensatz zur Novelle, nicht statt. Offenbar war dies für den modernen Hongkonger Zeitgeschmack doch ein zu konfuzianisch-glückliches Ende. Zudem ermöglichte das in Bezug auf die Liebesbeziehung „offene“ Ende dem stark kommerziell orientierten Hongkonger Filmmarkt zwei Fortsetzungen des so erfolgreichen ersten Teils.

Wesentlich für den Plot in Novelle und Film ist zudem der Rückgriff auf die buddhistische Glaubensvorstellung der Möglichkeit zur Wiedergeburt (Reiter 2002, 147–190). Aber während im Buddhismus die Vorstellung gründet, dass die Form der Wiedergeburt eine Belohnung bzw. Bestrafung für vorangegangenes Verhalten spiegelt, ist ihm die Vorstellung einer Identität zwischen vorangegangener und wiedergeborener Existenz fremd. Genau dies wird aber in der Novelle dargestellt, im Film zumindest postuliert. Hierin zeigt sich erneut eine volkstümliche

Überformung der Lehre, die keine abstrakte, sondern eine direkt nachvollziehbare Belohnung für Wohlverhalten fordert.

Abschließend bleibt nun thesenhaft anzumerken, warum die Novelle und ihre Verfilmung – neben ihrem unbestreitbaren Unterhaltungswert – für Hongkong des Weiteren interessant sind. Festzuhalten ist, dass die Hongkonger Verfilmung die in der Novelle aus dem 17. Jh. dargestellten Ethik- und Glaubensvorstellungen sowohl aktualisiert als auch bricht. Der Held ist nicht mehr strahlend, obwohl er sich am Ende als Held erweist. Die religiösen Lehren sind zwar noch nützlich, ihre genaueren Inhalte aber nicht mehr bekannt, einzelne Lehrsätze zu bloßen Formeln erstarrt. In seinem Rückgriff auf überlieferte Traditionen verbunden mit Brechungen derselben reflektiert *A Chinese Ghost Story* m. E. anschaulich die in Hongkong 1987 virulenten Gefühle der Ambivalenz in Bezug auf die eigene Identität zehn Jahre vor der Rückgabe der Kronkolonie an die Volksrepublik China. Die tradierten Werte erscheinen nunmehr so sinnentleert, dass man sich über sie nur noch lustig machen kann. Gegenentwürfe, auf denen sich eine für die moderne Zeit passendere Vorstellungen von Identität aufbauen ließen, sei es in Abgrenzung von der übermächtigen Volksrepublik China oder als eigenständigerer Teil in ihr, werden aus der Tradition heraus jedoch nicht entwickelt, zu der man sich gleichwohl zugehörig fühlt. Damit erscheint auch das Filmende in einem anderen Blickwinkel. Da die überlieferte Tradition nur ein Filmende im kompletten Rückgriff auf konfuzianische Traditionen zuließe, dies aber in der damaligen Gegenwart Hongkongs als wenig sinnvoll erschien, wird das Happy End verweigert. Die Zukunftsperspektive bleibt für das Liebespaar ebenso vage wie sie für die Kronkolonie damals war. Die Verfilmung ist damit eine auf Pu Songlings Novelle basierende, visuell und inhaltlich dramatisch zugespitzte Interpretation, die ein gemeinsames kulturelles Erbe nutzt, um die Befindlichkeit der Hongkonger Gesellschaft zu reflektieren.

Bibliografie

- Buber, Martin (Hrsg.) (1950), Pu, Sung-ling: *Chinesische Geister- und Liebesgeschichten*. Zürich: Manesse.
- Chang, Chun-shu; Chang, Hsueh-lun (1980), „Pu Sung-ling and His ‘Liao-chai chih-i.’ Literary Imagination and Intellectual Consciousness in Early Ch’ing China“. In: *Renditions. A Chinese English Translation Magazine*, 13, 60–81.
- Chang, Chun-shu; Chang, Shelley Hsueh-lun (1998), *Redefining History. Ghosts, Spirits, and Human Society in P’u Sung-ling’s World*. Ann Arbor: The University of Michigan.

- Dissanayake, Wimal (2003), *Wong Kar-wai's 'Ashes of Time'*. Hong Kong: Hong Kong University.
- Eberhard, Wolfram (1937), *Typen chinesischer Volksmärchen* (= FF Communications 120). Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia / Academia Scientiarum Fennica.
- Eberhard, Wolfram (1948), *Die chinesische Novelle des 17. – 19. Jahrhunderts. Eine soziologische Untersuchung*. Ascona: Artibus Asiae.
- Elman, Benjamin A. (2002), „The Social Roles of Literati in Early to Mid Ch'ing“. In: Peterson, Willard J. (Ed.), *The Cambridge History of China. Vol. 9, Part 1: The Ch'ing Empire to 1800*. Cambridge: Cambridge University, 360–427.
- Francis, Sing-chen Lydia (2002), „Body and Identity in *Liaozhai zhiyi*“. In: Nan Nü. *Men, Women and Gender in China*, 4, 2, 207–231.
- Granet, Marcel (1985), *Das chinesische Denken. Inhalt, Form, Charakter*. Übers. und eingeleitet von Manfred Porkert, mit einem Vorwort von Herbert Franke (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 519). Frankfurt, M.: Suhrkamp.
- Häse, Birgit (2001), *Einzug in die Ambivalenz. Erzählungen chinesischer Schriftstellerinnen in der Zeitschrift 'Shouhuo' zwischen 1979 und 1989* (= Opera Sinologica 10). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Klöpsch, Volker; Müller, Eva (Hrsg.) (2004), *Lexikon der chinesischen Literatur*. München: Beck.
- Ledderose, Lothar (Hrsg.) (1985), *Im Schatten hoher Bäume. Malerei der Ming- und Qing-Dynastien (1368–1911) aus der Volksrepublik China*. Baden-Baden: o. V.
- Lin, Ceng 林辰 (1998), *Shenguai xiaoshuo shi 神怪小说史* (,Geschichte der Geistererzählungen') (= *Zhongguo xiaoshuo shi congshu*). Hangzhou: Zhejiang guji chubanshe.
- Needham, Joseph (1986), *Science and Civilisation in China. Vol. 5: Chemistry and Chemical Technology. Part 1: Paper and Printing* [Reprint]. Taipei: Caves Books.
- Nienhauser et al (1986) = Nienhauser, William H., Jr; Hartman, Charles; Ma, Y.W.; West, Stephen H. (Eds.) (1986), *The Indiana Companion to Traditional Chinese Literature* [Reprint]. Taipei: SMC.
- Paul, Gregor (2010), *Konfuzius und Konfuzianismus. Eine Einführung* (= *Einführung Philosophie*). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Pu, Songling 蒲松齡 (1981), „Nie Xiaoqian 聶小倩“. In: Pu, Songling, *Xiang zhu Liaozhai zhiyi tu yong 詳注聊齋志異圖詠* (,Kommentiertes und illustriertes

- Liaozhai zhiyi'). 3 Bde. [Faksimile-Nachdruck einer dreibändigen Ausgabe von 1886]. Beijing: Zhongguo shudian 1981, 1. Bd., 2. Buch, Bogen 4 – Bogen 7, Bild Bogen 1.
- Pu, Songling 蒲松龄 (2002), „Nie Xiaoqian 聂小倩“. In: Pu, Songling, *Liaozhai zhiyi tu yong 聊斋志异图咏* (,Illustriertes Liaozhai zhiyi'). 2 Bde. Ji'nan: Shandong huatu chubanshe 2002, 1. Bd., 2. Buch, 60–64, Bild S. 60.
- Pu, Sung-ling (1987), „Der Lederbeutel.“ In: Pu, Sung-ling, *Umgang mit Chrysanthemen. 81 Erzählungen der ersten vier Bücher aus der Sammlung Liao-dschai-dschi-yi*. Übersetzt von Gottfried Rösel. Zürich: Die Waage, 165–177.
- Qian nü you hun 倩女幽魂 (,Die Geisterfrau Qian'). Aka A Chinese Ghost Story (1993). Regie: Ching Siu Tung 程小東. DVD. Hongkong: Mega Star Video.
- Rehling, Petra (2002), *Schöner Schmerz. Das Hongkong-Kino zwischen Traditionen, Identitätssuche und 1997-Syndrom* (= Filmforschung 2). Mainz: Bender.
- Reiter, Florian C. (2002), *Religionen in China. Geschichte, Alltag, Kultur*. München: Beck.
- Robinet, Isabelle (1995), *Geschichte des Taoismus. Aus dem Französischen von Stephan Stein* (= Diederichs gelbe Reihe 118: China). München: Diederichs.
- Rösel, Gottfried (1987), „Einleitung“. In: Pu, Sung-ling, *Umgang mit Chrysanthemen. 81 Erzählungen der ersten vier Bücher aus der Sammlung Liao-dschai-dschi-yi*. Zürich: Die Waage, 7–34.
- Schmidt-Glintzer, Helwig (1990), *Geschichte der chinesischen Literatur. Die 3000jährige Entwicklung der poetischen, erzählenden und philosophisch-religiösen Literatur Chinas von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Bern: Scherz.
- Schi, Nai-an (1974), *Die Räuber vom Liangshan. Aus dem Chinesischen übertragen und herausgegeben von Johanna Herzfeldt. Mit 96 Holzschnitten nach alten chinesischen Ausgaben* (= Bibliothek der Weltliteratur). 2 Bde. Leipzig: Insel.
- Storm, Carsten (2004), *Von Tätern und Opfern. Rechtsmentalität in chinesischen Kriminalerzählungen zwischen 1600 und 1900* (= Opera Sinologica 16). Wiesbaden: Harrassowitz.

Eine eigenwillige Kanonautorin als Normspenderin: Clarice Lispector

Christopher F. Laferl

Kanonautor*innen und sprachliche Norm in Brasilien

Über die Rolle von Machado de Assis (1839–1908) bei der Etablierung einer brasilianischen Sprachnorm schreibt Joachim Born in einem Sammelband, den Bernhard Pöll mit dem Verfasser dieser Zeilen herausgegeben hat, dass diese nicht revolutionär gewesen sei:

Sein Verhältnis zur Sprache war geprägt von einer Mischung von Vergangenheitsrespekt, Akzeptanz einer notwendigen Erneuerung und / oder Erweiterung derselben in Zeit und Raum, aber auch einer starken Orientierung an einer präskriptiven allgemein gültigen Norm. [...] Deshalb muss er auch dafür in die Verantwortung genommen werden, dass in Brasilien die Distanz zwischen sprachlichem Alltag und literarischer Sprachverwendung immer weiter angewachsen ist und oftmals weniger eine diatopische, sondern vielmehr eine diastratische Interkomprehensibilität vermisst wird. Dass Brasilien zudem heute ein Land ist, das stärker noch als einige seiner amerikanischen Nachbarn sich weitgehend dem geschriebenen Wort verweigert, seine Informationen vielmehr audiovisuell bezieht, hängt natürlich zum einen mit der hohen Analphabetenrate zusammen, hat seinen Ursprung aber nicht zuletzt auch in einer der realen sprachlichen Welt entflohenen akademischen und literarischen Elite. (Born 2007, 102)

Durch seine eher konservative und der etablierten Bildungsnorm zugeneigten Haltung habe Machado de Assis, der mit einiger Gewissheit auch noch im 21. Jahrhundert als der brasilianische Kanonautor schlechthin bezeichnet werden darf, dazu beigetragen, dass es in Brasilien nicht gelungen sei, „die Verselbstständigung der von der Bevölkerung praktizierten Alltagssprache in gebührender Form in einer daran orientierten Literatursprache (normativ?) zu dokumentieren“ (Born 2007, 102–103).

Viele Linguist*innen meinen allerdings, dass die Literatursprache ohnehin keine große Rolle mehr für die Vermittlung einer sprachlichen Norm spiele. So schrieb

schon 2003 recht prononciert Marcos Bagno: „Hoje, no século XXI, a opção pela literatura como 'modelo' de língua a ser 'imitado' é, no mínimo, absurda. O impacto da linguagem literária sobre uma sociedade como a brasileira, por exemplo, é ínfimo. Tradicionalmente, somos um povo que lê pouco [...]“ (Bagno 2003, 48). Viele Wörterbücher und Grammatiken bestätigen diesen Befund und führen als Beispiele für die ‚richtige‘ oder zumindest gängige Sprachverwendung sowohl auf lexiko- als auch auf grammatikographischer Ebene kaum mehr literarische Beispiele an. Im Online-Wörterbuch *Dicio. Dicionário Online de Português* (<https://www.dicio.com.br/>) z. B. gibt es zwar hie und da literarische Belege, der Großteil derselben stammt aber aus Zeitungen, genauer aus der *Folha de São Paulo*.

Genauso existieren aber immer noch Wörterbücher, wie z. B. der *Novo Aurélio Século XXI* (1999), und Grammatiken, wie z. B. die *Gramática essencial* (2014) von Celso Cunha / Cilene da Cunha Pereira, die fast ausschließlich mit Belegen aus dem Bereich der (gehobenen) Literatur arbeiten. Das letztgenannte Werk, das für den schulischen Gebrauch in Brasilien konzipiert wurde, tut dies ganz bewusst, möchte es mit den literarischen Beispielen doch die Sprache in ihrer *forma-padrão* beschreiben, und zwar so wie sie von brasilianischen Autor*innen seit der Romantik gebraucht wurde,¹ und auch eine Einführung in die Stilistik des gegenwärtigen brasilianischen Portugiesisch bieten.²

In dieser Tradition spielt in Brasilien nach wie vor Machado de Assis die herausragende Rolle, wird er doch in der genannten *Gramática essencial*, die auf den einschlägigen lexikographischen Arbeiten von Celso Cunha aufbaut, gleich rund neunzig Mal als Gewährsmann angeführt. Dicht gefolgt wird er von Carlos Drummond de Andrade (1902–1987) mit rund 80 Nennungen. Die großen Neuerer der brasilianischen Literatursprache Mário de Andrade (1893–1945) und João Guimarães Rosa (1908–1967) schaffen es hingegen nicht einmal auf eine zweistellige Zahl. In dem oben genannten Sammelband zum Verhältnis von Literatur und sprachlicher Norm auf dem amerikanischen Doppelkontinent waren diese beiden Autoren gerade wegen ihrer großen Bedeutung für die Herausbildung und

¹ „Mantivemos o objetivo precípua adotado por Celso Cunha de apresentar a descrição do português contemporâneo em sua forma-padrão, a língua como a têm utilizado os escritores brasileiros do Romantismo para cá“ (Cunha 2014, 5).

² „[...] tornando esta Gramática também uma introdução à estilística do português contemporâneo“ (Cunha 2014, 5).

Förderung einer eigenen brasilianischen Norm untersucht worden (vgl. Passos 2007 und Kutzenberger / Vejmělka 2007), auch wenn sie in der Lexiko- und der Grammatikographie eine geringere Rolle spielen. Das sagt aber noch nicht alles über den Einfluss der beiden Autoren auf die brasilianische Bildungslandschaft insgesamt aus, denn über den Literaturunterricht (im weitesten Sinne) nehmen sie in Brasilien (nach wie vor) einen prominenten Platz ein.

Eine andere Person, die in der brasilianischen wie internationalen Literaturgeschichte und Literaturkritik einen äußerst hohen Stellenwert hat, konnte damals aus verschiedenen Gründen nicht in einem eigenen Aufsatz behandelt werden: die große Erzählerin Clarice Lispector (1920–1977), die den Organisator*innen des *Novo Aurélio* (1999) mit drei Texten (*A Via-Crúcis do Corpo*, *Laços de Família* und *Uma Aprendizagem ou O Livro dos Prazeres*) als Gewährsperson galt und auch in der *Gramática essencial* zehn Mal angeführt wird, worauf noch zurückzukommen ist. Dieses – aus einer *gender*-sensiblen Perspektive kaum zu rechtfertigende – Versäumnis soll auf den nächsten Seiten nachgeholt werden.

Clarice Lispector als Kanonautorin

Sieht man sich die Präsenz der 1920 in der Ukraine geborenen jüdischen Autorin, deren Eltern schon 1922 nach Brasilien auswanderten, in brasilianischen wie internationalen Verlagsprogrammen und die literaturwissenschaftliche Produktion zu ihren Werken an, dann bildet Clarice Lispector zweifelsohne gemeinsam mit Machado de Assis den Inbegriff des brasilianischen literarischen Kanons. Die Erzähltexte der im Alter von nur 57 Jahren verstorbenen Autorin, die von einer radikalen Introspektion ihrer in der Mehrzahl weiblichen Figuren und von einem hohen Sprachbewusstsein gekennzeichnet sind, werden seit ihrem Ersterfolg *Perto do coração selvagem* 1943 bis heute in verschiedenen Sprachen aufgelegt und noch immer mit großer Intensität beforscht. Dieser Roman, dessen Protagonistin Joana über ihr Sein, ihre Gefühlswelt und ihre Schwierigkeiten, mit der Welt und den Menschen eine affektive und in Worte fassbare Beziehung aufzubauen, nachdenkt und an die Grenzen des in Worte Fassbaren gelangt, ist zweimal ins Deutsche, Englische und Französische übersetzt worden,³ was ein kontinuierliches Interesse

³ Auf Deutsch gibt es die Übersetzung *Nahe dem wilden Herzen* von Ray-Güde Mertin aus dem Jahr 1981, die 2013 von Corinna Santa Cruz – unter Beibehaltung des Titels

einer internationalen Leserschaft belegt. Der Großteil ihrer folgenden literarischen Texte wurde ebenfalls in etliche Sprachen übersetzt, so z. B. die 1960 publizierte Erzählsammlung *Laços de família* (1960)⁴, der Roman *A maçã no escuro* (1961)⁵ und v. a. ihr letzter und vielleicht berühmtester Erzähltext *A hora da estrela* (1977), von dem ebenfalls – zumindest auf Deutsch und Englisch – rezente Übersetzungen vorliegen.⁶

Dass auch die internationale Literaturwissenschaft sich intensiv mit der brasilianischen Autorin auseinandersetzt, beweisen die Einträge in der Bibliographie der

– überarbeitet wurde. Auf Englisch liegt die erste Übertragung von Giovanni Pontiero aus dem Jahr 1990 und eine zweite von Alison Entrekin (2012) vor; auch hier wurde der Titel, der ja ein Zitat aus James Joyces *A Portrait of the Artist as a Young Man* darstellt, unverändert mit *Near to the Wild Heart* beibehalten. Das gilt auch für das Französische: Die erste, sehr frühe Übersetzung aus dem Jahr 1954 *Près du cœur sauvage* stammt von Denise-Teresa Moutonnier, die zweite von Regina Helena de Oliveira Machado (1982). Kurz danach (1987) wurde mit *Vicino al cuore selvaggio* in der Übersetzung von Rita Desti eine italienische Ausgabe verlegt; die spanische Version *Cerca del corazón salvaje* von Basilio Losada stammt erst aus dem Jahr 2002.

⁴ Nach einer anderen Erzählung („A Imitação da Rosa“) der Sammlung lautet der Titel der nicht mehr im regulären Buchhandel erhältlichen deutschen Übersetzung von Curt Meyer-Clason *Die Nachahmung der Rose* (1966). Auf Französisch ist – wie im portugiesischen Original – der Band mit dem Titel *Liens de famille* in der Übersetzung von Jacques und Teresa Thiériot 1989 herausgekommen. Auf Italienisch sind die *Legami familiari* in der Übertragung von Adelina Aletti kurz davor (1986) erschienen; auf Spanisch deutlich früher, nämlich schon 1973 in Buenos Aires, als *Lazos de familia* in der Übersetzung von Haydée M. Jofre Barroso.

⁵ Auch dieser Roman wurde schon 1964 von Curt Meyer-Clason mit *Der Apfel im Dunkeln* ins Deutsche übertragen. Die englische Übersetzung (*The Apple in the Dark*) von Gregory Rabassa stammt aus dem Jahr 1967. Für die französische Ausgabe von Violante Do Canto wurde ein anderer Titel gewählt, nämlich *Le Bâtitteur de ruines* (1970). Die italienische Übersetzung *La mela nel buio* (1988) stammt von Renata Cusmai Belardinelli und die spanische *La manzana en la oscuridad* (1974) von Juan García Gayo.

⁶ Für diesen Roman liegen sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch wieder zwei Übersetzungen vor: *Die Sternstunde* von Curt Meyer-Clason (1985) und *Der große Augenblick* von Luis Ruby (2016); *The Hour of the Star* von Giovanni Pontiero (1986) und unter dem gleichen Titel von Benjamin Moser (2011). Auf Französisch gibt es die Übersetzung *L'Heure de l'étoile* von Marguerite Wünscher (1985), auf Italienisch *L'ora della stella* von Adelina Aletti (1989) und auf Spanisch *La hora de la estrella* (1989) von Ana Poljak. Zur Rezeption Lispectors in Europa und zu den spanischen Übersetzungen s. auch Arf 2011.

Modern Language Association (MLA). Verzeichnet die MLA für die Jahre von 1967, in dem der erste Text über Clarice Lispector aufgenommen wurde, was relativ spät erscheint, bis 1980 erst 84 Titel, so sind es im folgenden Jahrzehnt bereits 120, von 1991 bis 2000 163, um für die Zeit von 2001 bis 2010 auf 210 zu steigen. Die folgenden zehn Jahre brachten einen Rückgang auf 177 Arbeiten. Ob dies auf ein Nachlassen des akademischen Interesses an Lispector gedeutet werden muss, lässt sich natürlich noch nicht sagen. Die *Romanische Bibliographie* führt für die brasilianische Autorin in den Jahren 1970 bis 2020 300 Arbeiten an. All diese Zahlen belegen eindeutig, dass Clarice Lispector zu den brasilianischen Autor*innen gehört, zu denen international am intensivsten gearbeitet wird. Nur Machado de Assis wurde für die Jahre von 1967 bis 2020 mit über 900 Titeln (MLA) noch stärker beforscht.⁷ Um zwischen einem allgemeinen literaturwissenschaftlichen Interesse in der internationalen akademischen Welt, das nur indirekt und mit vielen Einschränkungen Schlüsse zur Bedeutung Lispectors auf die sprachliche Norm des brasilianischen Portugiesisch zulässt, und jenem in Brasilien selbst, was in dieser Hinsicht etwas mehr Information, wenngleich ebenfalls nur unter Berücksichtigung verschiedener Gesichtspunkte, bringen würde, unterscheiden zu können, müsste man sich alle zu ihr publizierten Texte genauer ansehen und ganz gezielt nach Aussagen zur Sprache Lispectors aus einer linguistischen Perspektive abfragen, was den Anspruch dieses bescheidenen Aufsatzes übersteigt. Ein paar qualitative Resultate sollen aber im Folgenden dennoch angestrebt werden, indem Aussagen von ihr und über sie mit einem direkten Blick auf ihr Werk abgeglichen werden.

⁷ Damit kommt Machado de Assis dem Klassiker der portugiesischen Literatur schlechthin, nämlich Camões, gleich, für den die MLA im genannten Zeitraum etwas mehr als 950 Einträge angibt. Für Saramago, allerdings erst ab 1983, führt die MLA rund 500 Arbeiten an. Vergleicht man diese auf den ersten Blick hoch erscheinenden Zahlen allerdings mit jenen, die zu Cervantes, Goethe und Shakespeare in der MLA zu finden sind, nämlich respektive über 9.000, 13.000 und 52.000 Titel, dann wird doch wieder sehr rasch deutlich, wie ungleich die akademische Aufmerksamkeit nach wie vor je nach Sprache verteilt ist.

Charakteristika in Sprache und Stil

Alfredo Bosi, Autor der am meisten verwendeten Geschichte zur brasilianischen Literatur, schreibt, dass der intensive Gebrauch ungewöhnlicher Metaphern („uso intensivo da metáfora insólita“), die Zentrierung auf einen Stream of Consciousness („entrega ao fluxo da consciência“) und der Bruch mit der äußeren Handlungsebene („a ruptura com o enredo factual“) den Erzählstil Clarice Lispectors seit ihren Anfängen charakterisieren würden. Ihre existenzialistische Konzentration auf innere Vorgänge sei so radikal, dass dies zu einer Krise der Subjektivität selbst geführt habe. All das erreiche die Autorin auf sprachlicher Ebene in besonderer Weise: „A palavra neutra de Clarice Lispector articula essa experiência metafísica radical valendo-se do verbo 'ser' e de construções sintáticas anômalas que obrigam o leitor a repensar as relações convencionais praticadas pela sua própria linguagem [...]“ (Bosi 2015, 451–454). In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Benjamin Moser, dem wir nicht nur eine in viele Sprachen übersetzte Biographie der Autorin, sondern auch eine Intensivierung der Beschäftigung mit ihrem Werk verdanken, wenn er schreibt: „For her entire life as a writer, Clarice had pushed against the limits of language; [...]“ (Moser 2014, 333).

Der alagoanische Dichter Lêdo Ivo (1924–2012), unmittelbarer Zeitgenosse Lispectors, hebt ebenfalls die Fremdheit ihres Stils hervor:

Não haverá, decerto, uma explicação tangível e aceitável para o mistério da linguagem e do estilo de Clarice Lispector. A estranheiridade de sua prosa é uma das evidências mais contundentes de nossa história literária e, ainda, da história de nossa língua. Essa prosa fronteiriça, emigratória e imigratória, não nos remete a nenhum dos nossos antecessores preclaros. Não é a de José de Alencar ou a de Machado de Assis. Não é a de Euclides da Cunha ou José Lins do Rego. [...] Essa dicção translúcida percorre toda a sua obra, desde os romances [...] até os contos, desde as crônicas às reportagens. Dir-se-ia que ela, brasileira naturalizada, naturalizou uma língua, convertendo-a num instrumento pessoal e desligado de qualquer tradição egrégia; [...] (Ivo 2004, 48; vgl. Moser 2014, 10).

Auch wenn sich die Leserschaft an die Fremdheit des Stils von Lispector nicht nur gewöhnt, sondern gerade ihr Stil sie selbst zu einer großen Vertreterin brasilianischer Literatur gemacht haben soll, so bleibe doch ein gewisses Staunen über ihre Sprache bis heute, meint zumindest Benjamin Moser. Diese Fremdheit würde besonders bei Übersetzungen deutlich zu Tage treten: „The strange syntax and the unexpected adjectives that made Clarice Lispector’s language sound so foreign when it first appeared remain striking today, especially when given another layer

of foreignness by translation“ (Moser 2014, 152). Moser führt für diese Übersetzungsschwierigkeiten ein illustratives Beispiel an: Auf den ersten Entwurf für die französische Übersetzung von *Perto do coração selvagem* soll Lispector verärgert reagiert haben, u. a. weil die Übersetzerin eigenwillige Formulierungen geglättet habe. Lispector meinte, dass ihre Sätze einfach nicht dem üblichen Sprachgebrauch entsprächen und dass das auch in der Übersetzung zum Ausdruck kommen müsse. Mit dieser sprachlichen Fremdheit hätten nach Moser alle Übersetzer*innen Lispectors zu kämpfen gehabt: „This is a point her translators would do well to recall: no matter how odd Clarice’s prose sounds in translation, it sounds just as unusual in the original“ (Moser 2014, 209).

Wenn man nun die Probe aufs Exempel macht, indem man sich die Sprache Lispectors im Original etwas genauer ansieht und dann mit einer Übersetzung abgleicht, müsste diese sprachliche Fremdheit deutlich zu Tage treten. Als Beispiel soll die grandiose deprimierend-existenzialistische Erzählung „A procura de uma dignidade“ dienen, die 1974, also relativ spät, in der Sammlung *Onde estivestes de noite* erschien. Es geht in dieser Erzählung um eine ältere Dame der gehobenen Mittelschicht in Rio de Janeiro, die sich, obwohl sie eigentlich zu einer Kulturveranstaltung gehen wollte, aus ihr selbst nicht ganz erklärbaren Gründen im leeren Maracanã-Stadion wiederfindet und verzweifelt den Weg nach draußen sucht. Durch die Hilfe von zwei Männern, die im Stadion arbeiten, gelingt ihr an diesem relativ heißen Wintertag der Weg hinaus. Sie steigt in ein Taxi, und auf komplizierte Weise gelangt sie doch noch zu der Lesung, die sie ja eigentlich besuchen hätte wollen. Erschöpft möchte sie aber nun gar nicht mehr an dieser teilnehmen, sondern lässt sich nach Hause bringen. Dort überkommt sie ein wiederum unerklärliches Verlangen nach einer sexuellen Begegnung mit dem damals noch relativ jungen Sänger Roberto Carlos (geb. 1941), der bis heute allen Brasilianer*innen ein Begriff ist. So wie sie allein keinen Ausgang aus dem Maracanã fand, genauso wenig findet sie im Winter ihres Lebens einen produktiven Weg aus ihrem sommerlich-heißen Begehren. Die literarische Qualität dieser Erzählung, die stark an Kafka erinnert (vgl. Nor 2013, 104), steht außer Zweifel. Wie aber ist sie sprachlich gestaltet?

Allein schon der Titel stellt eine gewisse Herausforderung dar, da die Frage nahe liegt, ob da wirklich *a* steht, also der weibliche bestimmte Artikel im Singular, oder ob man nicht eher *à* erwarten würde, die Kontraktion dieses Artikels mit der Präposition *a*, was an Prousts *À la recherche du temps perdu* erinnern würde, die auf Portugiesisch aber mit *Em busca do tempo perdido* übersetzt wurde, und das schon in den späten 1940er Jahren (vgl. Barbosa 2012, 42). Da im Titel keine *crase* zu

finden ist, muss es beim Nominativ bleiben! So hat es auch Sarita Brandt in ihrer Übersetzung ins Deutsche gehalten: „Die Suche nach einer Würde“. In der englischen Übersetzung von Katrina Dodson wurde aber dem Reflex des *In Search of* analog zu Proust auf Englisch (*In Search of Lost Time*) nachgegeben, trägt diese doch den Titel „In Search of a Dignity“ (Lispector 2018, 349). Der Titel der Sammlung *Onde estivestes de noite* dürfte übrigens durch den Gebrauch des sehr seltenen *estivestes* (2. Person Plural, Indikativ, *Pretérito Perfeito* von *estar*) ebenfalls die Aufmerksamkeit der Lesenden auf sich ziehen. Auf Deutsch bleibt diese Fremdheit mit *Wo warst du in der Nacht* nicht erhalten.

Die Schwierigkeiten enden natürlich nicht bei den beiden Titeln, wie schon in den ersten beiden Absätzen des Texts rasch sichtbar wird:

A Sra. Jorge B. Xavier simplesmente não saberia dizer como entrara. Por algum portão principal não fora. Pareceu-lhe vagamente sonhadora ter entrado por uma espécie de estreita abertura em meio a escombros de construção em obras, como se tivesse entrado de esguelha por um buraco feito só para ela. O fato é que quando viu já estava dentro.

E quando viu, percebeu que estava muito, muito dentro. Andava interminavelmente pelos subterrâneos do Estádio do Maracanã ou pelo menos pareceram-lhe cavernas estreitas que davam para salas fechadas e quando se abriam as salas só havia uma janela dando para o estádio. Este, àquela hora torradamente deserto, reverberava ao extremo sol de um calor inusitado que estava acontecendo naquele dia de pleno inverno. (Lispector 1999, 9)

Der Text beginnt mit einer für Lispector so typischen Innensicht der Protagonistin in Form einer erlebten Rede, also mit einer Wiedergabe der Gedanken einer Figur, in die sich die Erzählstimme mischt. Es wird also mit der Stimme des bzw. der Erzählenden eine Gedankenrede ‚reproduziert‘, die dennoch etwas von deren Mündlichkeit oder besser deren nicht ausgesprochener ‚Gedanklichkeit‘ an sich hat. Das kann man bei dem oben angeführten Beispiel an der Wortstellung erkennen. Andererseits ist gerade die auffällige enklitische Position des Pronomens *lhe*, hier beide Male in Verbindung mit dem Verb *parecer*, ein Kennzeichen für die schriftliche Distanzsprache in Brasilien, das in der spontanen gesprochenen Rede die Enklise fast gar nicht kennt. Vom Lexikon her fällt der Begriff „de esguelha“ auf, das auch gebildete Brasilianer*innen heute kaum verstehen, ebenso wie die eigenwillige Konstruktion „torradamente deserto“, die allerdings beide ganz der Erzählstimme entstammen. Die Formulierung „àquela hora“ ist ebenfalls typisch für die Schriftsprache. Das gleiche gilt natürlich auch für die Verwendung des

Pretérito mais-que-perfeito simples bei der Verbalform „fora“. An eine eher mündliche Spontansprache erinnert allerdings das „E quando viu, percebeu que estava muito, muito dentro.“

Ob die gewählte Stelle in ihrer Gesamtheit für L1-Sprecher*innen des brasilianischen Portugiesisch eigenartig und fremd klingt, lässt sich schwer sagen, v. a. wenn man bedenkt, dass sie ja vor rund fünfzig Jahren verfasst wurde. Literarisch klingt sie zweifelsohne, und zwar durch die Verwendung sehr ausgesuchter Adjektive und Adverbien und noch mehr durch die sehr elaborierte erlebte Rede. Die hohe Literarizität dürfte wohl allen Leser*innen einen Eindruck von Fremdheit vermitteln.

Sehen wir uns nun an, ob der relativ hohe Literarizitätsgrad und damit die Fremdheit, von der Moser spricht, auch in der deutschen Übersetzung von Sarita Brandt erhalten bleibt:

Frau Jorge B. Xavier hätte einfach nicht zu sagen gewusst, wie sie hineingekommen war. Durch eines der Haupttore jedenfalls nicht. Leicht verträumt, kam es ihr so vor, als sei sie durch eine Art schmale Öffnung in den Trümmern einer halbfertigen Baustelle eingedrungen, habe sich von der Seite durch ein Loch gezwängt, das nur für sie bestimmt war. Tatsache ist, dass sie, als sie es merkte, schon drinnen war. Und als sie es merkte, begriff sie, dass sie schon unglaublich tief hineingeraten war. Endlos irrte sie durch die unterirdischen Gänge des Maracanã-Stadions, zumindest kamen sie ihr so vor wie enge Höhlen, die zu verschlossenen Räumen führten, und sobald sich die Räume öffneten, war da nur ein Fenster, das dem Stadion zugewandt war – welches, zum Bersten leer um diese Zeit, an diesem Tag mitten im Winter im Licht einer stechenden, ungewöhnlich heißen Sonne flimmerte. (Lispector 2013, 38)

Die erlebte Rede, in ihrer Mischung aus den Gedanken der Protagonistin und der Erzählstimme, ist hier dem portugiesischen Original gut nachempfunden. Der gebildete Gebrauch des *Pretérito mais-que-perfeito simples* bei „fora“ wurde umgangen, indem der portugiesische Satz auf Deutsch in Form einer Ellipse wiedergegeben wurde. Die Enklise wird im Deutschen an der ersten Stelle mit der etwas eigenartigen Wortstellung „kam es ihr so vor“ nachgebildet, was den Fremdheitsgrad gut transponiert. Bei der zweiten Stelle konnte das nicht wiederholt werden. „De esguelha“ wurde glättend „mit von der Seite“ wiedergegeben, während „torradamente deserto“ recht eigenwillig mit der paradoxalen Wendung „zum Bersten leer“ übersetzt wurde, was die Literarizität des Texts erhöht, vielleicht aber nicht auf dieselbe Weise, wie dies im Original der Fall ist. Die englische Übersetzung verwendet hier „scorchingly“, das das Toastende, Sengende des „torradamente“

semantisch näher wiedergibt; allerdings bezieht die Übersetzerin die Fügung „torradamente deserto“ nicht auf das Stadion, sondern auf die Tageszeit, heißt es doch „at that scorchingly deserted hour“ (Lispector 2018, 349). Die Fremdheit des Texts dürfte aber sowohl in der deutschen als auch in der englischen Übersetzung erhalten bleiben.

Im Original wird die sprachliche Fremdheit in den direkten Figurenreden allerdings stark gemildert, was v. a. in den Dialogen mit den Arbeitern im Maracanã-Stadion oder dem Taxifahrer deutlich wird:

E havia o táxi passando. Mandou-o parar e disse-lhe controlando a voz que estava cada vez mais velha e cansada:

– Moço, não sei bem o endereço, esqueci. Mas o que sei é que a casa fica numa rua
– não-me-lembro-mais-o-quê mas que fala em “Gusmão” e faz esquina com uma rua se não me engano chamada Coronel-não-sei-quê. (Lispector 1999, 12)

Die Figurenrede ist hier sehr realistisch dargestellt; die Erzählstimme zeigt hingegen wieder einen starken formalen und damit verfremdenden Gestaltungswillen auf, was man schon an „E havia o táxi passando“ und an den beiden Enklisen feststellen kann. Sehen wir uns auch hier nun die deutsche Übersetzung an:

Ein Taxi fuhr vorbei. Sie hielt es an und sagte, ihrer Stimme, die immer älter und müder wurde, Festigkeit verleihend: »Also, junger Mann, die Adresse weiß ich nicht mehr so genau, ich hab sie vergessen. Aber ich weiß, dass das Haus in einer Straße ist – genau erinnere ich mich nicht, aber eine mit ›Gusmão‹, und sie stößt auf eine andere Straße, die, wenn ich mich nicht irre, Coronel-Sowieso heißt.« (Lispector 2013, 42)

Hier wurde bei der Erzählstimme glättend vorgegangen, sodass die Fremdheit des ersten Satzes eigentlich ganz verloren geht, während das Partizip Präsens „verleihend“ im zweiten Satz etwas eigenwillig anmutet. Die folgende Figurenrede ist in ihrem oralen Charakter sehr gut wiedergegeben, auch wenn „moço“ sich nicht nur auf junge Männer beziehen muss, da in Brasilien Taxifahrer jeden Alters so angesprochen werden, was sensiblen Mitteleuropäer*innen bisweilen als sehr distanziert oder gar herablassend vorkommt, v. a. wenn diese eben nicht mehr jung sind. Hier scheinen ältere Verwendungen mitzuschwingen, wie die sechste Bedeutungserklärung im *Novo Aurélio* „Criado, serviçal“ (Ferreira 1999, 1350, s. v. *moço*) deutlich macht.⁸

⁸ Freilich könnte man auch darüber diskutieren, ob im Deutschen die Anrede *junger Mann* sich nur auf tatsächlich junge Männer beziehen muss. Dennoch scheint es im

Die englische Übersetzung macht übrigens den gleichen Fehler, im ersten Satz gibt sie aber die eigenartige Formulierung von „E havia o táxi passando“ in aller ihrer Fremdheit deutlicher wieder:

And there was the taxi passing. She hailed it and said to him controlling her voice that was becoming increasingly old and tired:

“Young man, I don’t know the exact address, I’ve forgotten. But what I do know is that the house is on a street — I-don’t-remember-which- anymore but something with ‘Gusmão’ and the cross street if I’m not mistaken is Colonel-so-and-so.” (Lispector 2018, 352)

Clarice Lispector als Vorbild für die sprachliche Norm

Auch wenn von der Literaturkritik immer wieder Lispectors eigenwilliger und bisweilen als üppig bezeichneter Stil hervorgehoben wurde, so wurde ihr, deren Eltern keine L1-Sprecher*innen des Portugiesischen waren, stets genauso eine hohe sprachliche Kompetenz zugeschrieben. Einer ihrer frühesten Bewunderer, der Künstler und Literaturkritiker Sergio Milliet (1898–1966), charakterisierte Lispectors *écriture* trotz gewisser Vorbehalte schon 1944 wie folgt: „estilo exuberante, de linguagem pessoal de boa carnação e musculatura, de adjetivação segura e aguda, que acompanha a originalidade e a fortaleza do pensamento, que os veste adequadamente“ (zitiert nach Santos 1999, 55). Ihre unfehlbare Sprachsicherheit sollte 1960 auch der Schriftsteller und Kritiker Assis Brasil (geb. 1932) in einem Essay hervorheben, wenn er von einem „domínio absoluto da língua“ spricht (zitiert nach Santos 1999, 108).

In den folgenden Jahren sollten von der Literaturkritik weniger der exuberante Stil Lispectors und ihre sprachliche Virtuosität hervorgehoben, sondern vielmehr ihr grundsätzlicher Zweifel an den Referenzmöglichkeiten von Sprache ins Zentrum gerückt werden (vgl. Santos 1999, 131). Das hat aber ihrer sprachlichen Vorbildhaftigkeit offensichtlich keinen Abbruch getan, was man daran erkennen kann, dass sie als Gewährsperson für einen normkonformen Sprachgebrauch herangezogen wird. Der Beweis dafür soll durch eine kurze Diskussion der bereits angesprochenen Beispiele in der *Gramática essencial* erbracht werden. In dieser werden

Deutschen eher unangebracht und auch unüblich, Männer jenseits der 50 mit *junger Mann* anzusprechen, wenn man von einem ironischen Sprachgebrauch einmal absehen will.

zehn Beispiele der Kanonautorin verwendet, leider ohne bibliographische Angaben zu den Werken, denen diese entnommen sind. Einige dieser Beispiele sind so trivial, dass man sich fragt, wieso hier überhaupt auf literarische Quellen zurückgegriffen wurde. So werden für das indirekte Objekt (*objeto indireto*) der Satz „Mas, — quem daria dinheiro aos pobres...?“⁹ (Cunha 2014, 130) oder für das Adverbiale (*adjunto adverbial*) „Vivi com Daniel perto de dois anos“ (Cunha 2014, 137) von Lispector angeführt. Interessanter scheinen die Beispiele zu den Interrogativpronomen („Que é que o senhor está fazendo?“, Cunha 2014, 262), zum unpersönlichen Infinitiv („Mandara os meninos brincar no vizinho“, Cunha 2014, 369) oder zur Konkordanz („O que tinha mais saída porém eram os artigos religiosos“, Cunha 2014, 377, und „O resto eram bastiões em trevas“, Cunha 2014, 378).

Am spannendsten für eine Diskussion eines typischen brasilianischen Sprachgebrauchs sind aber ohne Zweifel jene Beispiele, in denen es um Abweichungen von der Norm des europäischen Portugiesisch oder um Fälle geht, bei denen eine gewisse Unsicherheit bei L1-Sprecher*innen zu beobachten ist, wie z. B. bei der *regência verbal* der Verben *assistir*, *interessar* oder *obedecer*. Zu *assistir* gibt die *Gramática essencial* Folgendes an:

Uma longa tradição gramatical ensina que este verbo é **transitivo indireto** no sentido de “estar presente”, “presenciar”. Com tal significado, deve o **objeto indireto** ser encabeçado pela preposição *a*, e, se for expresso por pronome de 3a pessoa, exigirá a forma *a ele(s)* ou *a ela(s)*, e não *lhe(s)*. Assim:

Da janela da cozinha as mulheres *assistiam à cena*. (R. DE QUEIRÓS)

Observação:

Na linguagem coloquial brasileira, o verbo constrói-se, em tal acepção, de preferência com objeto direto (cf. *assistir o jogo*, *um filme*), e escritores modernos têm dado acolhida à regência gramaticalmente condenada. (Cunha 2014, 386; die Hervorhebungen finden sich im Original)

Dafür, also für den von der Norm eigentlich ‚verurteilten‘ Usus, wird ein Beispiel von Clarice Lispector gegeben: „Só a menina estava perto e *assistiu tudo* estarecida. (C. LISPECTOR)“ (Cunha 2014, 386).

Unproblematisch scheint hingegen das Beispiel für das Verb *interessar*, das u. a. mit dem Satz von Clarice Lispector „Ele percebeu então que falara demais, a ponto de *interessá-la*, e olhou-a rapidamente de lado“ (Cunha 2014, 389) illustriert wird.

⁹ Die kursiven Hervorhebungen sind natürlich von den Verfasser*innen der Grammatik.

Auch der intransitive Gebrauch von *obedecer*, der mit Lispectors Aufruf „Você é o único que não obedece!“ (Cunha 2014, 391) illustriert und der Bemerkung, dass diese Verwendungsart nicht selten sei, kommentiert wird, dürfte keine größeren Probleme aufwerfen.

Das letzte Beispiel, das in der *Gramática essencial* aus dem Werk Lispectors entnommen wird, nämlich „*Eis-me afinal diante dela*“ (Cunha 2014, 404), bezieht sich auf „palavras e locuções denotativas“, die wie folgt definiert werden:

Certas palavras ou locuções, por vezes enquadradas impropriamente entre os advérbios, passaram a ter, com a *Nomenclatura Gramatical Brasileira*, classificação à parte, mas sem nome especial.

São palavras que denotam, por exemplo:

- a) **inclusão**: *até, inclusive, mesmo, também*, etc. [...]
- b) **exclusão**: *apenas, menos, salvo, senão, só, somente*, etc. [...]
- c) **designação**: *eis* [...]
- d) **realce**: *cá, lá, é que, ora, só*, etc. [...]
- e) **retificação**: *aliás, ou antes, isto é, ou melhor*, etc. [...]
- f) **situação**: *afinal, agora, então, mas*, etc. (Cunha 2014, 404).

Die *designação* und das Wort *eis* werden mit einem Beispiel von Clarice Lispector illustriert: „*Eis-me afinal diante dela*“. Für L1-Sprecher*innen des Portugiesischen dürfte die Verwendung von *eis* kein Problem darstellen, für all jene, die Deutsch als L1 haben, dürfte es hier aber doch Schwierigkeiten geben, weshalb wieder ein Blick auf die Übersetzung dieses Satzes, der – wie meine Google-Recherchen ergeben haben – aus der Erzählung „Cem anos de perdão“ aus der Sammlung *Felicidade clandestina* (1971) stammt, aufschlussreich sein kann. In der englischen Übersetzung von Katrina Dodson wurde der Satz mit „Then I’m standing before it at last“ (Lispector 2018, 323) wiedergegeben, der sehr schön zeigt, wie schwierig es ist, das portugiesische *eis* adäquat in eine andere Sprache zu übertragen. Als Literatur- und Kulturwissenschaftler wage ich es nicht, mich weiter über das portugiesische *eis* zu verbreiten, für das der *Novo Aurélio* eine unsichere Herkunft anführt (Ferreira 1999, 722, s. v. *eis*), während es sich laut *Michaelis* (<https://michaelis.uol.com.br/moderno-portugues/busca/portugues-brasileiro/eis/>) von *ecce* herleitet (vgl. Silva / Viegas 2019). Das Pons-Online-Wörterbuch (<https://de.pons.com/übersetzung/portugiesisch-deutsch>) gibt jedenfalls die Bedeutungen *hier ist* und *hier sind* und für *eis-me* die Übersetzung *da bin ich* an. Eines wird aber auch für den Laien klar: Das Wörtchen *eis* lässt sich weder verstehen noch in den aktiven Wortschatz inkorporieren, wenn man es nicht durch beispielhafte Verwendungen illustriert bekommen hat. Und dafür eignet sich der zitierte Satz von Clarice

Lispector besonders gut. Ob sie das aber gleich zu einem Vorbild für die brasilianische Norm des Portugiesischen macht, lässt sich wohl anzweifeln. Das dürfte aber auch für praktisch alle anderen Autor*innen des 20. und 21. Jahrhunderts gelten.

Bibliographie

- Arf, Lucilene Machado Garcia (2011), „Clarice Lispector e a literatura brasileira no mapa literário europeu“. In: *Revista de Filología Románica*, 28, 147–156.
- Bagno, Marcos (⁵2003), *A norma oculta. Língua e poder na sociedade brasileira*. São Paulo: Parábola Editorial.
- Bagno, Marcos (⁴2004), *Português ou brasileiro? Um convite à pesquisa*. São Paulo: Parábola.
- Barbosa, Márcia da Anunciação (2012), *Em busca da tradução consagrada de Mario Quintana*. Rio de Janeiro: Universidade Federal do Rio de Janeiro (UFRJ), Dissertation.
- Born, Joachim (2007), „Machado de Assis und die brasilianische Norm“. In: Laferl, Christopher F. / Pöll, Bernhard (Hrsg.), *Amerika und die Norm. Literatursprache als Modell?* Tübingen: Max Niemeyer, 89–104.
- Bosi, Alfredo (⁵⁰2015), *História concisa da literatura brasileira*. São Paulo: Editora Cultrix.
- Cunha, Celso / Cintra, Luís F. Lindley (²1985 [1984]), *Nova gramática do português contemporâneo*. Rio de Janeiro: Nova Fronteira.
- Cunha, Celso (2014), *Gramática essencial*. Organização de Cilene da Cunha Pereira. Rio de Janeiro: Lexikon (kindle e-book).
- Dicio. Dicionário Online de Português* (<https://www.dicio.com.br/>).
- Ferreira, Aurélio Buarque de Holanda (³1999 [1975]), *Novo Aurélio Século XXI. O dicionário da língua portuguesa*. Rio de Janeiro: Nova Fronteira.
- Ivo, Lêdo / Valente, Paulo Gurgel / Dines, Alberto / Ferreira Gullar (2004), „Laços de família e outros laços“. In: AA. VV., *Clarice Lispector. Cadernos de Literatura Brasileira*, 17/18, edição especial. S. l.: Instituto Moreira Salles, 44–55.
- Kutzenberger, Stefan / Vejmelka, Marcel (2007), „‘... gostaria de ser considerado um reacionário da língua’: João Guimarães Rosa und die Revolutionierung der Sprache“. In: Laferl, Christopher F. / Pöll, Bernhard (Hrsg.), *Amerika und die Norm. Literatursprache als Modell?* Tübingen: Max Niemeyer, 123–139.

- Laferl, Christopher F. (2007), „Brasilien und die Norm“. In: Laferl, Christopher F. / Pöll, Bernhard (Hrsg.), *Amerika und die Norm. Literatursprache als Modell?* Tübingen: Max Niemeyer, 65–88.
- Lispector, Clarice (1999), „A procura de uma dignidade“. In: Lispector, Clarice, *Onde estivestes de noite. Contos*. Rio de Janeiro: Rocco, 9–18.
- Lispector, Clarice (2013), „Die Suche nach einer Würde“. Übersetzt von Sarita Brandt. In: Bosshard, Marco Thomas / Nunes, Marcos Machado (Hrsg.), *Rio de Janeiro. Eine literarische Einladung*. Berlin: Klaus Wagenbach, 38–50.
- Lispector, Clarice (2018), „In Search of a Dignity“. In: Lispector, Clarice, *The Complete Stories*. Translated from the Portuguese by Katrina Dodson. Introduction by Benjamin Moser. Edited by Benjamin Moser. S. l.: New Directions (kindle e-book), 349–357.
- Moser, Benjamin (2014), *Why This World. A Biography of Clarice Lispector*. S. l.: Penguin Books (kindle e-book).
- Nor, Gabriela Ruggiero (2013), „Nos labirintos do Maracanã: Leitura de *A procura de uma dignidade*, de Clarice Lispector“. In: *e-escrita. Revista do Curso de Letras da UNIABEU Nilópolis*, 4, 3, 102–116.
- Passos, Eduardo (2007), „‘Da língua viva’: Mário de Andrade e a questão lingüística no modernismo brasileiro“. In: Laferl, Christopher F. / Pöll, Bernhard (Hrsg.), *Amerika und die Norm. Literatursprache als Modell?* Tübingen: Max Niemeyer, 105–121.
- Pons Wörterbuch Portugiesisch-Deutsch. (<https://de.pons.com/übersetzung/portugiesisch-deutsch>)
- Pöll, Bernhard (2001), „Essai de *standardologie comparée*: quelques éléments pour une comparaison de l'espagnol et du portugais européens et américains“. In: *Revue belge de philologie et d'histoire*, 79, 907–930.
- Santos, Neli Edite dos (1999), *A Crítica Jornalística sobre Clarice Lispector (1943–1997)*. UNICAMP, Instituto de Estudos da Linguagem, Masterarbeit.
- Silva, Renaldo César Bueno Alves da / Viegas, Maria do Carmo (2019), „*Eis que e vez que* como conectivos causais: indícios de gramaticalização“. In: *Calígrama*, 24, 2, 23–40.

Lengua e identidad de los inmigrantes gallegos en el sainete porteño: *Farruco* (1921)

Henrique Monteagudo

Diversos aspectos de los fenómenos relacionados con el contacto lingüístico de la colectividad inmigrante gallega en Argentina, y particularmente en la capital, Buenos Aires, han sido objeto de estudios de gran interés. Especialmente importantes son las aportaciones, entre otras, de los profesores Eva Gugenberger¹, Carsten Sinner (2016), y Reyna Muniain (2015). En la presente contribución nos vamos a asomar a un capítulo de la historia lingüística de la emigración gallega en Buenos Aires que ya ha sido tocado previamente desde el punto de vista de los estudios migratorios y desde perspectivas antropológicas (Núñez Seixas 2002, Lojo 2008, Guidotti de Sánchez 2008), pero que no ha sido analizado desde el punto de vista específico de la sociolingüística y la historia social de la lengua (Monteagudo / Reyna Muniain 2019): la representación de la lengua e identidad gallegas en el sainete porteño de la década de 1920. Concentraremos la atención en una de las piezas más interesantes del repertorio, bastante amplio, de obras en las que aparece esta cuestión, la comedia *Farruco*, de Alberto Weisbach, estrenada y publicada en 1921. Rendimos así homenaje al querido amigo, profesor Joachim Born, a quien conocimos precisamente en Buenos Aires y a quien admiramos especialmente por sus magníficos trabajos sobre diversas realidades lingüísticas de América Latina.

1. Emigración gallega en Buenos Aires: contacto, asimilación, estereotipos

Para ofrecer el imprescindible contexto, comenzaremos por una presentación de la cuestión de la emigración, la lengua y la identidad en la colectividad inmigrante en

¹ Véanse, entre otros, Gugenberger 2000, 2004a, 2004b, 2011, 2018 y Gugenberger / Soto Andión 2002.

Buenos Aires (Monteagudo / Reyna Muniain 2019). En las raíces del fenómeno de la masiva emigración gallega se halla por una parte la crisis de la economía de Galicia en los mediados del siglo XIX, y por otra, su rápida incorporación al nuevo mercado trasatlántico de mano de obra que se amplió extraordinariamente en la segunda mitad del siglo XIX y a lo largo de la primera mitad del XX (Villares / Fernández 1996, 13-59; Villares 2014, 253-300 y 313-346). La combinación de ambos factores provocó el flujo de una importante corriente migratoria que, con altibajos, se mantuvo en buena parte del período entre 1850 y 1960, con América como destino preferente. Entre un millón y medio y dos millones de gallegos se desplazaron hasta allí, y más de la mitad de ellos se radicaron en dicho continente de manera definitiva. Estas cifras suponen algo más de la mitad del conjunto de la emigración española en ese período y más de la mitad de la población residente en Galicia a día de hoy. La emigración gallega se dirigió principalmente hacia dos áreas: Cuba, principal destino hasta comienzos del siglo XX, y el Río de la Plata —sobre todo, la ciudad de Buenos Aires—, en dos ondas sucesivas: la primera, a partir de 1880, y sobre todo en las tres primeras décadas del siglo XX; la segunda, después de la Segunda Guerra Mundial hasta aproximadamente 1960 (Núñez Seixas 2013: 72-130;135-143).

Durante el período de auge del fenómeno migratorio a América, Galicia estaba habitada por una aplastante mayoría de labradores que vivían dispersos en millares de diminutas aldeas, lugares y cortijos: aún en 1940 el porcentaje de población que residía en el hábitat rural representaba el 81,9% del total de la población. La mayoría de los emigrantes eran campesinos —y, en menor medida, campesinas—, por tanto, no solo gallegohablantes, sino mayoritariamente monolingües; pero la mayor parte de ellos habían adquirido un mínimo o incluso moderado nivel de alfabetización, siempre en castellano, evidentemente (Vázquez González 2002, 147; Núñez Seixas 2002, 213 y 2007, 28 y 34). En el contexto gallego, su estatus sociocultural de partida era modesto, pero no ínfimo; sin embargo, comparativamente, en el próspero país de acogida resultaba ser bastante más bajo. A pesar de su origen mayoritariamente rural, la emigración gallega se estableció en América casi exclusivamente en medio urbano, sobre todo, en Buenos Aires y sus alrededores (Núñez Seixas 2007; Villares 2014, 477-479). En términos generales, los inmigrantes gallegos eran bien valorados como trabajadores en ciertos ramos de la actividad, como el servicio doméstico, los servicios públicos subalternos de las ciudades y el comercio, donde alcanzaron una visibilidad notable (Núñez Seixas 2002, 220-221

y 2007, 31-36; Gugenberger 2011). El estereotipo del gallego emigrante, de escasas luces, modos rústicos y baja condición social se basa precisamente en su fuerte presencia en los oficios relacionados con dichas actividades.

El lingüista español Amado Alonso anotaba en su obra *El problema de la lengua*, publicada en 1935, que muchos de los miles de los emigrantes gallegos que pululaban por Buenos Aires “vinieron a aprender el español aquí”, ya que “al llegar sólo lo conocían de modo deficiente” (citado *apud* Lojo 2015). Sin duda, muchos de aquellos emigrantes, al llegar, eran prácticamente monolingües en gallego y tenían un dominio muy imperfecto del castellano. Habida cuenta de su estatus social inferior en la sociedad de acogida, y la percepción de su escaso nivel cultural, incluyendo su pobre control de las prácticas y convenciones de una comunidad urbana altamente sofisticada, surgieron estereotipaciones negativas, que inevitablemente incluían su castellano rebotante de interferencias del gallego, en las cuales se apoyaron fuertes perjuicios en contra de ellos (Lojo 2008). Núñez Seixas (2002, 70-71 y 81-82) sostiene que aunque estos prejuicios no fueron más marcados que los sufridos por otros colectivos, como los judíos o los italianos, muchos miembros de la colectividad los sintieron como especialmente hirientes (Gugenberger 2011). La actitud desdeñosa de los nativos hacia los gallegos era sentida por estos como «una prolongación del síndrome de desprecio» que ya habían padecido en su país de origen, lo que explicaría la singularidad del perjuicio anti-gallego, comparado con el sufrido por otros colectivos:

probablemente, los gallegos fueron el único grupo étnico inmigrante que se sintió agraviado y despreciado colectivamente por partida doble: tanto por argentinos [...] como por el resto de sus teóricos compatriotas españoles, estableciéndose de este modo una cierta línea de continuidad entre los sentimientos de agravio generados en Europa [...] y los experimentados en el nuevo continente (Núñez Seixas 2002, 82, véase también las pp. 126-131).

De ahí el fenómeno de ocultación de la identidad originaria y la tendencia a replegarse bajo una identidad española más prestigiosa, en la búsqueda de un ansiado éxito en la integración y en el ascenso social merced a puesta en práctica de estrategias de asimilación lingüístico-cultural que la garantizaran de la forma más rápida y completa posible (Pérez Prado 1992). Fue así que se forjó lo que la investigadora gallego-argentina María Rosa Lojo (2015) denominó una «cripto-identidad», esto es, una identidad grupal que se mantuvo y se manifestaba hacia dentro, en el endo-grupo, pero que se ocultaba hacia fuera, hacia el exo-grupo.

En este contexto, el castellano porteño se presentaba a los recién llegados como una lengua que permitía la promoción social, de suerte que los emigrantes volvían

a estar expuestos de nuevo, sólo que esta vez en la Argentina, al mismo tipo de presión sociolingüística, desvalorizadora de su idioma y favorecedora del castellano, que lo sufrían en su Galicia natal. Esa asimilación no sólo se entendió como incorporación del castellano a su repertorio y a sus prácticas lingüísticas, sino también como abandono del gallego, primero en las relaciones con el exo-grupo y en la transmisión intergeneracional, manteniéndolo exclusivamente en el ámbito privado en las relaciones endo-grupales entre iguales; en una segunda fase —que corresponde grosso modo con la segunda generación— en todos los contextos de uso, manteniéndose únicamente una cierta competencia receptiva, que también acaba por desaparecer en la tercera generación. En la presente aportación vamos a seguir la pista de aspectos significativos de dichos procesos a través del testimonio de un sainete porteño.

2. Los inmigrantes gallegos y su idioma en el sainete porteño

El teatro popular porteño vivió en las dos primeras décadas del siglo XX un momento de auténtico esplendor, que luego, a partir de 1930, se iría apagando por causa de la competencia de la radio y del cine (Guidotti 2008). En las comedias y sainetes de aquella época aparecen representados con mucha frecuencia los emigrantes gallegos. La imagen que se ofrece de ellos en estas piezas proporciona algunas pistas interesantes sobre sus actitudes y prácticas lingüísticas, y sobre el proceso de asimilación lingüística. Evidentemente, este es un testimonio que hay que interpretar con extrema cautela, pues está condicionado tanto por la perspectiva y las intenciones de los autores como por las convenciones del género chico, ya que los personajes gallegos respondían a estereotipos muy marcados y tenían asignados unos roles muy definidos. Naturalmente, es obligado tener en cuenta que los autores, en el mejor de los casos, tenían un conocimiento muy superficial del idioma gallego, y además se contentaban con ofrecer unos pocos rasgos caracterizadores que permitieran reconocer al público que determinado personaje correspondía a ciertos estereotipos. Así, en estas piezas los emigrantes gallegos acostumbran a aparecer en los escalones inferiores de la sociedad porteña: *changadores*, *muca-mas*, *camareros*, *recaderos*... La caracterización de estos personajes, siempre de trazo grueso y mediante rasgos tópicos, es a veces neutra o incluso positiva, pero con mucha más frecuencia es de tipo caricaturesco: el gallego grosero y escaso de luces pero buena persona, ingenuo y desconfiado pero pillo, avaro pero noble...

En definitiva, el personaje del emigrante gallego —en sus distintas posiciones sociales— se hizo un clásico de la escena popular bonaerense, y aparecía con mucha frecuencia caracterizado por su habla con unos rasgos estereotipados que se reiteran de manera constante (Núñez Seixas 2002, 64-79): confusión de *gues* [g] y *jotas* [x] hablando castellano, con las consiguientes *gheada* y *gueada*², vacilaciones en el vocalismo, empleo del sufijo *-iño*, colocación enclítica del pronombre... De este modo, durante las primeras décadas del siglo XX cuajó un estereotipo del gallego que hacía reír por su ignorancia, su ingenuidad y sus tropiezos lingüísticos. Un estereotipo negativo de los/las gallegos/as verdaderamente vejatorio y ampliamente explotado en el teatro satírico y en los medios de comunicación pública, en los cuales, como afirma X. M. Núñez Seixas, “por lo general, el recurso cómico referido a los gallegos lo constituían sus tropiezos lingüísticos con el español —ejemplificados en la *gheada*” (*ibidem*). Este estereotipo denigrante reforzó la disposición de los gallegos para adaptarse en seguida.

Un interesante muestrario de personajes gallegos en sainetes porteños de la época puede colegirse de la antología que se ofrece como apéndice en el volumen

² La *gheada* y la *gueada* son fenómenos de interferencia lingüística que se producen en castellano, debidos a que en gallego no existe la oposición entre los fonemas velar oclusivo [g] y fricativo [x] del castellano. Sin embargo, la *gheada* es un fenómeno dialectal en gallego que debe distinguirse del que recibe la misma denominación en castellano. La *gheada* en castellano consiste en la pronunciación como [x] de la consonante [g]: por ejemplo, en los diálogos que reproducimos más abajo, *portujés* y *jallejo*, por *portugués* y *gallego*, o *enjañarme* por *engañarme*. Al contrario, la *gueada*, que sólo se da en castellano, consiste en la pronunciación como [g] de la consonante fricativa [x]: como se ve en una frase citada más adelante, *ahigada* por *ahijada*. La *gheada* y *gueada* (que frecuentemente van de la mano) son objeto de una fuerte estigmatización social en Galicia. La *gheada* en gallego es un fenómeno distinto. Las variedades orientales del gallego tienen un fonema velar oclusivo [g], mientras que las centro-occidentales se caracterizan por la *gheada*, que presenta realizaciones fricativas o aproximantes, sordas o sonoras, localizadas entre el velo del paladar y la glotis, pero que en general ignoran la realización oclusiva: [ʰato] *gato*, [paʰa] *paga*. Por tanto, los hablantes del gallego, tanto con *gheada* (en gallego) como sin ella, tienen problemas para realizar la distinción entre [g] y [x] del castellano, de ahí las frecuentes confusiones, que en castellano reciben las denominaciones de *gheadas* y *gueadas*. Nótese, por lo tanto, que el fenómeno de la *gheada* tiene un carácter distinto en castellano (donde es vacilante y producto de interferencia lingüística) y en gallego (donde es sistemático y no debe ser interpretado como producto de interferencia lingüística). La bibliografía sobre el tema es muy copiosa, véase desde una perspectiva sociolingüística Recalde 1995.

coordinado por la profesora Maria R. Lojo, que reproduce cinco piezas de este tipo (2008, 279-410). Los aspectos relacionados con la representación sociocultural del emigrante en el imaginario argentino fueron ya bien estudiados (Guidotti 2008), los de carácter sociolingüístico fueron objeto de una valiosa aproximación de Núñez Seixas que acabamos de citar, pero continúan siendo merecedores de análisis. El Iberoamerikanisches Institut de Berlín ofrece en su web acceso libre a una nutrida colección de este tipo de materiales en la sección de colecciones digitales, serie “Revistas teatrales y novelas argentinas”. Por nuestra parte, vamos a realizar un primer análisis de un ejemplo que nos parece especialmente destacable, que esperemos que sirva para mostrar que una pesquisa exhaustiva y sistemática, en amplitud y profundidad, podría ofrecer resultados de no escasa relevancia. La pieza que analizaremos se aparta de la tendencia general que acabamos de caracterizar, esto es, la clara preferencia por representar gallegos de baja extracción social a los que se asocian rasgos estigmatizantes. Por el contrario, en ella se encuentran representados gallegos que ascendieron socialmente, de suerte que la caracterización lingüística es más rica y matizada, y por eso incluso más interesante, como se mostrará.

3. *Farruco* (1921), de Alberto Weisbach

Uno de los sainetes de la época más notables en cuanto al retrato que hace de los emigrantes gallegos es *Farruco*. Se trata de una comedia en tres actos de ambiente gallego, del dramaturgo uruguayo Alberto T. Weisbach (Fray Bentos, 18 de septiembre de 1883 - Montevideo, 25 de septiembre de 1929), que hizo carrera en los escenarios de Buenos Aires, como autor de treinta comedias, entre las cuales varias con personajes gallegos (Guidotti 2008, 157). Esta pieza fue publicada en *La Es-cena. Revista teatral*, nº 145, 1921, casi simultáneamente con su estreno en la sala «Politeama argentino» el 26 de marzo del mismo año. Guidotti argumenta, a nuestro parecer con acierto: “El ascenso social y las conflictivas relaciones familiares están presentes en esta pieza profunda que no busca el entretenimiento fácil ni está estructurada sobre una comicidad grotesca basada en particularidades verbales o en situaciones disparatadas” (2008, 195). Por su parte, ya Núñez Seixas había destacado el hecho de que el autor reproduce “con gran fidelidad y sin abuso del recurso a la *gheada* frases y construcciones sintácticas propias de un idioma gallego que el autor muestra conocer muy bien”, al tiempo que subraya la buena acogida de la obra por parte de la colectividad gallega (2002, 73). De esta buena acogida ofrece testimonio directo el emigrante gallego Manuel Meilán, al recordar que la

pieza había sido llevada a escena en dos ocasiones por el grupo de teatro de la Casa de Galicia de Montevideo en el Teatro Solís (Samuelle de Lema 1993, 126-127).

La comedia pone en escena un conflicto que estalla en el seno de una familia acomodada de emigrantes gallegos (Guidotti 2008, 173, 177-181). El grueso de la familia reside en la capital y, plenamente incorporada a la buena sociedad porteña, se dedica a la buena vida: son la madre, Josefa, y los hijos Avelina y Maximino. El padre, Farruco, reside en la Pampa, donde regenta una especie de almacén. Allí también vive y trabaja su hermano Xan. Alrededor de Josefa se mueven otros personajes de perfil parecido, como Casimiro, mientras que la ahijada Mariíña vive con aquella, pero se encuentra próxima a Farruco. La criada de la casa, Agripina, con su novio Ventura, representa a los gallegos que ocupan posiciones subalternas en la capital. La acción de la comedia arranca en el momento en que, después de diez años en la Pampa privado de contacto con la familia capitalina, Farruco decide regresar e instalarse de manera definitiva en la casa familiar, mientras espera la llegada desde Vigo del hijo mayor del matrimonio, Salvador, que no había acompañado al resto de la familia en la aventura migratoria. La acción se desarrolla alrededor de la desavenencia provocada por esta decisión del padre, que choca con la oposición férrea de Josefa y de su hija Avelina, temerosas de que Farruco venga a estropear su imagen pública y menoscabar su posición social.

3.1 Los personajes gallegohablantes: conciencia étnica y lealtad lingüística

El autor juega con mucha habilidad en la caracterización de los personajes a través de la lengua. Farruco y el tío Xan hablan constantemente gallego: “FARRUCO.- Teu pai non mente nunca, rapaza! [...] Que ben me fas, miña afillada! Así, así soñei que fora miña casiña!”³. La criada Agripina habla también en gallego: “Pra onde irei ajora! Acostumbrada con vosté... jalleja como eu y que xa non la tinia por patrona! Pra min vosté foi sempre una madre”⁴. Un changador que aparece fugazmente en

³ FARRUCO.- Tu padre no miente nunca, muchacha! [...] Cuánto bien me haces, ahijada! ¡Así, así soñé yo que sería mi casita!

⁴ “¡A dónde iré ahora! Acostumbrada con usted... ¡gallega como yo y que ya no la tenía por patrona! Para mi usted fue siempre una madre.” Nótese las formas *ajora* y *jalleja*, en las que la <j> representa la pronunciación con *gheada* de la [g].

escena habla también gallego, al igual que el gaitero Silvestre, que acaba de llegar de Galicia:

TÍO XAN.- E vaiche ben?. [*¿Y te va bien?*]

SILVESTRE.- Vaime. Xa mandei trinta duros pr'alá. [*Sí. Ya he mandado treinta duros para allá*]

La presencia del gallego en la escena es aún más realzada cuando Mariíña, Farruco y Agripina se ponen a cantar coplas populares, y cuando la primera, para recibir a Salvador a su llegada a Buenos Aires, escribe un cartel que reza “Ben chegado” [*Bienvenido*] y recita entero el poema de Rosalía de Castro “Aires, airiños, aires”, una composición emblemática para la emigración gallega. Aunque la lengua que se pone en los labios de estos personajes dista mucho de ser un gallego real y verdadero, pues está repleto de formas castellanas y pseudo-galleguismos, creemos que la intención del autor no es caricaturizar el habla de los personajes como una mezcla de gallego y castellano, sino poner en sus labios un gallego “escénico”, reconocible como tal por el público, sin preocuparse de una corrección que difícilmente él podría conseguir y que tampoco sería apreciada por parte de los espectadores que no fueran gallegos.

3.2 Los personajes castellanohablantes: desgalleguización y asimilación

Por el contrario, el habla de otros personajes sí que denuncia una intención caricaturizante. Es claramente el caso de la madre, Josefa, que habla un castellano de tipo peninsular, pero repleto de *gueadas* y *gheadas*: “A mí no me la dás. Tú vienes de las romerías. *Enjañarme* a mí, tú? Mi *ahigada* en quien *tenjo* depositada toda mi confianza” (énfasis nuestro). Su propio hijo Maximino le comenta a Mariíña: “A la vieja le conviene tener una gallega cerrada a su lado, como Agripina, porque así no se le notan a ella las *gues* y las *gotas*”. La ridícula hija Avelina oscila entre el castellano peninsular que utiliza cuando habla con Mariíña (“Te sientes muy gallega, ahora...”) y un porteño afectado, cuando habla con sus amigas, igual de ridículas que ella: “Ay, ¡chicas! las estaba esperando!”, “Agarráte a Guallace pa vós, ¡tonta!”. El hijo Maximino, un vago que se dedica a la buena vida, se expresa no solo en castellano porteño, sino en un registro casi de jerga, repleto de expresiones propias del lunfardo:

MAXIMINO.- ¿Pero, qué querés vós también? ¿No ves la hora que es? ¡Traé! La familia está en lo mejor del sueño. ¡Qué familia! ¡De noche, al biógrafo, de día atorran hasta la una; se levantan y a la calle! ¡Qué familia tengo yo! La suerte que

estás vós en esta casa, que si fuera por la vieja y mi hermanita, ya podía uno morirse! Ellas, con tal de andar por ahí, ni de la comida se acuerdan. Bueno, para ellas se acuerdan. ¡Se van a lo de Harrods y se morfan tres tés a la inglesa!

Casimiro, emigrante gallego que consiguió una posición acomodada y viejo amigo de la familia, ostenta un castellano pretencioso: “Le noto a Vd., mi apreciada Lina, un tanto preocupada, si que también asaz abatida”. Prototipo de emigrante renegado que ascendió socialmente, evita el gallego y, en su rebuscado castellano, también la *gheada*, pero esta le salta precisamente en un momento de tensión. Este hecho no deja de ser notado por el tío Xan, que le replica enfáticamente:

SALVADOR.- Lo único que hay que lamentar aquí es que sea usted gallego.

CASIMIRO.- Diga usted más bien, *casi* gallego. Nací navegando por el Miño y casi puede decirse que soy *portujés*.

XAN.- Se te escapó una jota! ¡Pues sólo del todo! ¡¡No queremos «casi *gallejos*»!!

Hablando en general, la *gheada* y la *gueada* se registran abundantemente en los personajes de la primera generación de emigrantes, tanto hablando en gallego (Farruco, Xan, Agripina), como hablando en castellano (Josefa), pero nunca en los de la segunda generación. La leal ahijada Mariíña habla correctamente el castellano peninsular (“Tienes razón, no es para menos”), pero también sabe hablar el gallego, que emplea ocasionalmente con su padrino Farruco: “Trátanse con xente que non lles quiere y lles dan malos consellos”⁵.

4. Conclusión: desclasamiento y asimilación versus afirmación e integración

Como se pone en evidencia con la acusación de Salvador a Casimiro y con el comentario sarcástico del tío Xan que acabamos de reproducir en el párrafo anterior, las representaciones del idioma y las actitudes que gobiernan las prácticas lingüísticas de los personajes son expresadas en la obra con mucha crudeza, con los rasgos gruesos propios del género, poco propicio para los matices. Veamos algunos fragmentos de diálogo sobre el idioma gallego entre Josefa y su marido Farruco, con la intervención de la hija, Avelina:

⁵ “Se tratan con gente que no les quiere y les dan malos consejos”. En el original, *quiere* y *y lles dan* son castellanismos: en gallego sería *quere* y *e danlles* respectivamente.

JOSEFA.- ¿Por qué hablas así? Habla en castellano.

FARRUCO.- Non podo. Non lo he podido nunca. Xa sabes. Por outra parte, non queiro deixar de falar gallego. O falar que moitas ocasións fíxome pasar a morriña. A mais, é o falar nostro, Josefa!⁶

JOSEFA.- Mío, lo fue, que no es lo mismo.

AVELINA.- El gallego es un lenguaje muy ordinario.

FARRUCO.- ¿Ordinario el gallego? No eres tú quen deba decirlo. Es tu idioma. As primeiras palabriñas que saleron de teus labeos, como o pío do paxariño, foron: «Pai» e «Nai»⁷.

AVELINA.- Pues es muy feo! Aquí los gallegos son porteros, mucamos y todos los oficios bajos.

FARRUCO.- Son oficeos humildes, pero traballos! E chámolos traballos, porque son honrados! E non gastes orgullo! Cando chegamos con tua nai a América, con vos-
tedes pequenos, os dous fumos mucamos!⁸.

La asociación indexicalizada del gallego con los grupos sociales subalternos se hace patente, igual que se hace explícito el deseo de distanciamiento de la identidad estigmatizada, asociada al estatus social de partida. Las opciones lingüísticas contrapuestas representan en la obra la tensión entre dos tendencias contrarias: una hacia la asimilación en la sociedad, la cultura y la identidad porteñas y otra hacia el mantenimiento de la identidad gallega, manifestadas cada una de ellas en toda una serie de aspectos del *habitus*: costumbres, ropa, comida, maneras... El/la hablante que no teme una “mala interpretación” del uso de la lengua del in-grupo y/o no siente angustia ante la posibilidad de que este uso “evoque” su estatus social de partida, puede realizar la asimilación lingüística/ identitaria al grupo dominante sin necesariamente abandonar la identidad y la lengua de origen (Giles / Bourhis / Taylor 1977, 336-338; Williams 1979; Giles / Coupland 1991, 60-157). El individuo y el grupo identitaria y lingüísticamente “seguros” reconfiguran y amplían sus

⁶ FARRUCO.- No puedo. No lo he podido nunca. Ya sabes. Por otra parte, no quiero dejar de hablar gallego. El idioma que en muchas ocasiones me hizo superar la nostalgia. ¡Además, es nuestro idioma, Josefa!

⁷ FARRUCO.- ¿Ordinario el gallego? No eres tú quien deba decirlo. Es tu idioma. Las primeras palabritas que salieron de tus labios, como el pío del pajarito, fueron: «Pai» y «Nai» [“Padre” y “Madre”].

⁸ FARRUCO.- Son oficios humildes, pero trabajos! ¡Y los llamo trabajos, porque son honrados! ¡Y no gastes orgullo! Cuando llegamos con tu madre a América, con ustedes pequeños, ¡los dos fuimos mucamos!

repertorios lingüístico-comunicativos para adaptarse a un nuevo contexto buscando una integración que al tiempo implique el reconocimiento de su identidad específica en ese nuevo contexto; no reducen aquellos repertorios, ocultando o abandonando su lengua e identidad de partida. Por el contrario, el individuo y el grupo “inseguros” son más proclives a la auto-amputación, una amputación que suele ser drástica y brutal y puede acabar en un fracaso e ir acompañada de graves secuelas psico-sociales, individuales y colectivas (Fought 2006, 27-29; Lucchini 2009; O'Donnell Christoffersen / Shin 2018, 170).

Así, en la comedia que estamos analizando, el objeto de la censura implícita no es la integración en sí misma ni son los gallegos que se integran en la sociedad porteña (como puede ser el caso de Mariña), sino la asimilación que va acompañada del rechazo y la renuncia a la identidad originaria. Un diálogo entre el tío Xan y Casimiro, vecino en la aldea originaria y compañero en la emigración, pero que consiguió un estatus social acomodado en la urbe, expone la cuestión de una manera directa, casi brutal:

TÍO XAN.- (A Casimiro). Arredemus! ... Xa non coñeses a xente! Como che vai Barriños? [*Demonio! ¡Ya no conoces a la gente! ¡Cómo te va, Barritos?*]

CASIMIRO.- Hola, don Juan Telleiro.

TÍO XAN.- O mesmo que viste e calza! [*¡El mismo que viste y calza!*]

CASIMIRO.- Pues mira, no te habría reconocido.

TÍO XAN.- Pues eu, en canto te vin me dixen pra mi: este es Barriños. Falo mal? [*Pues yo, nada más verte, me dije para mis adentros: este es Barritos. ¿Me equivoco?*]

CASIMIRO.- Me llamo Casimiro.

TÍO XAN.- Sí, lo sé! Pero alá n'aldea, como sempre metías a pata, en todo aquello que che poñías, la embarrabas... ¡¡facías cada barro!! pues, los mozos te chamaban por mal nombre Barriños, non che recordas? [*Sí, lo sé. Pero allá en la aldea, como siempre metías la pata y todo aquello que te proponías, fracasabas... ¡hacías cada desastre! Pues, los muchachos te llamaban por mal nombre Barritos, ¿no te acuerdas?*]

CASIMIRO.- Quién se acuerda de eso, ahora?

TÍO XAN.- Fálame en gallego, home! [*¡Háblame en gallego, hombre!*]

CASIMIRO.- En gallego? Que fantesía! Le tengo ya olvidado.

TÍO XAN.- Lo olvidaches o tes reparos? [*¿Lo has olvidado o te da reparo?*]

CASIMIRO.- Y si los tuviera, qué? Yo no debo nada a Galicia y el ser gallego en este país, donde con justicia se les aborrece, no me ha servido más que de obstáculos. No abre ninguna puerta y además... da sello de bruto.

TÍO XAN.- E con la fortuna que tes ajora, compraches sello de ilustre? [*Y con la fortuna que tienes ahora, ¿has comprado sello de ilustre?*]

CASIMIRO.- Y qué crees tú?...

TÍO XAN.- Pra min, que sejrás siendo siempre o mesmo Barriños. [*Para mí, que seguirás siendo siempre el mismo Barritos*]

CASIMIRO.- Soy Casimiro!

TÍO XAN.- Eres... un gallejo renegado!

En definitiva, lo que la obra sugiere es que los gallegos capitalinos tendían a asimilarse más rápidamente que los que residían en el campo, y las mujeres antes que los hombres. Esto, en lo que se refiere a los que conseguían una buena posición social. Incluso así, a los emigrantes de primera generación no les era fácil librarse de las *gheadas* y *gueadas*, especialmente a los que no conseguían promocionar socialmente y permanecían en las clases subalternas. Por otra parte, en la segunda generación el abandono del gallego era casi completo, las *gheadas* y *gueadas* desaparecían, y las mujeres tendían mayormente a mantener el castellano peninsular, mientras que los hombres adoptaban más rápidamente el castellano porteño. La alternativa que implícitamente se propone en la obra es la integración —no la asimilación— de la emigración gallega en la sociedad de acogida, pero con el mantenimiento de su identidad —no su abandono—, compatible con dicha integración y plenamente reconocida y respetada como tal. No puede sorprender la buena acogida que la obra tuvo en los sectores más concienciados de la colectividad gallega.

Referencias Bibliográficas

- Fought, Carmen (2006), *Language and Ethnicity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Giles, Howard / Bourhis, Richard Y. / Taylor, Donald M. (1977), “Towards a Theory of Language in Ethnic Group Relations”. En Giles, Howard (Ed.), *Language, Ethnicity and Intergroup Relations*. London: Academic Press, 307-348.
- Giles, Howard / Coupland, Nikolas (1991), *Language: Contexts and Consequences*. Buckingham: Open University Press.
- Gugenberger, Eva (2000), “Lengua y emigración: dos factores aceleradores del desplazamiento de la lengua gallega en Buenos Aires”. En *Iberoamericana: Lateinamerika, Spanien, Portugal*, 24, 4, 43-67.
- Gugenberger, Eva (2001), “Identidad, conflicto lingüístico y asimilación: observaciones acerca de la lengua gallega en Buenos Aires”. En Núñez Seixas, Xosé M. (Ed.), *La Galicia austral: la inmigración gallega en la Argentina*. Buenos Aires: Biblos, 251-277.

- Gugenberger, Eva (2004a), “«A ghallegha que é ben ghallegha é repiola». El gallego de Buenos Aires entre la gheada y el lunfardo”. En Kremnitz, Georg / Born, Joachim (Eds.), *Lenguas, literaturas y sociedad en la Argentina. Diálogos sobre la investigación en Argentina, Uruguay y países germanófonos*. Wien: Praesens, 147-166.
- Gugenberger, Eva (2004b), “Sprache-Identität-Hybridität. Das Beispiel der Galicier/innen in Galicien und Argentinien”, *Grenzgänge*, 22, 110-143.
- Gugenberger, Eva (2011), “¿Existe un *cocoliche* gallego? La inmigración gallega y sus implicaciones lingüísticas”. En di Tullio, Ángela / Kailuweit, Rolf (Eds.), *El español rioplatense. Lengua, literatura, expresiones culturales*. Madrid: Iberoamericana / Vervuert, 124-135.
- Gugenberger, Eva (2018), *Theorie und Empririe der Migrationslinguistik. Mit einer Studie zu den Galiciern und Galicierinnen in Argentinien*. Wien: LIT.
- Gugenberger, Eva / Soto Andiñ, Xosé (2002), “Aspectos lingüísticos e sociolingüísticos do contacto entre galego e castelán en Bos Aires”. En *Estudios Migratorios*, 13-14, 247-288.
- Guidotti de Sánchez, Marina (2008), “Las obras de teatro: espejo de los estereotipos gallegos en el imaginario argentino”. En Lojo, María Rosa (dir.), 131-269.
- Lojo, María Rosa (dir.) (2008), *Los “gallegos” en el imaginario argentino. Literatura, sainete, prensa*. A Coruña: Fundación Barrié de la Maza.
- Lojo, María Rosa (2015), “A excentricidade galega e a nosa Galicia mestiza”. En *Grial. Revista Galega de Cultura*, 216, 21-31.
- Lucchini, Silvia (2009), “Semilingualism: A concept to be Revived for a New Linguistic Policy?”. En Cornillie, Bert / Lambert, José / Pierre Swiggers (dirs.): *Linguistic identities, language shift and language policy in Europe*. Orbis / Supplementa. Leuven - Paris: Peeters, 61-71.
- Monteagudo, Henrique / Reyna Muniain, Facundo (2019), “Language and migration. The sociolinguistic and glottopolitical dynamics of the Galician community in Buenos Aires from the nineteenth century to the present day”. En *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, DOI: 10.1080/01434632.2019.1621878
- Núñez Seixas, Xosé M. (2002), *O inmigrante imaxinario*. Santiago de Compostela: Universidade de Santiago de Compostela.

- Núñez Seixas, Xosé M. (2007), “Un panorama social de la inmigración gallega en Buenos Aires, 1750-1930”. En Farías, Ruy (Ed.), *Buenos Aires Gallega. Inmigración, pasado y presente*. Buenos Aires: Comisión para la Preservación del Patrimonio Cultural de la Ciudad Autónoma de Buenos Aires, 25-44.
- Núñez Seixas, Xosé M. (2013), “A inmigración galega na Arxentina”. En Cagiao, Pilar (Ed.), *A emigración galega a América do Sur*. A Coruña: Hércules de Edicións, 65-144.
- O'Donnell Christoffersen, Kahterine / Shin, Naomi L. (2018): “«You live in the United States, you speak English», decían las maestras”. En Bassiouney, Reem (Ed.), *Identity and Dialect Performance. A Study of Communities and Dialects*. New York: Routledge, 160-178.
- Pérez Prado, Antonio (1992), “Algúns aspectos da presenza galega en Arxentina”. En *Galicia / América. Cinco séculos de historia*. Santiago: Xunta de Galicia / Consello da Cultura Galega, 164-167.
- Recalde, Monserrat (1995), “Unha aproximación ás actitudes e prexuízos cara á gheada”, *Cadernos de Lingua*, 12, 5-31.
- Reyna Muniain, Facundo (2015), “Lingua, cultura e identidade. Estratexias de aculturación e reculturación na colectividade galega en Buenos Aires”. En *Grial. Revista Galega de Cultura*, 206, 38-45.
- Samuelle Lamela, Cristina (1993), *Conversas con Manuel Meilán*. Vigo: Xerais.
- Seminario de Sociolingüística-RAG (1995), *Usos lingüísticos en Galicia*. [A Coruña:] Real Academia Galega.
- Sinner, Carsten (2016), “O galego como lingua de contacto co castelán rioplatense: unha relación esquecida”. En *Estudos de Lingüística Galega*, 8, 187-204.
- Vázquez González, Alejandro (2002), “La alfabetización de los emigrantes gallegos a América. 1850-1960. Luces y sombras”. En *Sarmiento*, 6, 131-161.
- Villares, Ramón (2014), *Historia de Galicia*. Vigo: Galaxia.
- Villares, Ramón / Fernández, Marcelino (1996), *Historia da emigración galega a América*. Santiago: Xunta de Galicia.
- Weisbach, Alberto T. (1921), *Farruco. Comedia en tres actos de ambiente gallego, La Escena. Revista teatral*, nº 145.
- Williams, Glyn (1979), “Language group allegiance and ethnic interaction”. En Giles, Howard / Saint-Jacques, Bernard (Eds.), *Language and Ethnic Relations*. Oxford: Pergamin Press, 57-65.

Spiel und Sport: Soziolinguistische Überlegungen zum Sprachspielkonzept Wittgensteins

Falk Seiler

Mit dem Sprachspiel wähle ich ein Thema zur Ehrung für Joachim Born, das mir gut geeignet zu sein scheint, um Verbindungen zum Sport als einem Gegenstand herzustellen, der in seinem Schaffen besonders hervortritt, denn der Spielcharakter ist sicherlich ein wichtiges Merkmal vieler Sportarten. Dass der Sport kein von übrigen Lebenszusammenhängen getrennter Tätigkeitsbereich ist und der Sportler „nicht vermeintlich reinen sportlichen, sondern gleichzeitig auch politischen, ökonomischen, ästhetischen und anderen Zielsetzungen und Orientierungen“ (Hennig 1990, 406) folgt, ist dem Jubilar ebenso klar wie Ludwig Wittgenstein, der in seinen *Philosophischen Untersuchungen* (Wittgenstein 1971) (im folgenden *PU*) immer wieder auch auf Beispiele aus dem Bereich des Sports zurückgreift (z.B. *PU*, §§ 66, 68, 83), um seine Vorstellung vom Sprachspiel und dessen Einbettung in *Lebensformen* zu erläutern. Ich möchte den Zusammenhang von Sport und Spiel zum Anlass nehmen, um im folgenden einige Überlegungen zum Wittgenstein'schen Sprachspielkonzept aus einer soziolinguistischen Perspektive anzustellen. Dies erscheint mir sinnvoll, weil es einerseits Affinitäten zwischen einigen sich im Sprachspielgedanken bündelnden Grundannahmen Wittgensteins und der Soziolinguistik gibt, andererseits aber direkte Bezugnahmen auf Wittgenstein in ihr eher selten sind. Entsprechend wird auch in den einschlägigen Texten, die den Einfluss Wittgensteins auf die Linguistik nachzeichnen, die Soziolinguistik in der Regel nicht berücksichtigt. Die Frage, ob dieser gewiss eher impressionistische Befund einfach mit der Philosophieabstinenz der Soziolinguistik zu tun haben mag oder doch eher mit inhaltlichen Hindernissen, die einer stärkeren Rezeption entgegenstanden, ist dabei durchaus interessant, kann hier aber nur ansatzweise behandelt werden. Ich konzentriere mich im folgenden nach einer sehr kurzen Vorstellung des Sprachspielkonzepts auf seine gewissermaßen katalytische Wirkung bei Pierre Bourdieu und Ferruccio Rossi-Landi, um dann die im Titel angesprochene Verbindung von Sprachspiel und Sport zu thematisieren.

Eine systematische Rekonstruktion der Wittgenstein'schen Vorstellung vom Sprachspiel ist hier natürlich nicht möglich.¹ Den Kern seiner Auffassung vom Sprachspiel entwirft er im folgenden, vielzitierten Paragraphen:

In der Praxis des Gebrauchs der Sprache (2) ruft der eine Teil die Wörter, der andere handelt nach ihnen; im Unterricht der Sprache aber wird sich dieser Vorgang finden: Der Lernende benennt die Gegenstände. D.h. er spricht das Wort, wenn der Lehrer auf den Stein zeigt. – Ja, es wird sich hier die noch einfachere Übung finden: der Schüler spricht die Worte nach, die der Lehrer ihm vorsagt – beides sprachähnliche Vorgänge. Wir können uns auch denken, daß der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte in (2) eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen. Ich will diese Spiele „Sprachspiele“ nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden.

Und man könnte die Vorgänge des Benennens der Steine und des Nachsprechens des vorgesagten Wortes auch Sprachspiele nennen. Denke an manchen Gebrauch, der von Worten in Reigenspielen gemacht wird.

Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das „Sprachspiel“ nennen (*PU*, § 7).

Gebrauch und Bedeutung von Wörtern werden eng aneinander gebunden, so dass im Anschluss an Wittgenstein von Gebrauchstheorien der Bedeutung gesprochen wird (vgl. z.B. Keller 2018 und Max 2018). Es ist für Wittgenstein ausgemacht, dass die Sprachspiele im so verstandenen Sinne keine ihnen allen gemeinsamen Definitionsmerkmale aufweisen, sondern durch ein „kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten“ miteinander verbunden sind, „die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen“ (*PU*, § 66). Wittgenstein nennt solche Ähnlichkeiten „Familienähnlichkeiten“, und nur über solche bestimmt er Sprachspiele durch das Anführen verschiedener alltagssprachlicher und philosophisch-fachsprachlicher Beispiele (vgl. dazu auch Dascal/Hintikka/Lorenz 1996, 1372). An anderer Stelle betont Wittgenstein, das Wort „Sprachspiel“ solle „hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform“ (*PU*, § 23).² Diese Einbettung von Sprachspielen in Lebensformen hat einer kultursensiblen Sprachwissenschaft – im Gegensatz zu einer vom früheren Wittgenstein zunächst selbst noch mit getragenen „akulturalistischen Sprachphilosophie“

¹ Dazu gibt es sehr gute linguistische Literatur; vgl. z.B. Busse (1987), hier besonders das 8. Kapitel „Die Rolle der Sprachspiele“, weiterhin Burkhardt (1985 und 2017).

² Zum Verständnis von Sprachspielen als „Gliederungsmittel für unsere Praxis“ (vgl. Dascal/Hintikka/Lorenz 1996, 435).

(Feilke 2016, 13) – wichtige Türen erneut geöffnet.³ Erst in Bezug auf Lebensformen kann Verständigung in der sprachlichen Kommunikation gesichert werden. Mit diesem Ansatz einer „De-Ontologisierung der Semantik und [der] Einsicht in den prinzipiell flexiblen Charakter der Bedeutungen von Sprachzeichen“ (Burkhardt 2017, 15) wurde Wittgenstein zu einem Impulsgeber für die pragmatischen Ansätze in der Linguistik.⁴ In einem weiteren Sinne sind Sprachspiele eine Hilfskonstruktion, „die die Verwobenheit und Komplexität der einzelnen Handlung in außersprachliche Tätigkeit, gesellschaftliche Konventionen und Regeln, in sprachlich vermittelte Wirklichkeitsmodelle, in anschließbare Sinnhorizonte und kognitive Netze zum Ausdruck bringt“ (Busse 1987, 216).

Der von Wittgenstein thematisierte Nexus von Sprachspielen, Lebensformen und Familienähnlichkeiten hat darüber hinaus eine Perspektive angeregt, die Reckwitz (2003, 283) als entscheidenden Beitrag zu einer Praxistheorie einordnet. Die Einbettung des Sprachspiels in eine kommunikative *Praxis* ist auch im Kontext einer soziolinguistischen Aneignung Wittgensteins von besonderem Interesse, wobei die Klarstellung angebracht ist, dass Wittgensteins Philosophie zwar Instrumente für die Entwicklung einer Philosophie der Praxis bereitstellen mag, selbst aber keine Philosophie der Praxis ist (vgl. De Iaco 2019, 38). *Praxis* bleibt in jedem

³ Verwiesen sei auf die Einschätzung von Welsch, der Wittgenstein für den Philosophen hält, der die größte Hilfe für ein transkulturelles Kulturkonzept bietet, das von ethnischer Fundierung und Homogenitätszuminungen frei ist und sich von hermeneutischen Bemühungen des Fremdverstehens hin zu pragmatischen Bemühungen der Interaktion mit dem Fremden in den Übergängen zwischen unterschiedlichen Lebensformen bewegt (vgl. Welsch 1997, 77). Dass man jedoch ein pragmatisches und ein hermeneutisches Verständnis einander nicht gar zu strikt gegenüberstellen sollte, führt schon Apel aus, der ein Verständnis von Sprachspielen als „Einheiten von Sprachgebrauch, Lebensform und Welt(= Situations-)Erschließung“ rekonstruiert (Apel 1966, 71).

⁴ Dass eben diese „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ auch fundierte Kritik erfahren hat, soll dabei nicht verschwiegen werden. Zentrale Punkte dieser Kritik finden sich neben Rossi-Landi (s.u.) bei Burkhardt, zum einen hinsichtlich einer mangelnden Unterscheidung Wittgensteins zwischen Bedeutung und Begriff, zum anderen hinsichtlich des Sprachspielkonzepts: „Die ‚Wörterklärung‘ beschreibt zwar die Rolle, die das Wort im Leben bzw. ‚Spielen‘ der Sprache spielt, das aber ist eine Leistungs- und keine Gebrauchsbeschreibung. Diese Interpretation geht über die oft vertretene naive Auffassung, Wittgenstein habe die Bedeutung als den Gebrauch bestimmt, hinaus, der Böhle mit Recht vorwirft, daß man den Gebrauch nicht sinnvoll selber wieder durch den Gebrauch erklären könne“ (Burkhardt 1985, 147).

Fall nicht nur für die Philosophie und die Gesellschaftswissenschaften, sondern auch für die Sprachwissenschaft ein recht dorniges Feld. In der Kritik einer kurzschlüssigen Übernahme sozialwissenschaftlicher Praktiken-Theorien in die Linguistik hält Gloning (2016) fest, dass „wesentliche Teile der Wittgenstein’schen Sprachspielkonzeption, seine Überlegungen zum Meinen und Verstehen, zum Bedeutungsbegriff, zur Rolle von Handlungszusammenhängen usw. [...] auch in der Sprachwissenschaft thematisiert und schon vor der oder parallel zur Rezeption in der Soziologie fruchtbar gemacht [wurden]“ (Gloning 2016, 461). Diese Bemerkung scheint mir ebenso berechtigt wie nötig zu sein. Im Hinblick auf die Soziolinguistik mit ihrer Nähe zur Gesellschaftswissenschaft ergeben sich an dieser Stelle aber durchaus noch weitere Perspektiven, ganz abgesehen von der Frage, wie weit das Konzept des Sprachspiels *tatsächlich* trägt, wenn man es versteht wie Burkhardt in Auslegung von *PU*, § 7, nämlich als „ein gesellschaftlicher Situationstyp, in dem besondere sprachliche und nichtsprachliche Handlungen charakteristisch sind“ (Burkhardt 1985, 140). Diese Formulierung ist m.E. insofern sehr treffend, als sie auf Ambivalenzen des linguistischen Umgangs mit dem Sprachspielkonzept verweist. Für eine Linguistik, die es als ihr ureigenstes Anliegen bestimmt, die Besonderheiten *sprachlicher* Bedeutungen und Handlungen zu beschreiben, ist das so verstandene Sprachspielkonzept zu weit; jedenfalls dann, wenn sie sich zur Einlösung dieses Anspruchs gar zu sehr an den Schwierigkeiten einer möglichst deutlichen Abgrenzung von Sprache und Nicht-Sprache abarbeitet, für die sich Wittgenstein gerade *nicht* heranziehen lässt. Für eine Linguistik, der es mit der Aufmerksamkeit für den Lebensformbezug um einen Aufweis der Gesellschaftlichkeit und Kulturalität von Sprache und Kommunikation geht, bleibt der Bezug auf gesellschaftliche *Situationstypen* hingegen zu eng.

Eine Konzentration auf den Praxis-Gedanken lässt darüber hinaus noch einen weiteren Punkt hervortreten, der für eine soziolinguistische Lektüre Wittgensteins zentral ist: So wichtig Wittgensteins Kritik an Auffassungen ist, die Bedeutungen als dem Sprachspiel vorgängig konzipieren, so sehr fällt doch auf der anderen Seite ins Gewicht, dass er zur Genese und Veränderung von Sprachspielen letztlich nichts zu sagen hat: „Was sich hier zeigt, ist, daß sich Wittgenstein offenbar die Frage nach dem *G r u n d* der Änderung der Sprachspiele nie ernsthaft gestellt hat“ (Burkhardt 1985, 159).

In eine ähnliche Richtung zielt Rehbeins (2013) soziologische Kritik der Wittgenstein-Rezeption Bourdieus, die für unser Thema deshalb von Belang ist, weil Bourdieu zwar mit seinen Überlegungen zum sprachlichen Markt und zum sprachlichen Kapital für die Soziolinguistik zu einem wichtigen sozialwissenschaftlichen

Bezugspunkt geworden ist (vgl. z.B. Salö 2018), sein Umgang mit Wittgensteins Sprachspielkonzept aber weitgehend unter dem Radar der soziolinguistischen Aufmerksamkeit bleibt. Rehbein (2013, 125) arbeitet heraus, dass das Sprachspielkonzept bei Bourdieu dazu dient, das Situative und Unscharfe des Habitus auszudrücken, also jener Kategorie, welche die inkorporierte Regelhaftigkeit des (auch sprachlichen) Handelns erfassen soll.⁵ Während aber Bourdieu

die Vielfalt der Sprechhandlungen nicht erklären kann, weil er die Sprachspiele auf die soziale Struktur des Feldes reduziert, so fehlt in Wittgensteins Sprachphilosophie die Gesellschaft, insbesondere die soziale Ungleichheit. Bei Wittgenstein bleibt unklar, wann welches Sprachspiel gewählt wird und warum im Sprachspiel diese oder jene Sprechhandlung zur Anwendung kommt. Damit verknüpft sich die Problematik symbolischer Gewalt, die darauf beruht, dass die Berechtigung und die Befähigung zu bestimmten Sprechhandlungen gesellschaftlich ungleich verteilt sind. Sie steht im Zentrum von Bourdieus Sprachsoziologie, fehlt in Wittgensteins Ansatz hingegen völlig (Rehbein 2013, 128).

Diese Zusammenhänge gilt es im Blick zu behalten, wenn man nach einem über Bourdieu vermittelten Wirken von Wittgensteins Sprachspielidee auf die Soziolinguistik fragt. Es stimmt, wie Gloning (s.o.) schreibt, dass man nicht den Umweg über Bourdieu oder eine von ihm angeregte soziologische Praxistheorie braucht, um Gedanken Wittgensteins für die Linguistik fruchtbar zu machen. Man kann diese Überlegungen aber auch zum Anlass für die Frage nehmen, ob die Wittgenstein-Rezeption im Kontext der linguistischen Pragmatik nicht auch einen Anteil an der Perpetuierung der fatalen Entkopplung von Sprach- und Gesellschaftstheorie haben mag, die weite Bereiche der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts bis in die Soziolinguistik hinein prägt. Auch letztere arbeitet durchaus nicht immer auf einem *gesellschaftstheoretischen* Fundament.⁶ Auf der anderen Seite kritisiert die sich zumeist auf die klassischen Texte von Bourdieu beziehende Soziolinguistik den bei ihm angelegten deterministischen und objektivistischen Charakter des sich auf dem sprachlichen Markt/Feld konstituierenden Habitus (einschließlich der damit verbundenen theoretischen Geringschätzung des Individuums) nicht in dem Maße, in dem es in der Soziologie längst der Fall ist.⁷ Riley

⁵ Vgl. hierzu besonders auch Croce (2015).

⁶ Vgl. Baggioni (1996, 17f.) zur Abwesenheit einer Gesellschaftstheorie bei Labov.

⁷ Vgl. z.B. Costa/Murphy (2015) und Silva (2016).

macht – zumindest indirekt – die Anleihen bei Wittgenstein mit dafür verantwortlich, dass Bourdieu in seiner Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion zu kurz greife:

Bourdieu's theory of social reproduction is highly questionable to the extent that it depends on the universalization of the ludic/field metaphor. There is little reason to think competitive games, and the necessary misrecognition that occurs in them according to Bourdieu, exhaust the totality of social relations; as a consequence, it seems implausible that symbolic power as misrecognition can work as a general account of social reproduction (Riley 2017).

Dies sei nur als Verweis auf die möglicherweise durch Wittgenstein mit vermittelten Bruchlinien erwähnt, mit denen eine Soziolinguistik zu rechnen hat, die Bourdieu als einen zentralen gesellschaftstheoretischen Bezugspunkt nimmt.

Ein Sprachtheoretiker, der auf genau den von Riley angesprochenen Punkt zielt, indem er Sprache und Kommunikation als integrale Bestandteile einer Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion versteht, war Ferruccio Rossi-Landi, der schon vor Bourdieu Sprache als Markt konzipiert und im Unterschied zu Bourdieu auch als Arbeit verstanden hat. Auch Rossi-Landi setzte sich intensiv mit Wittgenstein auseinander. So schärfte er seine Auffassung von Sprache als Arbeit gerade in der Auseinandersetzung mit Wittgensteins Sprachspielkonzept im ersten, 1966 verfassten, Kapitel seines Werkes *Sprache als Arbeit und als Markt* mit dem Titel „Für einen an Marx orientierten Gebrauch Wittgensteins“. Hier setzt er an der „befreienden Kraft“ (Rossi-Landi 1972, 52) der Lehre von der Bedeutung als dem Gebrauch an und würdigt die Position Wittgensteins als die eines „nicht-mechanistischen Materialisten, der sich stets an den Menschen als Akteur der bedeutungszuweisenden und kommunikativen Prozesse hält“ (Rossi-Landi 1972, 56). Die Grenzen der Wittgenstein'schen Auffassungen bestimmt er

im „Öffentlichen, das nicht zum Gesellschaftlichen vordringt“, im „Gebrauch, der nicht auf die Arbeit zurückgeht“ und in der „Abtrennung, die die Sprache von der Geschichte losgelöst hält“ (Rossi-Landi 1972, 57).

Rossi-Landi reklamiert gegenüber Wittgenstein die Notwendigkeit, den Begriff des Sprachgebrauchs in den der sprachlichen Arbeit einzuschließen, um den Unterschied zwischen Gebrauch und Bedeutung aufrechtzuerhalten und vor allem, um nicht Gefahr zu laufen, „im Gebrauch nur das zu sehen, was mit einem schon produzierten Produkt gemacht wird, das heißt die Gefahr, den Gebrauch mit dem Tausch oder dem Konsum zu verwechseln“ (a.a.O., 83).

Wittgenstein selbst spricht an einigen Stellen der *PU* im Zusammenhang mit Sprache von Arbeit, die er an anderer Stelle dem „Feiern“ (vgl. *PU*, § 38) der Sprache entgegensetzt, aus dem die philosophischen Probleme entstehen: „Die Verwirrungen, die uns beschäftigen, entstehen gleichsam, wenn die Sprache leerläuft, nicht wenn sie arbeitet“ (*PU*, § 132). Rossi-Landi fragt an dieser Stelle weiter, aus welchem Grund die Sprache „feiert“ und begibt sich damit auf das Feld der Ideologiekritik:

Dann zeigen sich uns die Krankheiten oder Fehlleistungen der Sprache nicht mehr in der provisorischen und individualisierenden Gestalt von „schlechten Sprachgebräuchen“ und entsprechenden „geistigen Krämpfen“, sondern erweisen sich in viel vollständigerer Weise als Teile einer regelrechten Entfremdung der Sprache (*language*), – jener Sprache, die als einer der konstitutiven Faktoren des Gesellschaftlichen aufzufassen ist (Rossi-Landi 1972, 233).

Auf diese Weise überführt Rossi-Landi Wittgensteins Sprachauffassung in eine Kritik der sprachlichen Entfremdung (vgl. De Iaco 2019) die er darauf bezieht, dass

der sprachliche Arbeitsprozeß und erst recht der ganze sprachliche Produktions- und Zirkulationsprozeß gerade dadurch dem einzelnen sprachlichen Arbeiter äußerlich werden, daß sie die institutionalisierte Form eines sprachlichen Kapitals und Marktes annehmen, die kein Sprecher nach Belieben verändern kann (Rossi-Landi 1972, 253).

Mit seinen Überlegungen kann Rossi-Landi auch einer modernen soziolinguistischen Entfremdungsdiskussion noch Anregungen geben, die sich seinerzeit im Rahmen der Diglossiediskussion im Bereich der romanischen Minderheitensprachen intensivierte (vgl. Kremnitz 2016) und später in gewisser Weise auch in den Studien zur sprachlichen Unsicherheit weitergeführt wurde (vgl. Seiler 2020). Diese Diskussion lebt heute in jenen soziolinguistischen Studien erneut auf, die sich mit dem Funktionieren von Sprache und Kommunikation im Spätkapitalismus beschäftigen, in denen das begriffliche Instrumentarium Bourdieus inzwischen zum festen Inventar gehört.⁸

Die verschlungenen Wege, auf denen Wittgenstein hier wirkt und die verschiedenen Stränge einer Auseinandersetzung mit dem Sprachspielkonzept sind dabei nicht auf den ersten Blick erkennbar. Ihre Rekonstruktion dürfte aber zeigen, dass es sich lohnt, bei der Behandlung der Wittgenstein-Rezeption in der Linguistik

⁸ Vgl. z.B. Heller (2010), Heller/Duchêne (2012 und 2016), Park/Wee (2012) und Kelly-Holmes (2016).

auch die Soziolinguistik zu berücksichtigen. Freilich bleibt nach diesem Schnelldurchlauf vieles noch genauer nachzuzeichnen. So scheint z.B. die Frage, ob Bourdieu die Texte Rossi-Landis kannte, immer noch unbeantwortet zu sein. Auch die Rezeption Rossi-Landis in der Soziolinguistik, in der er viel weniger bekannt ist als in der modernen Semiotik (vgl. z.B. Borelli 2020), ist nach meinem Eindruck noch ungenügend untersucht, so dass sich vermutlich noch weiteres zu einer vermittelnden Wirkung Wittgensteins in dieser Teildisziplin ans Licht bringen ließe. Über solche Filiationen Wittgenstein – Rossi-Landi / Bourdieu hinaus dürfte es aber dabei bleiben, dass Wittgenstein nicht zu den privilegierten Referenzen der Soziolinguistik gehört. Zu wenig hat er zur *gesellschaftlichen* Kommunikation in all der Vielfalt ihrer Ausprägungen zu sagen. Das zeigt sich z.B. auch an dem Umstand, dass es keine Hinweise darauf gibt, dass Wittgenstein bei seiner Fassung des Sprachspielkonzepts auch mehrsprachige Sprecherinnen und Sprecher im Blick hatte, auch wenn es die von ihm hervorgehobene Flexibilität und Pluralität sprachlicher Regeln, kurz: die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele (vgl. *PU*, §§ 23-24), freilich nicht ausschließt, sich auch mehrsprachige Sprachspiele vorzustellen. Dass damit aber wirklich etwas gewonnen ist, möchte ich bezweifeln. Der Verweis auf den Lebensform-Bezug von Sprachspielen bleibt für ein *linguistisches* Verständnis der Gesellschaftlichkeit von Kommunikation letztlich ebenso folgenlos wie die wissenschaftshistorische Bindung des Strukturalismus an eine Vorstellung von Sprache als *fait social*. Für die Soziolinguistik ist Wittgenstein eher so etwas wie ein Geist mit einer fast seltsam anmutenden Attraktivität. Das Sprachspielkonzept mag ihr als eine durchaus nützliche Metapher dienen, nicht aber als ein sprachtheoretischer Leitbegriff, denn es verdeckt – wie gesehen – durchaus wichtige Zusammenhänge.

Mit Blick auf Wittgensteins Interesse an den Sprachspielen der Philosophie lässt sich schließlich noch auf einer fachsprachlichen Ebene die Frage stellen, ob man nicht auch die Soziolinguistik selbst als ein Sprachspiel ansehen kann. In eben diesem Sinne hat Corson (2000) die Sprachspiel-Idee benutzt und den Befund erhoben, dass "[s]ystemic linguistics [...] has managed to thrive, for as long as it has, by marginalizing or silencing other language games whenever they get too close, rather than by deliberately and seriously attempting to improve itself in response to them" (Corson 2000, 415). Als eine Hinführung zur Interdisziplinarität, wie sie

Corson hier im Sinn hat, hat Lorenzer das Sprachspielkonzept in der Psychoanalyse genutzt.⁹ Dieser Schritt ist aus der soziolinguistischen Perspektive besonders reizvoll, weil damit ein „interventionistischer“ Blick auf Sprachspiele verbunden ist, wie er für den gesamten Bereich der sogenannten angewandten Linguistik oder auch für die Sprachpolitik zentral ist. Auch wenn Wittgenstein den Sprachspiel-Gedanken nicht in dieser Richtung entwickelt hat, sei doch daran erinnert, dass für ihn selbst eine „Reform für bestimmte praktische Zwecke, die Verbesserung unserer Terminologie zur Vermeidung von Mißverständnissen im praktischen Gebrauch, [...] wohl möglich“ ist (*PU*, § 132). Lorenzer setzt nun an der Frage an, inwiefern die Feststellung, die Psychoanalyse sei ein besonderes Sprachspiel zur Veränderung von Sprachspielen den „Schleier über dem psychoanalytischen Prozeß“ nicht bloß verdichtet und ob die Einführung des Wittgenstein’schen Sprachspielbegriffs überhaupt so viel Aufwand rechtfertige (vgl. Lorenzer 1977, 29f.). Er antwortet nach ausführlichen Bezugnahmen auf Rossi-Landi:

Die Fruchtbarkeit des Wittgensteinschen Sprachspielbegriffs kann nur entfaltet werden, indem die Sprachspiele in ihrem gesellschaftlichen Bedingungsrahmen und d.h. als „produzierte Sprachspiele“ gesehen werden. Nur in der Verwendung als subjektiv-struktureller Begriff und nur unter Radikalisierung des Praxismoments [...] kann vom Sprachspiel als einem Wiederherzustellenden [...] die Rede sein. [...] in ihrem Kern ist die psychoanalytische Therapie unmittelbar „Arbeit“. Die Resymbolisierung ist als Wiederherstellung von Sprachspielen Konstitution individueller Struktur, nicht Handlungsanweisung, Befehl, Zuruf, sondern *Produktion* (Lorenzer 1977, 36).

Ich denke, dieser Befund wäre im Kontext einer Soziolinguistik auszubuchstabieren, die sich in den Dienst der Sprecherinnen und Sprecher stellt und auf eine Demokratisierung der gesellschaftlichen Kommunikation hin wirken möchte, wie sie sich Born (2011) vorstellt.

Vor dem Hintergrund der im Titel dieses Beitrags angesprochenen Familienähnlichkeiten zwischen Spiel und Sport lässt sich der Versuch Vogels (2014) lesen, die Linguistik in Anlehnung an eine entsprechende Bemerkung Bourdieus über die Soziologie als Kampfsport zu bestimmen. Fast möchte man hier einen Anklang an

⁹ Im Kontext seiner Ausführungen zu Sprachspiel und sprachlichen Entfremdung geht Rossi-Landi auch auf die Psychoanalyse ein, die sich „geradezu als Untersuchung über die entfremdete Sprache konstituiert“ habe (Rossi-Landi 1972, 233).

Wittgensteins vielzitiertes Wort von der Philosophie als „Kampf gegen die Verheerung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (*PU*, § 109) vernehmen.¹⁰ Mir ist zwar nichts über eine besondere Affinität Joachim Borns zum Kampfsport bekannt, aber er weiß sehr gut, was es heißt, sich als Linguist in sprachlich konfliktiven Verhältnissen zu bewegen: Linguisten „teilen aus und bekommen zurückgezahlt“ (Born 2011, 214). Deshalb denke ich, dass eine Linguistik als Kampfsport durchaus in seinem Sinne ist, insofern sie

am Maßstab eines holistischen Menschenrechtskonzeptes versucht, in die gesellschaftliche Praxis einzugreifen [...]. Es geht darum, im semantischen Kampf um gesellschaftliche Vorrangstellungen und Asymmetrien für Waffengleichheit unter den beteiligten Sprecherinnen und Sprechern zu sorgen (Vogel 2014, 104).

Man muss sicher nicht unbedingt so weit gehen wie Bourdieus Mitarbeiter Loïc Wacquant, der in der teilnehmenden Beobachtung selbst zum Boxer geworden ist. Die Soziolinguistik kann aber aus einer so verstandenen „sportlichen“ Perspektive Grenzen im Gebrauch des Sprachspiel-Gedankens markieren. So kann sie ihn beispielsweise zur Kritik von sprachlichen Ideologien in Alltags- und Fachkommunikation sowie zur Offenlegung von semantischen Brüchen und Phasenübergängen nutzen. Auch ist seine Flexibilität dazu geeignet, z.B. der Fetischisierung von Normen entgegenzuwirken, die Positionen der sprachlichen AkteurInnen von denen der Linguistik zu unterscheiden oder auch an die Grenzen der „Überschaubarkeit“ sprachlich-kommunikativer Vorgänge zu erinnern. Sie sollte aber auch kenntlich machen, wann der Gebrauch der Sprachspiel-Metapher einer Verharmlosung Vorschub leistet, die der zu erfassenden Wirklichkeit unangemessen wäre. Das ist immer dann der Fall, wenn wir es in der Soziolinguistik mit konfliktreichen mehrsprachigen gesellschaftlichen Verhältnissen und ihrer oft schmerzhaften individuellen Verarbeitung zu tun haben. Der Umgang mit ungleich verteilten sprachlichen Ressourcen (bloßes Sprachspielzeug...?), der Anteil von Sprache und

¹⁰ Ohne weiteren Kommentar sei hier noch auf folgende Aussage Wittgensteins verwiesen, in der das Bild des Sportlers mit einem sprachlichen Bild zusammengeführt wird: „Denken wir uns ein Bild, einen Boxer in bestimmter Kampfstellung darstellend. Dieses Bild kann nun dazu gebraucht werden, um jemand mitzuteilen, wie er stehen, sich halten soll; oder, wie er sich nicht halten soll; oder, wie ein bestimmter Mann dort und dort gestanden hat; oder etc. etc. Man könnte dieses Bild (chemisch gesprochen) ein Satzradikal nennen“ (*PU*, § 22).

Kommunikation an Dominanzverhältnissen, an Diskriminierung und ihrer Überwindung oder das Streben nach sprachlicher Partizipation lassen sich m.E. nicht sinnvoll als Sprachspiele verstehen.

Literatur

- Apel, Karl Otto (1966), „Wittgenstein und das Problem des hermeneutischen Verstehens“. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche*, 63, 1, 49–87.
- Baggioni, Daniel (1996), „La notion d’insécurité linguistique chez Labov et la sociolinguistique co-variationniste et ses précurseurs littéraires“. In: Bavoux, Claudine (Hrsg.) *Français régionaux et insécurité linguistique : approches lexicographiques interactionnelles et textuelles : actes de la Deuxième Table Ronde du Moufia*, 23-25 septembre 1994. Paris: L’Harmattan, 13–30.
- Born, Joachim (2011), „Angewandte Linguistik als Einmischung: Der Beitrag der Sprachwissenschaft zu einer demokratischen und effizienten Sprachpolitik“. In: Dahmen, Wolfgang et al. (Hrsg.), *Romanistik und Angewandte Linguistik. Romanistisches Kolloquium XXIII*. Tübingen: Narr Verlag, 211–233.
- Borrelli, Giorgio (2020), *Ferruccio Rossi-Landi. Semiotica, economia e pratica sociale*. Bari: Edizioni Dal Sud.
- Burkhardt, Armin (1985), „Wittgenstein und Humboldt. Das methodologische Problem in Wittgensteins Spätphilosophie und die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Denken“. In: Birnbacher, Dieter/Burkhardt, Armin (Hrsg.), *Sprachspiel und Methode. Zum Stand der Wittgenstein-Diskussion*. Berlin/New York: de Gruyter, 130–169.
- Burkhardt, Armin (2017), „Wilhelm von Humboldt und Ludwig Wittgenstein. Zwei deutschsprachige Denker und ihr Einfluss auf die Linguistik der Gegenwart“. In: Zhao, Jin/Szurawitzki, Michael (Hrsg.), *Nachhaltigkeit und Germanistik. Fokus, Kontrast und Konzept*. 2017. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang, 15–34.
- Busse, Dietrich (1987), *Historische Semantik: Analyse eines Programms*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Corson, David (2000), „Freeing Literacy Education from Linguistic Orthodoxies: A Response to R. Hasan’s ‘The Disempowerment Game: Bourdieu and Language in Literacy’“. In: *Linguistics and Education*, 10, 411–423.
- Costa, Cristina/Murphy, Mark (Hrsg.) (2015), *Bourdieu, Habitus and Social Research. The Art of Application*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

- Croce, Mariano (2015), „The *Habitus* and the Critique of the Present: A Wittgensteinian Reading of Bourdieu's Social Theory". In: *Sociological Theory*, 33, 4, 327–346.
- De Iaco, Moira (2019): „L'alienazione linguistica. Rossi-Landi lettore di Wittgenstein“. In: *Filosofi(e)Semiotiche*, 6, 2, 33-39.
- Dascal, Marcelo/Hintikka, Jaakko/Lorenz, Kuno (1996), „Jeux dans le langage / Games in language / Spiel in der Sprache“. In: Dascal, Marcelo et al. (Hrsg.), *Sprachphilosophie / Philosophy of Language / La philosophie du langage. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An International Handbook of Contemporary Research / Manuel international des recherches contemporaines*. 2. Halbband. Berlin: De Gruyter Mouton, 1371–1392.
- Feilke, Helmuth (2016), „Einführung: Sprache – Kultur – Wissenschaft“. In: Jäger, Ludwig u.a. (Hrsg.), *Sprache - Kultur - Kommunikation / Language - Culture - Communication: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft / An International Handbook of Linguistics as a Cultural Discipline*. Berlin, Boston: De Gruyter, 9–36.
- Gloning, Thomas (2016), „Neue mediale Formate und ihre kommunikative Nutzung in der Wissenschaft: Fallbeispiele und sieben Thesen zum Praktiken-Konzept, seiner Reichweite und seinen Konkurrenten“. In: Deppermann, Arnulf u.a. (Hrsg.), *Sprachliche und Kommunikative Praktiken*. Berlin: de Gruyter, 457–486.
- Heller, Monica (2010), „The Commodification of Language“. In: *Annual review of Anthropology*, 39, 101–114.
- Heller, Monica/Duchêne, Alexandre (2012), „Pride and Profit: Changing Discourses of Language, Capital and Nation-State“. In: Duchêne, Alexandre/Heller, Monica (Hrsg.), *Language in Late Capitalism. Pride and Profit*. New York / London: Routledge, 1–21.
- Heller, Monica/Duchêne, Alexandre (2016), „Treating language as an economic resource: Discourse, data and debate“. In: Coupland, Nikolas (Hrsg.), *Sociolinguistics. Theoretical Debates*. Cambridge: Cambridge University Press, 139–156.
- Hennig, Reinhard (1990), „Sport“. In: Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.), *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*. Band 4, R-Z. Hamburg: Felix Meiner, 404–407.
- Keller, Rudi (²2018), *Zeichentheorie Eine pragmatische Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen: Francke.

- Kelly-Holmes, Helen (2016), „Theorising the market in sociolinguistics”. In: Coupland, Nikolas (Hrsg.), *Sociolinguistics. Theoretical Debates*. Cambridge: Cambridge University Press, 157–172.
- Kremnitz, Georg (2016), „Aliénation (*Entfremdung*) et haine de soi (*Selbsthass*). Parallélismes et différences entre deux concepts employés (notamment) en sociolinguistique“. In: Alén Garabato, Carmen/Colonna, Romain (Hrsg.), *Auto-odi. La haine de soi en sociolinguistique*. Paris: L’Harmattan, 51–62.
- Lorenzer, Alfred (1977), „Wittgensteins Sprachspiel-Konzept in der Psychoanalyse“. In: *Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 15–37.
- Max, Ingolf (2018), „Pragmatische Forschung unter wissenschaftsgeschichtlichem Aspekt“. In: Liedtke, Frank/Tuchen, Astrid (Hrsg.), *Handbuch Pragmatik*. Stuttgart: J.B. Metzler, 3–12.
- Park, Joseph Sung-Yul/Wee, Lionel (2012), *Markets of English. Linguistic Capital and Language Policy in a Globalizing World*. New York / London: Routledge.
- Reckwitz, Andreas (2003), „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive“. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 4, 282–301.
- Rehbein, Boike (2013), „Bourdieu’s Habitusbegriff und Wittgensteins Sprachphilosophie“. In: Lenger, Alexander/Schneickert, Christian/Schumacher, Florian (Hrsg.), *Pierre Bourdieu’s Konzeption des Habitus*. Wiesbaden: Springer, 123–129.
- Riley, Dylan (2017), „Bourdieu’s class theory“. In: *Catalyst*, 1,2, Internetveröffentlichung: <<https://catalyst-journal.com/vol1/no2/bourdieu-class-theory-riley>> (letzter Aufruf am 11.01.2021).
- Rossi-Landi, Ferruccio (1972), *Sprache als Arbeit und als Markt*. München: Hanser.
- Salö, Linus (2018), „Thinking about language with Bourdieu: Pointers for social theory in the language sciences“. In: *Sociolinguistic Studies*, 12, 3-4, 523–543.
- Seiler, Falk (2020), „Sprachliche Unsicherheit und Entfremdung“. In: Hennecke, Inga/Varga, Eva (Hrsg.), *Sprachliche Unsicherheit in der Romania*. Berlin u.a.: Peter Lang, 27–46.
- Silva, Elizabeth B. (2016), „Unity and fragmentation of the habitus“. In: *The Sociological Review*, 64, 166–183.
- Vogel, Friedemann (2014), „Linguistik als Kampfsport – Ein Plädoyer für die Suche nach Paradigmen demokratischen Sprechens in Alltag, Medien und Recht“.

In: *Linguistik online* 69, 7, 91–108, <<http://dx.doi.org/10.13092/lo.69.1658>> (letzter Aufruf am 11.01.2021).

Welsch, Wolfgang (1997), „Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen“. In: Schneider, Irmela (Hrsg.), *Hybridkultur*. Köln: Wienand, 67–90.

Wittgenstein, Ludwig (1971), *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Über das Essen der Götter und der Menschen bei den Afrobrasilianern¹

Chirly dos Santos-Stubbe

Es ist nicht ganz einfach in Brasilien über das Essen der Afrobrasilianer zu sprechen. Wo haben die aus Afrika verschleppten Afrikaner und deren Nachkommen keinen Einfluss auf die brasilianische Kultur und damit das Essen gehabt? Oftmals sind ihre Einflüsse nicht mehr ganz eindeutig zu fassen. Dennoch sind diese Einflüsse überall, tief verankert. Hier können wir zweifelsohne von einer Assimilation und Integration der unterschiedlichen Essensgewohnheiten der unterschiedlichen Ethnien und Nationen, die in Brasilien zusammenkamen und aufeinandertrafen, sprechen. Diese Vermischung bildet das, was wir „brasilianische Kultur“ nennen.

In dieser brasilianischen Kultur spielt im Allgemeinen das Essen eine bedeutende Rolle und ist ein soziales und verbindendes Element. „O amor se pega (começa) pela boca“, ist nicht nur ein „dizer“, sondern auch eine Form des Beginns einer Beziehung. Die Oralität kann hierbei als zentral betrachtet werden. Schon die Säuglinge werden wesentlich länger gestillt als in Deutschland, beispielsweise. Diese Praxis der Kinderernährung wurde bereits in Afrika gelebt und in Brasilien weitergeführt.

Ab dem Zeitpunkt, in dem afrikanische Frauen als Sklavinnen nach Brasilien deportiert wurden, ist die „Küche“ ihre Domäne und somit wurde der Ernährungsbereich ihnen übertragen. Innerhalb der Haussklaverei waren sie in den Herrenhäusern am häufigsten als „Kindermädchen“, als „amas-de-leite“ und „cozinheiras“ (=Köchinnen) beschäftigt. Gegenwärtig dominieren weiterhin Afrobrasilianerinnen, insbesondere in der Südostregion Brasiliens sowie im Nordosten und in den städtischen Haushalten der Küstenregionen in diesen Tätigkeiten. Als Stadtsklavinnen behielten die Afrikanerinnen und ihre weibliche Nachkommenschaft diese Funktion bei und übernahmen dazu noch die der Straßenverkäuferinnen, die

¹ Dieses Thema habe ich für Dich, lieber Joachim, ausgewählt, weil Du mein afrobrasilianisches Essen so schätzt.

so häufig mit ihren „tabuleiros“ (=Tablets) von Malern und Reisenden wie z.B. Debret und Rugendas, insbesondere im 19.Jh., dargestellt wurden. Sie verkauften vieles, aber vor allem Speisen und Süßigkeiten, die sie selber herstellten.

Cocada Queimada (Karamalisierte Kokos-Süßspeise)²

Für 6 Personen

Zutaten: 1 große Kokosnuß; 3 Tassen Rohrzucker; Zimt; Nelken; 750 ml Milch

Zubereitung: 2 Tassen Wasser, Zucker, Zimt und die fein gemahlenen Nelken bei mäßiger Hitze zu einem dickflüssigen Sirup kochen. Vom Feuer nehmen, die geraspelte Kokosnuß und Milch hinzufügen und mit einem Holzlöffel gut verrühren.

Nochmals auf das Feuer stellen und unter ständigem Rühren kochen, bis die Masse eindickt. Vom Herd nehmen, abkühlen lassen und in eine Glas- oder Porzellantasche gießen. Gut gekühlt servieren.

Variante: die Kokosnuss kann durch 250 g. Kokosflocken ersetzt werden.

Die Afrikanerinnen und Afrobrasilianerinnen prägten wesentlich den brasilianischen Geschmack und die brasilianische Kochkunst mit ihren Gewürzen, mit afrikanischen Speisen und einer einzigartigen Kochsymbolik, die bis in die Religion und Medizin reicht, beispielsweise bei den Speisetabus im Krankheitsfall. Die Kochkunst der Afrikanerinnen wurde zu einem Lebensstil und einer Lebensphilosophie innerhalb der brasilianischen Kultur und Gesellschaft: „Damit die Speisen schmecken können, muss man bei niedrigem Feuer kochen und sich Zeit lassen. Genauso wie im Leben“ sagt die afrikanische Urgroßmutter einer afrobrasilianischen Köchin aus Rio de Janeiro (vgl. dos Santos-Stubbe, 1995).

Mit Recht betont Moema Parente Augel (1993), dass über die „afrikanische Küche“ zu sprechen ein sehr allgemeines und ungewisses Unterfangen ist, da die einzelnen Regionen des afrikanischen Kontinents sehr unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten kennen und durch die jeweiligen Formen der Kolonisation beeinflusst wurden. Ein solches Unterfangen erweist sich als noch schwieriger, wenn die große Verschiedenheit der Küche innerhalb Brasiliens betrachtet wird und zusätzlich noch der Einfluss der indigenen portugiesischen, arabischen (u.a.) Küche zu einer Modifizierung des „Afrikanischen“ beigetragen hat. Dies können wir beispielsweise durch den Wechsel der Nahrungspflanzen durch die Kolonisatoren von Brasilien nach Afrika und vice-versa erkennen. Erdnuss, Malaguettapfeffer sowie Maniok-Wurzeln, die heutzutage unerlässlich in der Küche vieler

² Alle in diesem Text aufgelisteten Rezepte stammen von Parente Augel, 1993, außer die des Acarajé, die von der Autorin selber zusammengestellt wurde.

afrikanischer Länder sind, wurden von den Portugiesen nach Westafrika verpflanzt. Umgekehrtes gilt unter anderem für die Yamswurzel und Okraschote, die so charakteristisch für die brasilianische Küche sind und aus Westafrika nach Brasilien eingeführt wurden.

Dennoch lässt sich kaum der afrikanische Ursprung von Speisen wie *Acarajé* (in Benin und in Nigeria *Akará*), *Caruru* (in Angola *Kalulu*), *Efá*, *Vatapá*, *Abará*, *Xinxim*, *Qindim*, *Abarém*, etc. verkennen. Der Wiedererkennungswert dieser Speisen gründet vor allem auf der stark pikanten Pfeffer-Sauce. Jedoch gehören diese Speisen nicht auf den Alltagstisch, sondern beschränken sich oftmals auf einen bestimmten Wochen- und Festtag sowie auf eine bestimmte Region des Landes.

Molho de Pimenta (Pfeffer-Sauce)³

Passt gut zu allen afrobrasilianischen Gerichten.

*Zutaten: 100 g Malaguetta-Chili Pfeffer*⁴; 2 Limonen (Saft); 2 Zwiebeln; 1 Knoblauchzehe; 2 Eßlöffel Olivenöl; 1 Bund Petersilie; 1 Bund frischer Koriander; 1 Teelöffel Salz; evtl. Weinessig

*Zubereitung. Zwiebeln, Salz und Knoblauch mit Limonensaft in einem Mörser zerdrücken. Gehackte Petersilie, Koriander und Pfeffer zufügen. Nochmals zerdrücken und ziehen lassen. Eventuell mit etwas Weinessig verlängern*⁵.

Das Zentrum der afrobrasilianischen Küche ist Bahia. Moema Parente Augel (1993) grenzt geografisch das Gebiet der afro-bahianischen Küche im Bereich der Stadt Salvador und ihrer Umgebung, dem „Recôncavo“, ab, dort wo der Zuckerrohranbau einst herrschte und viele afrikanische Sklaven lebten. Aber auch in Rio de Janeiro, São Luís do Maranhão und in Minas Gerais finden wir eindeutig den Einfluss der afrikanischen Küche, sowie in verstreuten Regionen des Nordens und Nordostens Brasiliens.

Bei einer solchen Darstellung der afrobrasilianischen Küche ist es wichtig sich zu vergegenwärtigen, dass die Bevölkerungsgruppe der Afrobrasilianer unter sehr

³ Der „pimenta malagueta“ (Malaguetta-Chili, als einer der ältesten Chiliarten der Welt, gab der afrikanischen Atlantikküste –von Liberia bis Teilen Sierra Leones- bis ins 18. Jh. den Namen „Malaguetta-Küste“. Der portugiesische Monopolhandel mit afrikanischem Pfeffer löste den indischen Pfeffer im 15. Jh. ab (vgl. Parente Augel, 1993: 90). Die afrobrasilianische Küche, vor allem im Nordosten, ist ohne „pimenta“ (Pfeffer) nicht vorstellbar.

⁴ Chili, scharfe Pepperoni; Chili-Sauce, handelsübliche Pfeffer-Sauce

⁵ „Verlängern“ kann man diese Sauce auch mit der Sauce anderer Speisen, wie die Braten-Sauce oder mit dem „caldo do feijao“.

prekären Lebensbedingungen, sowohl auf dem Lande als auch in den Städten, gelebt hat und noch lebt. Zu Essen haben viele Angehörige dieser Gruppe oft kaum etwas, trotz ihres fundamentalen Beitrags zur nationalen Küche. Was gegenwärtig als afrikanisch/afrobrasilianisch kulinarisch genossen wird, war oftmals das, was „comida de escravo“ (= Sklavenessen; vgl. Scisínio, 1997:23ff) genannt wurde. Darunter waren unter anderem die Eingeweide von Tieren, die von der weißen Herrschaft nicht gegessen und den Sklaven überlassen und dann in einer „afrikanischen“ Weise zubereitet wurden. Als Beilage und als Nahrungsergänzung nutzten die Afrikanerinnen und Afrobrasilianerinnen oft Feldblätter und entwickelten daraus nahrhafte und geschmackvolle Speisen.

Zu betonen ist noch, dass Millionen Afrobrasilianer heute aufgrund ihrer schlechten wirtschaftlichen Situation sich zahlreiche traditionelle afrobrasilianische Speisen nicht mehr leisten können, insbesondere diejenigen Speisen, die beispielsweise mit Krabben (=camarão) oder mit viel Fleisch (=carne) zubereitet werden müssen. Speisen auf der Basis solcher Ingredienzien sind immer noch ein Privileg der Weißen bzw. der Reichen. Die „*feijoada*“, die Du so schätzt, lieber Joachim die in ihrer ursprünglichen Zubereitung mit Schweineohren, -schwanz und -füßen zubereitet wird, gilt heute –oft mit veränderten Zutaten- in ihren verschiedenen (regionalen) Variationen als brasilianisches Nationalgericht.

Es wird zu Recht vermutet, dass die Erhaltung der „afrikanischen Küche“ in Brasilien unmittelbar mit den religiösen Zeremonien des „Candomblé“⁶ zusammenhängt. Câmara Cascudo (1983) hebt hervor, dass keine Gottheit des „Candomblé“ gerufen werden kann, ohne dass in einem Ritual zuvor dessen heiliges Gericht angeboten wird, da jede Gottheit ihre eigenen Gerichte hat und nur diese annimmt (vgl. Lody, 1979, 2003). Diese Speisen werden auch auf einem profanen Tisch angeboten, obwohl die Geheimnisse und Eigenart der Zubereitung für die Gottheit ausschließlich von den Eingeweihten bzw. Initiierten eingehalten werden müssen, wie im Fall des „*Amalá de Xangô*“⁷.

⁶ Der Candomblé ist eine synkretistische afrobrasilianische Religion, der das Bantu-Wort Candombe (=Perkussionsinstrument) zugrunde liegt. Die afrikanischen Wurzeln des Candomblé gehen wahrscheinlich auf die westafrikanische Yoruba-Kultur zurück. In dieser Religion, die einen eigenen Kult besitzt, finden auch Trancen statt.

⁷ Dies ist eine Zubereitung von weißem Reis und „quiabo“ (= Okraschote), die aber nur im Wasser gekocht werden ohne jegliches Gewürz, und am Festtage dieser Gottheit (am 30. September), die als Gott der Gerechtigkeit, des Blitzes, des Donners und des Feuers, verehrt wird, sowohl ihr als auch den Gästen angeboten wird. Andererseits

Die Ritualspeisen eines weiblichen und eines männlichen afrobrasilianischen Orixás sollen hier exemplarisch vorgestellt werden (vgl. Stubbe, 1987; dos Santos-Stubbe & Stubbe, 2014):

Yemanjá, die psychologisch charakterisiert wird als eitel, anziehend, Geschenke liebend, beschützend, verteidigend aber auch bestrafend und tötend und in der Personifizierung als Magna Mater und Meeresgöttin verehrt wird, trägt als Attribut ein „abebé“ (silberner runder Fächer mit eingravierter Sirene) und kleidet sich in den Farben hellblau mit Kristallperlen. *Yemanjá* wird an den Samstagen verehrt, wobei der 8. Dezember in Rio de Janeiro und der 2. Februar in Bahia ihre großen Festtage sind. An solchen Festtagen werden ihr als Ritualspeisen ein „ebó de milho branco com mel, arroz, angú e peixes brancos“⁸ dargeboten. In der katholischen Nomenklatur ist *Yemanjá* „Nossa Senhora da Conceição“ und als „Nossa Senhora das Candeias“ bekannt.

Dagegen bevorzugt der streitlustige und kriegerische Orixá *Ogun*, der in der Mythologie derjenige ist, der gegen seinen Herrn revoltiert hat, als Speise gegrillte Yamswurzel, „Fradinho“ und schwarze Bohnen, Bohneneintopf (feijoada) sowie „Acarajé“. In dunkelblau gekleidet, mit einem Schwert in der Hand, kommt er wie alle afrobrasilianischen Gottheiten an seinem Festtag (in Rio de Janeiro am 13. Juni und in Bahia am 23. April) tanzend in die Terreiros. Er wird je nach Bundesstaat entweder als der katholische St. Georg oder als St. Antonius betrachtet und hat den Dienstag oder den Donnerstag als Wochentag für seine Verehrung.

Die Religionen und die religiösen Manifestationen der Afrobrasilianer sind sehr vielfältig. Es handelt sich um eine komplexe Theologie, die Elemente unterschiedlicher Kulturen beinhaltet, ein großartiges Pantheon, das zahlreiche Verbindungen zur Natur und ebenfalls eine ausgearbeitete Mythologie und Sprache besitzt.

Wenn über afrobrasilianische Kultur gesprochen wird, ist es die Religion, die in der Regel hervorgehoben wird und darin, vor allem, der Candomblé aufgrund seiner Faszination, Fremdheit und Mystik. Glaubensinhalte der afrobrasilianischen Religionen haben das brasilianische Bewusstsein bis heute geprägt und dies über alle „Hautfarbschattierungen“ Bildungsniveaus und sozio-ökonomische Stellung

ist der normal gewürzte „arroz com quiabo“ (= Reis mit Okraschote) ein alltägliches Gericht in Brasilien.

⁸ Der Begriff Ebó stammt aus dem Yoruba und bedeutet ein Essen, das aus Mais und Dendê-Öl (=Palmöl) zubereitet wird. Der Ebó von *Yemanjá* ist in diesem Sinne eine Speise aus weißem Mais mit Honig, Reis, Maisbrei und weißen Fischen.

hinweg.⁹ Auch bekannte Politiker (wie der berühmte langjährige Gouverneur von Bahia, Antônio Carlos Magalhães), der verstorbene Schriftsteller Jorge Amado sowie viele SängerInnen (unter vielen anderen Caetano Veloso und Maria Betânia) sind Angehörige afrobrasilianischer Religionen. Dies bedeutet aber bei weitem noch nicht, dass die afrobrasilianischen Religionen in der Öffentlichkeit ernst genommen, wertgeschätzt und respektiert werden.

Jahrzehntlang galten die afrobrasilianischen Religionen als „coisa de preto“ und als schwarze Magie, Scharlatanerie, etc. Ihre Gläubigen litten unter zahlreichen Diskriminierungen und polizeilichen Verfolgungen. Davon waren vor allem die Frauen als Hauptträgerinnen dieser Religionen stark betroffen. Solche Vorurteile bestehen gegenwärtig immer noch, was ein Grund für die Vermeidung des offenen Bekenntnisses der Zugehörigkeit zu einer afrobrasilianischen Religion darstellt. Viele AfrobrasilianerInnen, die aktiv an ihrer traditionellen Religion teilnehmen und sogar initiiert sind, deklarieren sich öffentlich immer noch als Katholiken bzw. Christen. Unter dem Hemd oder unter der Bluse tragen sie aber ihre heiligen Ketten und Amulette, aber in der Befürchtung benachteiligt oder noch stärker diskriminiert zu werden, verleugnen sie oftmals ihren Glauben.

Im Laufe ihrer ganzen Geschichte, die Unterdrückung und Verfolgung überstanden haben, stellen diese Religionen einen Widerstandscharakter dar und übermitteln ihren Gläubigen gleichzeitig das Gefühl einer starken ethnischen Geborgenheit. Dieser Widerstand ist auch erkennbar in Form des religiösen Synkretismus, der in Brasilien herrscht. Die infolge der Missionierung erzwungene Übernahme des katholischen Glaubens und der katholischen Heiligen durch die Sklaven, hinderte sie nicht daran, ihre afrikanischen Götter weiterhin zu verehren: hinter den Bildern und Namen der katholischen Heiligen stehen jedoch die ursprünglichen

⁹ Ein Beispiel dafür ist folgende selbsterlebte Situation: Ein weißer habilitierter brasilianischer Universitätsprofessor traute sich nicht über einen „despacho“ mit seinem Auto zu fahren, was deshalb beinahe einen Unfall verursachte. Als Begründung gab er an, „dass man es ja nicht wisse, vielleicht sei wirklich etwas an dieser Magie dran“. Zu bemerken ist jedoch die Tatsache, dass dieser Kollege von einer afrobrasilianischen „Babá“ (=Kindermädchen/Amme) großgezogen wurde. Diese hätte ihn von Säuglingsalter an erzogen und ihn somit mit ihren religiösen Glaubensvorstellungen vertraut gemacht als auch mit ihrer Kochkunst. Zum Verständnis: Ein „despacho“ ist eine Gabe, die einer Gottheit der afrobrasilianischen Religion gegeben wird. Diese wird oft mitten in die Straßenkreuzungen (=encruzilhadas) gelegt und beinhaltet die Ritualspeisen und -trank einer Gottheit sowie Blumen, Schleifen, Kerzen, etc.

afrikanischen Gottheiten. Beispielsweise wird die Hl. Barbara als Iansã verehrt, hinter Xangô der Hl. Hieronymus. Die katholischen Heiligen fungierten somit als das, was man „Deckmantelheilige“ nennen kann. Dadurch fanden die Afrobrasilianer einen Weg, ihren Glauben weiterhin auszuüben.

Die afrobrasilianischen Religionen bilden in ihrer irdischen Kosmologie eine rituelle Familie, die, mit ihrer Zugehörigkeit zu den jeweiligen „Orixás/Santos/Guias“ verbunden ist. Die Gemeinde besteht aus einer Mutter: die „Babalorixá, Ialorixá oder Mãe-de-Santo“ genannt wird und/oder einem Vater, der „Babalaô oder Pai-de-Santo“. Darunter stehen, hier nur in groben Zügen dargestellt, die „Kinder“, d.h. die Initiierten, die „Iaô“ oder „Filhas“ und „Filhos-de-Santo“. In diesem gesamten familiären Gebilde finden sich zahlreiche andere „Verwandte“ (wie beispielsweise die „Madrinhas“ und „Padrinhos“ (=Paten), die unterschiedliche Funktionen innerhalb und außerhalb der kultischen Gemeinschaft besitzen.

Die Stellung der „Mutter“ ist hierbei von großer Bedeutung. Entsprechend der unsicheren Situation der Afro-Frauen in der ca. 350 Jahre dauernden Zeit der Sklaverei, die allein mit ihren Kindern überleben mussten, was heute immer noch weitverbreitet ist, haben sie im kultischen Kontext ebenfalls die Verantwortung für ihre spirituellen Kinder, vor allem auf der psychosozialen Ebene. Sie müssen Charisma und Lebenskraft verkörpern, die ihnen durch die Orixás vermittelt wird, um ihren Kindern diese weiter zu geben. Die Stellung der spirituellen Mutter besteht ebenfalls darin, ihre Kinder gegen Niederlagen und Schicksalsschläge zu verteidigen, die spirituelle Familie zusammenzuhalten und die, in der Regel knappen, materiellen Güter, unter den Bedürftigen innerhalb der religiösen Gemeinde aufzuteilen. Die Rolle des „Vaters“ in diesen religiösen Familien ist in der Regel schwächer. Die afrobrasilianischen religiösen Gemeinden bilden eine vorwiegend von Frauen dominierte Welt. Die spirituelle und psychische Mutter ist auch diejenige, die nährt und ernährt.

In dieser symbolischen Verbindung spielen die afrobrasilianischen Garküchen-Verkäuferinnen von afrobrasilianischen Leckereien, die Baianas, in Brasilien eine wesentliche kulturelle Rolle. Unter „Baianas“ ist dreierlei zu verstehen: 1. Frauen, die im Bundestaat Bahia geboren wurden¹⁰, 2. traditionelle Straßenverkäuferinnen und 3. Frauen, die bei populären Festen, wie beispielsweise in jeder Escola de

¹⁰ Hier aber mit h geschrieben (bahiana), obgleich der Unterschied nur in der Schriftsprache kenntlich wird.

Samba während des Karnevals mit dem Kostüm der Angehörigen der afrobrasilianischen Religionen als bekleidete Tänzerinnen, die für gewöhnlich ältere Frauen sind, auftreten.

Jeder Passant, der in den Südost- und Nordost-Regionen Brasiliens unterwegs ist, begegnet diesen Frauengestalten insbesondere auf den Straßen der Zentren der Großstädte. Kulturgeschichtlich gesehen, ist die Entstehung dieser Straßenverkäuferinnen in der weiblichen afrikanischen Sklaverei zu suchen, die Entstehungsquelle vieler (afro-)brasilianischer Institutionen. Als freigewerbliche Sklavinnen (= „*escravas de ganho*“) mussten viele Frauen das Einkommen ihrer Besitzer aus dem Straßenverkauf erwirtschaften: Sie verkauften Wasser, Obst, Gemüse, Heilkräuter, religiöse Gegenstände, Speisen und sogar ihren eigenen Körper. Trotz der Modernisierung Brasiliens blieben diese Frauen in ihrer afrikanischen bzw. afrobrasilianischen Tradition, gleichsam als ein Relikt im Straßenbild, erhalten. Die Baianas sind gegenwärtig in verschiedenen Städten Brasiliens zu finden und nicht ausschließlich im Bundesstaat Bahia, wo sie ursprünglich entstanden und daher ihre Bezeichnung erlangten.¹¹ Die Tätigkeit als Baiana ist eine rein weibliche. Diese Frauen stammen aus den niedrigen sozio-ökonomischen und Bildungsschichten des Landes und haben als einziges Einkommen den Straßenverkauf, womit sie ihre mehrköpfige Familie, oftmals als Alleinstehende, unterhalten. Nicht selten kann man auch beobachten, dass sie auf den Straßen mit ihren kleinen Kindern arbeiten und diese um sie herum spielen.

Die Baianas unterscheiden sich von anderen Straßenverkäuferinnen u.a. aufgrund ihrer besonderen Bekleidung. Diese werden auch bei den religiösen Festtagen angezogen, obgleich hier noch prachtvoller.

Im Allgemeinen sind die Baianas ganz in weiß oder mit der Farbe ihres entsprechenden Heiligen/Orixá gekleidet. Sie tragen einen *Torço* um den Kopf - wir fangen hier mit dem Kopfteil an, da dieser in den afrobrasilianischen Religionen als

¹¹ Nach dem Kauf der eigenen Freiheit durch die „*carta de alforia*“ oder nach der Befreiung durch die Sklavenbesitzer, kehrten zahlreiche AfrikanerInnen/AbrobrasilianerInnen nach Afrika zurück. Die Baianas behielten bei der Rückkehr sowohl ihre Tätigkeit als Straßenverkäuferinnen von Speisen als auch ihre Bekleidungsart bei, die dann als „brasilianische“ in Afrika galt. So entstanden in Westafrika die Baianas nach dem Vorbild der brasilianischen Baianas. Sie werden auch so genannt und sind im Straßenbild in Togo, Ghana, etc. immer noch präsent. Ihre kulturelle Identität (z.T. auch der persönliche Nachname) ist teilweise brasilianisch (vgl. Parente Augel, 1991).

das wichtigste Körperteil betrachtet wird, als Quelle der Spiritualität und als Sitz und Eingang der Orixás - der wie ein Turban stilvoll gewickelt und gebunden wird. Die Tradition einen „Torço“ bzw. einen Turban zu verwenden, der in Brasilien ausschließlich von Frauen, insbesondere Afrobrasilianerinnen getragen wird, stammt von den islamisierten afrikanischen Sklaven her, die hauptsächlich als ethnische Gruppen der Mandigo und Hauçá¹² nach Brasilien kamen. Als magisch-religiöse Komponente stecken die Baianas hinter das linke Ohr einen Zweig der aromatischen Heilpflanze Raute (= „galho de arruda“), die sie gegen den Bösen Blick (= „mau olhado“) schützen soll. Außerdem tragen sie eine *Bata* (= Bluse), die bestickt oder mit Spitzen besetzt ist und über dem Rock hängt; darunter ein kragenloses Unterhemd (= „camiseta de crioula“). Der obere Rock überdeckt in der Regel mehrere andere, die steifgestärkt sind (= „engomados“), und darunter versteckt sich schließlich noch eine knielange, spitzenverzierte Unterhose (vgl. von Buettner, 1985: 9f). Die Funktion dieser Unterhose ist zweierlei: Einerseits soll sie den Frauen erlauben bei ihrem ständigen Bücken und im Sitzen sich frei zu bewegen, ohne dass ihre Unterwäsche zum Vorschein kommt. Andererseits wird diese Unterhose in den afrobrasilianischen Religionen von Frauen getragen, die männliche Orixás inkorporieren, da diese in ihren heftigen Bewegungen und während des Tanzens den Unterkörper der Frauen bloßstellen könnten. Die Baianas tragen Sandalen. Diese Bekleidung wird bei religiösen Zeremonien durch eine Art Stola (= „pano da costa“) ergänzt. Dies ist ein mehrfach gewebtes breites Tuch, das die Medien (filhas de Santo; Initiierte) über beide oder nur über eine Schulter tragen, je nach Stellung der Frau in der Kultgemeinschaft. Ergänzt und verschönert wird ihre Tracht noch durch den prächtigen Schmuck. Die Baianas tragen zahlreiche Halsketten in den Farben ihrer Orixás und Armreifen aus Silber oder Messing.

¹² Hauça: Sprache und Volk in West- und Zentral-Afrika (Nigeria, Niger, Tschad, u.a.). Als Sprache gehört sie zu den afroasiatischen Sprachen. In Brasilien wurde diese Sprache zur „lingua geral“ der sudanesischen Sklavengruppen, die vor allem in Bahia angesiedelt wurden. In Brasilien wurden sie „Malês“ genannt, da die Hauças islamischen Glaubens waren. Die malês haben stetig einen starken Widerstand gegen ihr Sklavendasein gezeigt und haben eine der bekanntesten Sklavenrevolte organisiert und durchgeführt, die Revolta dos Malês. Aufgrund dessen wurden sie in Brasilien fast vollständig ausgerottet. Hinterlassen haben sie viele tradierte kulturelle Einflüsse, die in den afrobrasilianischen Religionen noch erkennbar sind: u.a. die Bedeutung des Freitags als ein besonderer religiöser Wochentag, die Trachten in den afrobrasilianischen Religionen sowie die Amulette. Der Begriff Hauça wird sehr unterschiedlich geschrieben (z.B. Haussá).

Búzios (=Kaurimuscheln) und eine *Figa* (=Amulett) sind ebenso unerlässliche Bestandteile ihres Schmuckes, die als Schutz gegen negative Einflüsse dienen sollen.

Arroz de Haussá (Reis der Haussa)

Für 6 Personen

Zutaten: 2 Tassen Reis; 2 Teelöffel Salz

Für die Fleischsauce: 300 g Carne seca¹³, 1 Zwiebel; 1 Knoblauchzehe; Öl

Zubereitung: Das Fleisch in kleine Stückchen schneiden und mit kochendem Wasser kurz abbrühen, um zu entsalzen. In einem Topf mit der kleingeschnittenen Zwiebel, der zerdrückten Knoblauchzehe und wenig Wasser weich kochen (ca. 60 Minuten) und mit wenig Öl knusprig braten. Währenddessen 5 Tassen Wasser kochen, Reis und Salz hineingeben. Bei offenem Topf kochen lassen und mit einem Holzlöffel häufig umrühren, damit der Reis sämig wird. Zum Servieren Fleisch mit dem Fett über den Reis geben. Alles sollte zum Servieren noch sehr heiß sein.

Zu der Funktion einer Baiana Straßenverkäuferin gehört, außer ihrer Verkaufstätigkeit, ihre psychologische Rolle und ihre religiöse Gebundenheit.

Die meisten Baianas sind Angehörige des Candomblés oder anderer afrobrasilianischer Religionen. Sie können angesehen werden als diejenigen, die seit der Zeit der Sklaverei durch die von ihren Besitzern unkontrollierbare Beweglichkeit im städtischen Raum als Hauptträgerinnen des religiösen Wissens fungierten. Aufgrund ihres Handels und ihrer Gemeindegkontakte, wurde, insbesondere z.B. in Bahia, der „culto dos ancestrais“ (=Ahnenkult), die „curanderias“ (=Heilkunst) und die „rezas“ (=Gebete) in diesen Gemeinschaften aktiviert. Diesen Frauen kann somit die wesentliche Rolle der kulturellen Umstrukturierung und Erhaltung der afrikanischen Kultur im Stadtraum zugeschrieben werden. Ihre religiöse Funktion haben sie bis heute beibehalten, obwohl es bereits Baianas gibt, die zu den heute expandierenden evangelikalen Religionen übergetreten sind, aber ihre Erwerbstätigkeit als „Baiana“ weiterführen und in der Tradition der afrobrasilianischen Küche Speisen weiter verkaufen. Außerdem bieten viele Baianas auch psychologische Beratung, „Ratschläge und Deutungen an und vereinbaren Termine für Säuberungsrituale, sogenannte Limpezas. Damit übernimmt die Baiana an ihrem angestammten Platz, ihrem Ponto, vor allem die Ältere, die Mae de Santo, wieder eine Funktion, die ihrer ursprünglichen Stellung innerhalb der Sippe am nächsten kommt.“ (Buettner, 1985:13). Die religiöse Aktivität einer Baiana beschränkt sich

¹³ Trockenfleisch. Hier kann sehr gut Kassler eingesetzt werden.

nicht nur auf die Gemeindegarbeit, sie betrifft im Wesentlichen ihren eigenen Alltag: Eine Baiana verlässt z.B. nie das Haus bevor sie bestimmte Gebete und magische Handlungen für den erfolgreichen Verkauf ihrer Speisen und für den eigenen Schutz auf der Straße ausgeführt hat.

Der *Tabuleiro*, das Tablett, auf dem die Baianas alle ihre Speisen und ihre *Quitutes* ausstellt, besteht traditionell ausschließlich aus Speisen der afrikanischen/afrobrasilianischen Küche. Es sind beispielsweise *Acarajé*, *Vatapá*, *Abará*, gebratene Fische, dazu Soßen und Salate sowie Süßigkeiten wie *cocada (branca e morena)*, *cuscuz*, *quindim*, etc. Diese „salgadinhos“ (=Salzwerke) werden mit *Dendê*-Öl¹⁴ und über Holzkohle frisch gegrillt, obwohl aufgrund des Kulturwandels heute viele Baianas ihre Garküche bereits mit Gas betreiben. Viele Gerichte der brasilianischen Küche, die auch von den Baianas verkauft werden, haben afrikanische Namen und sind an der Westküste Afrikas immer noch zu finden.

Acarajé

Die Zubereitung des Acarajé ist sehr aufwendig.

Zutaten: Fradinho-Bohnen; Zwiebeln; Salz, Dendê-Öl; getrocknete Krabben; Pfeffer-Sauce; Knoblauch.

Aus frischen Fradinho-Bohnen, die im Wasser eingeweicht wurden, wird die Haut abgezogen und diese in einem Mörser (=pilao) aus Stein oder Holz zerstampft. Die daraus resultierende Masse wird zu einem Teig hergestellt. Zwiebel, Knoblauch und Salz zusammen zerdrücken und zu der Bohnenmasse hinzufügen und sehr gut durchmischen. Daraus werden Bällchen geformt, die in sehr heißem rot-gelblichen Dendê-Öl frittiert werden. Die Krabbenpaste wird danach als Füllung reingelegt. „Je nach Wunsch bekommt man dazu Vatapá (eine Art Brei aus Mehl, Dendê-Öl, Kokosmilch, getrockneten Krabben, Cashew- und Erdnüssen) und natürlich die feurige Chilisaucе, Molho de Pimenta“ (vgl. Parente Augel, 1991: 21f).

Bitte beachten: Wenn Sie bei einer Baiana ein Acarajé bestellen, fragt diese sie: „quente ou frio“? Gemeint ist hier aber nicht die Temperatur der Speise sondern, ob es scharf (*quente*) oder nicht-scharf (*frio*) gewünscht wird. In der Regel ist das Scharfe sehr scharf.

In der afrobrasilianischen Esstradition verbunden mit einer religiösen Einstellung gehört auch der Brauch, dass bevor ein alkoholisches Getränk – wie beispielsweise eine cachaça - getrunken wird, die ersten Tropfen, den ersten Schluck, an einer Ecke auf den Boden gekippt. Das ist ein Angebot, eine Verehrung, ein Dank

¹⁴ Palmöl.

an die Orixás für den Trank: Zuerst für die Gottheit und dann für einen selbst! In diesem Kontext wird in der afrobrasilianischen Küche oft ein kleiner Teller mit Speisen und/oder Süßigkeiten auf dem Kühlschrank, hinten im Garten oder hinter das Eingangstor gestellt und als „a comida para Santo“ (das Essen für den Orixá) offeriert.

In diesem Sinne: Bom apetite und Axé¹⁵!

Literaturhinweise:

- Brandão, D. (1965), *A cozinha baiana*. Salvador.
- Buettner, E. R. von (1985), *Baianas. Priesterinnen der Straße*. St. Gallen.
- Câmara Cascudo, L. da (1983), *História da alimentação no Brasil*. 2 vol.s. Belo Horizonte.
- Freyre, G. (1969), *Açúcar. Em torno da etnografia, da história e da sociologia do doce no nordeste canavieiro do Brasil* (2. Ed.). Recife
- Lody, R. (1979), *Santo também come. Estudo sócio-cultural da alimentação cerimonial em terreiros afro-brasileiros*. Recife.
- Lody, R. (1992), *Axé da boca. Temas de antropologia da alimentação*. Rio de Janeiro.
- Lody, R. (2003), *Dicionário de arte sacra e técnicas afro-brasileiras* (p.33-59). Rio de Janeiro.
- Lopes, N. (2006), *Dicionário escolar afro-brasileiro*. São Paulo.
- Muniz jr., J. (1988), *Baiana, uma tradição negra*, 15(42), p.37-42. Santos.
- Parente Augel, M (1993): *Brasilianisch kochen. Gerichte und ihre Geschichte*. St. Gallen.
- Parente Augel, M. (1991), *Transatlantik. Begegnung zwischen Afrika und Brasilien*. Bremen.
- Santos-Stubbe, Ch. dos (1995), *Arbeit, Gesundheit und Lebenssituation afrobrasilianischer Empregadas Domésticas (Hausarbeiterinnen)*. Frankfurt/M.

¹⁵ Axé ist ein Begriff mit Ursprung in der Sprache der Yoruba und bedeutet so viel wie die Kraft, die dem Leben innewohnt. Exé wird als Verabschiedungsgruß bei den Afrobrasilianern insbesondere in Bahia und/oder bei den Gläubigen der afrobrasilianischen Religionen ausgesprochen.

Santos-Stubbe, Ch. dos (2001), *Die Afrobrasilianer* (2. Aufl.). Bad Honnef.

Santos-Stubbe, Ch. dos & Stubbe, H. (2014), *Kleines Lexikon der Afrobrasilianistik. Eine Einführung mit Bibliografie*. Göttingen

Sicisínio, A.E. (1997), *Dicionário da escravidão*. Rio de Janeiro.

Souto Maior, M. (1988), *Alimentação e Folclore*. Rio de Janeiro.

Stubbe, H. (1987), *Geschichte der Psychologie in Brasilien. Von den indianischen und afrobrasilianischen Kulturen bis in die Gegenwart*. Berlin.

Vianna, H. (1987), *A cozinha baiana* (2. Ed.). São Paulo.

Die psychische Einheit der Menschheit

-Ein theoretisches Fundament der Transkulturellen Psychologie¹-

Hannes Stubbe

Die theoretische, ursprünglich ethnologische Lehre von der psychischen² Einheit der Menschheit (LPEM) kann dahingehend charakterisiert werden, dass sich in allen Kulturen d.h. bei allen Menschen weltweit die gleichen psychologischen Konstrukte d.h. gesicherte und genau beschreibbare Variablen, Verhaltens- und Erlebensweisen, auch solche, die sich nicht direkt beobachten lassen wie z.B. Intelligenz, Kognition, Wahrnehmung, Emotion, Motivation, wenn auch in verschiedenen kulturellen Ausprägungsformen, finden. Ein typisches Beispiel für eine Erlebens- und Verhaltens-Universalie ist das Lachen und Weinen. Schon *Aristoteles* sprach bekanntlich vom „homo ridens“ (vgl. Plessner, 2003; Wende, 2008, Nitschke, et al., 2009; Richert, 2009; Möhrmann, 2015). Eine weitere menschliche Universalie ist das Sprechen, das Du, *Joachim*, intensiv und sehr erfolgreich erforscht hast. Meine Gratulation zu Deinem 65. Geburtstag!

¹ Wir ziehen den Begriff „Transkulturelle Psychologie“ dem deutschsprachigen Begriff „Kulturvergleichende Psychologie“ vor, da sich jener immer mehr international durchsetzt. Nach Stubbe (2012) versucht der Begriff „Psychologische Anthropologie“, die auf dem Boden der Kulturanthropologie steht, alle diese Forschungsrichtungen wie „Interkulturelle Psychologie“, „Ethnopsychologie“, „Cross-culture psychology“ und „Transkulturelle Psychologie“ d.h. auch die emische und etische Sichtweise zu integrieren.

² Unter „psychisch“ werden „diejenigen an das Zentralnervensystem gebundenen Lebensvorgänge bezeichnet, die erlebbar sind und/oder sich im Verhalten äußern. Das Erlebnisgeschehen ist durch das kategoriale Novum der Innerlichkeit und der Wert- und Sinnzusammenhänge vom objektiv fassbaren und rationalisierbaren Verhalten abgehoben. ... Der Begriff ‚psychisch‘ meint immer den Doppelaspekt von Erlebnis und Verhaltensweise.“ (Deliuss & Fahrenberg, 1966, S. 6)

Also eine Einheit in der kulturellen Vielfalt!

Die universalistische LPEM hat ihre historischen Wurzeln bereits in der griechisch-römischen Antike mit ihren kosmopolitischen Vorstellungen (vgl. z.B. *Zenon, Cicero, Seneca d. J., Epiktet, Marc Aurel*; *Stoische Weisheit*, 1986; Koeping, 1983, S.138). Schon für *Antisthenes* (444-368v.Chr.), den Stifter der kynischen Philosophenschule und Schüler des Sokrates, ist der Weise nicht Bürger, sondern Weltbürger. Auch sein Schüler *Diogenes*³ sagt:

„Ich bin Bürger des Kosmos (Kosmopolit)“ (Kranz, 1955, S. 280).

Insbes. in der griech.-röm. Stoa finden sich bereits viele Texte, die eine Einheit der Menschheit und eine sittlich weltumspannende Lebensgemeinschaft aller Menschen postulieren. Die eigentliche Heimat des Menschen ist das geordnete Universum, der Kosmos. So schreibt etwa *Seneca d. J.* (62-113 n. Chr.):

„Non sum uni angulus natus, patria mea totus hic mundus est.“ (Seneca, *epistulae morales ad Lucilium*, 28,4, S. 160).

(„Nicht für einen einzigen Winkel bin ich geboren, meine Heimat ist hier die ganze Welt.“)

„Politisch sind die Stoiker Kosmopoliten, nationale Grenzen sind für sie zu eng; da alle Menschen Brüder sind, sollen sie auch alle Bürger eines einzigen, großen Weltstaates sein, unter einem für alle gleichen Gesetz stehen. Sie fordern immer wieder die Gleichberechtigung aller Menschen, auch der damals nicht hochgeschätzten Sklaven, die als Sache behandelt wurden. Unter diesem Aspekt fordern sie sogar die Feindesliebe.“ (Panitz, 1986, S.24)

Der neukantianische Philosoph *Wilhelm Windelband* (1848-1915) stellt denn auch zu Recht fest:

„Der staatlichen Zersplitterung der Menschheit aber hielten die Stoiker die Idee des Weltbürgertums entgegen, die sich ihnen unmittelbar aus jener Vorstellung von einer sittlichen Lebensgemeinschaft aller Menschen ergab. Es entsprach der großen Bewegung der Zeitgeschichte, daß sie den Wertunterschied von Hellenen und Barbaren, den noch Aristoteles vertreten hatte, als überwunden beiseite schoben.“ (Windelband, S. 146; zit. nach *Stoische Weisheit*, 1986, S.207).

³ von dem der Begriff wahrscheinlich stammt. Diogenes von Sinope, ca. 400-325 v. Chr., war der Hauptvertreter des Kynismus.

Im antiken China predigte auch der Sozialethiker, Pazifist und Gegner des Konfuzius *Mo Ti* (auch: *Motius*) (ca. 480 – 400 v. Chr.) in seiner Schrift „Von der Liebe des Himmels zu den Menschen“ eine allgemeine unterschiedslose Menschenliebe (vgl. *Mo Ti*, 1992).

Ebenfalls die theoretische Konzeption des *Panpsychismus* (*anima mundi*, Weltseele; z.B. Platon, Stoa, Schelling, Nagel) impliziert eine LPEM (vgl. Stein, 1886, S.39-48).

Das mittelalterliche *Christentum* (vgl. z.B. *Paulus*, Brief an die Galater, 3, 28) hat dann die Lehre von der Gleichheit der Seelen vor Gott hervorgehoben und Humanismus und Aufklärung haben diese kosmopolitischen Gedanken weiterentwickelt. Sie sind auch eng verbunden mit dem Frieden. Der bedeutende Schweizer Theologe Karl Barth (2015, S. 494f) hat in seiner einflussreichen Auslegung des Römerbriefes klar hervorgehoben, dass

„in Christus kein Krieg möglich“ ist, „er ist doch unser Friede“.

„Der Krieg ist das natürliche Tun des Menschen, der, *seinen* Aspekt vom Mitmenschen verabsolutierend, sein will wie Gott. Das legt uns nahe Frieden zu halten um jeden Preis, und das mit *allen* Menschen.“

Schon die griech./röm. Antike, die Aufklärung und die Neuzeit tragen auch in ihrer *Idee des Weltbürgertums*, die alle Menschen als gleichberechtigte Mitbürger und die ganze Erde als ihre Heimat, als die große „Weltstadt“ (*Diderot*) anerkennt, dem geschichtlichen Umstand Rechnung (insb. aus den späteren Erfahrungen mit totalitären Gesellschaften im 20. Jh.), dass ein einzelner Staat, eine Nation, eine Kultur, eine „Rasse“, eine Klasse dem gegenwärtigen Menschen nicht mehr den sittlichen Lebensinhalt zu vermitteln vermag.

Goethe war Kosmopolit:

„Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben.“ 1809!,

sowie das „junge Deutschland“ (z.B. Heine). Die Linksliberalen und Sozialisten (nicht die National-Sozialisten!; vgl. Glaser, 1979) nahmen diese Gesinnung auf.

In *Auguste Comtes* (1798-1857) „*Religion de l’Humanité*“ (oder „*Religion Positive*“), die in Brasilien besonders wirksam geworden ist, wird die „Menschheit“ als „*Grand-Être*“ verehrt. Das „*Grand-Être*“ umfasst die gesamte innere und äußere Ordnung des Menschen und findet sich nach positivistischer Anschauung in allen Stufen der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, die in drei Stadien abläuft. Die Vereinigung der gesamten Menschheit vollzieht sich durch die vereinigende Macht der Liebe, gemäß der heiligen Formel des Positivismus:

„O amor por principio e a ordem por base, o progresso por fim“⁴ (vgl. Regozini, 1977, S. 232; Wagner, 2001, S. 63ff).

Der in der DDR vertretene Marxismus-Leninismus sah jedoch im Kosmopolitismus eine reaktionäre Ideologie. Im „Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Philosophie“ (1989, S. 299f) heißt es (noch vor dem Zusammenbruch des Ostblocks) dazu:

„Kosmopolitismus: Bezeichnung für Anschauungen und Theorien über die Nation und die Beziehungen der Nationen zueinander, nach denen die Nation eine überlebte Erscheinung sei und durch übernationale Zusammenschlüsse ersetzt werden müsse. Während der K. in der Herausbildung der bürgerlichen Nationen eine relativ fortschrittliche Rolle spielte, weil er sich hauptsächlich gegen nationale Abgeschlossenheit und Borniertheit wandte, ist er in der Gegenwart zu einer reaktionären Ideologie geworden, die dem Imperialismus als Mittel dient, andere Nationen unter dem Aushängeschild der Integration zu unterdrücken. Der K. bedient sich solcher Schlagworte wie ‚Abendland‘, ‚Europa-Idee‘ und untergräbt das Nationalbewußtsein der Nationen. Dadurch hilft er den mächtigsten imperialistischen Staaten, ihre Weltherrschafts- oder Vorherrschaftspläne zu begründen. Insofern erweist sich der K. als eine verschleierte Form des Nationalismus.“

Wer weiß, wie in der DDR Kubaner, Afrikaner und Vietnamesen apartheidsmäßig behandelt und z.B. bikulturelle Ehen und Partnerschaften verboten wurden, wird sich bewusst, dass dieser totalitäre SED-Sozialismus sich weit vom Humanismus entfernt hatte und rassistische Züge trug, was in einem Land wie Deutschland bereits eine lange Tradition hat (Mosse, 1978; Glaser, 1979; Stubbe, 2012, S. 531ff). Übrigens war Karl Marx ein Kosmopolit!

In der gegenwärtigen Philosophie wird unter *Kosmopolitismus* das Programm verstanden, gemäß der naturrechtlichen Gleichheit aller Menschen eine politische Ordnung zu etablieren, in der alle Menschen gleichermaßen als Bürger d.h. auch die Migranten, Flüchtlinge, Vertriebenen, Marginale etc. anerkannt werden können.

„Dabei ist umstritten, ob diese Ordnung im Sinne eines utopischen Weltstaates (Thomas More, 1516), im Hinblick auf eine gänzliche Abschaffung staatlicher Gewalt überhaupt (so im Marxismus), oder, wie es I. Kant in seiner Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795) vertrat, im Sinne einer Föderation souveräner Republiken gedacht werden soll.“ (Gessmann, 2009, S.408)

⁴ vgl. die brasilianische Nationalfahne

Im *Pazifismus* (vgl. B. von Suttner, *Die Waffen nieder*, 1892ff) und *Internationalismus* finden sich ebenfalls wirksame Ausprägungen des Kosmopolitismus. *Kwame Anthony Appiah* (2007) gibt einen ausgezeichneten aktuellen Überblick über die „Philosophie des Weltbürgertums“.

Die von der *Evolutionstheorie und Paläoanthropologie* konstatierte Ausbreitung des *Homo sapiens* über die gesamte Erde, beginnend seit ca. 100.000 Jahren, stützt ebenfalls die LPEM (Hardt et al. 2009). Auch andere biologische Tatsachen bilden ein Fundament der LPEM: Wegen der *molekularbiologischen Erkenntnisse über die genetische Vielfalt der Menschen* sind die klassischen Rassenkonzepte zum Scheitern verurteilt: mindestens $\frac{3}{4}$ der menschlichen Gene variieren nicht, sie sind also bei allen Menschen gleich. Trotz erheblich erscheinender morphologischer Unterschiede sind die genetischen Distanzen zwischen den geographischen Populationen des Menschen gering. Der größte Anteil der genetischen Unterschiede zwischen Menschen befindet sich nicht zwischen, sondern innerhalb der geographischen Populationen. Mindestens 90% der genetischen Unterschiede befinden sich innerhalb lokaler oder eng benachbarter Populationen (vgl. Stubbe, 2012, S. 526ff).

Im 19. Jh. hat vor allem der Arzt und Ethnologe *Adolf Bastian* (1826-1905) die LPEM in verschiedenen Publikationen theoretisch zu begründen versucht. Adolf Bastian war einer der bedeutendsten deutschen Forschungsreisenden des 19. Jhs. Er gilt als Begründer der deutschen Ethnologie und Ethnopsychologie, gründete 1886 das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin, gab die heute noch bestehende "Zeitschrift für Ethnologie" (1869ff) heraus und war Mitbegründer der "Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" (1869). Einer seiner Schüler war der Deutschamerikaner *Franz Boas* (1858-1942), der die nordamerikanische „cultural anthropology“ begründete, aus der z.B. Ruth Benedict und Margaret Mead u.v.a.m. hervorgegangen sind.

Eine der besten Kennerinnen von Leben und Werk Adolf Bastians, Annemarie Fiedermutz-Laun (1990), beschreibt die wissenschaftshistorische Situation bzw. Entwicklung der LPEM präzise folgendermaßen:

„Denn seit sich Ende des 18. Jahrhunderts auf Grund der Erkenntnis von der physischen Einheit der ‚Rassen‘ die allgemeine Anerkennung der psychischen Einheit aller Menschen Bahn gebrochen hat, bauen auf diesem Gedanken der Aufklärung eine Reihe von Wissenschaften eigene Forschungsrichtungen aus. Die vergleichende Psychologie und Völkerpsychologie werden von Herbart, Beneke, Fechner, Waitz und Lazarus-Steinthal ausgestaltet. Das naturwissenschaftliche Denken findet im Positivismus von Comte, der der Soziologie zum Rang einer selbständigen Wissenschaft verhilft, seinen Niederschlag, ferner im Entwicklungsgedanken, der

seine geisteswissenschaftliche Ausprägung bei Herder und im Positivismus, seine naturwissenschaftliche bei Darwin findet. Der unilineare Evolutionismus beginnt Teile der Geschichtswissenschaft zu prägen. Neben die Arbeiten der vergleichenden Linguistik und der vergleichenden Mythologie tritt die Prähistorie, die Anthropologie gewinnt zunehmend an Bedeutung, ist jedoch noch eng mit der Psychologie verhaftet. Die Verbindung von Geographie und Geschichte hat bei Ritter ihren ersten Höhepunkt erreicht, und bei A. v. Humboldt wird die Geographie zu einer Chorologie, zur Lehre von Naturräumen.“ (Fiedermutz-Laun, 1990, S. 109)

Es war ein besonderes Verdienst des humanistisch tief gebildeten Arztes Adolf Bastian, der als Schiffsarzt fast alle Länder der damals bekannten Welt bereiste, die Gemeinsamkeiten einer Humanwissenschaft herausgestellt zu haben, indem er eine "LPEM" theoretisch begründete und dies in einer Zeit, als sich die Rassenlehren (z.B. Carus, 1849; Agassiz, 1850; Gobineau, 1853/55), ein die sog. Naturvölker („Wilden“, „Primitiven“, „Kulturlose“, „savages“, „sauvages“, etc. vgl. Stubbe, 2012, S. 483f) diskriminierender Sozialdarwinismus und Imperialismus herauszubilden begannen (vgl. Stubbe, 2012, S. 483f, 526ff, 584). Als Universalist und Monophyletiker war Bastian ein überzeugter Anti-Rassist, der heftig der damals vorherrschenden Überzeugung widersprach, dass „Rassenmischung“ schädlich sei. In seinen Werken kritisierte er dementsprechend die Gobineausche im "Essai sur l'inégalité des races humaines" (1853/55) vertretene Auffassung, dass die Mischung der verschiedenen „Rassen“ durchgängig eine physische und moralische Verschlechterung herbeiführe und den Völkern den Keim eines sicheren Unterganges einpflanze (= Degenerationshypothese⁵).

Bastians rationales Programm (vgl. Stubbe, 2012, S. 67), lief auf die Schaffung einer naturwissenschaftlichen Psychologie hinaus, deren Tatsachenbasis jedoch nicht auf die wenigen Jahrtausende dokumentierter abendländischer Geschichte oder auf die (experimentellen) Erfahrungen der westlichen Psychiater und Psychologen, der Introspektion etc. beschränkt sein, sondern der Ethnographie der gesamten Menschheit entnommen werden müsse. Bastian verneint auch einen stetigen Fortschritt in einmaliger Kulturentwicklung (eine einmalig moderne Auffassung!)

⁵ Zur Degenerationslehre, die auch in der Psychiatrie (z.B. Bénédict-Augustin Morel, 1809-1873) eine gewisse Rolle gespielt hat, und über die der Arzt und Zionist Max Nordau (1849-1923) sein Hauptwerk „Entartung“ (1892) schrieb, vgl. S.L. Gilman (1985): Degeneration. NY; Kulturhistorisch und aktuell vgl. E. Onfray (2018): Niedergang (frz. Décadence). Aufstieg und Fall der abendländischen Kultur von Jesus bis Bin Laden. München.

und tritt der Lehre entgegen, dass jede spätere Kultur einen Fortschritt über die frühere hinaus bedeute.

Die Bastiansche LPEM, die Lehre von den Elementar- und Völkergedanken und schließlich die meisterhafte Handhabung der komparativ-genetischen Methodik (ethnologische Übersichtsaufnahme) sind Belege genug, um ihn als einen zu Unrecht vergessenen Mitbegründer der Transkulturellen, Kulturvergleichenden und Ethno-Psychologie/Psychologischen Anthropologie zu erweisen, die auf dieser Lehre fußen (vgl. Stubbe, 2019).

„Unverkennbar sind die Berührungen zwischen Bastian und der modernen von Wilhelm Wundt vertretenen Völkerpsychologie. Doch ist Bastians völkerpsychologische Domäne dadurch wesentlich erweitert, daß er aus ethnologischen Gründen die aus der Grimm'schen Schule herrührende Scheidung zwischen individuellen und kollektiven Geistesprodukten prinzipiell ablehnt, wodurch der Zusammenhang der höheren Kulturwelt mit den niederen Völkern gewahrt bleibt,“

schreibt von Adrian (1905, S. 178; zit. nach Stubbe, 2012, S. 68) in seinem Nekrolog auf Adolf Bastian. Der Begründer der geisteswissenschaftlichen Psychologie *Wilhelm Dilthey* (1833-1911) lobte Bastians Feldforschungen, nachdem er *Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen* (1866-1871) gelesen und unter einem Pseudonym in "Westermann's Monatshefte"(1868) rezensiert hatte (vgl. Koepping, 1983, S. 5, 232).

In Deutschland gründete sich keine Schule um Bastians Lehre.

„Im elementaristischen Denken, z.B. auch der ‚Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte‘, ging die sozial- und völkerpsychologische Interessenrichtung verloren.“ (Beuchelt, 1974, S. 21)

C. G. Jungs (1875-1961) Archetypenlehre ist jedoch von der LPEM stark beeinflusst (vgl. Koepping, 1983, S.142f, 247; Jung, 2009, S.45, 78, 107). Man könnte vielleicht überspitzt behaupten, dass der Schweizer Psychiater und Tiefenpsychologe Jung die Bastiansche Lehre von den Elementargedanken zuerst auf die schizophrenen Psychosen und später dann auf die Normalpsyche angewandt hat. Jung schreibt (erstmal 1946):

„Zu den 'angeborenen Vorstellungen' gehören auch Adolf Bastians 'Elementargedanken', worunter die überall sich findenden analogen Grundformen der Anschauung zu verstehen sind, also etwa dasselbe, was wir heute als 'Archetypen' formulieren“ (Jung, 1971, S. 194; zit. nach Stubbe, 2012, S. 69).

Im Gefolge der kulturellen Evolutionstheorie neigte man allgemein dazu zwischen der Psyche der sog. Naturvölker, der Kinder und der Geisteskranken "psychische Parallelen" bzw. Vergleiche aufzustellen, wie die Werke von *Alfred Vierkandt*

„Naturvölker und Kulturvölker“ (1896), *Sigmund Freud* "Totem und Tabu" (1912/13), *Gustav Kafka* „Handbuch der Vergleichenden Psychologie“, Bd.1 (1922), *Heinz Werner* "Einführung in die Entwicklungspsychologie" (1926) und die Studien über das "archaische Denken" der Schizophrenen (Storch, 1922), das "magische Denken" (Frazer, 1907-1915) und das "prälogische Denken" der sog. Primitiven (Levy-Bruhl, 1910, 1922) zeigen (vgl. Stubbe, 2019).

„Neuere, im wesentlichen empirische Arbeiten“, schreibt der Kölner Völkerpsychologe Eno Beuchelt (1988, S. 96f; zit. nach Stubbe, 2012, S. 69), „haben gezeigt, dass zwar die Denkvoraussetzungen - Wissen um Naturerscheinungen, die Ursachen von Krankheiten, technische Zusammenhänge u.a. - kulturell unterschieden sein mögen, dass jedoch die formalen Denkabläufe gleich sind und bei entsprechender schulischer Ausbildung zu gleichen Ergebnissen führen. Die theoretische Fundierung dieser Einsicht liefert das seit dem 19.Jh. bekannte und bisher nicht widerlegte Postulat von der 'Psychischen Einheit der Menschheit'.“

Hinsichtlich der Wirkung Bastians und der LPEM können wir folgende fünf Gruppen unterscheiden: Erstens die Schüler wie z.B. Franz Boas (1858-1942), der Gründer der „Schule“ der nordamerikanischen „cultural anthropology“ (vgl. Kulturrelativismus) oder Karl von den Steinen (1855-1929), der in den 80er Jahren des 19.Jh.s in Brasilien im Xingú-Gebiet erste Feldforschungen durchführte, zweitens parallele Entwicklungen (z.B. Edward B. Tylor, 1832-1917), drittens Konvergenzen, z.B. Sigmund Freud's (1856-1939) ethnopschoanalytisches Konzept von der Universalität des Inzesttabus und der Ödipuskonstellation etc., viertens die Entwicklung der Kulturvergleichenden Psychologie/Transkulturellen Psychologie/Psychologischen Anthropologie (Stubbe, 2012) und fünftens die evolutionären Psychologien und die Historische Psychologie (Jüttemann, 2013). Die LPEM ist demnach eine wichtige unverzichtbare theoretische Grundlage der modernen Ethnologie und Psychologie.

Fazit

Ohne die LPEM lässt sich heute in einer globalisierten Welt keine humane, menscheitsverbindende Psychologie insbes. Transkulturelle Psychologie und Psychologische Anthropologie betreiben.

Literatur

- Appiah, K. A. (2007): *Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Barth, K. (2015): *Der Römerbrief 1922*. Zürich, 20. Aufl..
- Bastian, A. (1860): *Der Mensch in der Geschichte*. 3 Bd.e. Leipzig: Wigand.
- Beuchelt, E. (1974): *Ideengeschichte der Völkerpsychologie*. Meisenheim/Glan: Hain.
- Ders. (1988): *Denkweise, prälogisches Denken*. In: W. Hirschberg, Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer, 96f..
- Delius, L. & Fahrenberg, J. (1966): *Psychovegetative Syndrome*. Stuttgart: Thieme.
- Fiedermutz-Laun, A. (1990): *Adolf Bastian (1826-1905)*. In: W. Marschall (Hrsg.), *Klassiker der Kulturanthropologie*. München: Beck, 109-136.
- Gessmann, M. (2009): *Philosophisches Wörterbuch*. Stuttgart: Kröner.
- Glaser, H. (1979): *Spiesser-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert und dem Aufstieg des Nationalsozialismus*. Berlin.
- Hardt, Th. et al. (2009): *Safari zum Urmenschen. Die Geschichte der Menschheit*. Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.
- Jung, C. G. (2009): *Archetypen*. 14.Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Jüttemann, G. (Hrsg.) (2006): *Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ders. (2013): *Die Entwicklung der Psyche in der Geschichte der Menschheit*. Berlin.
- Kant, I. (1784): *Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784)*. Werke, Bd. 9 (31-50). Darmstadt.
- Koepping, K. P. (1983): *Adolf Bastian and the psychic unity of mankind. The Foundations of Anthropology in Nineteenth Century Germany*. St. Lucia, 1983.
- Kranz, W. (1955): *Die griech. Philosophie*. Basel: Schibli-Doppler.
- Kytzler, B. (1985): *Die Klassiker der römischen Literatur*. Düsseldorf: ECON Taschenbuch Verlag.
- Ders. (1986): *Die Klassiker der griechischen Literatur*. Düsseldorf.
- Marx, K. (1848): *Manifest der Kommunistischen Partei*. London (Ausg. Berlin: Dietz, 1967).

- Möhrmann, R. (Hrsg.) (2015): *„So muß ich weinen bitterlich“. Zur Kulturgeschichte der Tränen*. Berlin: Alfred Kröner.
- Mosse, G.L. (1978): *Rassismus*. Königstein/Ts..
- Ti, M. (1992): *Von der Liebe des Himmels zu den Menschen*. München.
- Nitschke, A., Stagl, J. & Bauer, D.R. (Hrsg.) (2009): *Überraschendes Lachen, gefordertes Weinen. Gefühle und Prozesse. Kulturen und Epochen im Vergleich*. Wien: Böhlau.
- Plessner, H. (2003): *Ausdruck und menschliche Natur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Regozini, G. M. (1977): *Auguste Comtes „Religion der Menschheit“ und ihre Ausprägung in Brasilien*. Frankfurt/M.: P. Lang.
- Richert, Fr. (2009): *Kleine Geistesgeschichte des Lachens*. Darmstadt.
- Schneider, Chr. M & Müller, M. (1993): *Die Völkerpsychologie – Entstehung und Weiterentwicklung unter kulturpsychologischen Aspekten*. Schweizerische Zeitschrift für Psychologie, 52, (2), 93-102.
- Seneca, L. A. (2011): *Epistulae morales ad Lucilium*. Bd.1. lat.-dt.. Mannheim.
- Stein, L. (1886): *Die Psychologie der Stoa*. Berlin: Calvary.
- Panitz, H. (1986): *Stoische Weisheit. Griechisch-Lateinisch-Deutsch*. Münster.
- Stubbe, H. (1985): *Formen der Trauer*. Berlin: Reimer.
- Ders. (2012): *Lexikon der Psychologischen Anthropologie*. Gießen.
- Ders (2015): *Kulturvergleichende Psychologie*. In: M. Galliker & U. Wolfradt (Hrsg.), *Kompendium psychologischer Theorien*. Frankfurt/M., 263-266.
- Ders. (2018): *Kleinere Schriften*. Aachen.
- Ders. (Hrsg.) (2019): *100 Jahre Psychologie an der Universität zu Köln. Eine Festschrift*. Lengerich.
- Von Suttner, B. (1882ff.): *Die Waffen nieder*. Dresden, Leipzig, Wien.
- Wagner, G. (2001): *Auguste Comte zur Einführung*. Hamburg.
- Wende, W. (Hrsg.) (2008): *Wie die Welt lacht. Lachkulturen im Vergleich*. Würzburg.
- Weinkauff, W. (2006): *Die Philosophie der Stoa*. Stuttgart: Reclam.
- Wundt, W. (1873): Rezension: Rauch „Die Einheit des Menschengeschlechts“, Anthropologische Studien. In: *Literarisches Zentralblatt für Deutschland*, Nr. 12, Sp. 358-359.



Sprache & Politik

Sprache & Sport

Sprache & Kultur

Sprachkontakte

Sprache & Geschichte